This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

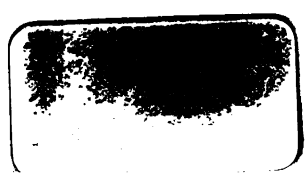
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600068447Z



Geschichte

der

Europäischen Menschheit

im

Mittelalter.

In vier Theilen.

Von

Anton von Tillier.

Dritter Theil.

Frankfurt a. M.
Brönner'sche Buchhandlung.
(S. Schmerber.)

Basel, bei J. G. Neukirch.

1829.

Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum
Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf Er ihn.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Polen.

I. Capitel. Allgemeine Geſchichte der Slaviſchen Stämme, nebſt den frühern dunkeln Zeiten Polens, bis auf den Tod des erſten chriſtlichen Herzogs Miecislav I. im Jahr 992. S. 3

II. Capitel. Vom Tode des Herzogs Miecislav bis zur Vereinigung Litthauens mit Polen. 992 — 1386. . . . . — 9

III. Capitel. Von der Vereinigung Litthauens mit Polen, bis zur Eroberung von Conſtantinopel. 1386 — 1453. . . . . — 44

Achtes Buch.

Rußland.

I. Capitel. Aelteſte Ruſſiſche Geſchichte, bis auf den Tod Wladimirs des Großen. 1015. . . — 57

II. Capitel. Vom Tode Wladimirs des Großen bis zur Niederlage am Fluſſe Kalka. 1015 — 1224. — 77

III. Capitel. Von der Niederlage am Fluſſe Kalka, bis zur Eroberung von Conſtantinopel. 1224 — 1453. . . . . — 99

Neuntes Buch.

Die übrigen Slaviſchen Länder . . — 123

Zehntes Buch.

Ungern.

I. Capitel. Das älteste Pannonien, und die erste Zeit der Ungern bis auf den Tod des heiligen Stephan. 1038. . . . . S. 139
II. Capitel. Vom Tode König Stephans bis zum Aussterben des männlichen Arpadischen Stammes. 1038 — 1301. . . . . — 157
III. Capitel. Vom Tode König Andreas III. und der Erlöschung des Arpadischen Stammes, bis zur Eroberung von Constantinopel. 1301 — 1453. . . . . — 199

Eilftes Buch.

Tatarische Völker. . . . S. 247

Zwölftes Buch.

Griechenland, die Türkei.

I. Capitel. Die alten Griechen. . . . . — 257
II. Capitel. Griechenland unter der Herrschaft Roms und der morgenländischen Kaiser. . . . — 295
III. Capitel. Das Lateinische Kaiserthum. . . . . — 352
IV. Capitel. Von der Wiederherstellung des Griechischen Kaiserthums zu Constantinopel, bis auf die Festsetzung der Türken in Europa. 1261 — 1355. . . . . — 358
V. Capitel. Von der Festsetzung der Türken in Europa, bis zum gänzlichen Untergange des Griechischen Reichs mit der Eroberung von Constantinopel durch die Türken. 1355 — 1453. . . . . — 369

Siebentes Buch.

Polen.

I. Capitel.

Allgemeine Geschichte der Slavischen Stämme, nebst den frühern dunkeln Zeiten Polens, bis auf den Tod des ersten christlichen Herzogs Miecislav I. im Jahr 992.

Neben den Deutschen Stämmen, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, während des Verfalls, und nach dem Untergange des ungeheuern Römischen Reichs, Europa überschwemmten, von neuem bevölkerten, und daselbst ein neues von dem Leben der alten Welt völlig verschiedenes Wesen gründeten, dehnten sich im Osten die Slavischen Völker über eine weite Strecke von Ländern aus, welche sie noch heut zu Tage theils als Sieger bewohnen, theils als Besiegte in denselben unter die Herrschaft späterer Eroberer gefallen sind. Unter dem Namen Wenden, Slavinen, Anten, kommen in jenen stürmischen Zeiten, die der Zerstörung des abendländischen Reichs vorangingen, und ihr unmittelbar folgten, Völker eines Stammes in der Geschichte vor, die der alten Welt unbekannt, oder unter der vielumfassenden Benennung Scythen mit begriffen, in der Gegend des schwarzen Meeres gehaust haben mögen. Hier geriethen sie mit dem morgenländischen Reiche in mannigfaltige aber größtentheils feindselige Berührung, und zogen sich, zum Theile durch andre verdrängt, bei den furchtbaren Erschütterungen der sogenannten großen Völkerwanderung, nordwärts von der Donau, längs den Karpathen bis an die Weichsel, die Ostsee, den Don und die Wolga hin. Hier nahmen sie das Land ein, welches den Geschichtschreibern des Alterthums unter dem

Namen Sarmatien bekannt war, und unterjochten, oder vertrieben daraus die sogenannten Sarmaten oder Sauromaten, über welche bei den Alten nur höchst dunkle und verworrene Begriffe vorwalteten, obschon sie die Römer unter die Völker zählten, über welche sie glorreiche Siege errungen zu haben behaupteten. Nach Ptolomäus gab es in den ungeheuern Ländern, die man unter dem Namen Sauromatien (Sarmatien) begriff, nebst vielen kleinern Völkerschaften einige Hauptvölker, die Veneder, längs dem sogenannten Venedischen Busen, von der Weichsel bis an die Memel, die Peuciner und Bastarner, längs den Karpathen gegen die Mündungen der Donau die Jazygen und Rhorolanen, die man bisweilen ausschließlich Sarmaten nannte, längs der ganzen Westseite des faulen Meers, und tiefer im Lande die Hamaxobòi (Wagenbewohner); dann endlich die Alaunischen Scythen, wahrscheinlich Alanen, im südlichen Theile des heutigen Europäischen Rußlands.

Die Slaven waren den Germanen sowohl an körperlicher Bildung, als an Geist, Sprache, Sitten und Verfassung so ungleich, daß aus der Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit ein völlig verschiedenes Wesen hervorgehen mußte, welches sich bis in die neuesten Zeiten in den von ihnen errichteten Staaten erhalten hat. Ihre Körper waren sehr stark gebaut, nervigt und fleischigt; die Farbe der Haut bräunlich, die Haare lichtbraunröthlich. Abhärtung gegen Hitze und Kälte, Hunger und Durst, nebst einer unerhörten Gelenksamkeit, machten sie zu gefährlichen Unternehmungen vorzüglich tüchtig. Leichtsinnig für den Augenblick lebend, bekümmerten sie sich eben nicht viel um ihren zukünftigen Unterhalt, belustigten sich mit Gastmählern, Gesang, Musik und Tanz, und zeigten in ihrem äußern Aufzuge die größte Nachlässigkeit. Die Wollust war keine ihrer gewöhnlichen Ausschweifungen; Männer und Weiber lebten, im Ganzen genommen, keusch, und die Jungfrauschaft der Bräute wurde vor der Heirath streng untersucht. Nach der Heirath übte der Mann über sein Weib das ausgedehnteste Eigenthumsrecht aus, wozu ihn die eigenthümliche Art sich um die Töch-

ter des Landes zu bewerben, eine Art von Versteigerung, wo das Mädchen dem Meistbietenden von den Eltern überlassen wurde, zu berechtigen schien. Die Weiber hatten die schwersten häuslichen Arbeiten zu verrichten, wurden unverdient mishandelt, und mußten beim Tode ihrer Männer sogar das Leben opfern. An Muth, Unternehmungsgeist, und Ausdauer in Verfolgung ihre Zwecke, kamen die Slaven den Deutschen nicht gleich. Ihre Kriege suchten sie mehr durch List, vorzüglich durch nächtliche Ueberfälle aus Wäldern, Hohlwegen, Sümpfen u. s. w. zu führen, als in offner Feldschlacht zu entscheiden. Gefangene und Wehrlose wurden mit der äußersten Grausamkeit behandelt, ihre langsame qualvolle Hinrichtung diente dem Sieger zur Ergötzung. Erst durch Uebung gegen die Griechen bildeten sie sich zu einer Art von Kriegskunst, und lernten dem Feinde ihre nackten Körper im offenen Kampfe entgegenstellen. Sie sammelten sich um Panner, die ihnen heilig waren, und denen man in Schlachten den wichtigsten Einfluß zuschrieb. Aber der Freisinn der Slaven war mehr eine Art von roher Abneigung gegen alle Bande der Ordnung und des Zusammenlebens, als eine edle Entschlossenheit zu Vertheidigung vaterländischer Selbstständigkeit, wie bei den Deutschen. Ungezwungen duldeten sie keine Fürsten, allein waren sie einmal geknechtet, so dienten sie auf die kriechendste Weise. Ursprünglich behauptete jeder Hausvater eine völlige Unabhängigkeit, und die unumschränkteste Herrschaft über die Seinen. Doch genossen die Aeltesten, Shupane, eines höheren Ansehens, welches im Ablaufe der Zeit sogar zur bestimmten gesetzlichen Gewalt wurde. Die Woywoden waren Führer im Kriege, deren Macht mit dem Schlusse des Feldzuges zu Ende ging. Gemeinschaftliche Raubzüge oder allgemeine Volksopfer waren das einzige Band, das sie augenblicklich zu einem Ganzen vereinigte. Eben so war auch das ganze Volk zur Haltung gewisser Gesetze verbunden, die jedoch nicht schriftlich verfaßt, sondern nur im Gedächtnisse aufbewahrt, von einem Geschlechte zum andern übergingen. Ihre wenigen Kenntnisse und höhern Ansichten über Gott und Welt bewahrte der Priesterstand. Die Menge verehrte zwei in ihrem Wirken

entgegengesetzte Gottheiten, den höchsten gütigen Gott Bog, und das böse Wesen Tschart oder Czernebog, von denen das erstere jedoch zum Heile der Menschheit das Uebergewicht haben sollte. Ueberdies war, wie in dem alten Griechischen Glauben, die ganze irdische Schöpfung mit Schutzgeistern erfüllt, welche sie in jedem Baum und in jedem Strome belebten. Gegen fremde Religionen war man duldsam, nur das Christenthum wurde wegen seiner völlig entgegengesetzten Grundsätze, als mit ihrer Verfassung und Lebensart unverträglich, ausgeschlossen. Die Opfer, zu denen erst später Menschen genommen wurden, gaben, nebst den Wahrsagungen, den Priestern ein ungeheures Gewicht, welches sie zu ihrem Vortheil zu benutzen, wohl nicht unterlassen haben mögen. Feierliche Gastmähler und Tänze erhöhten den Glanz dieser Feste.

Gegen das Ende des fünften oder im Anfange des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Geburt, hatte sich an der Weichsel ein Stamm Wendischer Slaven niedergelassen, den man durch die Benennung Lechen unterschied, und welchem von den ungeheuern Ebenen die er bewohnte, auch der Name Polen ertheilt wurde. Wie die Deutschen, so geriethen auch die Slaven bisweilen unter die Herrschaft einzelner Mächtiger, welche in neuen Eroberungen nicht gezwungen werden konnten die ursprünglich nur auf Kriegeszeit übertragene Gewalt wieder abzulegen. Auf diese Art scheinen die Herzoge von Polen entstanden zu seyn, deren ersten man, wahrscheinlich von der Stammbenennung seiner Unterthanen verführt, mit dem Namen Lech zu bezeichnen pflegt. Ihn schildern die Polnischen Jahrbücher als einen gewaltigen Eroberer, und schmücken seine Geschichte mit allen den Mährchen aus, mit welchen die Völker in ihrer Jugendzeit das Andenken ihrer Helden zu verherrlichen streben. Unter einem seiner Nachfolger soll dies Volk der Einzelherrschaft überdrüssig geworden seyn, und an ihrer Stelle eine Verfassung eingeführt haben, in welcher die höchste Gewalt unter zwölf Woywoden vertheilt war, deren Eifersucht und Uneinigkeit indessen den Staat bald an den Rand des Abgrundes brachte, und daher natürlich

die baldige Wiederherstellung der Einzelherrschaft bewirkte. Ueberhaupt aber ist die ganze Geschichte bis zur Annahme des Christenthums so dunkel, und mit einer solchen Menge offenbarer Erdichtungen vermischt, daß sich bei der genauesten Untersuchung nur wenig Bestimmtes herausheben läßt. Die Polen dehnten sich westlich bis an die Wartha aus, und hatten mit ihren Nachbaren öftere Kämpfe zu bestehen. Die herzogliche Würde scheint erblich gewesen zu seyn; bloß wenn der herzogliche Stamm ausstarb, kehrte das Wahlrecht an die Gesammtheit der Freien zurück. In diesem Falle scheint man mehr auf persönliche Eigenschaften als auf Rang und Reichthum Rücksicht genommen zu haben; im Gegentheil scheinen die unter sich so eifersüchtigen Woywoden die Erhebung eines durch sich selbst unmächtigen Herrn, der Thronbesteigung eines ihrer Genossen, der sie unterdrückt haben würde, bei weitem vorgezogen zu haben. Der letzte Fürst, der auf diese Art in diesem Zeitraume gewählt wurde war Piast, dessen Nachkommen Jahrhunderte lang über Polen herrschten, und dessen Andenken zu Ehre die Polen in der Folge alle ihre einheimischen Könige Piasten nannten.

Seit der Befestigung der Alleinherrschaft mögen die Fürsten, besonders wenn sie persönlich tapfer, und im Kriege glücklich gewesen waren, ziemlich unbeschränkte Gewalt geübt haben. Doch galten seit uralter Zeit Rechte des Adels, der sich wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes zu Knechten unterworfen hatte, und die Befugniß Waffen zu tragen, einzig behielt. Dem Herzoge kam es zu, ihn, wie den Deutschen Heerbann, durch einen allgemeinen Aufruf um sein Banner zu versammeln.

In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts herrschte endlich Miecislav, aus dem Stamme Piasts, von dessen wunderbarer Bekehrung durch seine Böhmische Gattinn die Polnischen Jahrbücher viel Außerordentliches zu erzählen wissen. Seine günstige Stimmung benutzte der damalige Papst, um durch Abschickung des Bischofs Aegidius von Tusculum das große Werk in Polen zu vollenden. Mit dem Feuereifer eines Neu-

bekehrten schaffte der Herzog von Polen den alten heidnischen Götterdienst ab, und führte mit durchgreifender Strenge den Glauben an den Gekreuzigten ein. Das Bisthum Posen ward zum Mittelpuncte der neuen Kirche. Miecislav war mehrmals in Kriege mit den Deutschen Kaisern verwickelt, die indessen gewöhnlich für ihn keinen guten Ausgang nahmen, und noch am Ende seiner Regierung mußte er Otto III. wegen seiner Besitzungen an der Wartha huldigen. Im Jahre 992 raffte ihn der Tod hin.

II. Capitel.

Vom Tode des Herzogs Miecislav bis zur Vereinigung Litthauens mit Polen. 992 — 1386.

Beinahe diesen ganzen Zeitraum hindurch, bis ins Jahr 1370 herrschten zwar unter mannigfaltigen Erschütterungen, und bei einer fast durchgehends sehr beklagenswerthen Lage ihres Reiches, Fürsten aus dem Piastischen Stamme über Polen. Mit Ausnahme Boleslavs I. des Sohnes und Nachfolgers des neubekehrten Miecislav, begnügten sich alle frühern Polnischen Herrscher mit dem herzoglichen Titel. Die ältern Geschichtschreiber Polens schildern einstimmig diesen Boleslav als einen Herrn von ganz vorzüglichen Eigenschaften. In mannigfaltige und schwere Kämpfe mit seinen Nachbaren verwickelt, erfuhr er im Kriege den häufigen Wechsel des Schicksals, welches seine Völker mehr als einmal ins Herz der Länder Böhmen, Rußland und Preußen führte, dann aber den Geschlagenen mehrere äußerst demüthigende Verträge, besonders mit den Deutschen Kaisern einzugehn zwang. Die letzten Zeiten seiner Regierung soll er jedoch fern von jenen kriegerischen Versuchen, ausschließlich einer weisen Verwaltung, und nach dem Geiste der Zeit der Befestigung des Kirchenwesens gewidmet haben.

Ihm folgte 1025 sein ihm ungleicher Sohn Miecislav II. dessen Herrschaft, da er sich gänzlich den sinnlichsten Ausschweifungen überließ, und dabei von seiner Gattinn Richisa, einer Schwester Kaiser Ottos III. völlig beherrscht war, für Polen die traurigsten Folgen hatte. Russen und Böhmen drangen siegreich in Polen ein, und die Deutschen Unterthanen schüttelten das Polnische Joch ab.

Mit seinem im Jahr 1034 erfolgten Tode nahm die Verwirrung noch zu. Dem Uebermuthe der Nachbarn wurden keine Schranken gesetzt, und die Polnischen Großen empörten sich wider die Herrschaft der Herzoginn Richisa, welche durch die unkluge Art mit welcher sie ihre Vorliebe für Deutschland und ihre Deutschen Hofdiener an den Tag legte, das Selbstgefühl der Polen aufs bitterste kränken mußte. Sie wurde nebst ihrem Sohne, dem Prinzen Kasimir, nach Deutschland vertrieben, und das Herzogthum dem traurigsten Zustande der Herrschlosigkeit preisgegeben. Polen würde ungeachtet der Verwendung des Erzbischofs von Gnesen bei dem Papst, und des vom heiligen Stuhle wider den Böhmischen Herzog Prebislav geschleuderten Bannstrahls, von diesem Letztern völlig unterjocht worden seyn, hätte nicht das dringendste Gefühl der allgemeinen Noth die Polen wieder zur Einigkeit gebracht, und sie zur Zurückberufung des jungen Kasimir vermocht. Nach einer von den ältern Polnischen Geschichtschreibern allgemein verbreiteten und sogar umständlich erzählten, von Neuern aber bezweifelten Sage, soll Kasimir, der in seiner Jugend nach dem Wunsche seines Vaters eine wissenschaftliche Erziehung erhalten, uud sich nach seiner Entfernung in Paris vollkommen ausgebildet hatte, zu Clugny in den Benedictiner Orden getreten seyn. Hier sollen ihn die Polnischen Abgeordneten gefunden, und mit Bewilligung seines Abtes und des heiligen Vaters, der hiefür den Polen eine kleine Abgabe, den sogenannten Petersgroschen, auflegte, nach Polen auf den herzoglichen Thron zurückgeführt haben. Wie dem auch sey, so gehörte Kasimir ohne Zweifel zu den aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, und zu den vorzüglichsten die je über Polen geherrscht haben. Durch weises Vergessen früher empfangner Beleidigungen entfernte er die Besorgnisse seiner Gegner, während er durch leutseliges Betragen die Herzen aller Unbefangenen eroberte. Mit Jaroslav von Rußland, einem der gefährlichsten unter seinen Nachbarn, verband er sich durch Heirath mit seiner Tochter Maria, und mit dessen Hülfe bezwang er auch den Aufrührer Maslav, der früher Masovien an sich gerissen, und jetzt die Preußen wider den Herzog aufgewiegelt hatte.

Eine gänzliche Niederlage zwang dieſe Letztern zu einem demüthigenden Vertrag. Aber auch im Innern des Landes wurde viel Vorzügliches durch Kaſimirs I. Weisheit eingeleitet. Wichtig für die Bildung des Volkes ward unter Anderm die Gründung mehrerer Klöſter, welche der Herzog mit gelehrten Mönchen aus Clugny und andern Franzöſiſchen Gotteshäuſern bevölkerte, die aus dem Vaterlande manches dahin brachten, welches ſowohl die wiſſenſchaftliche Bildung als den Anbau des Landes in reichem Maße förderte. Ungern ließ ſich Kaſimir in ſolchen Beſchäftigungen durch eine neue Unternehmung wider Ungern ſtören, welche er völlig gegen ſeine Neigung, in Verbindung mit dem Kaiſer Heinrich von Deutſchland zu machen, ſich veranlaßt ſah. Kaſimir I. ſtarb im Jahre 1058.

Boleslav II., des Verſtorbenen Sohn und Nachfolger, kündigte die glänzendſten Eigenſchaften an; aber mehr um die äußere Macht ſeiner Herrſchaft, und um ſchimmernden Waffenruhm bekümmert, als um das eigentliche Glück ſeiner Völker, und die Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in ſeinem Lande, handelte Boleslav II. völlig im Geiſt eines Eroberers. Böhmen, Preußen, Ungern und Ruſſen fühlten das Uebergewicht ſeiner Waffen. Siegestrunken glaubte er ſich zur Annahme des Königstitels berechtigt. Allein Kiew, die ſogenannte Mutter der Ruſſiſchen Städte, ſoll für Boleslav und ſein Heer dasjenige geworden ſeyn, was einſt Capua dem Beſieger Roms ward. Feldherr und Krieger überließen ſich daſelbſt den zügelloſeſten Ausſchweifungen. Noch wurde die allgemeine Verwirrung dadurch vermehrt, daß die hinterlaſſenen Weiber der ſo lange abweſenden Krieger ſich aus dem Stande der Leibeigenen andre Gatten wählten. Sowohl die Untreue der Weiber, als die Ungeduld der Männer, welche keinen höhern Befehl mehr achtend, nach dem Vaterlande zurückeilten, um ihre häuslichen Rechte wieder geltend zu machen, wurden von Boleslav aufs grauſamſte beſtraft. Viele wurden hingerichtet, die Kinder der ungetreuen Weiber ſetzte man aus, und die Mütter mußten dafür junge Hunde ſäugen. Solche Wildheit empörte ſelbſt die Roheſten des Volks, und als der König ſogar mit eigener Hand

den Bischof Stanislaus von Krakau, einen würdigen Diener Gottes umbrachte, weil er ihm unerschrocken seine verabscheuungswürdigen Laster vorhielt, und deshalb vom heiligen Stuhl über Polen ein Interdict ausgesprochen wurde, sah sich der König von Allen verlassen, und mußte erst nach Ungern, dann nach Kärnthen fliehen, wo er sein Leben in unbekannter Abgeschiedenheit endete (J. 1081).

Nach seiner Flucht zerfiel Polen in mehrere kleine Herrschaften, deren Besitzer endlich durch den Drang der Umstände dahin gebracht wurden, dem Bruder des entflohenen Königs, Wladislav Hermann, einen gewissen Vorzug einzuräumen, der sich jedoch mit dem herzoglichen Titel begnügte. Aber Wladislav war für die so schwierige Aufgabe, in jenen Zeiten innerer Zerrüttung und allgemeiner Verwirrung zu herrschen, keineswegs mit den nothwendigen Kräften ausgerüstet. Die Tapferkeit seines Sohnes Boleslav, von welcher dieser junge Fürst schon im zartesten Alter beinahe unglaubliche Proben gegeben haben soll, erhielt die Gränzen des Reiches bei den Angriffen unternehmender Nachbaren, wie die Böhmen und Pommern waren, und den wiederholten Versuchen der Preußen, das verhaßte Joch abzuschütteln, unversehrt. Aber die schweren Uebel des Bürgerkriegs kamen über Polen durch die Schwäche des Herzogs gegen den Feldherrn Sietich, den Palatin von Krakau, der seinen Einfluß am Hofe, auf eine für das Volk höchst drückende und ungerechte Weise misbrauchte.

Wladislavs im Jahre 1102 erfolgter Tod würde an sich selbst für Polen eher vortheilhaft gewesen seyn, wäre nicht eine noch während seines Lebens getroffene höchst verderbliche Maßregel, die Theilung der Herrschaft unter seine Söhne, Boleslav und Swignev, durch sein Absterben in Kraft getreten. Boleslav, sein rechtmäßiger ehelicher Sohn, dessen Muth das Reich mehr als einmal aus den dringendsten Gefahren gerettet hatte, erhielt, nach des Vaters Willen, Schlesien, Krakau, Sendomir und Siendz, der übrige Theil der dem Wladislaus unterworfenen Länder hingegen kam an seinen natürlichen Sohn Swignev. Boleslav III., mit dem Beinamen Krummaul, blieb als

Herzog, wie er sich als Prinz angekündigt hatte, ein sehr kriegerischer Fürst. Die Eintracht unter den Brüdern erhielt sich nicht lange; denn Swignev sann, obwohl er zu wiederholten Malen von seinem Bruder mit unverdienter Großmuth behandelt wurde, dennoch ohne Unterlaß auf neue Ränke, die Alleinherrschaft an sich zu bringen; so daß endlich Boleslav in seinen Tod willigen mußte. Die Polnischen Waffen erhielten unter der Regierung dieses Herzogs ein großes Uebergewicht über die benachbarten Völker. Denn Boleslav, der in 47 Schlachten mit großer persönlicher Tapferkeit focht, zeichnete sich durch Unerschrockenheit, unermüdliche Thätigkeit, Raschheit seiner Bewegungen, und Kriegserfahrenheit, unter den meisten Feldherren seiner Zeit aus. Böhmen, Mähren, Ungern, Pommern, Deutsche und Russen erfuhren die Schärfe seines Schwertes, aber seine Kriegszüge hatten nur vorübergehende Folgen, sie brachten keine dauerhaften Veränderungen in der äußern Lage des Reiches hervor. Der Gram über eine Niederlage welche er durch Hinterlist im Jahr 1137 von den Russen bei Halitsch erlitt, soll sein Leben verkürzt haben, so daß er im Jahre 1139 im Krankenbette starb.

Die schlimme Erfahrung seiner eigenen Zeit hatte den Herzog Boleslav nicht genug über die Gefahren einer neuen Theilung belehrt. Nach seinem Willen fielen bei seinem Tode Krakau, Siendz, Lenzycz, Schlesien und Pommern an seinen ältesten Sohn Wladislav, welcher damit die Oberlehensherrschaft über das Ganze verbinden sollte, Masovien, Cujavien und Culm an Boleslav den Krausen, Gnesen, Kalisch und Posen an Miecislav, Sendomir und Lublin endlich an Heinrich. Der Jüngste, Kasimir, hingegen soll bei dieser Theilung ganz leer ausgegangen seyn. Aber Wladislav wollte sich mit einer solchen Scheinherrschaft über den größten Theil der Länder seines Vaters nicht begnügen, und versuchte es, von seiner herrschsüchtigen Gemahlinn, Christine, der Schwester oder Tochter eines Deutschen Kaisers, aufgereizt, seine Brüder zu unterjochen. Dieser Versuch wurde Anfangs vom besten Erfolge gekrönt, allein das Glück der Waffen wendete sich, und Wladislav mußte nebst der

verhaßten Christine am Deutschen Kaiserhofe eine Zuflucht suchen. Nach einem unter den übrigen Brüdern getroffnen Vergleich erhielt Boleslav, der Aelteste unter ihnen, die dem Wladislav entrissene Oberherrschaft (J. 1146). Mit Kaiser Konrad, der die Polnischen Fürsten über diese Staatsveränderung zur Rede setzte, wußte man sich abzufinden. Allein Friedrich der Rothbart zwang einige Jahre später durch die Ueberlegenheit seiner Waffen, welche ihn in den Stand setzten ganz Polen zu verwüsten, den Herzog Boleslav zu einem höchst drückenden Vertrage, vor dessen Erfüllung er nur durch den Tod des Wladislav gerettet wurde, der unterwegs auf der Reise nach Polen starb (J. 1159). Indessen mußten nichts desto weniger Wladislavs drei Söhne und Erben befriediget werden, welches nicht ohne ein großes Opfer von Seiten Boleslavs und Polens geschehen konnte. Es mußte ihnen nämlich Schlesien abgetreten werden, so daß der Aelteste von ihnen, Boleslav, Breslau, der Zweite, Miecislav, Oppeln, Ratibor, Troppau und Teschen, der Dritte, Konrad, endlich, Glogau, Krossen und Sagan erhielt (J. 1163). Schlesien blieb von da an von Polen getrennt, und die Herzoge bemühten sich, durch den Geist ihrer Verwaltung diese Trennung auch im Leben desto merkbarer zu machen, und sich dafür mehr und mehr an Deutschland anzuschließen. Boleslav suchte sich für diesen höchst schmerzlichen Verlust in Preußen zu entschädigen. Allein das Glück blieb ihm in dieser Unternehmung nicht treu. Die bereits völlig bezwungenen, und wie einst die Sachsen mit dem Schwerte zum Christenthum bekehrten Preußen schüttelten erst das verhaßte Joch des ihnen aufgedrungenen Glaubens, dann auch dasjenige der Polnischen Herrschaft ab, fielen selbst in Polen ein, und brachten dem Polnischen Heere, welches ihnen entgegenzog, nachdem sie es in unwegsame Gegenden gelockt, eine gänzliche Niederlage bei, in welcher des Herzogs eigener Bruder, Heinrich von Sendomir, auf der Wahlstatt blieb. Boleslav gab die hinterlassenen Länder dieses Fürsten seinem jüngsten Bruder Kasimir; allein die Schlesischen Herzoge klagten über Vernachlässigung ihrer gerechten Ansprüche, und Boleslav konnte das von dorther drohende Ungewitter nur

durch Abtretung einiger Städte abwenden, die er noch in Schlesien besaß. Sein Tod erfolgte bald darauf im Jahre 1173.

Nach der Verordnung Boleslavs III. über das Erbrecht unter seinen Nachkommen, vermöge dessen seine eigenen Söhne die Kinder ihrer Brüder ausschließen sollten, kam die herzogliche Würde an Miecislav, mit dem Beinamen der Alte. Diesen Beinamen hatte er von dem bedächtigen Wesen erhalten, das sich bei ihm von seiner frühesten Jugend an geäußert hatte. Man glaubte sich dadurch zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Allein Miecislav übertraf an Lastern und Grausamkeit die schlimmsten unter seinen Vorgängern, und nachdem man ihn vier Jahre geduldet hatte, nahmen ihm die Polnischen Großen die Herrschaft, um sie seinem jüngsten Bruder, Kasimir von Sendomir, zu übertragen (J. 1177). Ihm selbst ward jedoch verstattet in Schlesien eine Zuflucht zu suchen. Kasimir hatte nur mit äußerster Mühe und durch die dringendsten Vorstellungen über die gefährliche Lage des Vaterlandes zur Annahme einer Würde bewegt werden können, die er für das rechtmäßige Eigenthum seines Bruders hielt, und diese Bedenklichkeit lähmte auch in der Folge seine Kraft zum Widerstande gegen die wiederholten Versuche seines Bruders, das Verlorene wieder zu erringen. Im übrigen gehörte Kasimir zu den vorzüglichsten Fürsten, und durch die Eroberung von Halitsch stellte er auch den gesunkenen Kriegsruhm der Polen wieder her. Endlich gelang es ihm seinen Bruder zu versöhnen; so daß ihm dieser in einer Unternehmung gegen Preußen im Jahr 1192 redlich beistand. Die Folge davon waren glänzende Vortheile über die Preußen, die sich zu Anerkennung Polnischer Hoheit verstehen mußten. Aber gerade in der glücklichsten Zeit seiner Herrschaft überraschte Kasimirn der Tod (J. 1199), ohne daß ihm etwas Schlimmes als allzugroße Weiberliebe nachgeredet wurde.

Der Verstorbene hatte nichts über die Thronfolge festgesetzt. Durch den Einfluß des Bischofs von Krakau erhielt der noch unmündige Leszk, dem man den Beinamen des Weißen gab, die herzogliche Würde. Aber schlau genug wußte der abgesetzte Miecislav die Zwietracht der Woywoden von Sendomir

und Krakau, und die Leichtgläubigkeit der Mutter des jungen Herzogs zu benutzen, um durch einen Staats-Vertrag die Herrschaft von neuem zu erschleichen (J. 1200). Der unverbesserliche und allgemein verhaßte Fürst konnte sich indessen nicht länger als bis ins folgende Jahr (J. 1202) behaupten. Zwar gelang es noch einmal seiner Schlauheit, die Unvorsichtigkeit der Herzoginn Mutter zu berücken; aber der Tod machte gleich darauf seinen Ränken ein Ende. Doch erhielt er noch so viel, daß nach seinem Absterben sein Sohn Wladislav Schmalfuß durch die Bemühungen des Woywoden von Krakau zum Herzog ausgerufen wurde. Zwischen beiden Fürsten, Wladislav und Leszk, entstand jetzt ein edler Wetteifer, durch gegenseitiges Nachgeben und Entsagung den Bürgerkrieg zu vermeiden und die Einheit im Staate wiederherzustellen. Im Jahre 1206 erhielt endlich Leszk die herzogliche Würde wieder, nach Einigen durch den Tod des Wladislav, nach Andern bloß durch den allgemeinen Wunsch der Großen. Leszk, der schon als Kind einen Feldzug gegen die Russen mitgemacht hatte, zeigte sich auf dem Throne seines Vaters würdig. Sein vorzüglichstes Bestreben war, den für Polen so nothwendigen Frieden zu erhalten, weswegen er sich unter Anderm im Jahr 1220 mit einer Tochter des Russischen Großfürsten Jaroslav vermählte; denn die Russen waren jetzt die gefährlichsten Gegner Polens. An der Fehde seines Bruders Konrad, dem er bei seiner zweiten Thronbesteigung Masovien, Cujavien, Lublin und Dobrczin abgetreten hatte, und der ein grausamer, seinen Leidenschaften blind ergebener Mann war, nahm Leszk keinen unmittelbaren Antheil. Desto schmerzlicher war ihm der Abfall des Grafen Swantopolk, seines Statthalters über Pommern, der auf das Verbrechen der Empörung noch das des Mordes an seinem Herzoge beging, den er auf einem Reichstage arglistiger Weise überfiel und umbrachte (J. 1228).

Boleslav, den man in der Folge wegen der Enthaltsamkeit die er in der Ehe beobachtete, den Züchtigen nannte, war bei der Ermordung seines Vaters kaum sieben Jahre alt. Mit blutiger Fehde stritten sich Herzog Konrad von Masovien und

Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau um die Vormundschaft. Ungeachtet Heinrichs Tapferkeit gewann zum großen Unglück für Polen Konrads Schlauheit die Oberhand. Denn Konrads Verwaltung war drückend und ungerecht. Indessen wurde er bald darauf von den Preußen so hart angegriffen, daß er froh war mit Abtretung nicht unbedeutender Länder, in dem Deutschen Orden einen — bald sehr zweideutigen — Bundsgenossen zu erkaufen. Man trat ihnen erst das Schloß Dobrczin mit einem hinlänglichen Gebiet, welches in der Folge noch mit Culm, und dem Lande zwischen der Weichsel, Mocker und Drewenz vermehrt wurde, unter dem Bedinge ab, daß nach Unterjochung der Preußen dieses Land wieder an Polen zurückfallen, der Orden hingegen alles dasjenige behalten sollte, was er den Preußen abnehmen würde. Während Konrad selbst wider die Preußen zog, entkam sein Pflegesohn, den er nebst der Mutter gefangen hielt, mit dieser der Haft. Die Vormundschaft ging nun an Heinrich den Bärtigen über, der die Flüchtigen schirmte, und Polen hatte sich unter derselben einer viel zweckmäßigern und ordentlichern Verwaltung zu erfreuen. Nach Heinrichs Tode wurde Konrad durch Boleslavs Vermählung mit Kunigunde, der Tochter König Bela's von Ungern, von neuen Angriffen abgehalten, die sich durch die unnatürliche Enthaltsamkeit in der sie mit ihrem Gemahle lebte, und durch die Gunst die sie der Geistlichkeit und dem Mönchthume schenkte, den Ruf einer Heiligen erwarb. Aber Boleslavs in bloßen Andachtsübungen bestehende Tugend war kraftlos gegen das Unglück der Zeit, als seit 1240 die Tataren aus Rußland her mit unwiderstehlicher Uebermacht in Polen eindrangen, und Städte und Land mit gleich schonungsloser Zerstörungswuth verheerten. Der Woywode von Krakau war der Erste, der es wenigstens versuchte, den kriegerischen Ruhm seines Vaterlandes zu retten, allein die schwache Schaar die ihm in den Kampf folgte, war bald überwältigt, und die Wenigen die seinem Beispiele nacheiferten, waren nicht glücklicher als er. Der König selbst, der den Tataren nichts als Gebete und Büßungen entgegen zu setzen wußte, floh von einem Orte zum andern, und glaubte endlich nur

in einem Ciſtercienſer Kloſter in Mähren Sicherheit zu finden. Hier blieb er auch nach der Schlacht von Liegnitz, die, wenn ſie gleich von den Chriſten verloren wurde, dennoch den Unternehmungen der Tataren eine andere Richtung gab. Obgleich Viele die Herrſchaft des verlaſſenen Landes Boleslav dem Kahlen, einem Sohne Herzog Heinrichs des Bärtigen, übertragen wollten, ſo war doch die Gelegenheit zu vortheilhaft für Herzog Konrad von Maſovien, als daß er ſie nicht hätte benutzen ſollen um ſich des größten Theiles von Polen zu bemächtigen. Konrads ſchlimme Verwaltung gab Boleslav dem Züchtigen wieder einen Anhang, den er ohne dies bei ſeiner Unthätigkeit für das Beſte des Landes ſchwerlich erworben haben würde. Er ſchien aus ſeinem Schlummer zu erwachen, und trieb den Gegner an der Spitze eines Heeres mit entſchiedenem Uebergewicht aus dem Lande ſeiner Väter. Aber Konrad griff den Boleslav, deſſen augenblickliche Entſchloſſenheit ihn bald darauf wieder verließ, ſpäter wieder mit neuem Glücke an, und würde ihn ganz aus Polen verdrängt haben, wenn er ſelbſt nicht im Jahre 1247, als dem Herzog Boleslav kaum noch Krakau überblieb, geſtorben wäre. Während der ſchweren Kriege des Ordens mit Herzog Swantopolk von Pommern, und der für Polen beinahe eben ſo bedenklichen Unruhen in Schleſien, wo man ſich über die Erbfolge ſtritt, hatte Boleslav ſeine Rettung mehr ſeinem Glück als der eigenen Kraft zu danken. Bei einem neuen Einfalle der Tataren im Jahre 1260 zeigte er ſich eben ſo elend wie das erſte Mal, tapferer hingegen im Kampfe wider die Ruſſen. Die letzten Jahre ſeiner Regierung waren friedlich, bis endlich ſein im Jahre 1279 erfolgter Tod der langen, ſo oft erſchütterten Herrſchaft ein Ende machte.

Gerne hatte Boleslav den eigenen Groll hintangeſetzt, um durch Annahme Leßzkos des Schwarzen, eines Enkels des Herzogs Konrad von Maſovien, an Sohnes Statt, wenigſtens nach ſeinem Tode die Eintracht herzuſtellen, und dieſer Zug brachte ſeinem Andenken am meiſten Ehre. Leßzko hatte einen ſchlimmen Gegner in der Perſon des Biſchofs von Krakau, Paul Pezemakow, welcher keine Ränke ſcheute, den Thron des Herr-

schers zu erschüttern. Leßzko war im Kriege gegen die Russen und Litthauer glücklich, und auch den Aufruhr den der Bischof im Lande zu erregen wußte, dämpfte er mit Kraft, doch nicht ohne Hülfe der Ungern. Die Polnischen Geschichtschreiber werfen ihm den Krieg vor, womit er unvermuthet den neuen Herzog Konrad von Masovien, seinen heftigsten Gegner, überzog, und zu welchem er, vermuthlich seine Schaaren höher zu begeistern, das Zeichen des Kreuzes misbrauchte, und schreiben einen hierauf erfolgten Einfall der Tataren der göttlichen Rache zu. Der Umstand, daß er bei diesem Einfalle abermals in Ungern eine Zuflucht suchte, erbitterte die Polen gegen ihn; so daß sie ihn in einem neuen Kriege gegen den Herzog von Masovien schlecht unterstützten. Leßzko starb im Jahre 1289.

Sein kinderloses Absterben hatte traurige Verwirrung, und langen Kampf der Parteien und ihrer ehrgeizigen Häupter zur Folge. Neben den Bewerbern, Wladislav Loctikus, dem Bruder des letzten Herzogs, Boleslav dem Herzoge von Plock, Heinrich von Breslau, Wenzeslav dem König von Böhmen, dem gefährlichsten unter allen, gewann Prezemislav Herzog von Posen, durch kluges Abwarten des günstigsten Augenblicks, die Oberhand. Dieser ausgezeichnete Fürst ging mit großen Entwürfen zur Wiederherstellung und Kräftigung Polens um, und hatte bereits ihre Verwirklichung durch Annahme der königlichen Würde ohne Anfrage bei dem heiligen Stuhle, begonnen. Aber noch war ihm die Krone keine acht Monate vergönnt, als er am Aschermittwoch 1296 von der meuchlerischen Hand der Markgrafen von Brandenburg fiel.

Prezemislav hinterließ nur eine zehnjährige Tochter Richisa, und Wladislav Loctikus, unter dessen besonderer Herrschaft ein großer Theil des Landes stand, hätte keinen günstigern Augenblick finden können sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Aber der Umstand, daß er sich statt König nur Erben des Polnischen Reichs nannte, und daß seine vorherige Thätigkeit zum Besten des Landes sich in wilde Ausschweifung, dann sogar in argwöhnische Grausamkeit umwandelte, brachten ihn und das Reich in mancherlei Unglück. Der mächtigste unter seinen Geg-

nern, König Wenzeslav von Böhmen, der Prezemislavs Tochter Richisa heirathete, drang in Polen ein. Alle Städte öffneten ihm ihre Thore, und Wladislav konnte nur in Ungern Zuflucht finden. Bald darauf wendete sich indessen das Schicksal. Wladislav benutzte einen Zeitpunct wo Wenzel mit Ungrischen Händeln beschäftiget war, um nach Polen zurückzukehren, und wurde, da er sich seine Herrscherpflichten jetzt viel besser angelegen seyn ließ, nicht wieder vertrieben. Nur Posen und Kalisch wollten lieber den Herzog von Glogau zum Fürsten haben. Der größte Theil von Wladislavs langer Regierung ging unter einem mit gränzenloser Erhitterung gegen den in Preußen angesiedelten Deutschen Orden geführten Kriege hin, dessen Veranlassung das von den Rittern auf die listigste und treuloseste Weise im Jahre 1308 besetzte Danzig war, welche Stadt die Polen, obgleich sie für sie von der größten Wichtigkeit, ihnen nicht wieder abnehmen konnten. Der Ehrgeiz der Ritter, die ihre ursprünglichen christlichen Zwecke fast gänzlich aus den Augen zu setzen schienen, nöthigte ihre Nachbaren zu den gewaltigsten Anstrengungen, um sie in den Schranken zu erhalten, und der Kampf wurde von beiden Seiten mit empörender Rohheit geführt. Eine Folge dieses langwierigen und grausamen Krieges und des zum Theile dadurch verursachten Miswachses war die in dem so gräuelhaft verwüsteten Polen öfters wiederkehrende Hungersnoth, deren umständliche Schilderung in den Jahren 1313, 1314, 1320 Entsetzen erregt. Wladislav starb im Jahre 1333 in hohem Alter zu Krakau, ohne den Krieg beendigt zu haben, und empfahl noch auf dem Sterbette seinem Sohn die Rache für so viel erlittene Unbill.

Wladislav hatte sich gerade in einem der traurigsten Jahre, 1320, zum Könige krönen lassen. Sein Erbe, der in der Polnischen Geschichte unter dem Namen Kasimir des Dritten, oder des Großen berühmt ist, hatte vom Himmel ausgezeichnete Herrschergaben; nur fehlte ihm eine der wichtigsten, die Herrschaft über sich selbst, mit welcher allein menschliche Vollkommenheit erlangt werden mag. Kasimir war keineswegs geneigt dem Wunsche seines sterbenden Vaters nachzukommen. Denn

um seinen großen Zweck, die Wiederherstellung einer bessern und festern Ordnung der Dinge im Innern des Reichs zu erreichen, mußte er mit dem Orden in Frieden seyn. Allein dieser Friede war durch die Abtretung Pommerns an die Ritter, welche der König von Ungern als Friedensvermittler nicht hatte unterschreiben wollen, offenbar zu theuer erkauft, denn dem Orden selbst mußte die Erlangung eines so großen Vortheils unerwartet seyn. Von da an scheute Kasimir kein Mittel die Ordnung im Reiche wiederherzustellen; mochte immerhin seine Strenge an Grausamkeit gränzen. Aber der Deutsche Orden kannte die Verhältnisse in Polen zu gut, als daß es ihm entgehen konnte, daß im Ablaufe der Zeiten durch die vielen Umwälzungen und Veränderungen die herzogliche und königliche Macht so sehr erschüttert worden sey, daß der Abtretung des Königs von Seiten der Großen leicht widersprochen werden dürfte. Er nöthigte daher den König Kasimir, einen Reichstag zusammenzuberufen, welcher dann auch der Abtretung von Pommern einen kräftigen Widerspruch entgegensetzte. Indessen konnten weder die Weigerung der Polnischen Stände, noch der geistliche Bannstrahl die Ritter zu Rückgabe Pommerns bewegen. Unter diesen Umständen war Kasimir froh, sich durch Ernennung des Prinzen Ludwig von Ungern, eines Sohnes seiner Schwester, zum Nachfolger (J. 1339), im Falle er keinen Sohn hinterlassen würde, in den Beherrschern eines mächtigen Nachbarreiches eine Stütze zu erwerben. Im folgenden Jahre bot die Vergiftung des Herzogs Boleslav von Halitsch und Wladimir eine treffliche Gelegenheit dar, diese Länder mit dem Polnischen Reiche zu vereinigen, und Kasimir ließ sie nicht unbenutzt. Allein den Ruhm den der König durch eine so glänzende Erwerbung gewann, verdunkelte er durch die ärgerliche Behandlung seiner zweiten Gemahlinn, der Prinzessinn Adelheid von Hessen, die er auf das Schloß Jarnowiez verwies, während Buhlerinnen ihrer Rechte genossen. Der Böhmischen Fräulein von Rokitsch, die eine Zeitlang Alles über ihn vermochte, folgte die Jüdinn Esther, welche nebst der Auferziehung ihrer gemeinschaftlichen Kinder im Jüdischen Glauben, große Freiheiten für ihre Glaubensgenossen in ganz Polen erhielt.

Hingegen nöthigte er (J. 1344) die Tataren, die von der Krimm her in Polen einfielen, und gerade nach Krakau vordrangen, durch kluge Maßregeln ohne Schwertstreich zum Rückzug. Eben so glücklich war er gegen die Böhmen. Solche Vortheile setzten ihn in den Stand auch für das innere Wohl des Reiches kräftig zu sorgen. Sein Gesetzbuch war für das verwilderte Polen ein Geschenk von unschätzbarer Wichtigkeit, und eben so fanden die Wissenschaften einen Stützpunct in der von ihm angelegten hohen Schule zu Krakau. Auch die Verschönerung und Befestigung der Städte war eine Lieblingsbeschäftigung für den König. Leider führte ihn sein Hang zu Ausschweifungen an der Tafel und in der Weiberliebe, immer auf neue Irrwege, und seine Eifersucht gegen Ludwig von Ungern zwang diesen Letztern, zur Sicherung seiner Nachfolge den Polnischen Großen höchst bedenkliche Freiheiten zu versprechen. Mehrere Kriege gegen die Moldauer und Litthauer wurden noch mit abwechselndem Glück und ohne große Folgen für die Zukunft geführt. Aber Kasimir hegte wahrscheinlich für Polens Vergrößerung noch bedeutende Entwürfe, als ein Sturz auf der Jagd nach einer 37 jährigen Herrschaft seinem für Polen so wichtigen Leben ein Ende machte (J. 1370).

Kasimir war der letzte Fürst des Piastischen Stammes, dem die Oberherrschaft über ganz Polen zukam. Denn nach dem bereits erwähnten Staatsvertrage erhielt König Ludwig von Ungern den Vorzug vor den Herzogen von Cujavien und Masovien, die sich neben ihm um die Krone bewarben, und vereinigte zwei der glänzendsten Kronen des östlichen Europas auf seinem Haupte. Allein für Polen ging aus diesem Ereignisse wenig Gutes hervor. Was Ludwig in einem langen und thatenvollen Leben Schönes und Großes that, geschah für Ungern. Ein Feldzug gegen die Litthauer war alles was er für Polen leistete. Mit der Aengstlichkeit eines Parteihauptes schenkte er nach seiner Thronbesteigung, einem Reichsgrundgesetze zuwider, die wichtigsten Krongüter an Solche weg, die er für seine Anhänger hielt, oder sich zu solchen gewinnen wollte. Um so undankbarer handelte er gegen den verstorbenen König, indem er

nicht nur viele seiner Schenkungen wiederrief, sondern sogar seine Töchter für unächt ausgab, und sie mehr oder weniger in Verwahrung hielt. Uebrigens war er die meiste Zeit abwesend, und unter seiner Mutter Elisabeth als Reichs-Verweserinn ging es nicht besser. Nur mit Mühe konnte die Flamme des Aufruhrs gedämpft werden. Man widerstand nicht nur seinen ungesetzlichen und unbilligen Forderungen, sondern beinahe jedem von Ludwig erschienenen Befehle wurde der Gehorsam verweigert. Erst kurst vor seinem Tode konnte er die Polnischen Großen auf einem in Ungern abgehaltenen Reichstage zur Anerkennung seines Tochtermanns Siegmund von Böhmen, des Gemahls seiner ältern Tochter Maria bringen. Ludwig starb hierauf im Jahr 1382 von den Polen wenig bedauert.

Ungeachtet der dem Könige Siegmund geleisteten Huldigung, sprach sich, als er die Krone mit Gewalt in Besitz nehmen wollte, der Widerwille der Polnischen Großen gegen ihn, allgemein aus. Die Stände, welche schon beim Leben König Ludwigs ihre Gewalt sehr weit ausgedehnt hatten, wollten nach seinem Tode die Krone nur einem von ihnen selbst gewählten Fürsten zugestehen. Daher fiel ihre Wahl auf die jüngere Tochter Hedwig, mit der Bedingung, daß sie nicht ohne den Willen der Stände vermählt werden sollte. Die Königinn Elisabeth, der älteren Tochter günstiger, zauderte unter allerlei Vorwänden, sie nach Polen zu schicken, bis sie sich durch den Drang der Umstände dazu genöthiget sah. Viele Bewerber meldeten sich um die Hand der Fürstinn, welche der Krone die sie verlieh, durch ihre außerordentliche Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit, einen viel höhern Werth zu geben schien. Aber dem Herzog Wilhelm von Oesterreich, dem sie ihr Vater zugesagt hatte, ward das schöne Glück zu Theil, von Hedwig geliebt zu werden. Allein die Polen waren diesem Ehebündnisse zuwider, weil es ihnen die Aussicht raubte, einen mächtigen Beschützer ihres Landes auf dem Throne zu sehen. Dessenungeachtet wollte Hedwig ihrer Neigung folgen. Als es aber dem Herzoge Wilhelm an Entschlossenheit fehlte, sich des schönen Glückes das seiner harrte, würdig zu zeigen, und er aus Furcht vor Nachstellungen

heimlich aus Krakau entfloh; da erfüllte Hedwig den Wunsch ihres Volkes durch ihre Einwilligung in die Verbindung mit dem mächtigen und kriegerischen Jagello, der um ihrentwillen nebst seinen Unterthanen dem Glauben seiner Väter entsagte, das Christenthum annahm, und Litthauen auf ewig mit Polen vereinigen wollte. Jagello erhielt in der Taufe den Namen Ladislaus, und wurde der Stammvater eines neuen Herrschergeschlechtes in Polen.

Von den Avaren gedrängt, hatte sich im sechsten Jahrhundert ein Slavischer Stamm von der Donau her in die schönen Gegenden des Dniester gezogen, wo er nach Slavischer Sitte ohne geregelte Staatsverbindung lebte. Allein am Schlusse des zehnten Jahrhunderts wurde dieses Land eine Beute der siegreichen Waffen des Russischen Großfürsten Wladimir. Indessen mußten seine Nachkommen um den Besitz desselben mit den Herzogen von Polen kämpfen, die es ihnen mehr als einmal in blutigen Kriegen entrissen. Im Jahr 1078 errichtete Wsewolod, Großfürst zu Kiew, ein eigenes Fürstenthum zu Wladimir für seinen Neffen Jaropolk, und um 1090 erhielt ein Russischer Fürst, Wasilko Roslislawitsch Terebowl, als eigene Herrschaft, die später von einem Bergschloß am Ufer des Dniester, wo nach und nach eine Stadt entstand, den Namen Halitsch erhielt. In der Folge waren Halitsch und Wladimir bald von eigenen Fürsten aus verschiedenen Häusern, und zwar vorzüglich aus dem königlichen Stamme von Ungern, oder aus Russischen Fürstengeschlechtern regiert, oder unter mittelbarer oder unmittelbarer Herrschaft der Könige von Ungern oder Polen, oder der Großfürsten von Kiew; einmal sogar im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts unter der Oberlehensherrschaft der Tataren. Aber Kasimir der Große von Polen eroberte Halitsch, und theilte Wladimir mit den Litthauern. Unter seinem Nachfolger Ludwig, der die Krone von Ungern mit der Polnischen verband, wurde das Erstere als Statthalterschaft verwaltet, und blieb nach seinem Tode den kleinen Ueberrest dieses Zeitraums hindurch bei Ungern.

Lange noch, ehe die Slaven sich an die Weichsel und Ostsee hingedrängt hatten, waren diese Gegenden von Lettischen Völkerschaften bewohnt gewesen, die in weitläufiger Verwandtschaft mit den Slaven gestanden, und sich in vier Hauptstämme, den der eigentlichen Letten, der Litthauer, der Preußen und Jatwinger, getrennt zu haben scheinen. Vermuthlich hatten sie ehemals die ganze Länderstrecke inne gehabt, die späterhin mit dem Namen des Polnischen Reiches bezeichnet wurde. Von den Slaven verdrängt, hatten sie sich nach Norden und Osten gewendet, und daselbst lange horden- und familienweise ohne eigentliche Staatsverbindung gelebt, und waren beinahe gar nicht in der Geschichte aufgetreten. Seit dem eilften Jahrhunderte bildeten sich zwischen der Memel und der Düna kleine Staaten, die man unter dem allgemeinen Namen Litthauen begriff, die aber erst zu einiger Bedeutung gelangten, als die Russen, ihre gefährlichsten Nachbarn, von den Mogolen gedemüthiget wurden, und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, Ringold, ein Litthauischer Herr, nach Unterdrückung seines Mündels Swintorog, alle diese Staaten zu einem Ganzen vereinigte, welches er mit dem eigenmächtig angenommenen Titel eines Großfürsten beherrschte. Ringold hatte mehrere Nachfolger aus seinem Stamme; dann ging die großfürstliche Würde auf andere Geschlechter über. Beim Aussterben eines Hauses wurde sie von den Mächtigen des Landes irgend einem der Angesehensten am Hofe übertragen. So erhielt sie im Jahre 1315 Gedimin, dessen Enkel Jagiel oder Jagello, im Jahre 1386, Litthauen und Polen unter ein Scepter brachte. Die Litthauer, nur einmal in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch die Waffengewalt des Deutschen Ordens zum Christenthume gezwungen, kehrten wieder zum Glauben ihrer Väter zurück, sobald sie sich von jenen Niederlagen erholt hatten, und wichen bis an den Schluß dieses Zeitraums nicht mehr davon ab. Ihr erbitterter Kampf gegen den Orden, der bisweilen die Heere von halb Europa als Kreuzzüger mit sich führte, hörte nie auf, und konnte auf keine Art beendiget werden. In ihren Kriegen gegen die Russen waren sie mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden, sie

hatten das Großfürstenthum Kiew zerstört, und mit dem Gebiete desselben das ihrige vergrößert; auch andere Russische Länder, z. B. die Ukraine, wurden dem Litthauischen Scepter unterworfen. Gegen das Ende dieses Zeitraums hatten sie sich besonders den Polen furchtbar gemacht; weswegen diesen die Bekehrung und Vereinigung Litthauens durch die Heirath der Hedwig mit Jagello so besonders wünschenswerth erscheinen mußte.

Schon im Alterthum waren die Preußischen Küsten an der Ostsee durch den Börnstein bekannt. In unbekannter Zeit hatte sich hier ein Lettischer Völkerstamm angesiedelt, der unter der Herrschaft verschiedener Stammhäupter getrennt lebend, nur durch das allgemeine Band des Glaubens, unter der Leitung eines Oberpriesters (Kriwe), vereiniget wurde. Die Legenden erwähnen seit dem siebenten Jahrhunderte vieler Versuche, das harmlose Volk zur Lehre Christi zu bekehren; aber erst seit dem neunten werden sie bekannter. Keiner von allen wurde vom glücklichen Erfolge gekrönt; denn die Lehrboten, größtentheils weder mit der Sprache noch mit den Sitten des Volkes vertraut, verletzten, theils aus Unkenntniß, theils aus unzeitigem Glaubenseifer, alle Begriffe desselben so unklug und schonungslos, daß sie meistens nur die Märtyrer-Krone errangen, ohne der Lehre des Erlösers nur im geringsten den Eingang zu bahnen. Erst im dreizehnten Jahrhundert gelang es dem glücklichern und klügern Pommerschen Mönche, Christian, einige Häupter für seinen Glauben zu gewinnen. Christian erhielt vom heiligen Stuhle die Weihe als erster Preußischer Bischof, und da er die Unternehmung, die Preußen bloß durch Worte des Friedens und der Heiligung zu bekehren, für mißlich oder unausführbar hielt, unterstützte man seine Bemühungen durch ein Aufgebot von Kreuzfahrern, welche das ungläubige Land auf die gräulichste Art mit Feuer und Schwerte verheerten. Dennoch würden alle diese Verfolgungen bei den je länger je mehr an Glauben und Freiheit der Väter hängenden Preußen, nicht zum Zwecke geführt haben, wenn Bischof Christian und der zagende Herzog Konrad von Masovien nicht in dem Deutschen Orden einen rastlos thätigen, zum Kampfe rüstigen, und bei den schönen Besitzungen

die er in diesen Gegenden erwarb, sowohl durch irdischen als himmlischen Vortheil begeisterten Verfechter ihrer Sache, gegen dieselben zu Hülfe gerufen hätten. Der Klugheit und Entschlossenheit Herrmans Balk, ihres ersten Anführers in Preußen, verdankten die Deutschen Ritter bald glänzende Fortschritte, und die in Liefland hausenden Schwertbrüder konnten nach einer Niederlage (J. 1238) nur durch Vereinigung mit jenen sich vom gänzlichen Untergang retten. Im Jahr 1233 hatte der Orden durch die sogenannte Culmische Handveste die Städte Culm und Thorn erhalten. Beinahe das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch kämpften die Preußen mit verzweiflungsvoller Erbitterung für Freiheit und Glauben gegen den Orden und seine Helfer die Kreuzesschaaren, und selbst nachdem die Uebermacht sie zur Annahme des verhaßten Bekenntnisses gezwungen hatte, empörten sie sich noch öfters gegen ihre Bedrücker. Die Grausamkeit der Ritter und die wenige Schonung womit selbst die Bekehrten behandelt wurden, verlängerte den hartnäckigen Kampf um Vieles. Die Behandlung der Völker verrieth öfters, daß es dem Orden nicht nur an der Rettung der Seelen, sondern wenigstens eben so viel an der Erweiterung seiner Güter gelegen sey. Darum ist er angeklagt, das Predigen der heiligen Lehre nicht pflichtgemäß befördert zu haben; vielmehr wird ihm von Feinden sogar Unterdrückung der Lehrboten zur Last gelegt. Ueberhaupt schienen die Deutschen Ritter in diesen nordischen Gegenden über weltlichem Treiben den eigentlichen Zweck ihrer Stiftung öfters aus den Augen zu setzen; aber durch folgerechte Staatsgrundsätze erweiterten sie je länger je mehr ihre weltliche Macht. Als sie durch Unterdrückung der Preußen, deren Bedeutsamkeit als Volk man auch durch Ausrottung ihrer Sprache vertilgen wollte, sich in dem ruhigen Besitz des Landes zwischen der Weichsel und dem Niemen befestigt hatten, wurden sie allen Nachbaren gefährlich, und waren von da an weit öfter der Schrecken christlicher Fürsten als die Stütze des Glaubens. Um das Erworbene zu schirmen, stiegen viele Burgen im Lande empor, an welchen bekehrte Untergebene und heidnische Gefangene unter Seufzen und Händeringen bauen mußten. Bei einem Kreuz-

zuge gründete der mächtige Ottokar von Böhmen die Veste Königsberg am Ausflusse der Pregel, von nun an ein Hauptzufluchtsort des Ordens. Marienburg, Marienwerder, nebst vielen andern Schlössern wurden mit Besatzungen erfüllt; allein die wichtigste Erwerbung war Danzig, in dessen Besitz sich die Ritter, wie sie es häufig zu thun pflegten, durch List und Trug zu setzen wußten. Häufig mußten die Herzoge von Pommern, die Könige von Polen und die Großfürsten von Litthauen die ehrgeizigen und habsüchtigen Anmaßungen des Ordens mit den Waffen in der Hand zurückdrängen, und der heilige Stuhl mußte ihnen sogar mit seinen Bannstrahlen zu Hülfe kommen, deren Wirkung nicht immer entscheidend war. Seit dem vierzehnten Jahrhundert war der Orden in einen schweren Krieg mit den Litthauern verwickelt, der mit kleinen Unterbrechungen bis ans Ende dieses Zeitraumes fortdauerte.

Nordöstlich von der Küste wo der Börnstein geholt wurde, nannten die Römischen Erdbeschreiber das Volk der Aestier, welches mit den Germanen eines Stammes seyn sollte. Die Küstenländer längs dem nördlichen Theile der Ostsee bis an den Finnischen Meerbusen wurden später von Kuren, Liefen und Esthen bewohnt, die theils Finnischen, theils Lettischen Ursprunges waren. Im zehnten Jahrhundert kam Esthland unter Russische Oberherrschaft, welche sich am Ende des zwölften auch über Liefland ausdehnte. Um diese Zeit wanderte der Deutsche Mönch Meinhard als Lehrbote in diese Gegend, und fing mit Genehmigung des Russischen Großfürsten seine Bekehrungsarbeiten an. Zu Yrkül wurde im Jahr 1187 ein Liefisches Bisthum gegründet, welches von dem Erzstuhle von Bremen abhing. Von Zeit zu Zeit wurden die Bemühungen der Glaubensprediger durch Kreuzzüge unterstützt, denen die heidnischen Liefen nicht widerstehen konnten, aber nach verschwundener Gefahr sogleich wieder zur Religion der Väter zurückkehrten. Doch siedelten sich immer mehr Deutsche daselbst an, so daß man am Schlusse des zwölften Jahrhunderts am Ausflusse der Düna die Stadt Riga erbauen konnte, welche nur von Deutschen bewohnt wurde. Weil aber ohne die Macht des Schwertes an keine Bekehrung

zu denken war, und man sich auf die unsichere Hülfe der Kreuzesschaaren nicht verlassen konnte, ersuchte Bischof Albrecht den heiligen Vater um die Stiftung eines geistlichen Ritterordens, welcher, wie die Orden im Morgenlande, sich dem rastlosen Kampfe für die Sache Christi gegen die Ungläubigen weihen möchte. Der heilige Vater bewilligte dieses Gesuch, und stiftete durch eine Bulle die Brüderschaft Christi, die sogenannten Schwertbrüder, welche zur Beobachtung der Statuten des Templerordens verbunden waren. Bisher hatte der Bischof unter kaiserlicher Hoheit allein das Herrenrecht über Liefland ausgeübt; aber jetzt mußte er sich des dritten Theils seiner Rechte zum Vortheile des Ordens begeben. Es entstand von nun an häufig Streit zwischen der bischöflichen Kirche und dem Orden; wobei letzterer sich besonders des päpstlichen Schutzes zu erfreuen hatte, weil durch ihn der heilige Stuhl sein Ansehen auch über das nordöstliche Europa zu verbreiten hoffte. Auch in Esthland hatte man Bekehrungsversuche und Eroberungen gemacht, bald wurden von Liefland, bald aber von Dänemark oder Schweden aus, Lehrboten eingeführt, und auf diese Art ein Herrenrecht über die bekehrten Länder gegründet. Allein die Unterstützung welche sie von Rom aus erhielten, gab den Liefländischen Deutschen das Uebergewicht; bald eroberten sie auch Dörpt, und stifteten daselbst ein neues Bisthum. Endlich wurde auch Kurland bekehrt, und ein päpstliches Lehen. Aber im Jahr 1236 erlitten die Schwertbrüder von den Litthauern eine so blutige Niederlage, daß nur ihre Vereinigung mit dem in Preußen schon mächtigen Deutschen Orden, das Christenthum in diesen Gegenden aufrecht erhalten zu können schien. Doch blieben die Kurländischen Brüder immer mehr oder weniger von den Preußischen getrennt, und unter der besondern Oberaufsicht eigner Landmeister. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bewilligte der heilige Stuhl die Losreißung dieser Kirche von den Metropolitanverhältnissen mit Bremen, und die Errichtung eines eigenen Liefländischen und Preußischen Erzbisthums, dessen Sitz im Jahr 1255 nach Riga verlegt wurde. Riga nahm von nun an immer an Bedeutung und Macht zu, und erhielt von dem Erzstuhle je län-

land und Liefland, ſtanden am Ende des Zeitraums größten=theils unter der Herrſchaft des Deutſchen Ordens, welcher hie=für theils dem Deutſchen Reiche, theils dem heiligen Stuhle huldigen ſollte; denn die unabhängigen Rechte der inländiſchen Kirche wurden immer mehr geſchmälert. Preußen und Liefland ſtanden unter beſonderen Landmeiſtern, und unter ihnen waren in ihren Bezirken Marſchälle und Comthuren; den Städten und dem Adel ertheilte der Orden beſtimmte Freiheiten, ließ ſie aber an der oberſten Leitung wichtiger Staatsgeſchäfte keinen Theil nehmen. Deutſche Einwanderer, welche jetzt die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachten, genoſſen weit anſehnlichere Rechte als die urſprünglichen Bewohner des Landes, von denen ſich nur wenige Edle in erträglichen Verhältniſſen erhalten hatten.

Da in Polen das Chriſtenthum von oben herab eingeführt wurde, und nicht ſogleich das ganze Volk den neuen Glauben annahm, begnügte man ſich lange mit einem einzigen Bisthume zu Poſen, welches vielleicht anfangs von Mainz, in der Folge von Magdeburg abhängen mochte. Kaiſer Otto III. ſtiftete nach einer Wallfahrt zu den Gebeinen des heiligen Adelbert, die zu Gneſen begraben liegen, an dieſem Ort einen Erzſtuhl, dem über Colberg, Krakau und Breslau Metropolitanrechte zukommen ſollten. Nach und nach vermehrten ſich die biſchöflichen Stühle, es entſtanden die Bisthümer Cujavien, Plock, Kammin, Lutbus, — und der Erzbiſchof von Gneſen erhielt gegen das Ende dieſes Zeitraums als Primas den Vorrang im Reichsrath. Halitſch und Wladimir bekannten ſich hingegen zur Griechiſchen Kirche. Während des dreizehnten Jahrhunderts fanden von Seiten des Römiſchen Stuhls mehrere Verſuche ſtatt, Rothrußland ſeinem Hirtenſtabe zu unterwerfen, aber alle ſchlugen fehl. Die Griechiſchen Erzbiſchöfe von Halitſch wollten ſich nicht zur Unterwerfung bequemen. Endlich ſetzte Kaſimir der Große neben den Griechiſchen auch katholiſche Biſchöfe, und zwar ſogar einen katholiſchen Erzbiſchof von Halitſch ein, die aber bei dem Volke neben den Griechiſchen nie eigentliches Anſehen erlangen konnten. Nach einem unglücklichen Kriege gegen den Deutſchen Orden hatte ſich Großfürſt Mendog von Litthauen

im Jahre 1252 vor dem Kreuze gedemüthigt, und zum Lohne dafür vom Papst eine Königskrone erhalten. Aber kaum war der Sturm vorüber, als er es von neuem verläugnete, und mit dem aufgedrungenen Glauben auch den Königstitel ablegte, der ihn an die schmähliche Unterwerfung erinnerte. Von da an blieben die Litthauer bis ans Ende dieses Zeitraums beim alten Glauben. Nur nach einer langen und erbitterten Gegenwehr konnten die Preußen durch das Schwert des Deutschen Ordens und der Kreuzfahrer zum Christenthume gezwungen werden. Noch ehe die Bekehrung vollendet war, theilte im Jahr 1249 der päpstliche Legat, Wilhelm von Modena, Preußen in die Bisthümer Culm, Pomesanien, Ermeland und Samland. Die Bischöfe traten von freien Stücken zwei Drittheile der Oberherrschaft des Landes dem Orden ab, und suchten sich für dies freiwillige Opfer durch Auswahl der besten und vom gewöhnlichen Kriegsschauplatz entferntesten Ländereien zu ihrem Drittheil, zu entschädigen. Allein die beiden Antheilhaber waren beständig im Kampfe, und der Orden suchte der Geistlichkeit ein Vorrecht nach dem andern abzudringen. In Liefland hatte hingegen der Orden ursprünglich nur einen Drittheil, die Geistlichkeit hingegen zwei Drittheile der Güter, und die Oberherrschaft des Landes besessen. Aber auch hier wußten die Deutschen Ritter dieses Verhältniß je länger je mehr zu ihrem Vortheile zu verändern. Kuren und Esthen nahmen im dreizehnten Jahrhundert das Christenthum an, und die Erstern erkannten sogar die päpstliche Landeshoheit. Endlich unterwarf im Jahr 1246 der Papst die Bisthümer Riga, Dörpt, Oesel, Kurland, Culm, Pomesanien, Ermeland und Samland, einem eigenen Erzbischofe von Preußen und Liefland, der einige Jahre später seinen Sitz zu Riga nahm. Jetzt hatte die Kirche einen Mittelpunct und eine Stütze, vermittelst deren sie ihre Rechte nachdrücklicher gegen die Eingriffe des Ordens behaupten konnte. Dieses war die Losung zu einem fast ununterbrochenen Streite zwischen dem Orden und dem Erzstift. Allein seit der Eroberung von Riga im Jahre 1330 hatte jener ein entschiedenes Uebergewicht, welches

der Erzbischof selbst mit der Unterstützung des heiligen Stuhls nicht wiederzugewinnen vermochte.

Die Entstehung von Klöstern war eine natürliche Folge der Einführung des Christenthums gewesen. Schon Miecislavs Nachfolger, Boleslav, hielt die Gründung von Benedictiner Gemeinschaften für eines der wirksamsten Mittel zur Entwilderung seiner Völker. Kasimir, in Frankreich selbst mit dem Klosterleben vertraut, berief Mönche von Clugny und andern Klöstern nach Polen, damit sie daselbst Anstalten gründen, und ihren Geist im Lande weiter verbreiten möchten. Boleslav der Keusche und seine fromme Gemahlinn Kunigunde hielten die Stiftung von Klöstern für den rühmlichsten Gegenstand der Sorge eines Fürstenpaars. Wie in den übrigen Europäischen Reichen, so gelangte auch in Polen die Geistlichkeit im Mittelalter zu einem höchst bedeutenden Ansehen und Einflusse unter den übrigen Ständen. Boleslavs II. Misgriffe gaben dem heiligen Stuhle Gelegenheit, sich in die innern Angelegenheiten Polens einzumischen, und obgleich wegen der Entfernung und der Rohheit der Polen die Römischen Sprüche nicht immer Eingang fanden, so gelang es den Päpsten doch öfters in streitigen Fällen, ihrer Entscheidung Gewicht zu verschaffen. Seit Kasimir I. wurde der sogenannte Petersgroschen, nämlich ein Groschen von jedem Kopf in ganz Polen, dem heiligen Stuhle entrichtet. — Schon Boleslav I. hatte die Geistlichkeit von allen öffentlichen Abgaben und Beschwerden befreit, während hingegen gleich bei der Annahme des Christenthums mehr durch Beispiel als Verordnung von oben herab, die durch Karl den Großen in Europa eingeführte Zehend-Entrichtung aufgekommen war. Diese Abgabe hatte das Christenthum fast überall dem Volke verhaßt gemacht, und in Polen konnte dem Uebel nur dadurch abgeholfen werden, daß an die Stelle der Naturalabgabe sogenannte Reluitions- oder Einlösungs- und Vergütungs-Verträge traten, die bisweilen der Geistlichkeit mit Gewalt abgedrungen wurden. Auch eine eigene Gerichtsbarkeit hatte Boleslav der Geistlichkeit zugleich mit der Befreiung von Abgaben zugestanden. Ja die daraus entspringenden Verhältnisse gingen so weit, daß unter

der Regierung Ludwigs von Ungern, selbst bürgerliche Rechtshändel von Römischen Abgeordneten beurtheilt wurden. Aber noch wichtiger für Polens spätere Gestaltung und Schicksale wurde in der Folge der Einfluß des Priesterstandes im Reichsrathe.

Indessen hatte sich in Polen ein mit Vorrechten begabter Ritterstand, nicht unähnlich dem Deutschen Lehensadel, gebildet, auf dessen Verhältnisse die Verbindung mit dem Deutschen Reiche und andern Europäischen Staaten viel gewirkt haben mag. Dieser war aus den alten Slavischen Panen und Zupanen entstanden, welche zum Theil in Rothrußland noch immer diese Namen trugen. Dann hatten auch die Könige den Adelstand mit neuen Genossen vermehrt. Der Adel war zu gleicher Zeit auch der Kriegerstand, denn die Befugniß das Schwert zu führen, und dem Fürsten oder Vaterland zu dienen, gehörte zu seinen Vorrechten. So erhielten die Worte miles und nobilis gleiche Bedeutung. Aber unter dem Adel stiegen die obern Beamten des Königs, welche, wie in andern Ländern, unter dem Drange der Zeit die Erblichkeit zu erschleichen wußten, allmählig zu höherem Range empor. Bezirke wurden von Palatinen (comitibus palatinis, Pfalzgrafen), einzelne Städte und Burgen von Castellanen (comitibus castellanis, Burggrafen,) verwaltet. Oberbefehlshaber an der Stelle des Fürsten im Kriege, hießen Woywoden, und wenn die Würde eines Woywoden mit der eines Palatins verbunden war, so nannte man den ihm untergebenen Bezirk eine Woywodschaft. Auch das Ritterwesen kam in seiner abendländischen Gestaltung, besonders nach Deutscher Sitte, in Polen auf, und eine vorzügliche Auszeichnung in demselben waren goldene vom König überreichte Ketten. In den Ländern welche durch den Deutschen Orden und Kreuzfahrer bekehrt worden waren, hatten sich viele fremde Ritter, besonders Deutsche niedergelassen, und von dem Orden, der in seinem Gebiete so viel möglich die Deutschen Verhältnisse einführte, Güter zu Lehen empfangen, auf denen sie eigene Gerichtsbarkeit übten. Andere Güter gehörten dem Orden selbst, und wurden durch seine Commenthuren verwaltet; endlich hatten auch wenige eingeborne Edle das neue Adelsrecht erhalten, und wa-

ren als Lehensleute des Ordens aufgenommen worden. Gemeiniglich war diese Duldung der karge Lohn ihres Verrathes an den Brüdern gewesen.

Von Fürsten, Bischöfen und Handelsleuten wurden Städte gegründet und erweitert, in deren Mauern Edelleute, Kaufleute und Handwerker wohnten, je nachdem man bei ihrer Erbauung diesen oder jenen Zweck vor Augen gehabt hatte. Schon in den frühesten Zeiten der Polnischen Geschichte finden sich Spuren von Polnischen Städten, deren Einwohner aber sich in Ansehung ihrer bürgerlichen Rechte vor den Landbewohnern nur geringer Vorzüge erfreut haben mögen. Der Wunsch Polnischer Herrscher, Deutschen Gewerbfleiß durch Einwanderung Deutscher Künstler und Handwerker nach Polen zu ziehen, scheint die Einführung Deutscher Städteverfassungen und Rechte in den fürstlichen Städten veranlaßt zu haben. Mehrere Städte wurden der Verwaltung der Castellane entzogen, um eigenen, aus ihrem Mittel theils von ihnen selbst, theils von Fürsten gewählten Ortsobrigkeiten zu gehorchen. Sie bestanden aus dem Rathe, dem Stadtvogt (Woyt), der nebst seinen Schöppen (Lawniki) die richterliche Gewalt ausübte, und der Bürgergemeinde oder ihrem Ausschuß. Von da ging die Weiterberufung nach Magdeburg, und endlich bis zum höchsten Deutschen Reichsgericht. Als aber im Ablaufe der Jahrhunderte die Polnischen Städte mehr Bedeutung gewannen, wurde dieses Abhängigkeits-Verhältniß gegen das Ausland so lästig, daß König Kasimir der Große es im Jahre 1356 mit Einwilligung der Städte aufheben, und dafür eine einheimische höhere Gerichtsbehörde einsetzen konnte. Das Obergericht in Krakau bestand aus einem Vogt und sieben Beisitzern aus den nächsten Städten. Ein ähnliches wurde für die Länder des Ordens in Culm niedergesetzt. Zuletzt urtheilten im Namen des Königs zwölf von ihm aus sechs bestimmten königlichen Städten erwählte Mitglieder der Stadträthe. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatten die königlichen Städte bereits so viel Ansehen erlangt, daß sie in wichtigen Angelegenheiten des Reiches mit zu Rathe gezogen wurden. Bloße Landstädte, die von geistlichen oder weltlichen

Grundeigenthümern ohne Theilnahme des Landesfürsten geſtiftet worden waren, hatten vor Dörfern weiter keinen Vorzug als die in der Stiftungsurkunde enthaltenen Befreiungen und die Jahrmarktsrechte. Im eigentlichen Polen hatte Krakau den Vorrang vor allen übrigen Städten, und wurde zuletzt Haupt- und Hofſtadt des Reichs. Neben ihr hatten die biſchöflichen Sitze Poſen und Gneſen, und die Handelsſtadt Thorn ſich zu einem ziemlich blühenden Zuſtande emporgeſchwungen. Das wichtige Danzig an der Oſtſee hatte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Deutſche Orden durch Trug und Gewalt den Königen von Polen entriſſen. Halitſch und Wladimir waren Fürſtenſitze in Rothrußland; aber ſeit der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfiel Halitſch immer mehr neben dem neu aufblühenden Lemberg. Am beſten gedieh ſtädtiſche Freiheit in den Ländern des Ordens, wo die meiſten Städte aus Schlöſſern und Burgen entſtanden waren, welche die Ritter zu Sicherung ihres neuen Beſitzes angelegt hatten. Neben der Hauptſtadt Culm erhoben ſich in Preußen Elbing, Königsberg, Marienburg und Marienwerder, in Kurland Mitau, in Liefland Riga, in Eſthland Reval und Dörpt. Am Ende des zwölften Jahrhunderts hatte der Liefiſche Biſchof Albrecht am Ausfluß der Düna die Stadt Riga gegründet. Vom Orden, vom Deutſchen Reiche und von ihren Erzbiſchöfen erhielt dieſe ganz Deutſche Stadt anſehnliche Vorrechte, wie ſie damals in Deutſchland gewöhnlich waren. Die Stadt hatte ihren eigenen Rath, und war in drei Gilden eingetheilt, von welchen die erſte die verheiratheten Kaufleute, die zweite die Handwerker, die dritte endlich unverheirathete Krieger und Handelsleute enthielt, welche an den Berathungen keinen Theil nehmen durften. Nach der Eroberung hatte der Orden über ihren Widerſtand erbittert, den Einwohnern alle ihre Vorrechte genommen, aber ſie ihnen indeſſen bald darauf wiedergegeben. Seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert waren viele Städte an der Oſtſee und in dieſen Gegenden in den Hanſeatiſchen Bund getreten. In einem Friedensſchluſſe der Hanſe mit König Waldemar von Dänemark, im Jahre 1370, ſind die Städte Culm, Thorn, El-

bing, Danzig, Königsberg, Brunsberg, Riga, Dörpt, Reval und Pernau angeführt, — und ſpäter ließ ſich auch die Hauptſtadt Krakau in denſelben aufnehmen. Am ſchlimmſten war noch immer das Loos der Bauern, auf welchen alle Beſchwerden ruhten, indem ſie ſowohl gegen den Landesfürſten als gegen ihre beſonderen Herren zu den drückendſten Leiſtungen verbunden waren. Doch fand in der Lage der Bauern ein Unterſchied ſtatt, je nachdem ihre Dörfer Polniſchen oder Deutſchen Rechtes waren. In dieſen letztern blieben die Bauern Grundbeſitzer, und konnten ihre Grundſtücke mit den darauf haftenden Frohndienſten und andern Beſchwerden ihren Nachkommen hinterlaſſen oder veräußern. In jenen hingegen war nur der Edelmann Eigenthümer, und konnte ſowohl die Güter als die Bauern ſelbſt, nach Belieben verkaufen. Der unerträgliche Druck den dieſe Volksclaſſe ausſtehen mußte, veranlaßte unter Kaſimir I. im Jahre 1036 einen großen Aufſtand der Bauern, der wegen der Erbitterung der Empörten mit dem ſogenannten Bauernkriege in Deutſchland im ſechzehnten Jahrhundert zu vergleichen ſeyn dürfte. Verſchiedene Herrſcher von Polen ſuchten die Bauern gegen die Bedrückungen des Adels zu ſchützen, aber keiner leiſtete mehr als Kaſimir der Große, der viele fremde Anſiedler mit dem Deutſchen Rechte ins Land zog, und den Bauern in mehreren Fällen die Entweichung aus den Beſitzungen eines grauſamen und ungerechten Herrn geſtattete. Allein er konnte nicht einmal ſo viel thun als er wünſchte, und ſelbſt dieſes Wenige zog ihm den heftigſten Widerwillen des Adels zu, der ihm den Spottnamen Bauernkönig gab. In Preußen waren es meiſtens die Neubekehrten, welche das Land bauen, und mit unaufhörlichen Frohnen im Schweiß ihres Angeſichtes ihren Peinigern neue Burgen errichten, oder in langwierigen Kriegen für die Entwürfe der Habſucht ihr Blut vergießen mußten.

Bis zur Herrſchaft Kaſimirs des Großen kannten die Polen nur ein Gewohnheitsrecht, welches höchſt mangelhaft war, und der Willkür der Richter weit mehr überließ, als zu einer Zeit wo Treue und Gerechtigkeit in dieſem Lande ſo tief geſunken waren, räthlich ſeyn konnte. Auf einem Reichstage zu Wieli-

cha ließ Kasimir unter seiner Aufsicht ein Gesetzbuch entwerfen, an welchem er selbst mit vieler Kenntniß arbeitete, und dem er hierauf öffentliche Beglaubigung ertheilte.

Seit langer Zeit hatte der Adel den Fürsten das Vorrecht abgedrungen, daß ein Adlicher einen Mord mit Geld abbüßen konnte, während ein Bürgerlicher oder Bauer in diesem Falle das Leben verwirkte. Für Verwundungen hingegen wurden auch die niederern Stände, wenn der Verwundete kein Edelmann war, nur an Gelde gestraft. In den Ländern des Ordens hatte die Culmische Handveste vom Jahre 1233 das höchste Ansehen. Neben ihr galten das Magdeburgische, Polnische, Lübbische, Freiburgische Recht, und wo diese schwiegen, die sogenannten Willküren, oder eigenen Entscheidungen städtischer Richter, die dann gewöhnlich auch fernerhin als Gesetze befolgt wurden. In der Gerichtsverfassung mußten der befreite Gerichtsstand der Geistlichkeit, die Vorrechte des Adels, und die eigenthümlichen Verhältnisse der Städte, eine große Verwirrung hervorbringen. Wie die Geistlichkeit, so hatte auch der Adel seinen eigenen Gerichtsstand, — was die bürgerlichen Rechtshändel betraf, vor den Bezirksgerichten, in peinlichen Fällen vor den Starosten, von denen die größern die Gerichtsbarkeit über den Adel auf den Krongütern führten. Nur ein Polnischer Edelmann konnte diese Würde erhalten, welche, mit Ausnahme der Gränzstarosteien, nach dem Tode der Starosten auch auf ihre Witwen übergehen konnte. Während der innern Unruhen wußten die Edelleute auch die Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern an sich zu bringen, wo sie dieselbe zur großen Bedrängniß ihrer Unterthanen, so ziemlich nach morgenländischer Sitte ausübten.

In den Kriegen zwischen den Polen und ihren Nachbaren entschieden Tapferkeit und Glück häufiger als Kriegskunst und Ordnung. Die Könige standen meistens an der Spitze der Heere, unter ihnen die Woywoden, die Palatine, Castellane, Pane u. s. w. mit ihren Untergebenen. In den Heeren des Ordens machten die Ritter den Kern aus, die übrigen Schaaren waren nach ihren Lehensverpflichtungen aufgerufen. Wo möglich rief man nur Freie zu den Waffen, aber da hier öfters Volkskriege

geführt wurden, wo es auf den gänzlichen Untergang des Einen abgesehen war, mußten auch die Leibeigenen ins Feld rücken, welche dann häufig bei dem Feinde ein besseres Schicksal suchten. Die Seemacht war in den Händen der Städte welche sich an den Bund der Hanse angeschlossen hatten. Die Könige von Polen, deren Gebiet seit dem Verluste von Danzig, von der Ostseeküste ausgeschlossen war, richteten ihre Augen nicht auf diesen Gegenstand, und der Orden war ebenfalls zu sehr auf dem festen Lande beschäftigt, und um die Herschaffung der Kreuzesheere brauchte er sich nicht zu bekümmern.

Die Rohheit der Sitten geht schon aus der Grausamkeit hervor, mit welcher diese Völker die Kriege unter sich führten. So wurden die Gefangenen meistens auf die empörendste Weise zu Tode gemartert. Die Litthauer lebten wenigstens im dreizehnten Jahrhundert noch im Zustande der Wildheit und im etwas gebildetern Polen schildern uns Zeitgenossen die Sittenlosigkeit und Verworfenheit mit den grellesten Farben. In Preußen ging die Verdorbenheit vom Orden selbst aus; trotz der strengen Regel brachten die Ritter einen großen Theil ihrer Zeit mit Gelagen und Weibern hin, und da sie auf den Schlössern und Gütern des Ordens vertheilt lebten, machten sie das ganze Land zum Zeugen ihrer Laster. Der Ackerbau, ein Gewerbe des Friedens und der Tugend, konnte unter diesen Umständen nicht gedeihen, und häufige Hungersnoth war die natürliche Folge der Verwahrlosung. Deswegen suchte Kasimir der Große dem Uebel durch Verbesserung des Schicksals des Ackerbau treibenden Standes zu begegnen. Aber der Widerstand des Adels verhinderte die günstigen Folgen die er sich hätte versprechen dürfen. In Preußen wurden alle Künste des Friedens, Ackerbau, Weinbau, Handwerke und so weiter, vom Hochmeister Winrich von Kniprode, der dem Orden gegen das Ende dieses Zeitraumes vorstand, in Schutz genommen. In den Städten traten die Handwerker, wie in Deutschland, wo die meisten herstammten, in Innungen zusammen; der blühendere Zustand des Handels, und der mit ihm steigende Luxus, hob auch die Handwerke empor.

Die Fürsten, welche den Wohlstand des Landes im Auge hatten, ließen Künstler und Handwerker aus Deutschland kommen, die sich unter vortheilhaften Bedingungen in Polen ansiedelten. Selbst die Herren von Halitsch und Wladimir versäumten dieses Mittel zur Bereicherung ihres Landes nicht.

In der Handelsgeschichte war die Preußische Ostseeküste seit uralter Zeit durch den Börnstein bekannt, welcher auch in diesem Zeitraume noch eine Quelle reicher Einkünfte für den Orden blieb. Von dem zehnten Jahrhunderte an wurde Danzig eine Hauptniederlage des Handels mit Scandinavien und den übrigen nordischen Ländern. Leider machten in jenen ältern Zeiten Sclaven den wichtigsten Theil der Waaren aus, welche daselbst verhandelt wurden. Später wurde auch Thorn für den Verkehr wichtig, weil von da aus auf der Weichsel die Erzeugnisse des innern Landes nach Danzig gebracht wurden. Auch im eigentlichen Polen fand lange kein anderer als der Menschenhandel statt, welcher besonders von Constantinopel aus Aufmunterung fand. Indessen wurden allmählig die Einwohner Polens und Rothrußlands durch die Nachbarschaft des glänzenden Kiew mit Asiatischer Pracht bekannt. Am Ende des eilften Jahrhunderts, und während des zwölften wanderten eine ungeheure Menge Juden in Polen ein, die den grausamen Verfolgungen in Deutschland entflohen, und in ihrem neuen Zufluchtsorte den Handel durch ihre ungeheure Gewerbsamkeit belebten. Von den Königen, besonders Boleslav dem Frommen und Kasimir dem Großen, der die Jüdinn Esther zur Geliebten hatte, erhielten sie gegen viel geschenktes und geliehenes Gold sehr ansehnliche Vorrechte, welche allmählig den Verkehr fast ausschließlich in ihre Hände brachten. Das Verbot Geld auf Zinse auszuleihen, mußten die Christen durch Scheinverkäufe umgehen, welche den Verkäufer, bis er den Kaufschilling wiedererstatten konnte, zur Bezahlung von 10 vom 100 jährlich verpflichteten. Diese Verträge wurden allgemein üblich, doch konnten Rittergüter nicht ohne Bewilligung des Königs eingesetzt werden. Gegen das Ende dieses Zeitraumes wurde durch die Aufnahme mehrerer

Städte in den Hanseatischen Bund der Handel, besonders in den Ländern des Ordens, blühender. Auch Krakau, Lemberg und das neuere Warschau kamen durch Handlung zu größerer Bedeutung; ja in der ersten dieser Städte hatte sich ein ursprünglich Deutscher Bürger so sehr bereichert, daß er Kaiser und Könige zu Tafel bitten, und ihnen an derselben Geschenke von 100,000 Ducaten machen konnte.

Lang ehe in diesen Gegenden eigenes Geld geprägt wurde, waren durch ausländische Kaufleute fremde, und zwar Römische Münzen dahin gekommen. Später wurde in Polen wie in Deutschland nach Marken gerechnet. Die Polnische Mark (Grzywna) war etwas schwächer als die Cölnische, und hatte nur 4198 Asse, von denen die letztere 4864 zählte. Sie wurde zu 48 Groschen berechnet. Den vierten Theil dieser Summe machte der Ferto (Wiardunek) aus, und der Scotus oder Skosek den 24sten oder zwei Groschen. Bisweilen rechnete man auch nach Kopen oder Schocken, d. h. Summen von 60 Groschen. Dieses dauerte indessen nur so lange, bis man aus Golde Zloty oder Gulden prägte, die im sechzehnten Jahrhundert aus Silber geschlagen, und dann zu 30 Groschen berechnet wurden. In Litthauen zahlte man in Rubeln, die ihren Namen davon hatten, daß sie ursprünglich ohne Gepräge, bloß aus Silber gehauen waren.

Die Polen waren von den Hauptsitzen der neueuropäischen Bildung zu weit entfernt, um, ungeachtet der ewigen Verheerungskriege und des rohen Sittenzustandes der Menge, in den Wissenschaften etwas von Bedeutung zu leisten. Selbst die Klöster, welche oft Mühe genug hatten während der blutigen Auftritte, welche ringsumher statt fanden, ihre Mauern zu schirmen, konnten nicht einmal so viel thun, als sie gleichzeitig in andern Ländern wirkten. Doch fühlten einige Fürsten und Große, wenn sie sich bei andern Völkern umgesehen hatten, das Bedürfniß besserer Aufklärung. Dieses vermochte Kasimir den Großen im Jahre 1361 zu Krakau die Gebäude anzulegen, wel-

che zu Errichtung einer hohen Schule nach dem Vorbilde der Prager Universität erforderlich waren; und der Papst gab auf das Ansuchen des Königs seine Einwilligung zu Gründung derselben. Indessen kam das Werk wegen des baldigen Todes Kasimirs in diesem Zeitraume noch nicht zu Stande. Sonst hatte die Polnische Litteratur nichts aufzuweisen als die vaterländische Chronik des Bischofs Vincenz Kadlubko von Krakau, der sie in ältern Zeiten mit vielen Fabeln vermischt, bis aufs Jahr 1204 herabführte, und im Jahr 1223 im Kloster starb.

III. Capitel.

Von der Vereinigung Litthauens mit Polen, bis zur Eroberung von Constantinopel. 1366—1453.

Den größten Theil dieses Zeitraumes hindurch, bis zum Jahre 1434 herrschte noch Uladislaus Jagello nur zu lange für seinen Ruhm; denn in den ersten Zeiten seiner Regierung war er groß, kräftig, einsichtsvoll, und gleich thätig zu Schirmung seiner Rechte und Erweiterung seiner Macht gewesen. Im Alter wurde er schwach, und ließ sich durch Prüfungen des Schicksals tief beugen. Sein ehemaliges Großfürstenthum Litthauen, welches er als König von Polen durch Statthalter mit herzoglicher Würde wollte verwalten lassen, verursachte ihm viele Unruhe. Er hatte keine Mühe gescheut, die Litthauer zum Christenthume zu bekehren, und war dabei selbst einer der eifrigsten und geduldigsten Lehrboten gewesen. Diesen Zweck hatte er erreicht; allein da sein Bruder Skirgel sich durch Habsucht, Grausamkeit und Ungerechtigkeit aller Art bei dem Volke verhaßt gemacht, war es einem andern seiner nahen Verwandten, Witold, mit Unterstützung des Deutschen Ordens gelungen, sich des Großfürstenthums zu bemächtigen. Jagello ließ sich sogar mit dem neuen Großfürsten, den er vergebens zu bekämpfen versucht hatte, in eine vertraute Freundschaft ein. Lange unterstützte ihn dieser mit aufrichtigem Gemüth und vollen Kräften gegen seine zwei Hauptwidersacher, den König Siegmund von Ungern, und den Deutschen Orden, welcher aus diesem Kampfe schwere Wunden davon trug. Aber Witold, der jeder anderen Lockung widerstanden hatte, scheint am Ende besorgt zu haben, es möchte Jagellos wachsende Macht zuletzt die eigene Sicherheit gefährden, und aus dem nützlichsten Freunde wurde er seit 1410 einer der drohend-

sten und gefährlichsten Feinde. Witold rang mit der größten Anstrengung nach der Königskrone, die ihm Jagello als mit der Polnischen Oberlehensherrschaft unverträglich beharrlich verweigerte, bis er sich durch Witolds Tod im Jahre 1430 von einem so furchtbaren Gegner befreit sah. Kurz vorher hatte er den Jagello so weit gebracht, daß dieser gern durch Abtretung der Krone Ruhe erkauft hätte. Nach Witolds Tode stritten sich eine Zeitlang Swidrigew und Sigismund Starodubsky um die großfürstliche Würde; endlich siegte der Letztere von Jagello begünstigt über seinen Nebenbuhler, und nahm Litthauen von der Polnischen Krone zu Lehen. Die letzten Jahre Jagellos wurden durch Zerwürfnisse mit seinen Großen getrübt, die seinen Sohn Uladislaus nur gegen feierliche Bestätigung ihrer alten Vorrechte und Ertheilung ansehnlicher neuer Freiheiten zum Könige wählen wollten. Kaum hatte er sich nach heftiger Weigerung, die ihn sogar in Lebensgefahr brachte, diesem unterzogen, als er im Jahre 1434 nach einer 48jährigen Regierung in hohem Alter starb. Schon im Jahre 1400 war ihm die schöne Hedwig, eine von den Polnischen Schriftstellern hochbelobte Frau, vorangegangen. Ueber ihr Verhältniß zu Jagello giebt es verschiedene höchst widersprechende Berichte. Noch in demselben Jahre heirathete dieser die Gräfinn Anna von Cilly, eine Enkelinn Kasimirs, die er aber wegen ihrer wenig anziehenden Gestalt gern wieder fortgeschickt hätte. Nach dieser, welche im Jahr 1416 starb, hatte Jagello noch zwei andere Gemahlinnen, von welchen ihm besonders die letzte, Sophia, eine Nichte Witolds von Litthauen, viel häuslichen Verdruß zuzog.

Nach einigem Widerstande bestätigten alle Polnischen Großen die Wahl des Ladislaus, des ältesten Sohnes Jagellos von seiner letzten Gemahlinn Sophia, während dessen Minderjährigkeit man nach langem Streite die Staatsverwaltung in jeder einzelnen Woywodschaft dem Woywoden vertraute. Swidrigew wagte jetzt, von König Siegmund von Ungern unterstützt, einen neuen Versuch sich Litthauens zu bemächtigen, der aber mit einer gänzlichen Niederlage seiner Truppen und Anhänger endete. Einige Jahre später, als Ladislaus schon zur Mehrjährigkeit

gelangt war, ſtarb Siegmund Staroduboſky, von ſeinen Unterthanen allgemein gehaßt, und Ladislaus benutzte ſchnell dieſe Gelegenheit, um Litthauen, trotz dem Umſtande daß der letzte Großfürſt einen von den Litthauern ſehr geſchätzten Sohn, mit Namen Michael hinterlaſſen hatte, durch Belehnung ſeines Bruders Kaſimir, wieder näher an die Krone zu knüpfen. Aber Kaſimir der ſeine neue Würde nicht ohne bedeutende Einſchränkungen empfangen hatte, verrieth bald die Sache ſeines Bruders und der Polniſchen Krone, um in Gemeinſchaft mit ſeinen Unterthanen die Unabhängigkeit zu erringen. Ladislaus war damals zu ſehr mit den Ungriſchen Angelegenheiten beſchäftigt, um ſeinen Bruder unter ſtrenger Aufſicht zu halten. Kaiſer Albrecht, welcher nach Siegmunds Tode mit dem Prinzen Kaſimir von Polen um die Böhmiſche Krone geſtritten, war ſchon 1439 wieder geſtorben, und hatte nur zwei Töchter und eine ſchwangere Gattinn hinterlaſſen. In Ungern gab es eine ſtarke Partei, welcher, im Falle die Königinn auch einen Prinzen gebären ſollte, dennoch die Herrſchaft eines unmündigen Kindes, und die Vormundſchaft ſeiner Mutter Eliſabeth, bei der dringenden Gefahr mit welcher man von den Türken bedroht war, für allzu mißlich, und die Wahl eines Fürſten wie der junge Ladislaus von Polen, dem Heile des Reiches weit zuträglicher ſchien. Johann Corvinus war an der Spitze derſelben. So kam, ungeachtet des Widerwillens den eine Türkiſche Geſandtſchaft den Polniſchen Großen gegen dieſen Verein beigebracht hatte, und der Abneigung des Königs eine ältere Frau zu heirathen, ein Vertrag zu Stande, welchem zufolge Ladislaus von Polen ſich mit der Kaiſerinn Eliſabeth vermählen, und die Ungriſche Krone erhalten ſollte. Aber mittlerweile gebahr dieſe Fürſtinn einen Prinzen, den man Ladilaus den Nachgebornen nannte, und welchem ſeine Mutter mit den äußerſten Anſtrengungen das Reich zu erhalten ſuchte. Die Königinn ließ die aus Polen zurückkehrenden Geſandten in Kerker werfen, und rief die Ungern um Beiſtand für ihren unmündigen Sohn an. Dieſe theilten ſich in zwei Parteien ein. Der König von Polen rückte zur Unterſtützung der einen an der Spitze eines Heeres in Ungern ein, die andre erhielt von Kaiſer Fried-

rich IV. Hülfe. Endlich kam durch Vermittlung des Cardinals Julian Ceſarini, nach einer perſönlichen Zuſammenkunft des Königs und der Kaiſerinn, ein neuer Vertrag zu Stande, welchem zufolge der Erſtere die Ungriſche Krone, und die älteſte Tochter der Eliſabeth zur Braut erhielt, und ſich dagegen verpflichtete dem jungen Ladislaus Poſthumus Böhmen und Oeſterreich zu erhalten, und ihn aus der Gewalt Kaiſer Friedrichs, der ihn verwahrte, zu befreien. Kaum war Ladislaus durch dieſen Vertrag zum ruhigen Beſitze Ungerns gelangt, als dieſes Reich von den Türken bekriegt wurde. Ein glänzender Feldzug, der durch den zehnjährigen, zu Scegedin im Jahre 1444 geſchloſſenen Waffenſtillſtand beendiget wurde, hatte die Ungern bis weit in die Türkiſchen Beſitzungen geführt. Allein der Papſt und ſeine Feldherren verleiteten den jungen ruhmgierigen Fürſten, trotz dem geleiſteten Eide den eingegangenen Vertrag zu brechen, und bei Varna verlor Ladislaus nach der tapferſten Gegenwehr Krone und Leben. Dieſes war für Polen um ſo trauriger, als er zu den ausgezeichneteſten Fürſten gerechnet werden konnte, die jemals über dieſes Land geherrſcht hatten. Lange blieb ſein Schickſal ungewiß, und bis man alle Hoffnung aufgegeben hatte, daß er jemals wieder zurückkehren würde, wollten ſich die Polen zu keiner neuen Wahl entſchließen. Erſt im folgenden Jahre vereinigten ſich auf einem Reichstage zu Siradien alle Stimmen zu Gunſten des Großfürſten Kaſimir von Litthauen, mehr, weil man dieſes Land wieder mit Polen zu verbinden wünſchte, als wegen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften, oder ſeiner Verwandtſchaft mit Ladislaus. Auf das Verlangen ſeines Volkes ſchlug Kaſimir die Krone aus. Indeſſen bereute er bald ſeinen Entſchluß, und errang durch die Umtriebe und Ränke ſeiner Mutter Sophia von neuem den Sieg über ſeinen Nebenbuhler Boleslav von Maſovien, von welchem viele Große beſorgten, er möchte die Krongüter die ſie im Beſitz hatten, wieder zurückfordern. Kaſimir ging ſo weit, die Abtretung von Podolien, Luczko und Olyeſchko an Litthauen zu begehren, worauf er indeſſen nicht beharrte. Dieſe Forderung hätte die Polen belehren ſollen, was ſie von ihm als König zu erwarten haben

würden, und in der That blieb er als König von Polen dem Eide getreu, den er als Großfürst von Litthauen geschworen. Polen wurde über alle Begriffe stiefväterlich behandelt, seine Rechte zum Vortheile Litthauens auf die unglaublichste Weise geschmälert, und alle Sorgfalt des Königs nur auf das Letztere gewendet. Tief fühlten endlich die beleidigten Polen diese Zurücksetzung und die Uebergehung ihrer heiligsten Rechte. Auf dem Reichstage zu Petrikau, 1449, brach man in laute Klagen aus, und gab sogar dem Könige zu verstehen, daß die Polen die ihm anvertraute Gewalt im Nothfalle auch wieder zurückziehen könnten. Dessenungeachtet änderte Kasimir sein Betragen nicht. Dieser Umstand gab dem Senat, den man jetzt als den letzten Hort der Rechte und Freiheiten Polens betrachtete, das höchste Ansehen; und er gebrauchte dasselbe mit Eifer und Entschlossenheit gegen den König. Die Polen bewaffneten sich sogar, um den Litthauern das von ihnen besetzte Luczk mit Gewalt zu entreißen. Kasimir war neunzehn Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. Sein Aeußeres hatte nichts Einnehmendes. Seine Gestalt sowohl als sein Angesicht war lang und hager, seine Rede lispelnd und undeutlich. Seine größte Leidenschaft war die Jagd, und blieb es bis in seine letzten Tage. Neben ihr liebte er auch die Weiber und die Freuden der Tafel; hingegen verabscheute er den Trunk; nie kam ein anderes Getränk als Wasser über seine Lippen. Kasimir war eitel, sein Ehrgeiz kleinlich, und sein frommes Wesen geheuchelt. Mit jedem Tage hatten die Polen mehr Ursache den Tod des Ladislaus zu beweinen.

Am Ende des vorigen Zeitraumes war Rothrußland dem Scepter der Könige von Ungern unterworfen gewesen; allein Hedwig benutzte die Unruhen dieses Reichs und die bedrängte Lage König Siegmunds, um diese Provinz davon abzureißen. Siegmund machte wiederholte fruchtlose Versuche sie wieder mit seinem Reiche zu vereinigen. Im Jahre 1412 kam, nach einer persönlichen Zusammenkunft Jagellos und Siegmunds, ein Vergleich zu Stande, kraft welches Ersterer Rothrußland und Podolien einstweilen lebenslänglich besitzen sollte. Seitdem erhob Ungern keine neuen Ansprüche, aber Podolien und der nordöst-

liche Theil Rothrußlands wurden jetzt der Gegenstand eines heftigen Streits zwischen Polen und Litthauen, der am Schluß dieses Zeitraumes mit großer Erbittrung geführt wurde.

Die Macht des Ordens hatte ihre höchste Stufe erreicht, als der Hochmeister Konrad von Jungingen ihm, mehr durch Umstände als eigene Plane dahingeführt, durch Kauf die Neumark zubrachte, und so, vermittelst der früheren Unterwerfung der Samayten, das schwarze Kreuz über eine ununterbrochene Reihe von Ländern, von der Oder bis an die Narwa herrschte. Aber die von den Polen und Litthauern erlittene Niederlage bei Tanneberg (15. Juli 1410) schlug ihm so tiefe Wunden, daß er nie mehr davon genas, sondern vielmehr je länger je auffallendere Zeichen einer innern Auflösung zu erkennen gab. Bereits hatte man sich diesem gefährlichen Zeitpuncte genähert, wo der Kranke selbst die Arzenei nicht mehr verträgt, die ihm noch einzig das Leben fristen könnte. So stürzten den edlen Heinrich Reuß von Plauen gerade diejenigen großen Eigenschaften, vermittelst deren er nach jenem Unglücke den Orden einzig vom gänzlichen Untergange gerettet hätte. Als aber dieser wackere Hochmeister dem Neide, der kleinlichen Ehrsucht und der Zügellosigkeit geopfert war, gerieth der Orden, hauptsächlich von Polen und Litthauen gedrängt, in immer mißlichere Verhältnisse. An die Stelle des günstigeren Thorner Friedens trat nach einem neuen Kriege mit Polen der schimpfliche Vertrag am See Melno (J. 1422), in welchem der Hochmeister Paul Bellizer von Rußdorf, Samayten, Sudauen, Nessau, Orlow, Neudorf und Moryn abtreten mußte. Der vierzehn Jahre später zu Breßz geschlossene Friede (J. 1436) enthielt ungefähr dieselben Bestimmungen. Des Ordens Ruhm ward immer mehr verdunkelt. Mit den äußern Unglücksfällen vereinte sich innere Zerrüttung zu gänzlichem Verderben. Die großen Anstrengungen, die von dem Lande gefordert werden mußten, machten Einwilligung der Stände nothwendiger. Paul Rußdorf mußte den großen Landrath wiederherstellen, in welchem, nebst einer Anzahl Comthuren, die Abgeordneten des Adels und der Städte saßen, und der seit langer Zeit völlig in Vergessenheit gerathen war. Endlich schlos-

sen zu Schirmung ihrer Rechte, Städte und Adel sogar im Jahr 1440 einen förmlichen Bund zu Marienwerder, wo man sich gegenseitig verbindlich machte Ordnung und Recht aufrecht zu halten, Verletzungen derselben auch mit Gewalt abzutreiben. Dieser Bund, der, wenn er auch in den gesetzmäßigen Schranken geblieben wäre, dennoch die Macht des Ordens in ihrem Innersten erschüttert haben würde, mußte mit dem Letztern, sowohl um sein Daseyn als um seine Befugnisse einen harten Kampf bestehen, der den Orden vollends in die Unmöglichkeit versetzte, irgend etwas von Bedeutung nach außen hin zu unternehmen. Auch seine sittliche Kraft war völlig gesunken. Jagd, Spiel und Ausschweifungen der Wollust füllten, ungeachtet mehrerer Hochmeister und insonderheit noch am Ende dieses Zeitraums Konrads von Erlichshausen strenger Verordnungen, die meiste Zeit der Ordensbrüder. Die Pflicht wurde völlig versäumt, die Zügel rissen entzwei, wenn man sie straffer halten wollte. Jenem wackern Vorsteher des Ordens folgte seit 1450 sein ihm sehr ungleicher Vetter Ludwig von Erlichshausen, den das Capitel wider den Rath seines sterbenden Verwandten wählte, und der als ein schwacher und unbedeutender Mensch, völlig in den Händen des unruhigen jüngern Heinrich Reuß von Plauen, seines Mutterbruders, war. Am Schlusse dieses Zeitraums war die Erbitterung zwischen dem Orden, und dem Bunde, der Bestätigung seiner Freiheiten verlangte, aufs Höchste gestiegen.

Um seine Herrschaft über das Gebiet des Erzstiftes Riga zu versichern, entschloß sich der Orden dasselbe um den ziemlich schweren Zins von 11,500 Goldgulden förmlich vom Papste, der die Landeshoheit behauptete, zu pachten, und erhielt dann auch von ihm, daß der gegenwärtige Erzbischof Johann von Sinten zum Patriarchen von Alexandrien in partibus infidelium erhoben wurde, und die neuen Verweser des Rigaischen Erzstuhls aus des Ordens Mittel erkoren werden, und zum Zeichen ihrer Abhängigkeit nebst ihren Domherren des Ordens Kleidung tragen mußten. Aber das schwarze Kreuz hinderte den Erzbischof nicht, eignen Vortheil verfolgend, seine Sache von der des Ordens zu trennen. Neue Zerwürfnisse wurden durch den Vertrag von Wolmar im Jahre 1451 beigelegt, welchem im folgenden

jahre eine Theilung der Hoheit über die Stadt Riga, zu Kirch-
olm folgte, welche ganz ohne Zuziehung der Bürgerschaft vor-
enommen ward, und dieser im höchsten Grade lästig fiel.

In Polen verlor der König immer mehr von seiner Gewalt
n die Mächtigen des Adels. Die auf den Reichstagen versam-
elten geistlichen und weltlichen Großen des Reichs behaupteten
icht nur althergebrachte Rechte, sondern waren noch beständig
uf Erweiterung derselben bedacht. Das Wahlrecht der Stän-
e war festgesetzt, und die königliche Macht fast bei jeder neuen
Versammlung in engere Gränzen beschränkt. Der Senat, wel-
her in den Zeiten wo der Reichstag nicht versammelt war, seine
Stelle vertrat, handelte in demselben Geiste, nur daß sich hier
ie Gewalt noch enger in die Hände weniger der Angesehensten
usammendrängte, die sich fast ausschließlich der Verwaltung
emächtigten. Auch in Litthauen scheinen sich den Polnischen
icht unähnliche Verhältnisse gebildet zu haben. Polen behaup-
te zwar die Oberlehensherrschaft über dieses Land, aber das
nsehen welches mit derselben verbunden war, blieb im höch-
en Grade schwankend und unbedeutend; ja Kasimir schien am
chlusse dieses Zeitraumes eher Polen in die Abhängigkeit von
itthauen bringen zu wollen. In den Ordensländern hatte das
nsehen des Landesherrn durch die Wiederherstellung des gro-
en Landrathes einen gefährlichen Stoß erhalten. Vorzüglich
aren hier die Städte von einem großen Freiheitsgeiste durch-
rungen, und von ihnen war die Ritterschaft zu ähnlichen For-
erungen aufgemuntert worden. Zölle und Abgaben mußten
on den Ständen bewilliget werden, und wie sehr gerieth der
eldbedürftige Orden in ihre Abhängigkeit, da ihr guter Wille fast
ie einzige Quelle seiner Einkünfte war. Die Aufrichtung eines
örmlichen Bundes zum Schirm ihrer Rechte war für den Lan-
esherrn, der ihn genehmigen mußte, die kränkendste Demüthi-
ung und der auffallendeste Beweis seiner Schwäche. In Po-
en schloß sich die Geistlichkeit, besonders die höhern Glieder
erselben, an den Adel, aus dessen Mittel sie genommen ward.
Aber ungeachtet seit dem dreizehnten Jahrhundert in Polen ein
Ketzergericht bestand, hatte man Mühe den Meinungen des Jo-

hann Huß den Eingang zu verwehren. In den Ordensländern behauptete die Geistlichkeit eine eigene Stellung gegen die Ritter, weil in den meisten Gegenden ihr Rechte zukamen, welche jene oft durch die unrechtmäßigsten Mittel an sich gerissen hatten. Diese Streitigkeiten, in denen der Papst und andre auswärtige Fürsten, bald als Mittler, bald als Helfer beigezogen wurden, vereinten sich mit den übrigen Umständen der Zeit, die wankende Macht des Ordens völlig zu untergraben. Die Lage der niedrigsten Classe war drückender als je, denn da die Oberlandesherren mit den größten Anstrengungen die zur Herrschaft unentbehrlichsten Rechte vertheidigen mußten, blieb es dem Adel völlig überlassen, das Verhältniß zu seinen Untergebenen willkürlich zu bestimmen. Um die Bauern wenigstens von einer Seite zu erleichtern, erließ ihnen Ladislaus Jagello durch eine Verordnung vom Jahre 1422 alle öffentlichen Leistungen, Frohnen, Fuhren, Abgaben u. s. w. gegen die geringfügige jährliche Steuer von zwei Groschen, die sie als Zeichen der Unterthänigkeit entrichten mußten.

Bei so unruhiger Herrschaft konnten die Fürsten nur wenig auf Verbesserung der Gesetze und des Gerichtswesens, welches letztere besonders in einem höchst mangelhaften Zustande war, bedacht seyn. Doch ließ Ladislaus das Gesetzbuch König Kasimirs verbessern und vermehren, und der Hochmeister Konrad von Erlichshausen wußte wenigstens seine Unterthanen vor dem Unwesen der Vehmgerichte zu schirmen, die ihre Wirksamkeit über alle mit dem Deutschen Reiche verbundenen Länder ausdehnen wollten. Auch durch heilsame Gesetze, welche theils nur die Ordensbrüder, theils das ganze Land betrafen, stiftete sich jener treffliche Ordensvorsteher ein ehrenvolles Andenken. Eine solche Bemühung war um so nothwendiger, als die Sittenverwilderung überall aufs Höchste gestiegen war, und die obersten Stände in Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gebote den untern auf die schamloseste Art vorangingen. Trunk, Spiel, Unzucht, Raub und Gewaltthätigkeiten jeder Art waren Laster und Vergehen die man sich fast allgemein zu Schulden kommen ließ. Nur in den Mauern der Städte scheinen unter gewerbfleißigen Bürgern mildere Sitten geherrscht zu haben.

Ungeachtet der vielen Störungen welche das beständige Waffengetümmel veranlaßte, und welche den Gewerbfleiß auf so mannigfaltige Art beeinträchtigen mußten, wurde der Handel durch die erhöhten Bedürfnisse der Polen selbst, und der mit ihnen in Verbindung stehenden Völker, immer mehr belebt. Polens geographische Lage und die Menge von Flüssen auf denen die Waaren theils nach der Ostsee theils nach dem schwarzen Meere verschifft werden konnten, führten natürlich dahin. Vor Allem wurde auf der Ostsee von den Städten die sich der Hanse angeschlossen hatten, ein glänzender Verkehr mit Scandinavien, England und den Niederlanden getrieben, welchen die nicht unbeträchtliche Seemacht der Städte, bisweilen auch die Macht der ganzen Hanse beschützte; obschon die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Letztern nicht selten getrübt wurden. Da aber die Weichsel anfing große Untiefen zu bekommen, weil sich ihr Wasser allzusehr vertheilte, so sahen sich die innern Städte immer mehr von diesem Verkehr ausgeschlossen, der je länger je mehr in die Hände der Danziger fiel. Oefters machte indessen der Orden Versuche für eigene Rechnung Handel zu treiben, und die Monopolien die er sich alsdann anmaßte, welche den Verkehr der Städte gänzlich zu untergraben drohten, brachten dem Preußischen Handel großen Schaden. Allein die Weichsel und die Ostsee waren nicht der einzige Weg auf welchem Polen seine Erzeugnisse dem Auslande zuführen konnte. Durch die Bewilligungen mehrerer Könige ward Lemberg bald eine Hauptniederlage des Handels mit Griechenland, den Türken, der Wallachei und Moldau. Die Genueser sendeten durch diese Stadt Levantische Waaren nach Polen, Litthauen und Rußland. Innerhalb der Mauern bewohnten die Armenischen Kaufleute eine eigene Straße. Zwischen Ungern und Polen hatte in frühern Zeiten der Waaren-Austausch hauptsächlich zu Krakau statt gefunden, aber im Jahre 1412 wurde in Ungern die auf der Polnischen Gränze gelegene Stadt Podoliniek zu einer königlichen Freistadt erhoben, und erhielt im Jahr 1442 vom Könige Ladislaus von Polen und Ungern ausschließliche Niederlagsrechte. Ferner war der Transithandel welcher zwischen dem Deutschen Reiche und den östlichen Ländern vorzüglich von Breslau aus

durch Polen geführt wurde, eine Quelle reicher Einkünfte
das Letztere. Allein im Jahr 1438 nahmen sich die Schles
heraus unter dem Stempel des Königs Ladislaus Jagello schlec
Münzen zu schlagen, womit sie die Polnischen Waaren bezahlt
Deswegen verbot der Reichstag zu Sirad alle Ausfuhr na
Schlesien, und die Schlesier wurden in Polen überall sehr schle
behandelt. Erst im Jahr 1452 stellte Kasimir IV. die alten Ve
hältnisse wieder her. Ein großes Hinderniß für den inneren Ha
del waren bis jetzt die Privatmauthen gewesen, welche die Edelleu
auf ihren Gütern angelegt hatten. Diesem Uebel suchte Kasim
durch eine strenge Verordnung vom Jahr 1447 zu begegnen.

Weniger als mit den Künsten die unmittelbar zu berechnen
den Geld-Gewinn brachten, und auf welche der Mensch selb
im rohesten Zustande, durch seine Bedürfnisse wieder hingewie
sen wird, beschäftigten sich die Polen mit den Kenntnissen wel
che dem menschlichen Leben höhern geistigen Werth geben. Ueber
haupt scheinen Lebensart und Schicksale des Volkes dem Ge
deihen eigenthümlicher Bildung unübersteigbare Hindernisse i
den Weg gelegt zu haben. Die Lateinische Sprache blieb vor
herrschend, und verdrängte die Polnische ganz aus dem öffentli
chen Leben. Doch kam jetzt im Jahre 1400 die hohe Schul
zu Krakau wirklich zu Stande, indem man von Prag Lehre
kommen ließ, welche die damals in Europa bekannten Wissen
schaften vortragen sollten. Die Studenten wurden nach dama
liger Gewohnheit in eine Polnische, Böhmische und Deutsch
Nation getheilt, und in Kurzem kam die Universität in einen
ziemlich blühenden Zustand. In den Ordensländern wo mehr
Deutsches Wesen galt, versuchte im Anfange dieses Zeitraumes
Konrad Zöllner zu Culm eine Akademie zu errichten, welcher
Papst Urban VI. im Jahre 1387 alle Vorrechte der Universität
von Bologna ertheilte. Da aber Konrad diese Stiftung nicht
lange überlebte, die nachfolgenden Hochmeister, genug im Kriege
beschäftigt, ihr keinen Schutz gewährten, und das Gedeihen der
hohen Schule von Krakau eine zweite Anstalt dieser Art in je-
nen Gegenden überflüssig zu machen schien, so artete sie bald in
ein ganz gewöhnliches Mönchscollegium aus.

Achtes Buch.

Rußland.

I. Capitel.

Aelteste Russische Geschichte, bis auf den Tod Wladimirs des Großen. 1015.

Durch den nordöstlichen Theil von Europa, und durch den ganzen nördlichen Theil von Asien hindurch, erstreckt sich das ungeheure Reich, welches heut zu Tage zugleich als unerschütterlicher Schirm der Europäischen Bildung gegen Einfälle Asiatischer Verwüster, und dann wegen der ungeheuern ihm zu Gebote stehenden Kräfte, als furchtbar drohender Nachbar für die übrigen dasteht, wenn sie ein weniger hochsinniger und aufgeklärter Herrscher als der gegenwärtige, durch eitle Ruhmsucht verführt, zu engherzigern, wahrer Fürstengröße weniger angemessenen Zwecken misbrauchen sollte. Viele Länder, viele Völker, sind in dem Riesenstaate vereinigt, der eben so die natürliche Beschaffenheit aller Himmelsstriche, wie alle nur denkbaren Eigenthümlichkeiten von Völkern zu einem wunderbaren Ganzen in sich aufgenommen zu haben scheint. Mitten durch diese unvergleichliche Mannigfaltigkeit schimmert, als vereinender Mittelpunct, ein Gemeingeist, welcher in den neuesten Zeiten durch drohende Gefahr und Unglück angeregt, Europa in Erstaunen gesetzt, und den unerwartetsten Wechsel der Ereignisse den man vielleicht in der Geschichte finden möchte, herbeigeführt hat. Dieser bewundernswürdige Geist, in dem sich ein Abglanz unserer ganzen Neueuropäischen Bildung spiegelt, ist von ausgezeichneten Herrschern ausgegangen, und hat sich von ihrem Hofe durch die weiten Gegenden des unermeßlichen Kaiserstaates verbreitet, wo er mit jedem Tage die Nebel verscheucht, welche noch aus der Rohheit und den Vorurtheilen einzelner Völkerstämme

emporsteigen mögen. Bei einem solchen Vereine von Kräften unter solchen Fürsten, mag dem schwachen Sterblichen wohl erlaubt seyn, hohe Zwecke der Vorsehung zu ahnen, die durch diesen Staat vielleicht schon in unsern Tagen erreicht werden sollen.

Die weiten Länder welche schon im Mittelalter das Großfürstenthum der Moscowiten ausmachten, waren lange den Alten völlig unbekannt, und wurden von ihnen in das große Reich der Scythen gesetzt, unter welcher unbestimmten Benennung man alle die zahlreichen Völker begriff, die das nordöstliche Europa bewohnten, und über deren besondere Eigenthümlichkeiten man weiter keine Auskunft zu geben wußte. Zu Ptolemäus Zeit erhielten sie den Namen Sauromatien und Sarmatien, welches den Römern schon etwas bekannter war, und über dessen Völker sie sich rühmten große Siege errungen zu haben. Um dieselbe Zeit, als die Ufer der Weichsel von den Lechen bevölkert wurden, siedelten sich an den Ufern des Dnieper, in der Statthalterschaft andere Slaven an, die man von den weiten Ebenen die sie einnahmen, ebenfalls Polánen nannte. Diese Benennung erlosch indessen bei den Russischen Slaven allmählig, so wie sie hingegen im Ablaufe der Jahrhunderte bei den Lechen zum Volksnamen wurde. Andere Slavische Stämme erhielten von ihren Häuptern, oder ihren besondern Eigenthümlichkeiten, oder den Eigenschaften des Landes welches sie besetzten, ebenfalls verschiedene Namen. So soll sich der Stamm des Radim, die Radimitschen, an den Ufern der Sosha im Mogilewschen, und der des Wátko, die Wákitschen, an der Oka niedergelassen haben. In der Wolhynischen Statthalterschaft wohnten die Derewier, die Duliewier und Bugier am Flusse Bug, der in die Weichsel fällt, die Lutitschen und Biwerzen, die in ihrem Lande schon Städte hatten, am Dniester, bis an das Meer und die Donau hin, und die sogenannten weißen Chrowaten in den Gegenden um die Karpathischen Gebirge. An den Ufern der Desna, der Sem und der Sula, hausten in der Nachbarschaft der Polánen die Sekerier; zwischen dem Peigút und der Dúna die Dregowitschen; am Ursprunge der Dúna, des Dnieper und der Wolga, die Kriwitschen, und an dem Zusammenflusse der Dú-

na mit der Polota, die mit den Kriwitschen nah verwandten Polotschanen. Endlich hatten an den Ufern des Ilmensees die sogenannten Nowgorodschen Slaven ihre Sitze.

Außer den Slaven wohnten innerhalb der Gränzen des nachmaligen Moskowitischen Großfürstenthums viele Finnische Stämme, die ursprünglich über diese ganze Gegend verbreitet gewesen, aber allmählig von den Erstern aus einem Theile des Landes nach dem andern verdrängt worden seyn mögen. So waren um Rostow und am See Klestschin oder Pereslav die Meren, am Zusammenflusse der Oka und der Wolga die Muromen, südwestlich von den Meren die Tscheremissen, Meschtscheren und Mordwinen; im Osten des Ladoga-Sees die Tschüden, die Jameri oder Emer in Finnland, die Wessen am weißen See; die Permier in der Statthalterschaft Permien; die Jugrier oder jetzigen Beresowskischen Ostjaken am Ob und an der Soswa und die Petschoren am Flusse Petschora.

Den Einfällen der Avaren und Chazaren hatten die Slaven an der Donau und im südlichen Rußland, welche früher so gefährliche Nachbaren des Byzantinischen Reiches gewesen waren, nicht widerstehen können, sondern hatten im vereinzelten Kampfe überwunden, wechselsweise das Joch der Einen und der Andern ertragen müssen. Von den Avaren, einem Volke Türkisch-Asiatischen Ursprungs, waren sie mit beispielloser Härte und Rohheit behandelt worden; hingegen hatten sich die Chazaren mit Abgaben und Lieferungen begnügt, und übrigens die Ueberwundenen in einem ziemlich erträglichen Zustande gelassen. Die Herrschaft der Chazaren erstreckte sich indessen nur bis zum Flusse Oka, und die nördlich von demselben wohnenden Slaven blieben bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts völlig frei. Allein um diese Zeit erschienen im nördlichen Rußland Scandische Abenteurer, welche unter dem Namen Waräger bekannt sind, und vermuthlich über die Ostsee nach den Russischen Ländern hin gekommen waren. Ihnen mußten die Tschüden, die Slaven am Ilmensee, die Kriwitschen und die Meren Schutzgeld bezahlen. Zwar erhoben sich Slavische und Finnische Völker gegen die fremden Erobrer; aber als sie diese mit vereinten

Kräften verdrängt hatten, kamen ihnen der Gräuel der Herrschlosigkeit und die Bedrückung weniger Mächtiger, unter die sie nach der Vertreibung der Normänner gesunken waren, noch härter vor, als das Joch dieser Letztern, und im Jahr 862 bat man sich von eben demselben Volke, welches man erst kurz vorher mit bewaffneter Hand über die Ostsee zurückgejagt hatte, Fürsten aus, welche die völlig untergegangene Herrschaft der Gesetze wieder herstellen sollten.

Drei Brüder, Riurik, Sineus und Truwor, aus dem Stamme der Russischen Normänner, nahmen den schwierigen Auftrag, wie die Sage behauptet, nicht ohne Bedenken an. Sie kamen nach Gardarik oder Griechenland, wie man in Scandinavien Rußland nannte, wahrscheinlich weil man durch diese Länder nach der Hauptstadt des Griechischen Reiches kam, wo Normännische Krieger häufig unter dem Namen Waräger oder Wäringer in der kaiserlichen Leibwache dienten. Die Fürsten erschienen an der Spitze eines zahlreichen Geleites ihrer Landsleute, und zwar ließ sich Riurik oder Rurik in Nowgorod, Sineus am weißen See bei den Finnischen Wessen, und Truwor in Isbork, einer Stadt der Kriwitschen, nieder. Smolensk und Polozk, die keinen Theil an der Berufung der Waräger genommen hatten, blieben einstweilen in ungestörter Freiheit. Dasjenige Land welches den Scandischen Fürsten zu Theil geworden war, nannte man von ihnen Rußland, und jeder von denselben scheint in seinem Gebiete völlig unabhängig, und ohne andere Verbindung mit seinen Brüdern gewesen zu seyn, als die, welche Blutsfreundschaft und Staatsklugheit nothwendig unter den neuen Ankömmlingen gegen die übrigen Völker anknüpfen mußten. Die kühnen Unternehmungen der Russen wurden vom Glücke begünstigt, und ihre Herrschaft erhielt schnell eine größere Ausdehnung. Denn, als zwei Jahre später durch den Tod seiner beiden Brüder dem Rurik die Alleinherrschaft über Rußland zufiel, so erstreckten sich die Gränzen dieses Reiches bereits in Osten bis zu den jetzigen Jaroslawschen und Nischegorodschen Statthalterschaften und gegen Mittag bis an die Düna. Um diese Zeit wagten zwei tapfere Russische Krieger, Askold und Dir eine Unternehmung auf Constan-

tinopel. Sie mislang, aber auf ihrer Hinfahrt auf dem Dnieper nahmen sie die Stadt Kiew in Besitz, welche von einem friedliebenden Slavischen Stamme bewohnt war, der den Chazaren Schutzgeld zahlte, und gründeten daselbst eine eigene Herrschaft. Rurik verwaltete das Reich noch fünfzehn Jahre als Alleinherrscher, und hinterließ es im Jahre 879 seinem unmündigen Sohne Igor, unter der Vormundschaft seines Verwandten Oleg.

Oleg suchte seiner neuen Verwaltung gleich Anfangs durch glänzende Eroberungen eine große Bedeutung zu geben. An der Spitze eines Heeres Russischer Krieger und neuer Warägischer Abenteurer überzog er im Jahre 882 die Länder am Dnieper. Smolensk und die alte Stadt Liubetsch, im Gebiete der Seweerier, ergaben sich ohne großen Widerstand, und durch Verrath gelang es ihm die edlen Fürsten von Kiew, Askold und Dir in einen Hinterhalt zu locken, sie ums Leben zu bringen, und sich ihrer Herrschaft zu bemächtigen. Da rief Oleg voll Bewundrung der schönen und günstigen Lage der neueroberten Stadt aus, Kiew sollte von nun an die Mutter der Russischen Städte seyn. In den folgenden Jahren bezwang sein tapferes Schwert die Dewerier, denen er eine Abgabe an schwarzen Mardern auflegte, nebst den Seweriern und den Radimitschen, welche früher unter den Chazaren gestanden hatten. Durch diese Eroberungen wurden seine ältern getrennten Besitzungen zu einem ununterbrochenen Ganzen, von Kiew bis Nowgorod vereint, und Oleg konnte sich nun gegen Süden wenden, um auch auf dieser Seite seinem Gebiete eine größere Ausdehnung zu erringen. Das Glück der Waffen unterwarf ihm die vom Russischen Reiche noch unabhängigen Slaven an den Ufern der Sula auf der linken Seite des Dnieper, und die heutigen Podolischen und Wolhynischen Statthalterschaften nebst einem Theile der Chersonesischen. Endlich wagte er es nach mehrjähriger Ruhe sogar an der Spitze eines zahlreichen Heeres über den Dnieper herunter nach Constantinopel zu ziehen (J. 906), wo er der Schwäche des Griechischen Kaisers einen sehr vortheilhaften Frieden abdrang, welchen indessen, so wie die ganze Unternehmung die Byzantinischen Schrift-

steller nicht erwähnen. Dafür hat man noch in Rußland die Urkunde eines Staatsvertrags mit den Griechen vom Jahr 911, welcher für die Russen ungemein vortheilhaft lautet, und für das frühere Ereigniß, wie die allgemeine Sage, ein günstiges Zeugniß ablegt. Ein Jahr später beschloß Oleg mit seinem Leben seine 33jährige rühmliche Verwaltung, und als der alte Krieger dahingegangen war, seufzte das Volk, und vergoß Thränen über seiner Leiche.

Igor hatte bei Olegs Tode das männliche Alter schon lange erreicht, aber das Ansehen welches sich sein Vormund durch seine großen Eigenschaften beim Volke erworben hatte, mußte den Sohn Ruriks während des Lebens des unternehmenden Fürsten oder Staatsverwesers völlig ins Dunkel setzen. Allein Igor zeigte bald den aufrührischen Drewiern und den unruhigen Petschenegen, welche die Kraft des neuen Herrschers versuchen wollten, daß das Schwert seines Vorgängers nicht in die Hände eines Schwächling gefallen sey. Die ersten mußten sich unterwerfen, und wurden durch höhere Steuern gestraft, die andern zogen, als sie Igors Ernst sahen, vor, friedliche Verhältnisse anzuknüpfen, als es auf den zweifelhaften Ausgang einer Schlacht ankommen zu lassen. Lange schweigen die Russischen Jahrbücher von Igors Thaten, bis er endlich am Abend seiner Tage im Jahre 941 einen ähnlichen Versuch, wie sein Vorgänger, auf Constantinopel machte, aber nach grausamer Verwüstung der Griechischen Länder in Europa und Asien mit ungeheuerm Verluste, den er in jenem durch das sogenannte Griechische Feuer, in diesem durch die Waffen des Patriciers Bardas und des Domesticus Johann erlitt, nach Hause zurückkehren mußte. Glücklicher war er in einer neuen Unternehmung nach zwei Jahren, wo der Griechische Kaiser lieber sogleich mit Golde die Ruhe erkaufte. Im Jahre 945 kam wieder ein förmlicher Staatsvertrag zwischen beiden Reichen zu Stande, welchen der Kaiser mit einem Eide auf das Evangelienbuch, der Russische Fürst auf dem Hügel seines Gottes Perun, unter Anrufung desselben bekräftigte. Aber dem Wunsche des Greises, die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe zuzubringen, widersprachen der Ehrgeiz

und die Raubsucht seiner Krieger. Von seiner Leibwache gezwungen fiel er über die Drewier her, um von ihnen größere Abgaben zu erpressen, und wurde von den Verzweifelnden, nachdem ihn Anfangs das Glück begünstiget hatte, sammt den Urhebern dieses Raubzugs erschlagen.

Ueber Igors Sohn, den Knaben Swatoslav, führte seine Witwe, die geistreiche Olga, die Vormundschaft, die Igor in seiner Jugend wegen ihrer Schönheit und der ausgezeichneten Eigenschaften ihres Geistes, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, zur Gattinn erkoren hatte. Die Mörder ihres Gemahls behandelte sie, nachdem sie sich durch List einer großen Zahl derselben bemächtiget hatte, ohne Schonung, ließ aber nichts desto weniger in der Folge die Drewier die Wohlthaten einer weisen Verwaltung genießen. Als Swatoslav das männliche Alter erreicht hatte, entsagte seine Mutter ihrer Vormundschaft, und ließ sich voll Bewundrung des Glaubens, der in Kiew schon seit längerer Zeit Genossen zählte, in Constantinopel selbst taufen, und würde auch gerne sogleich ihren Sohn und das ganze Volk zu diesem Schritte vermocht haben. Aber Swatoslav war ein kräftiger, wilder und kriegrischer Fürst, der sich durch ein beispiellos hartes Leben zu allen Ungemächlichkeiten seiner Lieblingsbeschäftigung des Krieges abgehärtet hatte, und an der Religion des Friedens und der Liebe keinen Geschmack finden konnte. So groß war bei ihm das Gefühl männlicher Kraft, daß er es verschmähte seinen Feind durch List zu überwinden, und demselben auf eine ächt ritterliche Art jedesmal Kunde gab, wann er ihn angreifen würde. Sein siegreiches Schwert unterwarf ihm die Wätitschen, die Jassen und Kossogen, und nach einer Niederlage der Chazaren alle Besitzungen derselben an der Ostküste des Asowschen Meeres, und endlich im Jahr 967 sogar das Land der Bulgaren, wo Swatoslav künftig hin den Sitz seiner Herrschaft in der Stadt Perejaslawez aufschlagen wollte. Während dieser glänzenden Unternehmungen hatte er die innere Verwaltung seines Reiches der weisen Mutter überlassen, welche das Staatsruder auf eine weise Art lenkte, die sie vor allen frühern, bloß kriegerischen, Herrschern so sehr auszeichnete, daß ihr An-

denken noch Jahrhunderte hindurch von dem Volke gesegnet wurde. Allein während Swatoslav in seiner neuen Lieblingsstadt auf eine etwas schwelgerische Art die Früchte seiner Siege genoß, gerieth Olga in Kiew in die größte Gefahr durch das unvermuthete Eindringen Petschenegischer Schaaren, welche nur durch die Klugheit des Russischen Woywoden Pretitsch abgewendet werden konnte, der mit einem kleinen Haufen den Feind täuschte, und zum Abzug zu bringen vermochte. Kaum war der Fürst selbst zur Hülfe herbeigeeilt, als seine weise Mutter in hohem Alter in seinem Arme starb. Swatoslav, den die Fürstinn noch in ihren letzten Tagen gebeten hatte, sie wenigstens in Kiew zu begraben, war jetzt frei, seinen Sitz wohin er wollte, zu verlegen. Nachdem er über Kiew seinen Sohn Jaropolk, über das Land der Drewier seinen andern Sohn Oleg, und endlich über Nowgorod auf das Verlangen seiner Bewohner einen dritten Sohn, Wladimir, den ihm eine von Olgas Beschließerinnen geboren, gesetzt hatte, zog er nach dem Lande der Bulgaren, welches er indessen noch einmal durch die Gewalt der Waffen erobern mußte. Allein in einem Feldzuge wider den Griechischen Kaiser, der dem kriegerischen Fürsten die Niederlassung im Nachbarlande nicht gestatten wollte, sah sich Swatoslav, trotz der seltensten Tapferkeit und den unerhörtesten Anstrengungen, vom Glücke verlassen. Die Bulgarei ging wieder verloren, und die Rückkehr nach dem Vaterlande konnte nur durch einen nachtheiligen Frieden erkauft werden. Aber selbst dieses Opfer brachte nicht Rettung. Denn auf dem Rückwege stellten sich den Russen, vielleicht nicht ohne Mitwirkung der Griechen, die Petschenegen entgegen, und Swatoslav fand im Kampfe wider dieselben den Tod (J. 972).

Nach Swatoslavs Tode herrschten eine Zeitlang seine drei Söhne, jeder in seinem Gebiet in völliger Unabhängigkeit. Allein der Feldherr Swjeneld wußte aus Rachsucht seinen Herrn, den Jaropolk, zu einem Kriege wider den Oleg zu bewegen, um das Land der Drewier wieder mit dem Fürstenthum Kiew zu vereinigen, und Oleg verlor im vergeblichen Widerstand Krone und Leben (J. 977). Wladimir hatte im ersten Schrecken eine Zu-

flucht jenseits der Ostsee gesucht, aber nach zwei Jahren war er mit vielen Scandischen Kriegern nach der Heimath zurückgekehrt, und hatte Jaropolks Statthalter aus Nowgorod vertrieben. Jetzt raubte er diesem Letztern im Lande der Polozker seine Braut Sogna, die Tochter des Scandischen Fürsten Ragwald, nachdem er diesen Fürsten nebst seinen zwei Söhnen umgebracht hatte, und erschien dann an der Spitze eines zahlreichen Heeres Warägischer Leibwachen, Nowgorodischer Slaven, Tschüden und Kriwitschen vor Kiew. Der verrätherische Woywod Blud, auf welchen Jaropolk das größte Vertrauen setzte, vermochte diesen unglücklichen Fürsten die treue Stadt zu verlassen, und nach dem schwächern Roden zu entfliehen. Als er eine Zeitlang in dieser Stadt mit seinen Kriegern die äußerste Noth einer Belagerung ausgestanden hatte, ließ er sich durch den mit Wladimir einverstandenen Blud verleiten, der Großmuth seines Bruders zu vertrauen, und ward ein Opfer der empörendesten Verrätherei (J. 980).

Der Brudermord, durch welchen sich der Großfürst Wladimir den Weg zur Alleinherrschaft gebahnt hatte, und die Ausschweifungen, denen er sich, nachdem er dieselbe errungen, auf die zügellosesste Weise preisgab, würden diesen berühmten Herrscher vor der Nachwelt in ein abscheuliches Licht stellen, wenn ihn nicht das Lob frommer Geschichtschreiber wegen der Einführung des Christenthums, und der Dank welchen ihm seine Völker gerne für andere treffliche Fürstentugenden zollten, einigermaßen gegen jene gerechten Vorwürfe in Schutz genommen hätten. Wladimir war ein Fürst von seltener Geisteskraft und einer feurigen Einbildung, die ihn gewöhnlich weit über die Schranken des berechnenden Verstandes hinausriß, und ihn bald mit edler Begeisterung das Schönste und Beste unternehmen, bald in schmählichem Taumel sich dem üppigsten Genusse dahingeben ließ, je nachdem sein Gemüth ergriffen war. Gleich in den ersten Zeiten seiner Alleinherrschaft erwarb er sich ein unendliches Verdienst um sein bedrängtes Volk durch die klugen Maßregeln vermittelst derer er sich der übermüthigen Waräger zu entledigen wußte, denen er zum Theile seine Eroberungen verdankte. Wie

seine Vorgänger, suchte er des Reiches Gränzen durch glückliche Kriege zu erweitern. Bald gehorchten ihm ganz Halitsch, und die Länder die bis jetzt das Russische Reich vom Baltischen Meere getrennt hatten; denn nach Snorro Sturlesons Zeugniß durften seine Beamten in allen Ländern zwischen Kurland und dem Finnischen Meerbusen herumziehen um Steuern einzusammeln. Nach diesem errang er Siege über die aufrührischen Radimitschen, und über die östlichen oder Kamischen Bulgaren, mit welchen letztern er jedoch auf den Rath eines erfahrnen Feldherrn Frieden schloß, ohne ihre gänzliche Unterwerfung zu versuchen. Aber mitten unter seinen Siegen scheinen im Innern des Reiches Streitigkeiten über den Werth der verschiedenen Glaubensbekenntnisse entstanden zu seyn, denen der sonst dem Glauben der Väter sehr ergebene Großfürst diesmal größere Aufmerksamkeit schenkte. Wladimir soll damals Lehrboten aus allen Religionen angehört haben, welche nur immer bei den Völkern galten, die auf irgend eine Weise mit den Russen in Berührung kamen, und dann noch Gesandte zu allen diesen Völkern geschickt haben, die ihm über ihre kirchlichen Einrichtungen Bericht erstatten mußten. Sey es, daß der höhere Glanz des Byzantinischen Gottesdienstes seine regsame Einbildung lebendiger ergriff, sey es, daß sein Ehrgeiz nach einer Verwandtschaft mit dem Griechischen Kaiserhause strebte, — die Griechische Kirche erhielt den Vorzug. An der Spitze eines zahlreichen Heeres zog der Großfürst nach der Stadt Cherson in Taurien, welche dem Namen nach unter Griechischer Oberherrschaft von selbst gewählten Häuptern regiert wurde. Nach einem tapfern Widerstande eroberte Wladimir die Stadt durch Verrath (J. 988), und ließ von hier aus den Griechischen Hof mit einem Zuge nach Constantinopel bedrohen, wofern ihm nicht die Kaisertochter Anna zur Gemahlinn gegeben würde. Man sah sich gezwungen ihm diese zu bewilligen, wenn er sich zum Christenthume bekennen wolle, und der Großfürst nahm die Bedingung an, und gab den Griechen, nachdem er seine Braut in Empfang genommen, sogar die eroberte Stadt zurück. Aber vorher ließen sich in derselben der Großfürst und seine Bojaren vom Bischofe mit großer Feierlichkeit taufen, und

nahmen aus derselben nichts als Priester und Ueberbleibsel von Heiligen mit. In der Hauptstadt wurden, nicht ohne Thränen von Seiten des Volkes, — die Bilder der alten Götter mit Hohn zertrümmert, und auf ein gegebenes Zeichen wurde das ganze Volk im Dnieper getauft. Glückliche Kriege mit den Chrowaten und Petschenegen sicherten die Ruhe der südlichen Theile des Reichs, und Wladimir sorgte für die Zukunft durch Anlegung befestigter Städte. Bei einem spätern Einfalle der Petschenegen, wo er persönlich sehr ins Gedränge gekommen war, soll er sich durch ein Gelübde gerettet haben. Ueberhaupt war der Großfürst durch den Einfluß der christlichen Lehren, welche sein Gemüth ganz ergriffen hatten, völlig verändert. Seine Kriegslust schwand, und seine Menschenliebe und Duldung gingen so weit, daß ihn seine Bojaren und selbst die Geistlichen wieder mit den dringendsten Gründen zum Gebrauche der kriegrischen Kräfte des Reichs, und zu strenger Handhabung der Gerechtigkeit ermahnen mußten. Aber die bedenklichste unter allen Handlungen Wladimirs wurde für das Wohl des Gemeinwesens, die Uebertragung der Verwaltung einzelner Bezirke an seine Söhne als Statthalter, da er doch die schlimmen Folgen dieses Verfahrens, welches freilich durch eine allgemeine Sitte der Zeit geheiligt war, aus eigener Erfahrung kennen sollte. In dieser Theilung erhielt Wyscheslav Nowgorod, Isaslav Polozk, Jaroslav Rostov, und nach dem Tode Wyscheslavs, Jaroslav Nowgorod und Boris Rostov, Glyeb kam nach Murom, Swatoslav in das Land der Drewier, Wsewolod in das Wolhynische Wladimir, Mstislav in Bmutarakan oder das Griechische Bumatarcha, und Swatopolk, sein an Sohnes Statt angenommener Neffe, wurde über Turow gesetzt. Doch sollte keiner von allen diesen Herren in seinem Gebiete völlige Unabhängigkeit erhalten, sondern jeder dem Großfürsten von Rußland als bloßer Statthalter gehorchen. Allein die letzten Jahre der Herrschaft Wladimirs wurden durch eine Empörung Jaroslavs, des Statthalters von Nowgorod, getrübt, der die Entrichtung der Steuern verweigerte. Endlich starb Wladimir, während sein Liebling Boris das Reich gegen einen Einfall der Petschenegen verthei-

digte, im Jahr 1015 nach einer fünfunddreißigjährigen ruhmvollen Verwaltung.

Seit der Gründung des Russischen Staates durch die drei Brüder Rurik, Sineus und Truwor, hatten sich die Gränzen desselben in einem fort durch glückliche Unternehmungen der Herrscher erweitert, und beim Tode Wladimirs des Großen waren die weiten Länder vom Wolänischen Gornün über den Peipus, zum Finnischen Busen hin, vom Ladoga-See zum weißen Meere, von der Dwina zur Oka, und den Wasserfällen des Dnieper hin, seinem Scepter unterworfen, — und ihm gehorchte noch das Fürstenthum Bmutarakan, welches an der nordöstlichen Seite des schwarzen Meeres gelegen, von seinen übrigen Besitzungen durch Länder der Chazaren und Petschenegen getrennt war.

Ueber die Völker welche diesen weiten Erdstrich bewohnten, herrschte der Großfürst mit unumschränkter Gewalt. Ursprünglich hatten die Russischen Slaven in einem lockern Staatsverbande gelebt, wie alle übrigen Zweige dieses großen Stammes. Jeder Hausvater hatte in völliger Unabhängigkeit an der Spitze seines Hauswesens gestanden, und nur bei gefährlichen Angriffen fremder Völker, oder Unternehmungen wider Nachbarn, die eine reiche Beute zu versprechen schienen, oder endlich bei Begehung einer allgemeinen Glaubensfeier, waren die Völker zusammengetreten. Aber allmählig hatten bei den häufigen Feldzügen ausgezeichnete Krieger einen Einfluß gewonnen, den sie durch die Macht ihres Rufs, und den ungleich höheren Werth der von ihnen erworbenen Güter, auch in Friedenszeiten fortdauernd behaupteten. Daher war an die Stelle der ursprünglichen Gleichheit aller Freien eine Herrschaft weniger Mächtigen getreten, unter deren Drucke das Volk seufzte, und unter der ein solches Gewirre von Unordnungen entstand, daß die nachmaligen Russischen Slaven nur von der Herbeirufung eines fremden Fürsten Rettung zu erwarten hatten. Herrscher denen unter solchen Umständen die oberste Gewalt übertragen war, und die mit einem zahlreichen fremden Geleite erschienen, welches nur in ihrer Allmacht seinen Vortheil finden konnte, hatten

wenig Beschränkung von dem Volke zu erwarten, das sich ihnen mit dem unbegränztesten Vertrauen unterworfen hatte. Nur von den alten Gesetzen und Gebräuchen des Volkes, und ihrer eigenen Staatsklugheit durften sie in ihrem übrigens ganz willkürlichen Verfahren Rath nehmen. Die großfürstliche Würde blieb in dem Stamme, dem sie einmal übertragen war; aber ohne feste Bestimmung des Rechts der Nachfolge, obschon die Erstgeburt, wenn auch nicht immer und nothwendig, dennoch meistens und vorzüglich berücksichtigt worden zu seyn scheint. Dem Großfürsten kam gewissermaßen das Obereigenthum des ganzen Landes zu, so daß er in demselben Güter und Verwaltungen mit ziemlicher Willkür von Einem an den Andern verschenken konnte. Ihm bezahlten alle Völker des Reiches Abgaben, aber je nach den bei ihrer Unterwerfung abgeschlossenen Staatsverträgen oder andern Umständen, sehr ungleich. Viele waren nur zu Lieferung einer bestimmten Menge von Naturerzeugnissen, oder zu andern Leistungen, Arbeiten, u. s. w. verpflichtet. Andere bezahlten Zinse oder Schatzungen, d. h. Steuern, vom männlichen Kopfe, vom Rauchfange oder vom Pfluge. Am meisten brachte den Herrschern der Krieg ein. Daher standen bei ihnen die Männer ihres Geleites in hohem Ansehen, und hatten bei wichtigen Gelegenheiten und bedeutenden Entschließungen den großen Einfluß den die Scandischen Heerführer ihrem Gefolge zu bewilligen pflegten. Beispiele solcher Berathungen sind in der Russischen Geschichte eine häufige Erscheinung. So entstanden die Fürsten welche als Statthalter des Alleinherrschers die einzelnen Gaue oder Bezirke verwalteten, in welche das Reich eingetheilt war, und neben ihnen die Bojaren, denen der Großfürst zur Belohnung ihrer Tapferkeit ansehnliche Güter geschenkt hatte. Friedensschlüsse erhielten größeres Gewicht durch den Beitritt der Fürsten und Bojaren, deren Ehrgeiz und Raubsucht in vielen Fällen ursprünglich den Friedensbruch veranlaßt hatten. Die Würde der Letztern war nicht einmal erblich, und einen andern bevorrechteten Stand gab es nicht. Schon in uralter Zeit hatten die Slaven sich bisweilen in eine Art von Städten zusammengedrängt, die indessen nur in einer großen Anzahl

von nahe bei einander errichteten Hütten aus Flechtwerke bestanden. Kiew und Nowgorod waren älter als die großfürstliche Verfassung. Allmählig hatten das Aufblühen des Handels und der Gewerbe, und das Bedürfniß das Erworbene gegen die Anfälle mächtiger Feinde zu schützen, sowohl die Vermehrung solcher Städte, als die Erweiterung der schon angelegten veranlaßt. Im gegenwärtigen Zeitraume wurden besonders in den mittäglichen Theilen des Reiches eine bedeutende Zahl fester Orte gegründet. Am Ende desselben zählte man deren schon über 24, unter welchen Kiew und Nowgorod den ersten Rang behaupteten, und das Erstere von einem Deutschen Geschichtschreiber ein zweites Constantinopel genannt werden konnte. Neben diesen beiden zeichneten sich noch Smolensk, Pskow, Rostow, Tschernigow und Ljubetsch durch ihre Größe und die Lebhaftigkeit ihres Verkehrs aus. Die Städte wurden von Fürsten oder andern großfürstlichen Beamten, z. B. Aeltesten, beherrscht, aber in gewissen Fällen trat auch die Bürgergemeinde zusammen, und faßte von sich aus Beschlüsse.

Als Gesetz hatte bei den Russischen Slaven nur das alte Herkommen gegolten. Die aus Scandinavien kommenden Waräger brachten aus ihrem Vaterlande eine Art von bürgerlichen Gesetzen mit, welche die Geschichte uns in den Friedensschlüssen der ältern Großfürsten mit dem Griechischen Hofe aufbewahrt hat, und von denen nicht genau auszumachen ist, ob sie schriftlich verfaßt oder nur dem Gedächtnisse der Völker anvertraut waren. Der Geist derselben ist völlig mit dem alten Scandischen Rechte übereinstimmend. Das richterliche Amt wurde im Namen des Großfürsten verwaltet, und zwar mögen in den Städten die Fürsten oder Aeltesten als Vorsteher derselben selbst das Recht gesprochen haben, sonst waren es meistentheils diejenigen welche im Felde kriegerische Würden bekleideten, die in Friedenszeiten dann auch zu Gerichte saßen.

Das Kriegswesen hatten die Großfürsten ebenfalls nach dem Vorbilde des Scandischen eingerichtet. Das ganze Volk war dienstpflichtig, und wurde zu Feldzügen ungefähr auf dieselbe Art, wie in Deutschland der Heerbann, zusammenberufen.

Allein waren diese beendigt, so blieb um den Großfürsten wahrscheinlich bloß ein Theil seiner Leibwache. In ihren Reihen befanden sich die Tapfersten und Angesehensten, die Bojaren, deren Rath der Großfürst bei jeder wichtigen Gelegenheit anzuhören pflegte. Aber neben der eigentlichen Leibwache des Großfürsten, die aus den versuchtesten Kriegern bestand, scheinen sich um seine Person noch eine große Anzahl junger Krieger, Schwertträger, Gridnen gesammelt zu haben, welche ihren Rang unmittelbar nach den Bojaren einnahmen, und sich in dieser Kriegsschule auszubilden suchten. Beide, Bojaren und Gridnen, erhielten aus dem öffentlichen Schatze Sold, die Uebrigen hatten nur an der Beute ihren Theil. Das ganze Heer stand gewöhnlich unter dem unmittelbaren Befehle des Großfürsten, und nur in sehr seltenen Fällen durfte ein sogenannter Heerführer seine Stelle vertreten. Unter ihm gab es als untergeordnete Führer, Woywoden, Tausendmänner, Hundertmänner und Zehnmänner. Die Russischen Heere fochten in geschlossenen Gliedern. Eine kriegerische Musik befeuerte den Muth der Kämpfer, welche schwere Rüstungen, Schilde und hohe Helme als Schutzwaffen, zweischneidige Schwerter, Wurfspieße und Pfeile als Angriffswaffen trugen. Durch Kriegsspiele, in welchen sich in Friedenszeiten große Schaaren auf dem freien Felde übten, erlangte man Fertigkeit zum Kriege; wohl eingedenk, daß wer diesen mit Vortheil führen will, seine Waffen nicht erst dann schmieden muß, wann er sie gebrauchen soll. Die Schiffkunst hatten die Russen von den Warägern gelernt, und ihre Unternehmungen gegen das Russische Reich müssen uns einen vortheilhaften Begriff von derselben geben; obschon die damaligen Russischen Fahrzeuge, die mit Rudern versehen waren, und mit Hülfe großer Segel einen weiten Weg zurücklegten, nicht mehr Raum hatten als für 40 bis 60 Mann.

Schon lange vor der Ankunft der Waräger hatten die Slaven in diesen Gegenden Ackerbau getrieben, aber die vielen Kriegszüge, welche dem Lande eine Menge nützlicher Arme entzogen, und die fruchtbarsten Gegenden häufig der Verwüstung preisgaben, mußten seinem Aufblühen lange ein beinahe unübersteigli-

ches Hinderniß in den Weg legen. Lieber noch scheinen sich die alten Russen mit Viehzucht und Jagd abgegeben zu haben, da sie die Letztere mit einem Ueberfluß an Pelzwerk versah, welches im Auslande sehr gesucht war, und wofür sie deswegen eine Menge fremder, ihnen fehlender, Waaren eintauschen konnten. Am lebhaftesten war der Handelsverkehr mit Griechenland, woher die Russen gegen die Erzeugnisse ihres Landes, Honig, Wachs, und leider auch Knechte, die Bedürfnisse eines feineren Lebens erhielten. Nach dem Zeugnisse des Constantin Porphyrogenneta, erhielten Russen und Chazaren aus Constantinopel Purpur, reiche Stoffe und Kleider, Saffian und Pfeffer, und Nestor spricht sogar noch von Wein und Früchten. In der Griechischen Kaiserstadt hielten sich gewöhnlich eine Menge Russischer Kaufleute auf, deren Reise dahin über den Dnieper hinunter, nicht ohne bedeutende Gefahr, sowohl vor den Wasserfällen dieses Flusses, als vor den Anfällen der räuberischen Petschenegen, gesellschaftsweise unternommen werden mußte. Von ihren Tatarischen Nachbaren erhielten die Russen, gegen Rauchwerk, Vieh aus Europa und Asien. Aber auch mit den Scandischen Völkern blühte ein äußerst lebendiger Verkehr, dessen Hauptniederlage in Nowgorod war. Scandische Kaufleute versahen sich daselbst mit reichem Pelzwerk, und auch mit kostbaren Schiffen, künstlichem Geräthe und reichen goldgestickten Gewändern, welche die Russen zu Constantinopel eingekauft haben mochten. Ebenso befanden sich Russische Kaufleute in allen bedeutenden Handelsplätzen Scandinaviens.

Die Scandischen Geschichtschreiber dieser Zeit nennen Rußland: „das mit allen Gütern des Lebens im Ueberflusse versehene." — Lange kannte man indessen daselbst kein Metallgeld zum Behufe des Handels, sondern man mußte sich zu diesem Zwecke der Marder- und Eichhörnchenfelle bedienen, die man dann in der Folge zu größerer Bequemlichkeit durch die Schnauzen oder andere Theile dieser Thiere ersetzte. Doch mögen allmählig Münzen in größerer Menge aus dem Griechischen Reiche nach Rußland gekommen seyn. Ueberhaupt wurde der Werth der Dinge auch nach Metallgewichte berechnet. Das Gold wurde

in Solotnik (Griechische Nomismen, Solidi) eingetheilt, deren 72 auf ein Griechisches Pfund gingen, das Silber in Grivnen. Zu gleicher Zeit nannte man auch eine bestimmte Art von Marderfellen eine Grivne; aber das Verhältniß der Silbergrivnen zur Fellgrivne scheint höchst wandelbar gewesen zu seyn.

Bei der schon in seinen ersten Zeiten erstaunenswürdigen Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung des Russischen Staats, möchte es wohl unendlich schwierig seyn, die Eigenthümlichkeit seiner verschiedenen Völker auf eine allgemein gültige Art zu bezeichnen. Doch scheint so viel ausgemacht, das die Finnischen Stämme unverändert bei ihrer ursprünglichen Art blieben, während sich aus der Verschmelzung der Slaven und Waräger die neue Russische Eigenthümlichkeit entwickelte, aus welcher man alle spätern Handlungen und Schicksale des Volkes herleiten mag. In frühern Zeiten waren die Sitten der verschiedenen Slavischen Stämme sehr ungleich gewesen. Die Drewier, Radimitschen, Wätitschen und Sewerier blieben lange im rohesten Zustande, während die sanftern und edlern Polänen sich vieler Vorzüge eines gesittetern Lebens erfreuten. Die kühnen Unternehmungen ihrer Fürsten und ihre rastlose Thätigkeit im Felde nährten den kriegerischen Geist des Volkes, so daß selbst die schwächern Frauen den Tod im Kampfe nicht scheuten. In Friedenszeiten liebten sie Vergnügungen aller Art, besonders Mahlzeiten und den Trunk. Vor der Einführung des Christenthums war ihnen die Vielweiberei gestattet, und die Zahl der fürstlichen Beischläferinnen war beinahe unglaublich. Merkwürdig ist die große Achtung welche man für Greise hatte, denen man in allen Volksversammlungen den Vorsitz einräumte, und deren Rath selbst von den unbeschränkten Großfürsten mit Ehrfurcht vernommen wurde. Durch die Einführung des Christenthums wurden die Sitten, wenigstens der Großen gemildert, denn es war am Ende dieses Zeitraums noch zu neu, um das ganze Volk tiefer zu durchdringen. Aber die Verbindungen mit dem Griechischen Hofe hatten schon früher die Prunksucht desselben nach Kiew gebracht. Die Großfürsten suchten ebenfalls den Glanz ihres Hofes durch eine zahlreiche Dienerschaft zu erhöhen, und

nicht nur sie selbst, sondern alle ihre nahen Verwandten hatten ihre eigenen Hofbeamten, die einen goldenen Halsschmuck als Zeichen der Gunst ihres Herrschers trugen. An ihrer Tafel wurden Griechische Weine getrunken, Südfrüchte und Indischer Pfeffer würzten den Genuß.

Lange bevor die Russen durch das Christenthum erleuchtet wurden, hatte die Lehre von einem künftigen Daseyn unter ihnen großes Ansehen gehabt. Den obersten Rang unter ihren Göttern behauptete Perun (der Treffende) der die Blitze warf, und dessen mit einem silbernen Kopfe und einem goldenen Schnurrbarte geziertes Bild noch zu Wladimirs Zeiten auf einem Hügel vor dem großfürstlichen Schlosse in Kiew verehrt wurde. Neben ihm wurde bei Eiden auch der Name des Woloß, des Gottes der Heerden, angerufen, in dessen Macht es stand, die Völker mit reichem Ueberflusse zu segnen, oder sie durch harten Verlust zu züchtigen. Hingegen opferten alle diejenigen welche ein unauflösliches Band der Liebe knüpfen wollten, dem Lado, dem Gotte der Liebe, Eintracht und jeglichen Glückes. Am 23. Juni, vor der Getreide-Erndte, beging man das Fest des Getreidegottes Kugato, wo die jungen Leute sich mit Kränzen schmückten, und des Abends mit Gesängen zum Lobe des Gottes um ein Feuer tanzten. Am 24. December endlich verehrte man den Koleda, den Fest- und Friedensgott, und von den Feierlichkeiten die bei dieser Gelegenheit statt fanden, ging in der Folge noch Vieles auf die Weihnachts-Belustigungen der christlichen Russen über. Viele andere Götter, die uns nur dem Namen, nicht aber ihren Eigenschaften nach bekannt sind, mögen hier übergangen werden. Ueber die Formen der alten Russischen Gottesverehrung ist uns wenig bekannt, doch weiß man, daß sich die Russischen Priester zu Wladimirs Zeiten auch mit Menschenopfern befleckten. Bei einigen Russischen Slaven, den Kriwitschen, Seweriern, Wätitschen und Radimitschen, wurden die Leichname der Todten auf großen Scheiterhaufen verbrannt. Die Asche sammelte man in Urnen, die man längs den Straßen aufstellte. Vor der Verbrennung des Todten fand zur Ehre desselben eine Art von Kampfspiel statt, welches man Tris-

ma nannte. Die Kiewschen und Wolhynischen Slaven begruben hingegen ihre Todten schon vor der Einführung des Christenthums; bisweilen gaben sie ihnen eine aus Riemen geflochtene Strickleiter mit, und die nächsten Verwandten zerfleischten sich das Gesicht, und tödteten das Lieblingspferd des Verstorbenen auf dem Grabhügel.

Dem alten geheiligten Glauben entsagten die Russischen Völker ungern, und nur aus Achtung für die Gebote des Großfürsten und Ergebung in seinen Willen. Doch scheint die Lehre des Gekreuzigten schon lange vor Wladimir in Kiew bekannt gewesen zu seyn; aber, mit Ausnahme der weisen Olga, waren ihr die Herrscher keineswegs günstig gewesen, vielmehr hatte sie selbst Wladimir in den frühern Zeiten seiner Reichsverwaltung aufs härteste verfolgt. Vermuthlich war sie am Ende des neunten Jahrhunderts aus den übrigen durch die Bemühungen des heiligen Cyrills und seines Bruders Methodius bekehrten Slavischen Ländern nach Rußland gekommen. Als am Schlusse des zehnten Jahrhunderts Wladimir das Christenthum in der Gestalt des Griechischen Glaubensbekenntnisses zur Staatsreligion erhob, verpflanzte er eine Menge Griechischer Lehrboten nach Rußland, und vertraute die neugestifteten Hirtenschulen Griechischen Priestern. Unter dem Erzbischofe von Kiew, als Oberhirten von ganz Rußland, standen die Bischöfe von Bielogorod unweit Kiew, Tschernigow, Nowgorod, Rostow und Wladimir in Wolhynien. Er selbst aber war in gewissen Dingen dem Patriarchen von Constantinopel unterworfen. Im Uebrigen hatte die Geistlichkeit ihre eigene Gerichtsbarkeit, welche von dem Oberhirten in Gemeinschaft mit den Bischöfen ausgeübt wurde. Ihr waren alle Welt- und Klostergeistlichen, und die übrigen Diener der Kirche mit ihren Familien unterworfen. Auch gehörten alle gerichtlichen Verhandlungen, welche eheliche Verhältnisse, fleischliche Sünden, Entweihung der Kirchen und Gottesäcker, Ketzerei und Zauberei zum Grunde hatten, vor die geistlichen Stühle, welche diese Fälle nach dem Griechischen Kirchenrechte beurtheilten. Doch sollte über Streitigkeiten geistlicher Perso-

nen mit Laien ein gemischtes Gericht absprechen. Dieses waren die Anfangsgründe der Russischen Kirche.

Dem Christenthume verdankten übrigens die Russen nicht nur die höhere Erleuchtung ihres Gemüthes, sondern auch alle wissenschaftliche Bildung, zu welcher ihr Vaterland in diesem Zeitraum erhoben wurde. Durch die Bemühungen des Cyrillus erhielten sie zuerst eine Schrift welche dem Bedürfnisse der Slavischen Sprachen angemessen war. Das Cyrillische Alphabet war dem Griechischen nachgebildet, nur hatte man diesem noch eilf Buchstaben beigefügt, um eigenthümliche Töne der Slavischen Sprache zu bezeichnen, welche keiner der bisher bekannten Griechischen ausdrücken konnte. Längst mochte mit der christlichen Lehre auch diese Cyrillische Schrift in Kiew bekannt seyn, doch durfte sie sich bei dem allgemeinen Drucke gegen den neuen Glauben wenig verbreitet haben; aber Wladimirs Errichtung von Volksschulen in welchen tüchtige Kirchenlehrer gebildet werden sollten, verschaffte ihr endlich größeren Eingang.

II. Capitel.

Vom Tode Wladimirs des Großen bis zur Niederlage am Flusse Kalka. 1015 — 1224.

Den Irrthum welchen Wladimir durch Theilung seiner Gewalt begangen hatte, büßten seine Söhne in kurzer Zeit schwer genug. Denn Swatopolk, sein angenommener Sohn, der bei dem Tode des Großfürsten gerade in Kiew war, bemächtigte sich des erledigten Thrones, und scheute sich nicht die erschlichene Herrschaft durch den Mord dreier Söhne Wladimirs zu befestigen. Aber ihn bekämpfte Jaroslav von Nowgorod mit einem aus Russen und Warägern zusammengesetzten Heere. Einmal verdankte Swatopolk seine Rettung den Anstrengungen und der Tapferkeit seines Schwiegervaters Boleslav von Polen. Aber als er auch diesem, und dem Volke das ihn wieder emporgehoben hatte, mit dem schändlichsten Undanke vergalt, überließ ihn die Vorsehung zum zweiten Male seinem verdienten Schicksal, und der gewesene Herr so vieler Länder endigte sein Leben nach einer unglücklichen Schlacht in den Einöden zwischen Polen und Böhmen. Bald nach seinem Siege hatte Jaroslav seinen Neffen Briatschislav, Sohn Isjaslavs von Polozk, zu bezwingen, und als er seine Herrschaft unerschütterlich befestiget glaubte, mußte er sie mit seinem Bruder Mstislav theilen, der, nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Kassogen, auch ihn überwand, und die Länder östlich von dem Dnieper zu seinem Antheile erhielt, während er seinem Bruder die westlichen überließ. Allein der Tod des kinderlosen Mstislav verschaffte dem Jaroslav nach zehn Jahren die Einzelherrschaft von neuem. Die Fürsten hatten seit dem Vertrage mit großer Eintracht geherrscht. Die Wiedererwerbung Liflands, welches sich während des Bürger-

kriegs losgerissen hatte, und wo man jetzt Dorpat gründete, und Roth-Rußlands, waren Früchte derselben. Nach dem Tode seines Bruders führte Jaroslav glückliche Kriege gegen Litthauer, Masovier und Finnen. Eine Unternehmung gegen Constantinopel (J. 1043) die der Großfürst seinem Sohne Wladimir übertrug, hatte keine bedeutenden Folgen. Die letzten Jahre seines Lebens konnte er ruhig mit einer weisen Verwaltung seiner Länder zubringen. Jaroslav war von der Lehre des Gekreuzigten aufs lebendigste ergriffen. Das rasche stürmische Wesen seiner Jugend hatte er abgelegt, und bei mehrern Gelegenheiten eine in den damaligen Zeiten bewundernswerthe Mäßigung gezeigt. Er scheute keine Mühe die sittliche Bildung seines Volkes zu befördern, und hatte sogar mit eigener Hand kirchliche Bücher aus der Griechischen Sprache in die Slavische übersetzt. Auch hielt man ihn für den Urheber des ersten geschriebenen bürgerlichen und peinlichen Gesetzes, welches, obschon mehr für die besondern Verhältnisse von Nowgorod ertheilt, dennoch in ganz Rußland gegolten zu haben scheint. Aber viele von den Früchten seines edeln Strebens zerstörte Jaroslav selbst dadurch, daß er bei seinem Tode die Verfügungen seines Vaters in Rücksicht der Ländervertheilung erneute, und daher das Reich in eben der mißlichen Lage hinterließ, in welcher er die Herrschaft angetreten hatte. Ihm folgte im Jahr 1054 sein Sohn Isjaslav in der Großfürstlichen Würde. Zwar sollte ihm ein höheres Ansehen über seine mit besonderen Fürstenthümern ausgestatteten Brüder zukommen; aber dieses höhere Ansehen war doch keine bestimmte Oberherrschaft, sondern nur ein äußerst schwankender Vorrang unter übrigens Gleichen. Der Großfürst hatte Kiew und Nowgorod, Swiatoslav Tschernigov, Wsewolod Perkjaslav, Igor Wolodimir, und Wiatscheslav Smolensk als besonderes Fürstenthum erhalten. Bald eröffnete eine glückliche Unternehmung des Fürsten Wseslav von Polozk eine Reihe von Bürgerkriegen, an denen in der Folge auch die Söhne Jaroslavs ohne Rücksicht auf die Ermahnungen des sterbenden Vaters Theil nahmen. Diese innern Kämpfe, welche von allen den Gräueln begleitet waren, mit denen sich nur ein Volk zerfleischen

mag, das von der wildesten Parteiwuth zerrissen wird, erschwerten den kräftigen Widerstand gegen die Cumaner, ein Tatarisch-Asiatisches Volk, welches in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts die südöstlichen Gränzen des Reiches zu überschwemmen anfing. Nach einer 24jährigen unruhigen Regierung, während welcher er eine geraume Zeit lang von einem Hofe zum andern irren, und selbst dem Papste Hildebrand sein Reich als kirchliches und weltliches Lehen unterwerfen mußte, fand Issaslav einen ruhmvollen Tod (J. 1078) im Kampfe gegen jene Barbaren, mit denen selbst Russische Fürsten sich nicht scheuten, zu ihrem besondern Vortheile wider das Vaterland in Verbindung zu treten. Obschon der gefallene Großfürst bei seinem Tode zwei erwachsene Söhne hinterließ, so war es doch nach Russischer Sitte keiner von diesen, sondern vielmehr sein ältester Bruder Wsewolod, der ihm im Großfürstenthum nachfolgte. Dafür belehnte er Issaslavs ältern Sohn Swiatopolk mit Nowgorod, und den jüngern Jaropolk mit Wladimir und Turow. Die Verwaltung von Tschernigow vertraute er seinem eigenen Sohne Wladimir Monomachus, einem tapfern und edelgesinnten Krieger. Aber die Flamme des Bürgerkrieges entbrannte bald von neuem zwischen den Fürsten des Rurikischen Hauses, und begünstigte einen Einfall der Bulgaren in Murom, dessen Hauptstadt sie zwar eroberten, jedoch nicht lange behalten konnten. Eine anhaltende Trockenheit und Dürre, welche die Wälder von selbst entzündete, hatte eine grausame Seuche zur Folge, die in Rußland viele Tausende in wenigen Monaten dahin raffte. Auch die Einfälle der Cumaner konnten nicht mehr zurückgewiesen werden. Unter diesen Umständen schien es für Rußland ein Glück, als endlich im Jahre 1093 der bereits alternde und an Geist und Körper schwächliche Wsewolod, der von jeher mehr mit den Tugenden eines stillen Bürgers als mit denen eines Fürsten begabt gewesen war, zu den Vätern ging. Mit leichter Mühe würde sich sein Sohn der edle Wladimir Monomach sogleich des väterlichen Thrones bemächtiget haben. Aber dieser hochsinnige Fürst hielt es für natürliche Pflicht, die eigene Erhöhung dem allgemeinen Besten zu opfern, welches nach altge-

wohnter Sitte die Erhebung Swiatopolks des Sohnes Isjaslavs, als des Aeltesten im großfürstlichen Hause, zu verlangen schien. Allein Swiatopolk besaß keineswegs die persönlichen Eigenschaften die ein solches Opfer für das Heil des Russischen Volks wünschenswerth machen konnten. Schwäche und Rohheit waren die Grundzüge seines Gemüths, während der Sohn Wsewolods alle Vorzüge einer schönen und großen Seele entwickelte, die sich nur in wenigen Fällen von den Vorurtheilen der Zeit und des Volkes, unter denen er lebte, auf Irrwege bringen ließ. Swiatopolks 20jährige Herrschaft ward fast immer durch Bürgerkriege getrübt, und sah die Besitzungen der Russen zwischen dem Asowschen und dem Kaspischen Meer in die Hände der Cumaner fallen. Ja, diese Verwüster würden vielleicht noch größere Theile vom Russischen Reiche losgerissen haben, wären sie nicht von Zeit zu Zeit durch den heldenmüthigen Monomach gedemüthiget worden. Nach dem im Jahr 1113 erfolgten Tode des Großfürsten Swiatopolk, rief der allgemeine Wunsch der Russischen Völker den Wladimir Monomach als den würdigsten unter den Herren des großfürstlichen Hauses auf den Thron von Kiew. Aber Wladimir zögerte einer Wahl zu gehorchen, über deren Rechtmäßigkeit er Bedenken trug, da er selbst nicht der Aelteste des Rurikschen Stammes war. Die Unsicherheit welche aus dieser Zögerung entstand, benutzten die Einwohner von Kiew, um den verhaßten Hebräern, die der habsüchtige Swiatopolk gegen reiche Abgaben in seinen vorzüglichen Schutz genommen hatte, einen Theil ihres im Handel und Wucher erworbenen Vermögens wieder abzunehmen. Das Ueberhandnehmen dieser Unordnungen bewog endlich den Zaudernden dem Wunsche aller Rechtlichen seine Bedenken zu opfern. Die Zeit der Herrschaft des Großfürsten Monomach, der die Eigenschaften eines großen und christlichen Herrschers auf eine seltene Weise in sich vereinigte, gehört zu den schönsten in der Russischen Geschichte, besonders in einem Jahrhundert, in welchem das auf eine so glänzende Weise begonnene Leben des Russischen Staates eben so schnell seinem gänzlichen Verfall entgegen zu gehen schien. Während der schon bejahrte Großfürst mit fester und

wohlthätiger Hand die innern Angelegenheiten des Staats regelte, bekämpften seine Söhne mit eben so viel Tapferkeit als Glück die äußern Feinde desselben, die Tschuden, Bulgaren, Cumaner und Griechen, welche Letztern lieber durch kostbare Geschenke den Frieden erkauften. Im letzten Jahre seiner Regierung wurden noch die Ungern, Polen und Böhmen gedemüthigt. Nach einer dreizehnjährigen ruhmvollen Herrschaft, starb endlich der Großfürst im Jahr 1126. — Kurz vor seinem Tode gab er noch seinen Söhnen schriftliche Lehren, in denen er ihnen jene Gottesfurcht und Menschenliebe einzuflößen suchte, welche sein ganzes Leben erfüllt, und es zu einem schönen Bilde menschlicher und fürstlicher Größe für alle Zeiten gemacht hatten.

Hätte die Vorsehung seinem Sohne und Nachfolger Mstislav ein längeres Leben geschenkt, so würde dieser Fürst, der viele von den großen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, vielleicht Rußland vor dem einbrechenden Verfalle gerettet haben. Denn ungeachtet das Reich in den ersten Jahren seiner Herrschaft durch übernatürlichen Frost und Ueberschwemmung, und als Folgen dessen auch durch Miswachs, Hunger und Seuche heimgesucht wurde, fühlten doch äußere und innere Feinde zu ihrem großen Schaden die kräftige Hand des Großfürsten. Die Cumaner wurden zweimal mit großem Verlust in ihre Gränzen zurückgewiesen, die Tschuden, Esthen und Litthauer geschlagen, und die Fürsten von Polozk und Minsk zu Gunsten zweier Söhne des Mstislav ihrer Länder beraubt. Allein dieser tapfere und kluge Herrscher starb schon nach sechs Jahren (J. 1132), und sein Tod und die Thronbesteigung seines Bruders, des schwachen und feigen Jaropolk, wurden die Losung zu neuen Bürgerkriegen und den wildesten Unordnungen, von welchen das Reich in seinem Innern völlig zerrissen ward. Die verschiedenen Zweige des großfürstlichen Hauses, vorzüglich aber die Stämme Oleg Swiatoslawitschs und Wladimir Monomachs bekämpften sich mit unversöhnlichem Grimme. Auch artete der Freisinn und das Selbstgefühl der Bürger von Nowgorod in wilde Meuterei aus, die sie veranlaßte ihre Fürsten auf die schnödeste Art zu vertreiben, und durch kühne Unternehmungen auf andere be-

wohnter Sitte die Erhebung Swiatopolks des Sohnes Isjaslavs, als des Aeltesten im großfürstlichen Hause, zu verlangen schien. Allein Swiatopolk besaß keineswegs die persönlichen Eigenschaften die ein solches Opfer für das Heil des Russischen Volks wünschenswerth machen konnten. Schwäche und Rohheit waren die Grundzüge seines Gemüths, während der Sohn Wsewolods alle Vorzüge einer schönen und großen Seele entwickelte, die sich nur in wenigen Fällen von den Vorurtheilen der Zeit und des Volkes, unter denen er lebte, auf Irrwege bringen ließ. Swiatopolks 20jährige Herrschaft ward fast immer durch Bürgerkriege getrübt, und sah die Besitzungen der Russen zwischen dem Asowschen und dem Kaspischen Meer in die Hände der Cumaner fallen. Ja, diese Verwüster würden vielleicht noch größere Theile vom Russischen Reiche losgerissen haben, wären sie nicht von Zeit zu Zeit durch den heldenmüthigen Monomach gedemüthiget worden. Nach dem im Jahr 1113 erfolgten Tode des Großfürsten Swiatopolk, rief der allgemeine Wunsch der Russischen Völker den Wladimir Monomach als den würdigsten unter den Herren des großfürstlichen Hauses auf den Thron von Kiew. Aber Wladimir zögerte einer Wahl zu gehorchen, über deren Rechtmäßigkeit er Bedenken trug, da er selbst nicht der Aelteste des Rurikschen Stammes war. Die Unsicherheit welche aus dieser Zögerung entstand, benutzten die Einwohner von Kiew, um den verhaßten Hebräern, die der habsüchtige Swiatopolk gegen reiche Abgaben in seinen vorzüglichen Schutz genommen hatte, einen Theil ihres im Handel und Wucher erworbenen Vermögens wieder abzunehmen. Das Ueberhandnehmen dieser Unordnungen bewog endlich den Zaudernden dem Wunsche aller Rechtlichen seine Bedenken zu opfern. Die Zeit der Herrschaft des Großfürsten Monomach, der die Eigenschaften eines großen und christlichen Herrschers auf eine seltene Weise in sich vereinigte, gehört zu den schönsten in der Russischen Geschichte, besonders in einem Jahrhundert, in welchem das auf eine so glänzende Weise begonnene Leben des Russischen Staates eben so schnell seinem gänzlichen Verfall entgegen zu gehen schien. Während der schon bejahrte Großfürst mit fester und

wohlthätiger Hand die innern Angelegenheiten des Staats regelte, bekämpften seine Söhne mit eben so viel Tapferkeit als Glück die äußern Feinde desselben, die Tschuden, Bulgaren, Cumaner und Griechen, welche Letztern lieber durch kostbare Geschenke den Frieden erkauften. Im letzten Jahre seiner Regierung wurden noch die Ungern, Polen und Böhmen gedemüthigt. Nach einer dreizehnjährigen ruhmvollen Herrschaft, starb endlich der Großfürst im Jahr 1126. — Kurz vor seinem Tode gab er noch seinen Söhnen schriftliche Lehren, in denen er ihnen jene Gottesfurcht und Menschenliebe einzuflößen suchte, welche sein ganzes Leben erfüllt, und es zu einem schönen Bilde menschlicher und fürstlicher Größe für alle Zeiten gemacht hatten.

Hätte die Vorsehung seinem Sohne und Nachfolger Mstislav ein längeres Leben geschenkt, so würde dieser Fürst, der viele von den großen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, vielleicht Rußland vor dem einbrechenden Verfalle gerettet haben. Denn ungeachtet das Reich in den ersten Jahren seiner Herrschaft durch übernatürlichen Frost und Ueberschwemmung, und als Folgen dessen auch durch Miswachs, Hunger und Seuche heimgesucht wurde, fühlten doch äußere und innere Feinde zu ihrem großen Schaden die kräftige Hand des Großfürsten. Die Cumaner wurden zweimal mit großem Verlust in ihre Gränzen zurückgewiesen, die Tschuden, Esthen und Litthauer geschlagen, und die Fürsten von Polozk und Minsk zu Gunsten zweier Söhne des Mstislav ihrer Länder beraubt. Allein dieser tapfere und kluge Herrscher starb schon nach sechs Jahren (J. 1132), und sein Tod und die Thronbesteigung seines Bruders, des schwachen und feigen Jaropolk, wurden die Losung zu neuen Bürgerkriegen und den wildesten Unordnungen, von welchen das Reich in seinem Innern völlig zerrissen ward. Die verschiedenen Zweige des großfürstlichen Hauses, vorzüglich aber die Stämme Oleg Swiatoslawitschs und Wladimir Monomachs bekämpften sich mit unversöhnlichem Grimme. Auch artete der Freisinn und das Selbstgefühl der Bürger von Nowgorod in wilde Meuterei aus, die sie veranlaßte ihre Fürsten auf die schnödeste Art zu vertreiben, und durch kühne Unternehmungen auf andere be-

nachbarte Russische Fürstenthümer die allemeine Unordnung zu vermehren. Seinem Nachfolger Wsewolod gelang es nicht viel besser, obschon er sich durch persönliche Eigenschaften viel mehr zum Herrscher eignete als sein Vorgänger. Nach dem Tode Jaropolks (J. 1139) hatte zuerst sein Bruder Wiatschislav den großfürstlichen Thron bestiegen, aber schon nach acht Tagen war er durch den Fürsten Wsewolod, Sohn Olegs, von demselben verdrängt worden. Seine Klugheit konnte den Bürgerkrieg nicht verhindern, und die Nowgoroder veranlaßten auch unter Wsewolods Herrschaft viele stürmische Auftritte. Nach einer Regierung von dreizehn Tagen wurden seinem Bruder und Nachfolger Igor, der den ihm vom Kiewschen Volke abgedrungenen Eid, mit größerer Gewissenhaftigkeit das Recht verwalten zu lassen, vernachlässigen zu können glaubte, Krone und Scepter von Mstislavs Sohne Issaslav entrissen, ohne daß sie ihm Jemand mit Ernst hätte vertheidigen helfen. In den acht Jahren während welcher Issaslav die großfürstliche Würde bekleidete, von 1146 bis 1154, wurde Rußland durch einen beständigen Kampf dieses Herrschers mit seinen Oheimen Wiatscheslav und Georg zerrissen, welche nicht einmal den Vorrang ihres Neffen und den ruhigen Besitz seiner Länder, um so viel weniger eine oberherrliche Gewalt in seinen Händen anerkennen wollten. Mit dem Erstern, welcher der ältere und kinderlos war, gelang es dem Großfürsten noch, sich auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen; allein Fürst Georg von Sasdal, der seinen Aufenthalt in dem nördlichern rauheren Lande, gern mit einer Wohnung im milderen südlichen Rußland vertauscht hätte, und dabei ein kühner, rastlos thätiger und unternehmender Herr war, dem der Himmel sehr tapfere Söhne geschenkt hatte, blieb die ganze Zeit hindurch der unversönliche Feind seines Neffen, gegen den er mit abwechselndem Glücke focht. Diese Zerwürfnisse der Fürsten gaben den Nachbaren Gelegenheit sich in die innern Angelegenheiten des Reiches zu mischen. Die Cumaner und der kriegerische Wladimiako von Halitsch standen als Bundesgenossen auf der Seite Georgs, die Ungrischen Heere kämpften für den Großfürsten Issaslav. Auch Polen und Böhmen hatten sich mit dem Letztern

verbunden, leisteten aber in der That wenig für seine Sache. Im Jahre 1155 gelang es endlich dem Fürsten Georg, nach dem Tode seines ältern Neffen Issaslav und des alten Wiatscheslav, seinen jüngern Neffen Rostislav aus Kiew zu verdrängen. Allein das Schicksal verstattete ihm nur zwei Jahre die Früchte lebenslänglicher Anstrengungen zu genießen. Schon im Jahr 1157 raffte ihn der Tod hin. Kaum hatte er Zeit seine Söhne mit reichen Herrschaften zu versehen. Aber aus seiner langen Sehnsucht nach dem mildern Himmel des südlichen Rußlands, und den bessern Einrichtungen der südwestlichen Fürstenthümer, war doch wenigstens ein thätiges Bestreben von seiner Seite hervorgegangen, in dem nordöstlichen Landes-Antheile, mit dem er sich bis auf seine zwei letzten Lebensjahre begnügen mußte, Aehnliches zu schaffen. Diesem Eifer soll Moskau seinen Ursprung verdankt haben. Die Kiewer begruben den verhaßten Fürsten außerhalb der Mauern ihrer Stadt, und luden Swiatoslavs II. Enkel Issaslav III. Davidowitsch ein, die großfürstliche Würde und die Herrschaft über Kiew zu übernehmen. Schon beim Leben seines Vaters Georg hatte Fürst Andreas seinen Aufenthalt zu Wischegorod verlassen, sich in der Stammherrschaft Sasdal, ohne den Großfürsten darum zu begrüßen, niedergelassen, und die Stadt Wladimir daselbst vergrößert. Bei dem Tode seines Vaters nahm er, statt sich mit dessen Nachfolger um Kiew zu streiten, ebenfalls den großfürstlichen Titel an, und es entstand auf diese Weise im nordöstlichen Rußland ein neues Großfürstenthum Wladimir, welches bald das südliche Kiew in Schatten setzte. Indessen hatten die verbündeten Fürsten von Wolhynien und Halitsch schon nach zwei Jahren den Großfürsten Issaslav aus Kiew vertrieben, und zur allgemeinen Zufriedenheit der Bojaren und des Volks, den Rostislav Mstislawitsch wieder daselbst eingesetzt. Aber nur nach Issaslavs erst im Jahre 1161 erfolgten Tode konnte Rostislav seine Erhebung in ungestörter Ruhe genießen. Früher wurde er noch einmal von seinem Nebenbuhler aus Kiew verdrängt. Hingegen herrschte Andreas in seinem Antheile ganz friedlich, und war klug genug die Rechte der Einzelherrschaft nicht durch Ausstattungen seiner Brü-

der zu schwächen. Als sie im Misvergnügen hierüber, Unruhen stiften wollten, wurden sie nach Griechenland verwiesen. Nach einer langen Ruhe demüthigte er in einem glücklichen Feldzuge die Bulgaren, während die Nowgoroder einen kühnen Angriff der Schweden von Finnland her, abschlugen. Rostislav weihte die letzten Jahre seines Lebens der Versorgung seiner Kinder und der strengen Uebung seiner Glaubenspflichten. Sein im Jahr 1167 erfolgter Tod ward allgemein bedauert. Rostislavs Nachfolger, Mstislav Isjaslawitsch unterlag in einem sehr kurzen Feldzuge seinem Gegner Andreas von Wladimir, und Kiew welches bei dieser Gelegenheit mit Sturm erobert wurde (J. 1169), verlor auf immer den Rang einer Hauptstadt. Gleb, ein Bruder des Andreas, erhielt sein Gebiet als besonderes Fürstenthum, aber mit ausdrücklichem Vorbehalt der Oberherrschaft des Andreas.

Obschon die Einzelherrschaft dieses Großfürsten noch durch viele unruhige Auftritte sowohl zu Kiew als zu Nowgorod getrübt wurde; so blieb ihm doch Muße genug, auch gegen äußere Feinde die Würde des Reichs zu behaupten. Cumaner und Bulgaren empfanden die Stärke seines Arms, und der an ihm begangne Meuchelmord (J. 1174) mußte alle Biedern empören. In dem Kampfe der nach dessen Tode zwischen des Andreas Neffen Jaropolk und Mstislav, und seinem Bruder Michael eröffnet wurde, erhielt dieser Letztere, vorzüglich durch der Erstern eigene Schuld, da sie den Vortheil eines frühern Besitzes durch eine beispiellos drückende und schimpfliche Verwaltung aus den Händen gaben, bald die Oberhand. Aber leider wurde dieser vortreffliche Fürst seinen Völkern schon nach einem Jahre durch den Tod entrissen. Wsewolod III., der als jüngster Bruder der beiden letztverstorbenen Großfürsten den Thron bestieg, fehlte es keineswegs an den Fürstentugenden, vermöge welcher er seine 37jährige Herrschaft zu den wohlthätigsten für das gemeine Beste des Russischen Reiches hätte machen können. Allein die Macht der Umstände trat bereits zu gebietend ein, als daß ein Herrscher aus eigenem Antrieb den einmal angenommenen Gang der öffentlichen Angelegenheiten hätte wenden mögen. Dem

Großfürsten blieb von seinem oberherrlichen Ansehen fast ganz und gar nichts mehr übrig, ja kaum mochte er noch für den mächtigsten Fürsten innerhalb der Gränzen des Reiches gelten. In den ersten Jahren mußte er selbst um die großfürstliche Würde mit einigen Verwandten streiten. Dann verursachten ihm auch die unruhigen Nowgoroder, die er durch List unter seine besondre Herrschaft zu bringen wußte, viele Sorgen. Ferner dauerte noch immer der alte Kampf zwischen dem Stamme Monomachs und Olegs mit großer Erbitterung fort, und ward eine Quelle unzähliger Verwirrungen. Aber besonders wurde das Fürstenthum Halitsch ein Zankapfel zwischen Rußland und Ungern, welche sich während der Herrschaft Wsewolods wechselsweise im Besitze der Gewalt oder des Rechtes sahen, Fürsten über dasselbe zu setzen. Im Ganzen schenkten die Völker dieses Landes den angestammten Fürsten den Vorzug, wenn sie sich nicht durch empörende Härte und Rachsucht dieser Anhänglichkeit verlustig machten. Solcher Unbill der Herrscher ward die Veranlassung zu den traurigsten Auftritten in diesem Fürstenthum. Dessenungeachtet blieb den Ungern nichts als der leere Titel einer Oberherrschaft die ihnen das Schwert der Russen völlig entrissen hatte. Gegen die Bulgaren wurde mit Glücke gefochten, aber der Umstände wegen ohne Erfolg; eben so errang man Siege über die Cumaner, die am Ende doch in den bestehenden Verhältnissen zwischen beiden Völkern keine Veränderung hervorbrachten. Um Liefland begann ein Kampf mit den Schweden und Deutschen, welche Letztre daselbst mit dem Schwert in der Hand das Christenthum predigten, und von ihrer Niederlassung in Riga aus, den Handel der Nowgoroder beeinträchtigten. Hingegen wußten sich nach und nach die Litthauer immer mehr des Joches zu entledigen, welches ihnen Russische Großfürsten in glücklichern Zeiten aufgelegt hatten, und die aus dieser Veranlassung geführten Kriege brachten den Russen wenig Vortheil. Als endlich Wsewolod im Jahre 1213 seine 37jährige Herrschaft mit dem Tode endigte, behielt sein zweiter Sohn Georg nach dem letzten Willen des Vaters, Wladimir und Susdal, und seinem ältern Bruder Constantin blieben nur

Rostov und Jaroslav. Beide Fürsten sahen sich als Thronenräuber an, und während jeder von ihnen Brüder und Vasallen auf seine Seite zu ziehen strebte, wurde der Stamm Monomachs aus Kiew und seinen übrigen Besitzungen im Süden verdrängt. Im Jahr 1216 unterlag endlich Georg, und Constantin zog nach dem entscheidenden Treffen bei Litepsk als Sieger zu Wladimir ein. Allein dieser edle Fürst lebte nur noch drei Jahre, und Georgen, den er mit vieler Großmuth behandelt, und sogar zum Erben seiner Würde erklärt hatte, trat nach seinem Tode wieder als Großfürst auf. Der Widerstand gegen die immer näher dringenden Deutschen an der Ostsee, wurde jetzt ein Hauptaugenmerk für Fürsten und Volk, und die tapfern und freisinnigen Nowgoroder schienen diese Aufgabe mit besonderm Glücke zu erfüllen. Indessen suchten die südlichen Russen ihre Landsleute und Glaubensgenossen von Halitsch aus der Gewalt der Ungern zu befreien, denen aber viele Große des Landes günstig waren, und deren Oberherrschaft oft die höchst verwerfliche Staatsverwaltung der Russischen Fürsten wünschenswerth machen konnte. Nach mannigfaltigem Wechsel blieb Halitsch doch in den Händen der Ungern, welche wahrscheinlich die Aufrechthaltung des Griechischen Glaubens versprechen mußten. Aber alle diese Kämpfe wurden jetzt durch die Erscheinung eines neuen Feindes unterbrochen, der mit überraschender Schnelligkeit und Kraft aus dem fernsten Asien an die Ufer des Dnieper eilte. Der junge Temutschin, ein Chan der Mogolen, den man wegen der bedeutenden Schicksale die ihm bevorstehen sollten, Dschingis-Chan (großen Chan) nannte, hatte das Joch der im nördlichen China angesiedelten Tataren abgeschüttelt, und ihr Reich an den Rand des Unterganges gebracht. In wenigen Jahren hatten seinen siegreichen Waffen die Türken und alle Völker vom Adler-See bis an den Indus huldigen müssen. Im Jahre 1223 erschien eine Abtheilung dieses Heeres in der Gegend der Asowschen See, und überwand alle auf dieser Seite wohnenden Völker. Viele Cumaner flohen nach Rußland, an ihrer Spitze der früher in vielen Feldzügen berühmte Chan Choldim. Ihnen zu Hülfe zu ziehen, vereinigten sich viele Fürsten

des ſüdlichen Rußlands. Mogoliſche Abgeſandte wurden auf die frevelhafteſte Weiſe umgebracht, und ein Ruſſiſches Heer rückte über den Dnieper vor. An der Kalka ſtieß man auf das feindliche Heer, welches in unzähligen Schaaren das rechte Ufer dieſes Fluſſes beſetzt hielt. Hier wurden die Ruſſen gedemüthigt. Denn nachdem die treuloſen Cumaner, um derentwillen man doch zum Theile den Feldzug unternommen hatte, aufs feigſte aus dem Kampfe zurückgewichen waren, und ihre Bundsgenoſſen in Unordnung gebracht hatten, erlitten dieſe Letztern am 31. Mai 1224 eine gänzliche Niederlage, in welcher 6 Fürſten nebſt 70 der vornehmſten Bojaren ihren Tod fanden, und kaum ein Zehntheil des geſchlagenen Heeres durch die Flucht entkam. Zum Glücke verfolgten die Mogolen ihren Sieg diesmal nicht weiter als bis an den Dnieper, und eilten von da wieder nach Aſien, um ſich in der großen Bukarei mit den übrigen Völkern des Dſchinghis-Chan zu vereinigen. Dieſes war die erſte Erſcheinung eines Volkes, welches im folgenden Zeitraum eine lange Reihe von Prüfungen und Unglücksfällen über Rußland bringen ſollte, ehe es ſich wieder zu jener Kraft erhob, mit der es in der neuern Geſchichte allmählig zu ſeiner heutigen Uebermacht emporſteigen konnte.

Die Verfügungen Wladimirs des Großen, welche von Jaroslav und allen ſpätern Großen nachgeahmt wurden, entſchieden das Schickſal des Ruſſiſchen Reichs auf Jahrhunderte. Die Einheit ſchwand, und die blutigen und immerwährenden Bürgerkriege, welche die auch in den beſondern Fürſtenthümern ſchwankende Erbfolge veranlaſſen mußte, zerſtörten ſelbſt jene Vortheile, welche allenfalls noch aus der Theilung hätten hervorgehen mögen. Von der Oberherrſchaft der Großfürſten war in der Wirklichkeit kaum noch eine Spur vorhanden. Seit der Gründung des nordöſtlichen Wladimir hatte man in Rußland zwei Großfürſten geſehen, und, als durch den Fall von Kiew die Würde des einen erloſch, und mehr oder weniger die Einheit wiederhergeſtellt ſchien, war das Anſehen des übriggebliebenen bereits ſo herabgeſunken, daß er in den ſpätern Jahren dieſes Zeitraums kaum noch den erſten Rang unter übrigens gleich mäch-

tigen Herren zu behaupten vermochte. Nur in äußerst seltenen Fällen konnte er eine Versammlung der Fürsten, deren Zahl bis auf 50 gestiegen war, zusammenbringen, in welcher er den Vorsitz führte, und wo zum allgemeinen Besten der Russischen Völker gemeinsame Rathschläge gefaßt werden sollten. Bisweilen verließ man diese Versammlungen mit blutigen Köpfen, oder doch meistens mit grollendem Herzen, und hatte ja einmal die Persönlichkeit des Großfürsten, oder der Drang der Umstände den störrischen Sinn der Fürsten zur Eintracht gelenkt, so waren doch die guten Folgen eines solchen Tages höchst vorübergehend, und die alten Feindschaften brachen gleich von neuem aus. Uebrigens blieben die Verhältnisse in diesen vielen besondern Fürstenthümern sich ziemlich ähnlich, der Fürst war, mit Ausnahme von Nowgorod, durch keine Verfassung beschränkt, Krieg und Friede, Abgaben und Gerichtsverfassung, hingen von seiner Willkür ab. Rechte konnten die Unterthanen nicht aufweisen; desto öfter widersetzten sie sich durch Empörung, und die Unsicherheit der Erbfolge, die nicht auf den erstgebornen Sohn des verstorbenen Herrschers, sondern auf den ältesten Sprößling des fürstlichen Hauses ging, bot nur zu häufig der Meuterei einen scheinbar rechtmäßigen Vorwand dar. Zur Entscheidung wichtiger Angelegenheiten wurden bisweilen von den Fürsten, wahrscheinlich um die Stimmung ihrer Völker für sich zu gewinnen, große Versammlungen der Geistlichkeit, der Bojaren, und der Bürger ihrer Hauptstadt zusammenberufen, in denen Einzelne ihre Meinung mit einer in unumschränkten Fürstenthümern bewundernswerthen Freimüthigkeit aussprachen, die aber bisweilen in höchst stürmische und ruhestörende Auftritte ausarteten. Die Thronbesteigung war mit gewissen Feierlichkeiten begleitet, und am Hofe des kleinsten Fürsten ließen sich Spuren des Glanzes entdecken, in welchem die Großfürsten den Griechischen Hof nachgeahmt hatten. Ueberall fand man Hofämter, eine Leibwache und bestimmte Hofgebräuche, welche an das Gepränge von Constantinopel erinnerten. Ihre Räthe wählten die Fürsten gewöhnlich aus den Bojaren, aber bisweilen schenkten sie auch Fremden dieses Vertrauen,

und die Einkünfte womit sie die Kosten ihres Prachtaufwandes bestritten, waren der Ertrag ihrer Güter, Abgaben, Zölle, gerichtliche Strafen und kriegerische Beute, welche letztere Quelle jedoch den Zufällen des Kampfes unterworfen war.

Von den Unterthanen der Fürsten waren nächst der Geistlichkeit die Bojaren die angesehensten. Doch bildeten sie dem Rechte nach keineswegs eine erbliche Caste, sondern die Würde haftete nur lebenslänglich auf dem, welchem sie der Fürst als eine Gnade verliehen hatte, ohne daß seinen Söhnen ein rechtmäßiger Anspruch auf dieselbe zugekommen wäre. Daß sie indessen bei einer neuen Wahl vorzüglich berücksichtigt wurden, ist natürlich, weil es des Herrschers Vortheil war die Bojaren aus den Angesehensten zu nehmen. Zu ihren wichtigsten Vorrechten gehörte die Befugniß ihr Vermögen beim Mangel an männlicher Nachkommenschaft auf ihre Töchter zu vererben. Von den übrigen Freien hatten die Bürger der Städte und besonders der Hauptstädte große Vorzüge vor denjenigen welche auf dem Lande lebten, und daher schlechterdings mit dem Namen Gemeine bezeichnet wurden. Jenen kam es öfters zu, in allgemeinen Versammlungen über wichtige Angelegenheiten zu entscheiden, an der Wahl der Fürsten Theil zu nehmen, und je nachdem sie von ihren Herren größere oder geringere Bewilligungen erhalten hatten, die ihr Stadtwesen betreffenden Geschäfte selbst zu verwalten. Besonders hatten die Einwohner von Nowgorod, durch Handel reich und mächtig, und durch ihre mannigfaltigen Verbindungen mit den Einrichtungen andrer Europäischer Handelsstädte bekannt, ihr städtisches Gemeinwesen viel selbstständiger ausgebildet als man es irgendwo in Rußland zu sehen gewohnt war. Statt daß die obersten Beamten sonst nur von den Fürsten gesetzt werden durften, hatten die Bürger von Nowgorod das Recht errungen, sich einen eigenen Vorsteher, Possadnik, selbst zu wählen, der unmittelbar nach dem Fürsten stand, und selbst mit der Wahl oder Anerkennung dieses Letztern verfuhren sie auf eine Art, die mit den bisher in Rußland über Fürstengewalt geltenden Begriffen im auffallendsten Widerspruch lag. Trotz den häufigen Erschütterungen, welche gewöhnlich einen schnellen Wechsel

der Herrscher zur Folge hatten, blieb Nowgorod durch die Tapferkeit und Regsamkeit seiner Bürger, wenn auch im Innern bisweilen der Schauplatz bedauernswürdigen Bürgerzwists, dennoch gegen außen angesehen und mächtig, so lange die Kraft des Freisinns und mannhafter Thatendurst das Uebel bürgerlicher Gährung überwinden mochten. Der freie Landbewohner mußte die Hälfte des Ertrags eines von ihm bebauten Ackers dem Herrn seines Dorfes überlassen. Ob ihm an dem bearbeiteten Stücke überhaupt ein Eigenthumsrecht zukam, ist dunkel. Uebrigens wurde nach dem Russischen Gesetze für sein Leben nicht mehr als für das Leben eines unfreien Knechts bezahlt. Der Unfreien gab es ebenfalls zweierlei, und zwar erstens die Erkauften oder Gedungenen, welche nur auf eine bestimmte Zeit und unter gewissen Bedingungen, Bezahlung einer Summe Gelds u. s. w. sich dem Dienst eines Herrn hingaben. Diese wurden von dem Herrn mit Ackergeräthschaften und Vieh ausgestattet, wofür sie Frohndienste thun, oder ein Bestimmtes an Erzeugnissen des Bodens liefern mußten. Hatten sie es verdient, so durften sie von ihrem Herrn gezüchtiget werden, aber im entgegengesetzten Falle konnte man ihn selbst zur Verantwortung ziehen. Endlich war der niedrigste Stand der der Leibeigenen, welche, ohne einiges persönliches Recht, sich durchaus als Sache behandeln lassen mußten; sey es, daß sie durch freiwilligen Verkauf, oder zur Strafe, oder auch durch Kriegsgefangenschaft in dieses schlimme Verhältniß gerathen waren. Selbst wer sie todtschlug, wurde nur als Zerstörer einer Sache bestraft.

Neben den Laien stand die Geistlichkeit in einem durch die fromme Stimmung der Fürsten und Völker gewiß sehr vortheilhaft bestimmten Verhältnisse. Wie die katholischen Priester, so waren auch die Russisch-Griechischen in kirchlichen Dingen von der Staatsgewalt unabhängig, und wie jene die Oberhirtenwürde des Römischen Papstes anerkannten, so huldigte in gewissen Fällen selbst der Metropolit dem Patriarchen von Constantinopel. Die Zahl der bischöflichen Stühle welche dem Metropoliten unterworfen waren, hatte sich bis auf eilf vermehrt, und der Bi-

ſchof von Nowgorod die erzbiſchöfliche Würde erhalten. Ihnen war die Aufſicht über die Welt- und Kloſtergeiſtlichen anvertraut; aber dieſe letztern ſtanden bei dem Volke in viel höherm Anſehen als jene, und in der Regel wurden die höchſten geiſtlichen Ehrenſtellen nur aus ihrem Mittel beſetzt. Gern bediente man ſich der Prieſter zu Unterhandlung und endlicher Abſchließung von Verträgen, die in den meiſten Fällen von den Fürſten durch den Kreuzeskuß bekräftiget wurden. Allein ungeachtet der Ehrfurcht den ihr geweihter Stand Fürſten und Völkern einflößte, waren die Geiſtlichen nichts deſto weniger dem Einfluſſe der Zeitereigniſſe unterworfen, und in den immerwährenden Bürgerkriegen hatte mehr als ein Biſchof und Metropolit ſeinen Stuhl verlaſſen müſſen, wenn der Fürſt den er begünſtigte, den Thron verlor.

Schon im Anfange dieſes Zeitraums hatte der Großfürſt Jaroslav dasjenige was frühерhin als geſetzliche Vorſchrift galt, durch das ſogenannte Ruſſiſche Recht befeſtigt und erweitert. Dieſes Geſetz, welches nur für Nowgorod zu lauten ſcheint, allein in ganz Rußland anerkannt war, mag den Geiſt der frühern Satzungen ganz wohl in ſich aufgenommen haben. Wenigſtens erkennt man in demſelben viele von den Hauptgrundſätzen des Scandiſchen, und aller ältern Deutſchen Rechte über die Sicherheit des Eigenthums und der Perſonen wieder. Die Blutrache, die Jaroslav noch geſtattete, ward von ſeinen Nachfolgern gegen ein Wehrgeld je nach dem Range des Getödteten, und den Umſtänden des Todtſchlags abgeſchafft. In dem Erbfolgerecht iſt die eigentliche Beſtimmung zu bemerken, daß die Befugniß ſein Vermögen auch ſeinen Töchtern zu hinterlaſſen, ein Vorrecht der Bojaren war. Von den für Vergehungen aller Art vorgeſchriebenen Bußen ſind die meiſten ziemlich ſchwer, und die gerichtlichen Strafen wurden daher als eine wichtige Quelle der fürſtlichen Einkünfte betrachtet. In den Hauptſtädten ſaß in der Regel der Fürſt ſelbſt, oder ein von ihm geſetzter Stellvertreter zu Gericht; im übrigen Lande war die Rechtspflege Fraißrichtern anvertraut, die in einem gewiſſen Bezirke zu ſprechen hatten, und denen in der Ausübung ih-

res Amtes ein Schreiber beigesellt war. Auch erhellt aus einer Abschrift der Gesetze von Nowgorod, daß die Scandische Sitte der zwölf Geschwornen in Rußland ebenfalls bekannt war. Als Zeugen konnten nur Freie vor dem Gerichte erscheinen, und bei Klagen welche mehr als eine halbe Grivan Goldes betrugen, nahm man seine Zuflucht zu Gottesurtheilen.

Die Russischen Kriegsheere wurden fast allemal von den Herrschern selbst angeführt, wenn diese nur einigermaßen auf das Zutrauen und die Achtung ihres Volkes Anspruch machen wollten. Sie bestanden aus den Bojaren, den Kriegswachen der Städte, und bei sehr schweren und gefährlichen Kriegen, besonders im Vertheidigungsfalle auch aus den gemeinen Freien, die hingegen bei den gewöhnlichen Kriegen nicht zugezogen wurden. Nach jedem Feldzuge gaben die Krieger ihre Waffen wieder in die Rüstkammer des Fürsten ab, wo sie bis zu einer andern Unternehmung unter seiner Aufsicht verwahrt wurden. Zu Pferde mögen wohl meistens nur die Vornehmen, die Gemeinen aber, oder die Knechte jener, zu Fuße gedient haben, obschon sich nicht alle hiezu selbst ausrüsteten, sondern denjenigen von den Unterthanen, welche nicht selbst mitzogen, die Lieferung von Pferden oblag. Von allen Waffengattungen scheinen die Bogenschützen im Auslande den größten Ruf verdient zu haben. Die Heere waren nicht mehr so zahlreich als sie im vorigen Zeitraume Nestor angiebt, welches sich übrigens aus der Theilung der großfürstlichen Macht nicht unnatürlich erklären ließe. Keines zählt über 50,000 Mann. An der Spitze der einzelnen Schaaren der Fürsten oder Städte stand ein Oberwojewod, mit der Benennung Tissiakzsky. Die Rüstungen welche zur Erleichterung des Kriegers auf Wagen nachgeführt wurden, zog man erst im Augenblicke der Schlacht an, so daß ein Heer sehr leicht in unbewehrtem Zustande überfallen werden konnte. Was endlich den Belagerungskrieg betrifft, so scheinen die Russen hier viel stärker und erfahrner im Angriff als in der Vertheidigung gewesen zu seyn.

Der unvermeidliche Einfluß Jahrhunderte langer, mit stets neuer Leidenschaft und Erbittrung geführter Bürgerkriege auf

die Sitten eines Volkes, blieb auch in Rußland nicht außen. Während einerseits Herrscher und Unterthanen mit der größten Ergebenheit den von ihrer Geistlichkeit aufgestellten Glaubenslehren huldigten, und die immer zahlreichern Klöster sich mit andächtigen Büßern aus allen Ständen bevölkerten, anderseits die Schwelgerei und Prunksucht des Griechischen Hofes nicht nur an den großfürstlichen, sondern an alle die einzelnen fürstlichen Höfe gedrungen waren, sah man Kämpfe unter Mitbürgern und Brüdern mit einer Rohheit und empörenden Grausamkeit führen, welche sowohl das Christenthum als jede andere höhere Stufe menschlicher Bildung zu verläugnen schienen. Verträge wurden willkürlich gebrochen, Treu und Glaube behandelte man als Spiel. Ueberfall wehrloser Städte und Dörfer, Verwüstung des Landes, Ermordung der friedlichen Bewohner, oder Wegschleppung derselben in drückende Knechtschaft, waren alltägliche, nicht mehr befremdende Erscheinungen. Die Heiligkeit der fürstlichen Gewalt hatte den Glauben der Völker verloren, ohne daß die Willkür durch weise Gesetze beschränkt worden wäre. Aber verwilderte Haufen fanden Befriedigung ihrer zügellosen Begierden in Umstoßung aller Ordnung und Herbeiführung aller Gräuel der Herrschlosigkeit und der Verwirrung. Der kriegerische Geist erhielt sich, aber ohne jenen sittlichen Adel der aus Kriegern Helden schafft, und für die schöne Blüthe des Ritterthums war in diesem Lande kein Gedeihen.

Ungeachtet der häufigen Störungen die er durch die immer wiederkehrenden Kriegszüge leiden mochte, scheint doch der Ackerbau in Rußland nie völlig vernachlässigt worden zu seyn. Die hohe Achtung in welcher er bei weisen Fürsten stand, spricht sich in den Gesetzen aus, und in der Schonung die er bisweilen auch im Kriege von den Wildesten erfuhr. Ein großer Theil der fürstlichen Einkünfte bestand in Getreide. Verbrennung einer Scheuer gehörte zu den schwersten und empfindlichsten Beleidigungen mit denen ein Fürst gekränkt werden konnte. Roggen, Weizen, Hafer und Erbsen wurden in Gruben aufbewahrt, und in Güter wenigstens Rüben gepflanzt. Noch blühender war die Vieh- und Bienenzucht. Das große Bedürfniß von Pelzwerk sowohl

für Rußland als für die Völker mit denen es im Handelsverkehr stand, veranlaßte häufige Jagden in den mit Pelzgewild angefüllten Wäldern. Auch den Bibern wurde von Vielen nachgestellt. In den Städten waren viele Gewerbe bekannt, von denen die gemeinern, besonders die der Steinmetzen und Zimmerleute den Knechten überlassen wurden. Die Mehrzahl der Häuser war von Holz, nur fürstliche Wohnungen und Kirchen wurden von Stein aufgeführt. Einige Städte waren mit Mauern, andere mit Erdwällen umgeben. Aber die größten Fortschritte hatten diejenigen gemacht, welche Stapelplätze des Handels waren. Die unmittelbare Verbindung mit den Griechen, deren Handel sich jetzt vorzüglich in den Händen der Venetianer befand, war durch die Ereignisse dieses Zeitraums mehr oder weniger abgerissen worden. Dessenungeachtet scheute man Mühe und Unkosten nicht, die Handelsflotten welche den Dnieper hinauf nach Kiew segelten, durch zahlreiche Bedeckungen vor den räuberischen Unternehmungen der Cumanen zu schirmen. Alle Jahre erschienen diese Flotten, und der ganze Lauf des Flusses von Kiew bis an das Meer, wurde deswegen die Straße von Griechenland genannt. In Kiew wurden der großen Vortheile des Handels wegen alle Glaubensbekenntnisse geduldet. Griechen, Armenier, Juden, Mähren, Deutsche und Venetianer hatten Alle Niederlassungen innerhalb seiner Mauern. Den katholischen Christen war die freie Ausübung ihrer kirchlichen Feierlichkeiten gestattet, aber jeder Streit über Glaubenspuncte streng untersagt. Auch auf der Wolga wurde den Russen von den Bulgaren in Misjahren Korn, und in gewöhnlichen Zeiten viele Waaren des Morgenlandes zugeführt. Indessen blieb doch das freisinnige Nowgorod der Hauptstapelplatz des Russischen Handels. Seine Bürger waren in beständigem Verkehr mit Scandinavien, und insonderheit mit Gothland, und später mit der mächtigen Hanse. Nowgorodische Kaufleute hatten Wohnungen zu Wisby, wo ihnen eine eigene Kirche eingeräumt war. Eben so fand man eine große Zahl Deutscher und Gothländischer Handwerker in Nowgorod, die man in Sommer- und Winterkaufleute eintheilte. Ihnen war ein eigener Stadtbezirk

eingeräumt, innerhalb dessen sie unter dem Schutze eigener Gesetze und der Aufsicht ihrer Aeltesten lebten. Nur einem Abgeordneten des Fürsten war der Eintritt in dasselbe gestattet. Klagen mußten vor dem Gerichtshofe des Beklagten geführt werden. Seitdem Riga und Wisby der Hanse beigetreten waren, wurde der Verkehr mit Nowgorod viel lebhafter, und die Hanse bildete daselbst eine ihrer Hauptniederlassungen. Sie lieferte den Russen feine, besonders Niederländische Tücher, Salz, Häringe, und selbst Getreide, — und nahm ihnen dafür Pelz, Honig, Wachs, Leder, Hanf und Flachs in großer Menge ab. Ungeachtet des strengen Verbots ihrer Obern brachten die Kaufleute, die ihren eigenen Vortheil nicht dem gemeinen Besten opfern wollten, häufig Gold und Silber nach Rußland, wo sie mit diesen edeln Metallen die vortheilhaftesten Einkäufe machten. Auch das von Nowgorod abhängige Biarmie und Smolensk waren ihres Handels wegen berühmt. Bis zum dreizehnten Jahrhundert segelten Schwedische und Norwegische Schiffe häufig nach der Mündung der nördlichen Dwina, und Smolensk wurde in den ersten Jahren des folgenden Zeitraums veranlaßt mit Riga, Gothland und den Deutschen Städten einen Handelsvertrag zu schließen, in dessen einzelnen Bestimmungen man die merkwürdigsten Aufschlüsse über den damaligen Zustand des Russischen Handels nnd der Russischen Sitten und Gebräuche findet. In den mittäglichen Fürstenthümern galt noch immer das alte Gewicht, die Grivan. In Nowgorod hingegen hatten die Liefländer das Deutsche um einen Viertheil schwerere Gewicht in Gewohnheit gebracht. Das größte Maß trockner Dinge war die Tonne, zu welcher das Achtel, der Uborok und das Häuptchen in einem nicht genau auszumachenden Verhältnisse standen. Bisweilen wurde Getreide auch nach Körben verkauft. Flüssige Dinge wurden nach Eimern, die Länge nach Faden gemessen. Die Entfernung bestimmte man nach Meilen von tausend Schritten. Ungeachtet der Einfuhr von Gold und Silber, die man durch Befreiung von allen Abgaben zu befördern suchte, wurden doch während dieses Zeitraumes noch keine Münzen geprägt. Reines Silber wurde zu kegelichten Stücken (Rubeln) geformt,

deren Schwere man nach Grivnen berechnete. Zur Scheidemünze dienten noch immer Felle von Mardern und Eichhörnchen in einem wandelbaren Verhältnisse zum Silber.

Wie sich in dem blühenden Handel die Künste des Lebens entwickelten, so gestaltete sich die höhere Kunst aus dem frommen Glauben der Zeit. Im Geiste blieben zwar die Russen dem Geschmacke ihrer Byzantinischen Lehrer getreu, aber in der Ausführung lernten sie fremde Beihülfe entbehren. Bischof Johann von Wladimir fand im Jahr 1194 zur Wiederherstellung der Kirche von Susdal, und zur Errichtung eines bleiernen Daches, einheimische Arbeiter genug in seinem Sprengel, so daß er keines einzigen Deutschen bedurfte. In den Klöstern lernte man von Griechischen Künstlern malen, und was immer an der Zeichnung Unvollkommenes gewesen seyn mag, so zeugt doch der Umstand, daß sie sich noch immer in demselben Glanz und in derselben Frische erhalten haben, für die treffliche Zusammensetzung der Farben. In der Dichtung hatten sich ungeachtet der Glaubensveränderung viele alte Slavische Begriffe erhalten, während Kühnheit der Bilder und Innigkeit des Gefühls, auch Vorliebe für glänzende Schilderungen der Großthaten einheimischer Helden, eine nahe Verwandtschaft mit der Dichtung des Scandischen Nordens zu beurkunden scheinen. Die Erzählung von dem unglücklichen Feldzuge Igors gegen die Cumaner in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehört zu den merkwürdigsten dichterischen Erzeugnissen dieses Zeitraums. Die alten heidnischen Götter behaupten in demselben ihren Einfluß auf die Natur, und der Hochsinn Russischer Helden glänzt auch im Unglück. Name und Stand des Verfassers sind unbekannt. Um die Macht eines Russischen Großfürsten zu schildern, sagt er zu Wsewolod III.: „Kannst du nicht die Wolga mit den Rudern deiner unzählbaren Schiffe ausschöpfen, und die Wasser des Don, indem du die Helme deiner Krieger füllst?" — Andere Dichter wählen vorzugsweise Wladimir den Großen und seine Heerführer, so wie die Westeuropäischen Karln den Großen und seine Paladine, oder König Arthur und die Ritter der Tafelrunde zum Gegenstand ihrer Gesänge. Uebrigens war alle wis-

senschaftliche Bildung in den Händen der Geistlichen, und der wenigen Großen welche von den Ausgezeichnetsten unter jenen ihre Erziehung erhalten hatten. Die öffentlichen Lehranstalten blieben auf gewöhnliche Schulen beschränkt, in denen man die Griechische und Lateinische Sprache erlernen konnte; aber innerhalb der klösterlichen Mauern wandte man vielen Fleiß auf die Erlernung der Heilkunde und die Erforschung des Laufes der Gestirne. Einige brachten wichtige Kenntnisse aus Griechenland mit, Andere holten sie im gelobten Lande, oder erwarben sie auf anderen Reisen. Viele übersetzten die heiligen Bücher in die Kirchensprachen, oder schrieben über Kirchengebräuche, über den Mönchsstand oder über abgezogene Theile der Griechischen Glaubenslehre. Auch die Kirchengeschichte und besonders die Geschichte ihrer Klöster war eine Lieblingsarbeit der Mönche. Aber neben dem Leben einiger Aebte und anderer gottesfürchtiger Männer des Petscherischen Klosters, schrieb der fromme Mönch Nestor aus dem Höhlenkloster zu Kiew noch eine weltliche Chronik mit welcher er sich den Namen eines Vaters der Russischen Geschichte verdient hat. Diese Arbeit ist das älteste Denkmal der Russischen Geschichte, und hat für die Schilderung der Eigenthümlichkeit jenes Zeitalters, den großen Vorzug, in der vaterländischen Sprache geschrieben zu seyn. Geist und Zeitrechnung bezeichnen den Verfasser als einen Schüler der Byzantinischen Geschichtschreiber, deren Fehler, besonders in der Zeitrechnung, Nestor ebenfalls in sein Werk aufgenommen hat. In der Darstellung naht er sich bisweilen der biblischen Erzählung, vorzüglich in den Aeußerungen seiner Fürsten und Helden, die er gern sprechend einführt. Die vorangehende Beschreibung Russischer Völker und Länder, die ihrer Sorgfalt und Richtigkeit wegen, mehr als bloße Nachahmung einer allgemeinen Gewohnheit der damaligen Geschichtschreiber war, giebt einen günstigen Begriff für die vernünftige Ansicht des Verfassers über das Wesen der Geschichte, und seine Gesinnung scheint für die Wahrheit der Erzählung zu bürgen. Aus verschiedenen Umständen geht hervor, daß Nestor, der in der Mitte des eilften Jahrhunderts geboren war, gegen zwanzig Jahre des zwölften erlebte. Seine

Arbeit wurde von Sylveſter, einem Abte des Michaelis-Kloſters in Kiew, fortgeſetzt, und zwar ſo, daß ſich die Fortſetzung unmittelbar an das ältere Werk anſchließt, ohne daß die Stelle wo das eine aufhört und die andere anfängt, genau zu beſtimmen wäre. Sylveſter ſtarb am 23. April 1123 als Biſchof in Perejaslavl, und auf ihn folgten zwei Unbekannte, von denen einer bis 1157, der andere bis 1203 ſchrieb. Bis dahin kennt man nur dieſe einzige Reichsgeſchichte, da ſich mit der Darſtellung eines und deſſelben Zeitraums immer nur ein Einziger beſchäftigt hatte, oder wenigſtens nur die Arbeit eines Einzigen auf uns gekommen iſt. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hingegen zertheilte ſich dieſe Unternehmung eben ſo ſehr als der Hauptſtaat ſich zerſplittert hatte. Jeder ſchrieb größtentheils nur die Geſchichte des Staates dem er angehörte, oder derjenigen Fürſtenthümer mit denen ſein Staat in Berührung kam. Die Namen der meiſten dieſer Erzähler ſind verloren gegangen, und aus dem Ende dieſes Zeitraumes hat ſich nur einer erhalten, nämlich der des Biſchofs Simeon von Susdal, der mit großer Umſtändlichkeit die Begebenheiten Weißrußlands beſchreibt, hingegen die des übrigen Rußlands nur viel oberflächlicher berührt hat. Simeon ſtarb im Jahre 1226, alſo ganz im Anfange des folgenden Zeitraums.

III. Capitel.

Von der Niederlage am Fluſſe Kalka, bis zur Eroberung von Conſtantinopel. 1224 — 1453.

Nach der Schlacht am Fluſſe Kalka geſtatteten die Tataren den Ruſſen eine dreizehnjährige Ruhe, welche dieſe Letztern zur innern Befeſtigung ihres Reiches und beſſern Anſtalten zur Schirmung deſſelben wider äußere Feinde hätten benutzen ſollen. Aber wie die Menſchen bei der Entfernung einer großen Gefahr, ohne Rückſicht auf die Möglichkeit künftiger Wiederkehr, ſich ſchnell wieder in die Gewohnheiten ihres frühern Lebens zu finden ſuchen, ſo wüthete auch bald nach der Entfernung der Tataren der Bürgerkrieg in Rußland von neuem. Beſonders wurde der Friede des Reichs durch die Unruhen der Nowgoroder geſtört. Eine grauſame Hungersnoth, und in ihrem Gefolge verderbliche Krankheiten, ſchienen Vorboten des ſchweren Unglückes zu ſeyn, welches das Reich in kurzer Zeit wieder treffen ſollte. Dſchingiſchan war im Jahre 1227 geſtorben. Sein Sohn und Nachfolger Oktai vertraute dem Fürſten Batu, ſeinem Neffen, ein Heer von 300,000 Kriegern, um die nördlichen Ufer der Kaſpiſchen See und die benachbarten Länder zu erobern. Im Herbſte des Jahres 1237 eroberte er die Hauptſtadt der Bulgaren, zerſtörte ſie, und verſchonte weder Geſchlecht noch Alter in derſelben. Bald bereitete der Uebermuth des Großfürſten Georg, der es vernachläſſigte gemeinſame Maßregeln zur Vertheidigung des Vaterlandes zu veranſtalten, den benachbarten Ruſſiſchen Städten ein ähnliches Schickſal. Verſchiedene Ruſſiſche Haufen wurden vereinzelt geſchlagen, und Rezan, Moskau, Wladimir, und andere weniger bedeutende Städte auf eine entſetzensvolle Art zu Grunde gerichtet (J. 1238). Mit vielen an-

dern Russischen Fürsten die in diesem unglücklichen Feldzuge ihr Leben einbüßten, fand auch der Großfürst Georg seinen Tod in dem Treffen am Flusse Sitta; glücklich, wenn er mit demselben die nicht unverschuldete Knechtschaft des Vaterlandes hätte abwenden mögen.

Unter dem folgenden Großfürsten Jaroslav ward auch das schöne Kiew, die Mutter der Russischen Städte, in einen Schutthaufen verwandelt. Endlich wurde die Lage des Reiches so traurig, daß Jaroslav sich bequemte, den Tatarischen Feldherrn Batu in seinem Lager aufzusuchen, und ihm zu Handen des Großchans für ganz Rußland zu huldigen. So mußte sich das Russische Volk nach vergeblichem Kampfe zur Knechtschaft beugen. Nur der unsterbliche Ruhm Alexanders Newsky, Fürsten von Nowgorod, der das nördliche Rußland mit glänzendem Erfolge wider die Angriffe ehrgeiziger Nachbarn, und besonders wider die Deutschen Ritter vertheidigte, warf noch einen frohern Schimmer auf diese trübe Zeit. Nach dem Tode seines Vaters Jaroslav (J. 1247) herrschte Alexander noch sechzehn Jahre zur Verherrlichung seines Namens und zum Glücke des Russischen Volks. Die Eigenschaften die am seltensten vereinbar sind, schienen ihn ganz vorzüglich zu dem Fürsten zu eignen, den die Vorsehung dem Russischen Volke unter so schwierigen Umständen zu seiner Erhaltung schenken konnte. Seltene Unerschrockenheit im Kampf, kluge Berechnung der Mittel zu immer bedeutenden Zwecken, genaue Kenntniß seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse, wahre Gottesfurcht und unbegränzte Liebe zum Vaterland zeichneten den Fürsten aus, den die Nachwelt bis auf unsere Tage als groß und heilig verehrt hat. Denn die Völker sehen nicht ohne Grund diejenigen nach ihrem Tode als ihre Fürbitter beim Allerhöchsten an, die sich ihnen bei ihrem Leben als treue Stellvertreter desselben bewährt haben

Nach dem Tode Alexanders genoß Rußland noch eine geraume Zeit lang, wo nicht eines vollkommenen Glückes, das bei der Knechtschaft nicht denkbar ist, doch wenigstens Ruhe, denn die Völker waren mit dem schmerzlichen Gedanken der Abhängigkeit vertrauter geworden, und die Schatzungen der Tata-

ren, und die übrigen Uebungen ihrer herrschaftlichen Rechte fingen an die Russen weniger zu beleidigen. Selbst das volksthümliche Selbstgefühl war lange noch nicht völlig zertreten. Man sah die Herrschaft der Tataren als ein nothwendiges Uebel an, dem kein Volk entgangen war, welches den ungleichen Kampf gegen ihre Uebermacht versucht hatte. Gegen die westlich-europäischen Nachbaren wurde die Ehre des Reiches, wie zuvor, ohne Theilnahme der Tataren behauptet. Nur zur Eintracht vermochte das Unglück weder die Fürsten noch das Volk. Die Befehdungen unter einander, und die unruhigen Auftritte zu Nowgorod nahmen kein Ende; und allmählig fanden sich Fürsten die sich nicht scheuten die Tataren zur Unterdrückung ihrer Landsleute zu gebrauchen, und sich so denselben gegen den schnöden Lohn der Befriedigung ihrer Leidenschaften zum schmählichen Werkzeug zu bieten. So erneueten sich während der Herrschaft des Großfürsten Demetrius auf Veranlassung seines schändlichen Bruders Andreas die abscheulichen Zeiten des ersten Tatareneinfalls. Murom, Susdal, Wladimir, Moskau und andere Städte mehr, wurden verwüstet, und gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erreichte Andreas seinen verbrecherischen Zweck die großfürstliche Würde zu erlangen. Als den eben so feigen als ehrsüchtigen Verräther nach zehn Jahren der Tod dahinraffte, ward sein Andenken mit der Verachtung und den Verwünschungen seiner Zeitgenossen gebrandmarkt.

Während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts blieb das Verhältniß der Russischen Völker gegen ihre Tatarischen Oberherren immer noch dasselbe, nur daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, die willkürlichen Maßregeln und der Zorn der Tataren jetzt mehr die Fürsten als ihre Völker traf. Viele edle Russische Fürsten weihten sich willig dem Tode um ihr Land von der Verwüstung zu retten, und die Nachwelt wird das Märtyrerthum des Großfürsten Michael von Twer eben so lange bewundern als das Benehmen seines Neffen Georg jeden Gerechten mit Abscheu erfüllen muß. Das Recht der Thronfolge und die wichtigsten Angelegenheiten der Staatsverwaltung mußten in der Horde entschieden werden, und nie unternahm ein Russischer

Fürſt die Reiſe dahin ohne ſich auf das Schlimmſte gefaßt zu machen. Das Ausbleiben wurde als Verweigerung des Gehorſams angeſehen, und hatte die entſetzlichſten Folgen für ihr unglückliches Land. Doch ließen ſich bereits einige Zeichen des Verfalls bei den Tataren erkennen. Von außen wurde ihre Aufmerkſamkeit durch bedeutende Ereigniſſe in Aſien abgelenkt, im Innern ihr kriegeriſcher Sinn durch Prachtliebe und Freude am Genuſſe geſchwächt. Nach dem Tode Usbecks, unter welchem ſo viele Ruſſiſche Fürſten dahingeopfert wurden, erſchienen dieſe Zeichen je länger je deutlicher. Auf der andern Seite wurde auch in Rußland eine bedeutende Veränderung durch den Umſtand vorbereitet, daß die großfürſtliche Würde in dem Hauſe von Moskau erblich ward, und die Großfürſten welche daſelbſt ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hatten, bei der größten äußerlichen Unterwürfigkeit gegen den Großchan, in Rußland wieder feſte Grundlagen zur Alleinherrſchaft legten. Zu den verheerendſten Uebeln, welche Rußland in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts heimſuchten, gehörte die furchtbare Seuche welche ganz Europa durchzog, und unter dem Namen des ſchwarzen Todes bekannt iſt. Am grauſamſten ſcheinen von derſelben Nowgorod und Pſkow entvölkert worden zu ſeyn, in denen kaum der dritte Theil der Bürgerſchaft verſchont wurde. Dieſer Verluſt war für Rußland um deſto empfindlicher, als dieſe beiden Städte durch ihre Siege über Schweden, Dänen, Litthauer und Deutſche immer noch am meiſten zur Aufrechthaltung des Ruſſiſchen Kriegsruhmes im Auslande beitrugen. Indeſſen konnten ſie doch der ſich furchtbar erweiternden Litthauiſchen Macht keine hinlänglichen Dämme ſetzen, und Rußlands weſtliche Nachbarn fingen in eben dem Maß an gefährlicher zu werden, als die Merkmale des Verfalls bei den öſtlichen ſprechender wurden. Tſchernigow und ſelbſt Kiew, die Mutter der Ruſſiſchen Städte, wurden eine Beute der Litthauer. Halitſch hingegen wurden von den Polen erobert, welche auch Wladimir mit den Litthauern theilten. So wäre das alte Ruſſiſche Reich allmählig völlig zerſtückelt worden, wenn ſich nicht Moskau zu einem neuen Brennpuncte für die Kräfte deſſelben gebildet hätte, von wo aus

für Rußland ein verjüngtes kräftiges Leben auf spätere Jahrhunderte geschaffen wurde.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts trat in dem Verhältnisse Rußlands zu den Tataren eine große Veränderung ein, und zwar wurde sie eben so sehr durch die Trennung und innerlichen Zwiste dieser Letztern als durch die Erweiterung der Macht der Großfürsten von Moskau veranlaßt. Fast zu gleicher Zeit mit dem schwachen Großfürsten Johann, der sein Reich weder im Innern mit fester Hand beherrschen, noch im Aeußern zu größerm Ansehen erheben konnte, war auch der furchtbare Chan Berdibek gestorben (J. 1359). Sein zweiter Nachfolger, Nandrocis, denn der erste, Kulpa, wurde schon nach fünf Monaten umgebracht, hatte das Großfürstenthum, zum Nachtheile des Hauses Moskau, dem Prinzen Demetrius von Susdal verliehen. Allein da um diese Zeit das furchtbare Tugtschakische Reich sich in verschiedene Stämme trennte, so wußte Demetrius von Moskau, ein zwölfjähriger Knabe, die Gutheißung des Fürsten von Sarm zu erhalten, den eine solche Zuerkennung beinahe selbst befremdete, und bemächtigte sich mit Hülfe seiner Bojaren durch Waffengewalt der großfürstlichen Würde. Durch Schlichtung der zwischen den Russischen Fürsten vorkommenden Händel setzte er sich an ihre Spitze, und der gänzliche Sieg, den er im Jahr 1380 über den eben so tapfern als grausamen Tatarenfürsten Mamai auf dem Lulikovischen Felde, westlich vom Don, errang, erwarb ihm, nebst dem Beinamen „des Donischen", unsterblichen Ruhm, und neue Kraft gegen außen. Zwar mußte er wenige Jahre später der Gewalt des Chans Nasir Eddin Buktamisch weichen, der die Sarmische Horde wieder mit der Donischen vereiniget hatte, und Moskau war das unglückliche Opfer dieses Verwüsters geworden. Da aber der Großfürst sich bald wieder im Stande sah wenigstens die Feinde der innern Ruhe, und unter ihnen vorzüglich die meuterischen Bürger von Nowgorod in den Schranken zu halten, so stand sein Nachfolger Wasili II. schon wieder in einem günstigen Verhältniß gegen die Horde, deren innere Zerwürfnisse die Behauptung der Oberherrschaft über Rußland je länger je schwie-

riger machten. Hingegen suchten die Bürger von Nowgorod in der Ausprägung eines eigenen Geldes, nach einem von dem Moskauischen völlig verschiedenen Münzfuße, eine neue Gelegenheit ihre Unabhängigkeit vom Großfürsten zu behaupten. Während seiner 36jährigen Herrschaft, von 1389 bis 1425, zeigte Wasili Dimitriewitsch vielmehr Gewandtheit gefährliche Stürme durch zeitiges Ausweichen und weise Beobachtung zu beschwören, als Kraft ihnen durch offenbare Gewalt zu widerstehen. Die Zwietracht der Tataren wußte er trefflich zu benutzen, um ungestört durch Einziehung der besondern Fürstenthümer die großfürstliche Macht wieder zu stärken. Selbst der Einfall Tamerlans, welcher bis nach Moskau vordrang, und dem Reiche noch einmal den Untergang drohte, wurde in seinen Folgen wohlthätig. Ueber die Nowgoroder vermochte Wasili jedoch nichts zu gewinnen. Einen höchst gefährlichen Nachbar hatte er an dem Litthauischen Großfürsten Witold, seinem Schwiegervater, dessen Ehrgeiz mit der größten Aufmerksamkeit in Schranken gehalten werden mußte. Mit größerer Entschlossenheit würde er die kühnen Entwürfe desselben vielleicht noch schneller und besser vereitelt haben. Aber nichts desto weniger muß Wasili von der geschichtlichen Gerechtigkeit unter Rußlands beste Fürsten gezählt werden, besonders wenn man die Umstände bedenkt, unter welchen er den Thron bestieg. Seine Eigenthümlichkeit schien für die damaligen Bedürfnisse seines Vaterlandes besonders geeignet, um es durch weise Schonung allmählig wieder zu jener Kraft zu erheben, welche zu einer selbstständigen Stellung unter den Europäischen Völkern unentbehrlich schien, und welche zu früh aufs Spiel gesetzt, unwiederbringlich verloren gegangen wäre.

Bei seinem Tode (J. 1425) hinterließ Wasili sein Reich dem zehenjährigen Knaben Wasili III. über den sein Großvater Witold mit den Moskauischen Bojaren die Vormundschaft führte. Aber sein Oheim Georg wendete Alles an, die alte Erbfolge, welche die Brüder verstorbener Fürsten den Söhnen derselben vorzog, wieder geltend zu machen, und so mußte der Streit von Machmuth, dem Chan der Tataren, entschieden werden. Durch die Schlauheit des Moscovischen Bojars Johann wurde

ein Urtheil zu Gunsten Wasilis erschlichen, der indessen nichts desto weniger zweimal von seinem Oheim entthront ward, und nur durch den Tod desselben wieder zum Besitze der Oberherrschaft gelangen konnte. Allein Wasili, der sich übrigens durch eine ziemlich gerechte Verwaltung und durch seine Frömmigkeit, die besonders in einer strengen Rechtgläubigkeit nach den Begriffen der Griechischen Kirche bestand, beim Volke Achtung zu erwerben gewußt hatte, war von allen kriegerischen Eigenschaften, und vorzüglich von Muth und Entschlossenheit so entblößt, daß unter seiner Herrschaft Rußland nur durch den Schutz der Vorsehung von fremder Unterdrückung frei bleiben konnte. Die Söhne des verstorbenen Jurje gaben die Verwirklichung der Entwürfe ihres Vaters nicht auf, und keine der häufigen Versöhnungen die auf mislungene Versuche folgten, war aufrichtig. Wasili sah sich im Kampfe gegen die Kasanischen Tataren, die unter dem Chan Ulu-Mahomet in Rußland eindrangen (J. 1445), verlassen, und hatte als Gefangener der Tataren seine Freiheit nur dem Mistrauen zu verdanken, welches zufällige Umstände dem Sieger gegen Jurjes Söhne einflößten. Bald darauf brachte sein Vetter Dmiter Schemjaka sein abscheuliches Beginnen zu Stande. Er bemeisterte sich der Hauptstadt Moskau und der Person des Großfürsten, und ließ ihn blenden (J. 1446); eine Grausamkeit welche dieser früher selbst an dem Bruder Schemjakas, dem scheelaugigen Wasili verübt hatte. Aber gegen den Thronräuber erhoben sich in Kurzem Fürsten, Adel und Volk, durch seine zum Sprichwort gewordenen Ungerechtigkeiten empört (J. 1447). Wasili war durch seinen traurigen Zustand veranlaßt worden, über seine Pflichten tiefer nachzudenken. Seine Verwaltung war jetzt vernünftiger und klüger eingerichtet als zuvor. Aber der Bürgerkrieg begann von neuem, da der entflohene Schemjaka von Nowgorod unterstützt wurde. Die Tataren drangen ebenfalls in Rußland wieder ein, und lagerten sich unter den Mauern der Hauptstadt, deren Vorstädte sie verbrannten. Allein ihre Ohren wurden durch einen außerordentlichen Lärm getäuscht, den sie der Herannäherung Wasilis mit einem furchtbaren Heere zuschrieben; sie entflohen und hinterließen den Rus-

sen eine ungeheure Beute (J. 1451. Am Schlusse dieses Zeitraumes starb endlich der unversöhnliche Schemjaka an Gift, nachdem man ihn kurz vorher aus Ussiuga vertrieben hatte. Nowgorod behauptete noch immer seine Unabhängigkeit von der großfürstlichen Oberherrschaft, aber es nahte sich seinem Verfall, denn unaufhörliche innere Gährungen, und häufiger Sieg der Leidenschaft über die Vernunft, hatten seine äußere Kraft gelähmt.

Rußland war in diesem Zeitraume tief von der Stelle herabgesunken, die es im frühern unter den Europäischen Völkern einnehmen konnte, und die natürlichen Ursachen dieses Falles müssen eben sowohl in der innern als in der äußern Lage des Reiches gesucht werden. Denn wenn es auf der einen Seite scheinen möchte, die Unterjochung Rußlands sey bei der Ueberlegenheit der Tataren, die ihren Waffen überall den Sieg verschaffte, wo sie einzudringen suchten, eine unausbleibliche Folge der damaligen Weltereignisse gewesen; so wird man bei genauerer Beobachtung finden, daß die Theilung und daraus entstandene Zerrüttung des Reiches dem Feinde den Angriff unendlich erleichterten, während sie einer kräftigen und zweckmäßigen Vertheidigung beinahe unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Ja, es fällt am Ende in die Augen, daß Rußland, auch wenn es nicht von Asien her einen Unterdrücker bekommen hätte, doch die Beute eines ehrgeizigen Europäischen Nachbars geworden, oder selbst bei gänzlicher Verschonung von außen, an innern Uebeln zu Grunde gegangen wäre. Daher wurde es für die Russen bei so viel schweren Leiden, wenigstens für die Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit eine Wohlthat, daß sie in die Gewalt eines Siegers gegeben wurden, der ihr rauhes Land verachtete, und ihnen gegen den Zoll höchst beschwerlicher Leistungen, wenigstens die Leitung ihrer innern Angelegenheiten überließ, während er ihnen gegen andere äußere Feinde einen Schutz darbot den sie vergebens in ihrer eigenen Kraft gesucht hätten. Als in dem spätern Theile dieses Zeitraums das Reich der Tataren in seinem Innern zerfiel, wurde ein sehr bedeutender und schöner Theil von Rußland von seinen westlichen Nach-

baren abgerissen. Die Litthauer erweiterten ihr Reich nach dieser Seite.

Wenn auch die Tataren sich nicht selbst in dem eroberten Lande niederließen, und mit Ausnahme einiger Urtheile über die Thronfolge, sich der innern Angelegenheiten desselben wenig annahmen; so ließ sich doch im Ablaufe der Zeit der mittelbare Einfluß der Tatarischen Zinsherrschaft so kräftig fühlen, daß der Geist des Volkes, der Verfassung und der Staatsverwaltung, am Ende dieses Zeitraums eine völlige Veränderung erlitten hatte, die größtentheils aus den Verhältnissen der Ueberwundenen zum Sieger hervorgegangen war. Die Stellung der Fürsten blieb nicht mehr die unabhängiger Herrscher zu einem, gewisse Rechte behauptenden Volke, sondern sie waren jetzt Tatarische Statthalter über Tatarische Zinsvölker, und wenn sie einerseits oft in eine drückende Lage gegen ihre Schirmherren kamen, so gab ihnen das Ansehen dieser Letztern desto größres Gewicht gegen ihre eigenen Völker. Die in häufige innere und äußere Kriege verflochtenen Groß-Chane bedurften in denselben der Leistungen ihrer Zinsfürsten, und damit sie dieselben mit Schnelligkeit und Kraft thun könnten, mußten sie ihnen doch wohl durchgreifende Gewalt in ihren Gebieten bewilligen. Uebrigens war es bei den häufigen Reisen in die Horde wo die wichtigsten Geschäfte entschieden werden mußten, und bei der öftern Erscheinung Tatarischer Zinseinnehmer unvermeidlich, daß die Russen allmählig mit den morgenländischen Begriffen von Herrschergewalt vertraut wurden, während mit der Erneuerung der Geschlechter die ältern freiern Einrichtungen sich aus dem Leben und der Erinnerung verloren. So wurden nach und nach die frühern Verhältnisse durch die unbeschränkte Gewalt der Fürsten ersetzt, welche bei der Rohheit der Völker und dem äußern Drange der Umstände vielleicht das geringste Uebel seyn mochte. Nicht, daß deswegen die Fürsten ihre Throne ruhiger, und vor Empörung gesicherter besessen hätten; denn die Völker verloren bloß das Recht einer gesetzlichen Theilnahme an der Entscheidung wichtiger Staatsgeschäfte, nicht aber die Lust, wo es die Umstände gestatteten, mit Gewalt auf eine unbefugte Weise einzu-

greifen. Denn das ist die natürliche Strafe der gesetzlosen Willkür, daß sie durch Einreißung aller Stützen des vernünftigen Staatsverbandes, gerade dasjenige am meisten aufs Spiel setzt, weswegen sie die gesetzliche Schranke selbst zerstört hatte. In den Städten des großfürstlichen Gebietes und der übrigen fürstlichen Länder rief die Glocke nie mehr die Bürger zur Volksversammlung. Nur Nowgorod und Pskow behielten noch diese, übrigens nur zu oft in stürmischen und zwecklosen Aufruhr ausartende Gewohnheit. Nichts wurde mehr öffentlich behandelt, sondern Alles im geheimen Rathe der Fürsten entschieden. Einen sehr wichtigen Einfluß auf die spätere Gestaltung Rußlands hatte die in diesem Zeitraume allmählig unter den Augen, ja selbst mit dem Zuthun der Tatar-Chane errungene Uebermacht der Herren von Moskau, und ihre Befestigung im gesetzlichen Erbe der großfürstlichen Würde. Der größte Theil der Appanagen wurde von den Großfürsten eingezogen, und durch bessere Festsetzung der Erbfolge auf die ältesten Söhne der Verstorbenen thaten sie einen Riesenschritt zur Alleinherrschaft. Eine nicht sehr edle, aber dessenungeachtet sehr ergiebige Quelle der großfürstlichen Macht waren die Steuern die das Russische Volk den Tataren bezahlen mußte. Mit der Eintreibung derselben gewannen die Großfürsten ungeheure Schätze, die sie zum Ankauf von Gütern und zur Besoldung von Miethlingen verwenden konnten. Außerdem bezahlte das Volk noch eine unmittelbare Kopf- und Grund-Steuer, und eine mittelbare Waarensteuer, welche nach Moskau abgeliefert, und größtentheils von den Kosten der großfürstlichen Hofhaltung und Leibwachen nebst den Geschenken an Tataren und inländische Große aufgezehrt wurden.

Obschon im Grunde, seitdem die unumschränkte Herrschaft der Großfürsten galt, alle Theile des Volks in ihrem Verhältnisse zu derselben gleich abhängig waren, so hatte diese Veränderung doch den Unterschied der Stände in Rußland keineswegs aufgehoben. Selbst die alten Formen waren nicht mit dem Geiste der sie belebte, zu Grunde gegangen. Die Bojaren, sonst auf einem sehr freien Fuße gegen den Fürsten, und in ho-

hem Ansehen unter dem Volke, konnten im fünfzehnten Jahrhunderte das Letztere nur noch durch enges Anschließen an den Thron, und blinde Unterwerfung unter den Gebieter behaupten. Vorher waren sie befugt gewesen den Letztern zu wechseln, jetzt würde ein solcher Abfall als Verrätherei bestraft worden seyn. Eine andere Würde als die welche aus dem Dienstverhältnisse hervorging, kam ihnen nicht mehr zu. Desto glänzender suchten die Großfürsten diese Dienstwürde zu machen. Alle hohen Ehrenstellen wurden ihnen zugetheilt, und als Auszeichnung mußte ihrem Namen noch der des Vaters mit der Endigung Itsch beigefügt werden. Diejenigen von ihren Nachkommen, welche nicht zur Bojarenwürde erhoben wurden, bildeten unter der Benennung Bojarenkinder einen eigenen Erbadel, unter welchen jetzt auch häufig Abkömmlinge ehemaliger Fürstenstämme traten. Wie die Bojaren erhielten sie vom Großfürsten Landgüter zur Belohnung, auf denen ihnen die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Leute bewilliget war. Alle diejenigen Hofämter oder wichtigern Staatsämter, zu deren Besetzung die Zahl der Bojaren nicht hinreichend war, wurden Edeln aus den angesehensten Geschlechtern vertraut. Die vom Adel geleisteten Dienste wurden in ein besonderes Buch eingetragen, nach welchem man die Würde eines Stammes zu beurtheilen pflegte. Diejenigen, deren Namen in den am Hofe aufbewahrten Geschlechtsbüchern enthalten waren, hießen: „geschlechtige Leute." So wie die Landbewohner unter der Herrschaft des Adels standen, so gehörten die Städter unter den Großfürsten, zu dessen Eigenthume sogar die meisten von ihnen gerechnet wurden. Nur Nowgorod und Pskow hatten noch ihre freien städtischen Verfassungen. Die Erstere blieb vom Großfürsten dem sie nur einige ziemlich unbedeutende Leistungen schuldig war, beinahe völlig unabhängig; die Letztere ließ sich die höhere Verwaltung eines großfürstlichen Statthalters, gewöhnlich aus fürstlichem, bisweilen sogar aus großfürstlichem Geblüte, gefallen, — und hatte viel von ihrer frühern Unabhängigkeit dahingegeben. Ueber die andern Städte setzte der Großfürst Bojaren oder andere Vornehme mit sehr ausgedehnter Gewalt als Statthalter. Diese führten in den Gerich-

ten den Vorsitz, die übrigen geschwornen Beisitzer durften die Bürger wählen. Unter diesen genossen die Großhändler des höchsten Ansehens. Traten sie in großfürstlichen Dienst, so war ihnen sogar gestattet Güter mit adlichen Rechten zu erwerben. Ihnen folgten im Range hier die Tuch-, und dort die Korn-Händler, dann die übrigen Gewerbe. Aus allen diesen, die vom Kriegsdienste befreit waren, pflegten die Statthalter die städtischen Beamten zu nehmen. Diejenigen hingegen welche auf der untersten Stufe standen, die gemeinen Leute, oder sogenannten Schwarzen, wurden nur zum Kriege gebraucht. An ein eigentliches selbstständiges städtisches Gemeinwesen war, außer in den beiden obenerwähnten Städten, sonst in Rußland nicht mehr zu denken. Alle übrigen endlich, welche außerhalb der Mauern der Städte Gewerbe oder Ackerbau trieben, gehörten zu den sogenannten gezählten Leuten, waren an den Boden gefesselt, und durften nicht ohne Bewilligung Herren wechseln; und zwar lebten die Hörigen des Großfürsten oder der Kirche in keinem günstigern Verhältnisse als die übrigen. Das Schicksal der Knechte scheint sich in diesem Zeitraume nicht verbessert zu haben.

Neben den weltlichen Ständen war in der allgemeinen Bedrückungszeit des Vaterlandes der Priesterstand besonders begünstigt gewesen, und deswegen hatte sich beinahe alles dahingedrängt, was nur irgend in denselben aufgenommen werden konnte. Denn nicht nur war unter so harten Prüfungen der Geist zur Entsagung von den Lebensgenüssen, und der abgezogensten Beschauung aufgelegter, sondern selbst die äußern Verhältnisse der Geistlichkeit waren viel angenehmer als die der übrigen Stände. Bei ihren Mitbürgern genossen die Russischen Priester der höchsten Achtung. Bisweilen benutzten sie diesen Einfluß zu weltlichen Zwecken, Einmischung in die Staatsverwaltung, in die Händel der Fürsten, und den allgemeinen Verkehr des Lebens. Aber häufig sprachen sie Worte des Friedens und der Versöhnung zu den Ohren ehrgeiziger Fürsten und tobender Völker. Diese ehrwürdige Seite scheint auch den rohen Siegern eine Hochachtung eingeflößt zu haben, die sich sonst auf keine Weise erklären ließe. Sie waren von allen Abgaben

befreit, und ihre Fürbitte wirkte oft Wunder. Selbst der furchtbare Usbek, der das Blut der Russischen Fürsten nicht schonte, beurkundete in der Erklärung von 1313 seine Ehrfurcht für die Lehrer des Glaubens. Indem er die Kirche und ihre Güter in seinen besondern Schutz nimmt und ihre alten Freiheiten bestätigt, drückt er sich so aus: „denn alle diese Güter sind geheiligt, da sie Männern angehören deren Gebet uns das Leben erhält und unserm Heere Kraft giebt;" dann weiter unten: „Möge der Metropolitan ein angenehmes und ruhiges Leben führen, möge er frei von Sorge und mit gerechtem Herzen für uns und unsere Kinder zu Gott beten." Noch wurde durch die Kirche eine Verbindung mit Constantinopel erhalten, die in den Staatsverhältnissen völlig erloschen war. Aber diese Verbindung gab, wenn sie auf die Erhaltung einiger Bildung im nördlichen Lande noch vortheilhaft wirkte, dennoch öfters im Innern des Reiches Anlaß zu bedenklichen Zerwürfnissen. Denn so eifrig die Patriarchen von Constantinopel sich auch den Ansprüchen des Römischen Stuhls widersetzten; so wenig trugen sie Bedenken ebendieselben oder wenigstens ähnliche Forderungen gegen die Russische Kirche zu erheben. Daher war auch besonders öftere Zwiespalt über die Wahl und Bestätigung der Metropoliten, deren nicht selten zwei auf einmal die Verehrung des gläubigen Volks und den Gehorsam der Priester in Anspruch nahmen. Der Sitz des Oberhirten war bei dem Untergange von Kiew nach Wladimir, und von da bald nach dem des Großfürsten, nach Moskau verlegt worden. Den Anstrengungen und dem wahrhaft christlichen Geiste des Priesters Stephan gelang es, die Permier zu bekehren, obschon er sowohl in der Eifersucht der Permischen Priester und Wahrsager als in dem Volkshasse gegen die Russischen Ueberwinder ungewöhnliche Hindernisse zu bekämpfen hatte. Stephan, der im Jahre 1396 starb, wird noch heut zu Tage von den Enkeln der Bekehrten verehrt. Etwas früher hatte der weise Dionysius die Irrlehre der Stiripolniks bekämpft, einer Partei, welche kühn gegen alles bestehende Kirchenwesen auftrat, und die Einkünfte der Russischen Priester insgesammt für ungerechte Erpressungen erklärte. Hingegen war im Anfange des fünf-

zehnten Jahrhunderts der unkluge Glaubenseifer des Metropolitans Photius, der die von den Litthauern eroberten Theile seines Sprengels nicht besuchen, und sich zu keiner Aufmerksamkeit gegen den katholischen Fürsten Witold verstehn wollte, Ursache, daß die Litthauischen Bischöfe nach der Weigerung des Patriarchen von Constantinopel, zu Nowgorod den Georg Tschamblak, einen gelehrten Bulgaren, selbst zum Metropoliten von Kiew weihten, und dieser Stuhl von dem Moskauischen auf solche Art getrennt wurde. An den Verhandlungen der Kirchenversammlung zu Ferrara und Florenz, wo die Wiedervereinigung der Lateinischen und der Griechischen Kirche versucht wurde, nahm auch Rußland einen lebhaften Antheil. Isidor von Thessalonich, den man in Constantinopel zum Metropoliten von ganz Rußland geweiht hatte, während der Großfürst und die Russische Geistlichkeit die Erhebung des Priesters Jonas begehrten, gehörte zu denjenigen, die von Griechischer Seite die Sache der Vereinigung am eifrigsten betrieben. Allein als er am Schlusse der Verhandlungen mit der Eigenschaft eines Päpstlichen Legaten für den ganzen Norden in seinen Sprengel zurückkehrte und daselbst die Florentinische Vereinigung einführen wollte, erhob sich der Großfürst, unerschütterlich am alten Glauben haltend, mit einem solchen Nachdrucke gegen ihn, daß die früher nachgiebigere Russische Geistlichkeit ebenfalls wieder Muth faßte sich der Neuerung zu widersetzen, und Isidor mit Verlust seiner Oberhirtenwürde nach Rom entfliehen mußte, wo man ihn durch den Cardinalshut zu entschädigen suchte. Nach Isidors Entfernung trennten sich der nördliche und südliche Sprengel von neuem, die unter ihm seit dem Feuertode des damaligen südlichen Erzbischofs im Jahre 1435 wieder vereint gewesen waren. Der südliche trat den Florentinischen Schlüssen bei, der nördliche hingegen, dem jetzt der von den Russen selbst gewählte Erzbischof Jonas vorstand, blieb unverändert bei der alten Lehre, und riß sich deswegen selbst von Constantinopel los.

Ungleich schlimmer war die Einwirkung der Tatarenherrschaft auf das Russische Gesetzwesen. Das alte, unter dem Namen des „Russischen Rechtes" bekannte Gesetzbuch von Jaros-

lav verlor sich völlig aus dem Leben, und in den neuern gesetzlichen Bestimmungen, welche größtentheils nur aus Gerichtsgebräuchen und einzelnen fürstlichen Verordnungen bestanden, ließ sich die spätere Sittenverwilderung nur zu deutlich erkennen. Die furchtbarsten Strafen konnten allein Leben und Eigenthum sichern, welche ohne dieselben einer beständigen Gefahr ausgesetzt waren. Die Blutrache wurde zwar nicht wieder eingeführt, denn die Fürsten fühlten im Gegentheil das Bedürfniß ihr zuvorzukommen, noch viel dringender. Allein wenn sie vorher durch schwere Bußen ersetzt werden konnte, so mußten jetzt häufige Todesstrafen, und selbst in den gelinderen Fällen schwere körperliche Züchtigungen, Stockschläge, Peitschenhiebe, Knute, Verstümmelungen u. s. w. an ihre Stelle treten. Nur aus der am Ende des vierzehnten Jahrhunderts vom Großfürsten Wasili Dmitriewitsch für das Land an der Düna gegebenen Ordnung, und dem im fünfzehnten Jahrhundert verfaßten Gesetze von Pskow und Nowgorod spricht ein milderer Geist. In der Gerichtsverfassung herrschte aber die Willkür, die der Drang der Zeit in die Staatsverfassung gebracht hatte. Sie war von oben herab so eingerichtet, daß jeder Höhere einen Stellvertreter ernannte, um über die geringern Stände und Bezirke zu urtheilen; ohne daß die Urkunde und Jahrbücher der Zeit eigentlicher Gerichtshöfe erwähnten. Nur über die Bojaren saß der Großfürst selbst zu Gericht. In den Städten sprachen seine Statthalter, Bojaren oder andere Männer von edler Geburt, Recht; doch konnten hier die Bürger geschworne Beisitzer wählen. Auf dem Lande gab es für gewisse Bezirke Landrichter, und in den Dörfern welche nicht Edelleuten gehörten, Schultheißen, von deren Entscheidung man sich an die städtischen Oberrichter wenden konnte. Die adlichen Güterbesitzer durften auf ihren Dörfern die Schultheißen selbst ernennen. Vor Gerichte galt das Zeugniß eines Adlichen mehr als das Vieler eines geringeren Standes. Gegen die Gemeinen wurde die Folter gebraucht, und zwar goß man ihnen kalt Wasser von oben herab auf den entblößten Leib, oder trieb ihnen gespitzte hölzerne Späne unter die Spitzen der Finger. Endlich war auch noch der gerichtliche Zweikampf trotz dem Widerspruche

der Geistlichkeit, welche die Kämpfer mit dem Kirchenbanne belegte, während dieses Zeitraums noch immer im Gange.

In der Kriegskunst machten die Russen seit der Tatarischen Unterjochung mit Ausnahme der Einführung der Feuergewehre wenig Fortschritte. Der größte Theil des Heeres bestand aus Reutern; aber die Langsamkeit der Leistungen, welche auf das Aufgebot folgen sollten, war Ursache, daß der Feind oft bis unter die Mauern der Hauptstadt vorrückte, ehe man ihm noch ein Kriegsheer entgegenstellen konnte. Den vorzüglichsten Theil desselben machte der Adel aus, und dieser war dabei auf seine Vorrechte so streng aufmerksam, daß die Krieger sich nicht nur weigerten unter demjenigen zu stehen der ihnen an Geburt ungleich war, sondern sogar unter demjenigen dessen Voreltern je unter dem Befehle der ihrigen gestanden hatten. Die Wirkung solcher Streitigkeiten im Augenblick der Gefahr läßt sich denken. Merkwürdig ist, daß gegen den Schluß dieses Zeitraums die Jahrbücher zuerst die Kosaken von Riasan erwähnen, deren Voreltern, theils Russischen, theils Asiatischen Ursprungs, sich wahrscheinlich schon früh am Dnieper niedergelassen, und in den unzugänglichsten Gegenden einen von ihren Tatarischen und übrigen Nachbaren unabhängigen kriegrischen Freistaat gegründet hatten.

Wie sehr auch Rußlands großer und vaterländisch gesinnter Geschichtschreiber der neuesten Zeit sein Volk gegen die Behauptung in Schutz zu nehmen sucht, daß es während der Tatarenzeit viel von den Sitten seiner Bedrücker aufgenommen habe, so scheint uns doch aus der Geschichte dieses Zeitraums das Gegentheil hervorzugehen. Denn wie sehr auch strenge Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, und heftiges Misgefühl über die Bedrückung, die Ueberwundenen von den Siegern geschieden haben mag, so liegt es doch tief in der menschlichen Natur, daß das Thun und Treiben eines glücklichen Siegers bei der Menge Eingang findet, wenn sie demselben ursprünglich auch noch so abhold gewesen wäre. Denn das Glück wird von der Menge als Gottes Wille verehrt, und von dem Erfolge und der Macht schließt sie auf die Rühmlichkeit der Sitten, durch deren Nach-

ahmung sie sich dem Mächtigen an die Seite zu setzen wähnt. Die Vornehmern, die Fürsten selbst, waren schon durch ihren häufigeren Verkehr mit dem Sieger, und durch die Nothwendigkeit sich ihm gefällig zu erzeigen, zu gewissen Nachahmungen seiner Lebensart gezwungen, die sich durch Gewohnheit auch ohne jene Umstände im Leben erhielt. Gewiß ist, daß man von diesem Augenblick an die furchtbarste Verwilderung und eine Sittenverschlimmerung bemerkt, die sich schon allein aus der Grausamkeit der Strafen erkennen läßt, die von diesem Augenblick an gebräuchlich wurden. Zwar ließe sich aus der Knechtschaft allein schon die sittliche Entwürdigung des Volkes genüglich erklären; aber viele Züge derselben haben eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Wesen der morgenländischen Bezwinger des östlichen Europas, daß der völlig unparteiische Beobachter nicht umhin kann ihnen jenen Ursprung zuzuschreiben. So genoß z. B. unter den alten Slaven die Frau nie jener Achtung die sie bei den Deutschen behauptete; aber die tiefe Erniedrigung des Weibes, die wir später bei den Russen antreffen, und mit welcher sich keine eigentliche Häuslichkeit denken läßt, konnte nur in dem wandernden Tatarenleben ihren Ursprung genommen haben. Die Frauen höheren Standes lebten völlig in morgenländischer Eingeschlossenheit, ohne Theilnahme an den häuslichen Geschäften, beinahe einzig und allein den sinnlichen Bedürfnissen des Mannes zur Befriedigung. Die gemeinen Weiber lebten in solcher Verachtung, daß selbst das Thier für unrein galt, welches durch ihre Hand getödtet worden war. Nur die Großfürsten durften ihre Gattinnen nach Belieben unter den edeln Töchtern des Landes wählen, die deswegen auf seinen Befehl an den Hof gebracht wurden. Jeder andere Jüngling mußte seine Braut nehmen ohne sie je vorher gesehen zu haben, wenn die beiderseitigen Eltern über Heirath und Aussteuer einig geworden waren. Selbst als Bräutigam durfte er sie noch nicht besuchen. Zu den vorzüglichsten Genüssen der Angesehnern und Reichern gehörten die Jagd und die Tafel. Wohlbeleibtheit galt für eine natürliche Zierde der höheren Stände. Hingegen kannte man weder Glanz noch Bequemlichkeit der Wohnung. Die Vornehmen

und Reichen lebten in den Städten wie auf dem Lande in schlechten Hütten, mit spärlichem Geräthe, und noch weniger Verzierung. Aber in der Kleidung die der Tatarischen nicht unähnlich war, unterschied sich der Höhere durch die Feinheit und den Reichthum des Stoffes. Auch die Gewohnheit der Mächtigen, vom Großfürsten herab, sich der Menge so selten als möglich, und nie ohne ein zahlreiches standesmäßiges Gefolge zu zeigen, verräth wenigstens nahe Verwandtschaft mit morgenländischen Begriffen.

Der Ackerbau konnte in dem so oft verwüsteten und so lange mit immer neuer Verwüstung bedroheten Lande keine bedeutenden Fortschritte machen, und zwar um so weniger, als die mit Gewild aller Art angefüllten Wälder, und die an Fischen so reichhaltigen Ströme dem Volke eine angenehme, und in ihrer Herbeischaffung noch weniger beschwerliche Nahrung darboten, als die Erzeugnisse des Landbaues, welche sie in einem unglücklichen Tage nach Monate langer vergeblicher Anstrengung verlieren konnten. Auch Viehzucht bot eine bequeme Nahrung dar, und schöne Stutereien waren ein vorzüglicher Reichthum der Großen. Lieber als Getreide baute man Hanf und Flachs, welche, bei der zunehmenden Ueppigkeit in der Kleidung, einträglicher waren, und einen wichtigern Theil des auswärtigen Handels ausmachten. Dieser hatte sich ungeachtet der Tatarenherrschaft auf eine unglaubliche Weise erhalten. Statt der alten so geheißenen Griechischen Straße auf dem Dnieper, hatten sich die Russen, mitten durch ihre Bezwinger auf dem Don nach Asow hin, einen neuen Weg nach dem Morgenlande gebahnt. Der Hauptstapelplatz des Handels mit dem Morgenlande war Kasan, wo die Russen die Europäischen Waaren gegen Asiatische eintauschten. Am 24. Juni fand daselbst der Jahrmarkt statt. Die Russen brachten den Tataren Leder, Sättel, Zäume, leinene und wollene Kleidungsstücke, Deutsche Tücher, Salz, Werkzeuge, Wallroßzähne, Pelz, Falken und Habichte, wofür sie Pferde und morgenländische Waaren empfingen, von denen sie den größten Theil durch die Hanse, von Nowgorod aus, dem westlichen Europa zuführten. Aber bisweilen brachten die Rus-

sen ihre Waaren selbst bis nach Samarkand. So hielten sich ebenfalls viele Tatarische Kaufleute in Rußland, und besonders in Moskwa auf, um die Russischen Waaren an der Quelle selbst, und andere Europäische Waaren bei größerm Zuflusse um billigere Preise einzuhandeln. Mit dem westlichen Europa fand indessen der größte Waarenaustausch zu Nowgorod statt. Aber der Handel war völlig in den Händen der Hanse, welche auch kein Russisches Seewesen in der Ostsee aufkommen ließ. Die Deutschen Kaufleute führten Gold und Silber, Gefäße aus diesen edeln Metallen, seidene und wollene Stoffe und allerlei Geräthschaften ein, wofür sie Pelz, Leder, Talg, Honig, Flachs, Hanf, Werg, Hanfleinwand und Holz abholten. Salz zu bringen war ihnen untersagt, und wenn sie mit ihren Waaren Betrügerei trieben, die Tücher z. B. nicht die erforderliche Länge hatten so wurden sie eingezogen. Sowohl die Tatarchane als die Russischen Fürsten suchten den Handel zu begünstigen, von welchem sie viel reichere Steuern zu hoffen hatten. Die Fürsten behielten in ihren Verträgen die Handelsfreiheit ihrer Unterthanen vor. Für den Binnenhandel war die Einziehung so vieler Theilfürstenthümer durch Erleichterung der Abgaben und Vereinfachung der allgemeinen Staatseinrichtungen äußerst vortheilhaft gewesen. Die vorzüglichsten Gegenstände desselben waren Getreide und Fische. In Fehljahren wußten die Kaufleute den Mangel des Volkes mit dem abscheulichsten Wucher zu benutzen. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kamen auch Russische Münzen auf, und zwar nicht als eine Folge der Erweiterung des Handels, sondern als eine Wirkung der Tatarischen Oberherrschaft, da die Sieger die Steuern welche sie zu fordern hatten, nicht in den Kunas, der alten Russischen Pelzmünze, sondern nur in edeln Metallen, die überall gültig sind, annehmen wollten. Man ersetzte sie durch sogenannte Dengen, eine Tatarische Münze, deren die Goldschmiede, welche zugleich Münzmeister waren, 500 aus einem Pfunde reinen Silbers schlugen. Sechs Dengen machten einen Altue, zwanzig eine Grivna, hundert einen halben und zweihundert einen Rubel aus. Im mittäglichen Rußland, wo der Verkehr mit den Tataren häufiger

und lebendiger war, hörte der Gebrauch der Kunen gleich unmittelbar nach der Unterjochung auf. Da aber nur in größern Städten eine hinlängliche Zahl von Münzen zu finden war, so mußte man sich in den übrigen Theilen des Landes zum Behufe des innern Verkehrs mit ganzen Marder- und Eichhörnchenfellen behelfen. Im Norden hingegen verschwanden die Kunas erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts völlig.

Ungeachtet der Vernachlässigung alles dessen was zur Verschönerung des Lebens beitragen mag, in den Einrichtungen der Vornehmen, ging doch die Kunst während dieses Zeitraums nicht völlig zu Grunde. Das schwache Band welches bis gegen die letzten Jahre desselben Rußland an Constantinopel knüpfte, war immer noch hinreichend gewesen das zwar matt brennende Licht zu unterhalten. Wenn auch einzelne Mächtige ihrer nicht bedurften, so gaben doch die Unternehmungen der Großfürsten und die Gebäude der Kirche den Künstlern immer noch Arbeit. Unter der Regierung des Großfürsten Simeon wurden zu Moskau drei Kirchen gemalt, und zwar die von Maria Himmelfahrt durch die Griechischen Künstler des Metropoliten Theognis, die des Erzengels Michael durch die Hofmaler Zacharias Joseph und Niklaus, und die der Verklärung durch den Fremdling Goiten. In derselben Zeit lebte zu Moskau der Metallgießer Boris, ein Russe, der daselbst Kanonen und Glocken goß. Die Maler ließen sich ungern zu einer andern Arbeit als zur Kirchenverzierung brauchen. Außer den Bildern die in den Kirchen aufgestellt wurden, schmückten sie auch kirchliche Bücher mit kleinen Gemälden und verzierten Anfangsbuchstaben. Die Baukunst kam unter den traurigen Umständen des Reichs eher in Verfall, als daß sie sich erhob. Niemand hielt es der Mühe werth viele Sorgfalt auf Gebäude zu verwenden die jeden Augenblick der Zerstörung preisgegeben waren. Erst im fünfzehnten Jahrhundert sah man zu Moskau Privatgebäude von Stein. Im Jahr 1433 ließ der Erzbischof Euphemius von Nowgorod einen steinernen Palast bauen, der dreißig Pforten hatte, und mit Malereien und einer Uhr versehn war. Einen ähnlichen baute sechzehn Jahre später der Metropolit Jonas zu Moskau.

Auch die wissenschaftliche Bildung hatte wenig Fortschritte gemacht. Die Schulen waren unter den Gräueln der Tatarenverwüstung zu Grunde gegangen. Nur unter der Geistlichkeit erhielten sich noch bedeutendere Kenntnisse, und zwar meistens nur unter dem höhern Priesterstande, der noch häufiger aus Griechenland selbst ergänzt wurde; denn die Unwissenheit des Volks und der Mangel an tüchtigen Schulen machten es öfters schwierig eine hinlängliche Zahl von Männern zu den geringern Kirchendiensten zu finden, welche dem Bedürfnisse gemäß lesen und schreiben konnten. Hingegen wurde mitten im heftigsten Sturme der Zeiten die Büchersammlung der Patriarchen zu Moskau gegründet, welche einen reichen Schatz theologischer Schriften und altgriechischer Werke enthielt. Die Geschichte des Landes blieb völlig in den Händen der Geistlichen, welche meistentheils nur die Schicksale der Theilfürstenthümer beschrieben, in denen sie selbst lebten. Aus vielen Werken dieser Art soll, am Ende des vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, der Metropolit Cyprian eine allgemeine nach der großfürstlichen Geschlechtsfolge geordnete Geschichte, das sogenannte Stufenbuch, zusammengetragen haben. Aber viel bekannter, als diese in den Klöstern verwahrten Jahrbücher, waren dem Volke die aus dem Griechischen übersetzten und nach dem Gesetzmaale des Volks mit allerlei Erfindungen bereicherten Lebensbeschreibungen Alexanders des Großen und der Römischen Kaiser. Auch die Griechischen und Russischen Legenden fanden viele Leser, so wie neben ihnen Uebersetzungen Arabischer Mährchen. Die einheimischen Dichter wurden meistens durch die Ereignisse der Zeit begeistert. Bald besangen sie unter dem Drucke des Feindes den alten Ruhm des Russischen Volkes, bald gab ihnen eine glückliche Waffenthat ihrer Fürsten neueren Stoff. Zu den merkwürdigsten unter diesen Dichtungen gehören die Schilderung der Schlacht von Kulikof, vom Rezanischen Priester Sophronimus, und das Lob des Demetrius Donskoi, in welchem die Liebe des Großfürsten und seiner Gattinn Eudoxia, und der Schmerz der Letztern über seinen Verlust, aufs rührendste dargestellt sind. Die Sprache in welcher man schrieb, war nicht

die Ruſſiſche mit Tatariſchem vermiſchte Mundart, welche im gemeinen Leben gebräuchlich war, ſondern die reiner erhaltene alte Slaviſche Sprache, in welcher die heiligen Bücher überſetzt ſind. — Nähere Aufmerkſamkeit würden vielleicht die Sprichwörter verdienen, welche in großer Zahl ohne ſchriftliche Abfaſſung, nur im Gedächtniſſe aufbewahrt, und ſo den Enkeln überliefert, einen reichen Schatz von einfacher unverkünſtelter Lebensweisheit enthielten, und die Eigenthümlichkeit des Ruſſiſchen Volkes wohl am lebendigſten und richtigſten zu ſchildern vermöchten.

Neuntes Buch.

Die übrigen Slaviſchen Länder.

Die übrigen Slaviſchen Länder.

So wie, ſeit dem fünften Jahrhundert, die Slaviſchen Stämme von denen die Ruſſen, Polen, Böhmen u. ſ. w. abſtammen, ſich nördlich von der Donau ausdehnten, und die Ureinwohner der nördlichen Länder aus ihren Stammſitzen vertrieben; ſo drangen andre längs der Donau, und ſüdlich in die zwiſchen dieſem Hauptfluſſe und dem Adriatiſchen Meere gelegenen Provinzen vor. Unter dieſen zeichneten ſich vorzüglich diejenigen Wenden aus, die den mittäglichen Theil des nachmaligen Oeſterreichiſchen Kreiſes beſetzten, und neben ihnen der mächtige Stamm der Chrowaten, der bald das ehemalige Römiſche Illyrien und Dalmatien zu bedrohen anfing. Dieſe Länder wurden im Anfange des ſiebenten Jahrhunderts eine Beute der Avaren. Einem ſo unternehmenden und weit ausgebreiteten Volke jene für das ſchwache Griechiſche Reich ſo gefährliche Beſitzung zu entreißen, mußte ſich der Griechiſche Kaiſer der Chrowaten bedienen, welche ſie zwiſchen 620 und 630 eroberten, und unter Griechiſcher Oberherrſchaft behielten. In uralter Zeit hatten hier Völker Thraciſchen Stammes gewohnt, aber die Bevölkerung ſcheint öfters durch neue Einwanderungen aus Griechenland erfriſcht worden zu ſeyn. Daher belebte Griechiſcher Freiſinn ſchon frühe die Oſtküſten der Adriatiſchen See, wo unabhängige Freiſtaaten, Delminium, Salone, u. ſ. w. Jahrhunderte lang neben einander beſtanden, bis ſie nach dem Falle von Macedonien, nicht ohne hartnäckigen Widerſtand in den letzten Zeiten der Republik ſich der Herrſcherinn der Welt völlig unterwerfen mußten. Durch die Anlegung Römiſcher Pflanzſtädte und die ſpätere Einführung des Chriſtenthums wurden dieſe Völker völlig umgeſtaltet, und theilten, — bald als Morgenländiſche,

bald als Abendländische Provinz das Schlimme aller Unterthanen des sinkenden Römischen Reichs während des Zeitraums der Völkerwanderung, bis im Anfang des siebenten Jahrhunderts die Avaren Herren dieser Länder wurden, denen sie nach wenigen Jahren die Chrowaten entrissen. Nach der Eroberung entledigten sich die Chrowaten der Fränkischen Fürsten, die sie mitgebracht hatten, wurden christlich, und wählten sich eilf eingeborne Häupter (Schupane), nach denen man den ganzen Staat in zwölf Bezirke (Schupanien) abtheilte, und über welche ein Erz-Schupan eine Art von Aufsicht führte. Aber allmählig wurde das Band welches ursprünglich die Chrowaten an das Morgenländische Reich gefesselt hatte, immer lockrer, und auch die Römischen Seepflanzstädte fanden die Abhängigkeit von den schwachen Kaisern lästig. So wurde unter Andern Zara veranlaßt sich eigene Dogen zu geben, und im Anfange des neunten Jahrhunderts wurde die Oberherrschaft den Griechen noch von den Franken streitig gemacht. Allein zwischen den rohen Slavischen halb nomadischen Staaten und den gebildetern Seestädten in denen noch Ueberreste von altgriechischer oder altrömischer Cultur und Sitte herrschten, war eine engere Anschließung ohne gewaltsame Unterjochung des einen Theils nicht wohl denkbar. Nur der Narentanische Seeräuberstaat, der besonders dem Venetianischen Handel mächtige Hindernisse in den Weg legte, verband sich mit den Chrowaten. Nachdem Ungern und Deutsche während des zehnten Jahrhunderts zu wiederholten Malen Dalmatien übel verwüstet hatten, so unterwarfen sich mehrere Inseln und Seestädte, worunter nebst andern Zara und Spalatro, der Sitz des Erzbisthums, lieber der Venetianischen Herrschaft, als sich der Gefahr auszusetzen unter die Botmäßigkeit ihrer Slavischen Nachbarn zu gerathen. Noch war das Ansehen der Griechischen Kaiser in diesen Gegenden nicht völlig erloschen, und die Erz-Schupane, oder wie sie in den Urkunden häufig genannt wurden, Herzoge des Chrowatischen Dalmatiens, fügten ihrem Titel beinahe gewöhnlich die Benennung eines kaiserlichen Protospetarius bei. Hingegen ließ sich im Jahr 1076 der Fürst Demeter Zwonimir von päpstlichen Legaten zum König von Croa-

tien und Dalmatien krönen; aber nach ſeinem Tode, welcher wahrſcheinlich auch 1087 erfolgte, löſte ſich dieſes Königreich wieder in eine Menge unabhängiger Schupanien auf, welche bald darauf den Ungern eine leichte Beute darboten. Um ſeiner Braut, einer Sicilianiſchen Prinzeſſinn, einen ſichern Landungsort zu verſchaffen, bemächtigte ſich König Coloman von Ungern, ohne Widerſtand der uneinigen Chrowaten, der damaligen Stadt Belgrad, oder des heutigen Zaravechia, und wurde durch dieſen leicht errungenen Vortheil zur Eroberung der ganzen Dalmatiſchen Küſte aufgereizt. Bald darauf begann ein 300jähtiger Kampf um dieſes Land zwiſchen Ungern und Venedig, der beſonders gegen ſein Ende zwiſchen Kaiſer Siegmund und der Republik mit gränzenloſer Erbitterung geführt ward. Im Jahr 1421 endete ſich dieſer Kampf zum Vortheil Venedigs, welches, mit Ausnahme des Raguſaniſchen Gebietes und der unbedeutenden Beſitzungen einiger kleiner Chrowatiſcher Herren, das ganze eigentliche Dalmatien erwarb, zu welchem damals im ſtrengſten Sinne nur das Küſtenland von Nona bis Cattaro gerechnet wurde. Während dieſes 300jährigen Streites hatten die Völker ſelbſt mit häufigem Wechſel bald dieſe bald jene Partei ergriffen, doch waren, im Ganzen genommen, Adel und Geiſtlichkeit günſtiger für Ungern geſinnt, weil der Erſtere, und zwar beſonders die ſtädtiſchen Patricier, die Herrſchaft derjenigen ungern ertrugen, mit denen ſie oft zu wetteifern gewagt hatten, und denen ſie ſelbſt ſo nahe geſtanden zu haben ſich bewußt waren. In den meiſten Seeſtädten, unter welchen Zara, Sadra, Sebenigo, Spalatro, Almiſa, Narenza und Raguſa die berühmteſten waren, hatten ſich Patriciatsverhältniſſe nach altitaliſcher Form ausgebildet, die zu gewaltigen Reibungen innerhalb ihrer Mauern Anlaß gaben, während Seeraub die gewöhnliche Richtung blieb, welche ihre Kräfte nach außen nahmen. Das innere Land und diejenigen Theile der Küſte welche dem Ungriſchen Scepter unterworfen waren, verwalteten Chrowatiſche oder Ungriſche Bane, die gewöhnlich einem königlichen Oberſtatthalter, dem Bannus von Croatien und Dalmatien, unter-

worfen waren, welche Ehrenstelle die Könige von Ungern häufig ihren nahen Verwandten verliehen.

In dieser Zeit hatte durch weise Berücksichtigung der Verhältnisse und wechselseitiges Anschließen an die Mächtigen denen seine Fortdauer wünschenswerth seyn mochte, der Freistaat Ragusa wenigstens seine innere Unabhängigkeit vollkommen, und auch von der äußern Selbstständigkeit so viel bewahrt, daß ihm zur Anwendung seiner Kräfte ein ziemlich freier Spielraum übrig blieb. Nachdem die Trebunier in Verbindung mit den Saracenen das alte Epidaurus im J. 656 zerstört hatten, flüchtete sich die Mehrzahl seiner Einwohner in die Felsengegend am Monte Vergato, und baute sich daselbst an. Wegen der vielen Wälder welche diesen Wohnsitz umgaben, nannten ihn die Slaven Dubrownik, die Einwohner selbst hingegen wegen seiner Abgeschlossenheit Rachusa, woraus die spätere Benennung Ragusa entstand. Oefters wanderten hier, durch das Unglück der Zeit getrieben, aus dem benachbarten Italien und andern vom Feinde verwüsteten Dalmatischen Seestädten, neue Flüchtlinge ein, so daß in dieser neuen Freistätte bald Sprache und bürgerliche Einrichtungen der damaligen Italischen Municipalstädte einheimisch wurden. Schon in Epidaurus hatten Patriciats-Verhältnisse gegolten. Daher sind sie in Ragusa, wo auch die spätern Einwanderer in der Heimath mit denselben bekannt gewesen waren, uralt. Frühe wußten die Bürger dieses Staates durch weise Einleitung freundschaftlicher Verhältnisse mit mächtigen Nachbaren der eigenen Schwäche zu Hülfe zu kommen, ohne sich mit Verlust der Selbstständigkeit dem übermächtigen Schirmherrn völlig hinzugeben. So genoß Ragusa in seiner Jugendzeit den Schutz der Serbischen Fürsten zu Lande, und der Griechischen Kaiser zur See. Am Schlusse des neunten Jahrhunderts fanden eine Menge Einwohner der benachbarten Slavischen Provinzen zu Ragusa eine Zuflucht vor der Wuth der Bulgaren. Man sieht nicht, daß ihre Ankunft auf den Geist der Verfassung gewirkt hätte, — aber ihre Sprache vermischte sich mit der Italischen Mundart der Eingebornen, und da späterhin neue Slavische Einwanderungen statt fanden, so entstand nach und nach

aus der Mischung eine eigene Italisch-Slavische Mundart, welche sofort die herrschende wurde. Seit dem zehnten Jahrhundert versuchte Ragusa seine Kräfte auf der Adriatischen See, trat in Verbindungen mit dem Räuberstaate Narenta, und gerieth deshalb bald in feindselige Berührung mit Venedig, welches die aufkeimende Nebenbuhlerinn gern sogleich in ihrem Beginnen unterdrückt hätte. Am Ende des zehnten Jahrhunderts mußten die Ragusaner den Venetianern eine Steuer bezahlen, welche Verpflichtung indessen nur sehr vorübergehend blieb. Mittlerweile hatten auch die damaligen hierarchischen Verhältnisse zur Erhebung Ragusas beigetragen. Am Ende des eilften Jahrhunderts erhielt ein Bischof von Ragusa, an der Stelle der eingegangenen Erzbischöfe von Antivari, das erzbischöfliche Pallium, und wußte es sowohl als seine Nachfolger trotz den Einsprüchen des Erzbischofs von Spalatro zu behaupten. Indessen veranlaßte diese Erhöhung manche Zerwürfnisse mit den benachbarten Slavischen Staaten, besonders mit Bosnien, wo die katholische Kirche viel mit den Griechen und Patarenern zu kämpfen hatte, und sich nur mit Mühe neben ihnen erhalten konnte. Von da an suchte der Freistaat in der Stille durch Erweiterung seines Gebietes und seines Handels seine Macht zu vermehren. Nicht ohne schwere Bekümmerniß hatte Ragusa die Eroberung von Constantinopel durch die Lateiner, und die daselbst begründete Venetianisch-Französische Herrschaft gesehen. Bald zeigten sich die schlimmen Folgen eines Ereignisses welches ihr einen Beschützer entriß, der den Gedanken sie zu unterwerfen längst aufgegeben hatte, und sie hingegen der Uebermacht einer Nebenbuhlerinn preisgab, die von den ersten Zeiten an auf ihr Verderben bedacht schien. Als daher im Jahre 1203 Damianus Juda, ein ehrgeiziger Bürger, der das Amt eines Rettore verwaltete, nachdem er sich dasselbe bereits ein Jahr über die gewöhnliche Zeit hatte verlängern lassen, das Staatsgrundgesetz nach welchem der Rettore allein den großen Rath versammeln konnte, zur Verhinderung einer neuen Wahl durch Nichtversammlung desselben misbrauchte, glaubten die Anhänger der Freiheit, und unter ihnen als Haupt, des Rectors Eidam, Pyrrhus Benessa

das Gemeinwesen nur durch Anschließung an Venedig herstellen zu können. Die Venetianer boten hülfreiche Hand. Damianus durch Täuschung von seinem Eidam auf eines ihrer Schiffe gelockt, brachte sich ums Leben als er seine Herrschaft verloren sah; Ragusa nahm hingegen einen Venetianischen Patricier mit dem Titel eines Conte als Oberhaupt an. In kurzem zeigte sich, daß von allen Schirmherrschaften die des wetteifernden Freistaates die drückendste, und für die innere Unabhängigkeit gefährlichste seyn mußte. Im Jahre 1230 hatten die Ragusaner den strengen und gebieterischen Dandulo unter dem Vorwande der Annäherung einer Griechischen Flotte zu entfernen gewußt, allein schon zwei Jahre später nöthigte sie die Unsicherheit des Handels und die daher rührende Unzufriedenheit vieler ihrer Bürger von neuem um den Schutz der Herrinn des Adriatischen Meeres anzuhalten, den sie jetzt mit noch strengern Unterwürfigkeits-Verhältnissen erkaufen mußten. Venedig und Ragusa sollten dieselben Freunde und Feinde haben, die Ragusaner dem Doge den Eid der Treue schwören, jährlich zwölf junge Leute aus patricischen Geschlechtern als Geisel stellen, in Venedig selbst nur mit den Venetern, nicht aber mit den dort sich aufhaltenden Fremden, Handel treiben dürfen, u. s. w. Unter der Venetianischen Vormundschaft mußten Handel und Außenmacht Ragusas in Verfall gerathen, da der Vortheil des Schirmherrn in so offenbarem Widerspruch mit dem des Beschirmten lag. Desto fester hingen sie an eigenthümlicher Verfassung und einheimischen Gesetzen, deren Umgestaltung nach Venetianischer Art sie jedoch nicht völlig verhindern konnten. Endlich fanden die Bedrängten im Jahre 1358, als die Republik Venedig mit dem König von Ungern, nachdem dieser in Dalmatien Vortheile errungen hatte, einen nachtheiligen Frieden schließen mußte, Gelegenheit die drückende Vormundschaft des wetteifernden Freistaats gegen den nützlichern Schirm der Könige von Ungern zu vertauschen. Bei dieser Veränderung betrugen sich die Ragusaner, eingedenk des häufigen Wechsels der menschlichen Schicksale, mit der größten Mäßigung; sie schieden von den Venetianern, als ob sie wirk-

lich nichts als Gutes von ihnen erfahren hätten. Unter der mit wenig lästigen Bedingungen verknüpften Schutzherrschaft der Ungrischen Könige blieb Ragusa den ganzen Ueberrest dieses Zeitraums hindurch. Doch fingen die Ragusaner seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts an, sich mit dem neu eingewanderten Volke, welches in diesen Gegenden die Uebermacht zu erlangen schien, mit den Türken, auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen, und von denselben gegen eine bestimmte Abgabe Schutz anzunehmen. Diesem Verhältnisse verdankten sie größtentheils ihre Selbstständigkeit, als in den letztern Jahren dieses Zeitraumes das Waffenglück den Venetianern alle Besitzungen der Ungern in Dalmatien in die Hände gab. Nie war Ragusa reicher und mächtiger als in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Den großen Freiheiten welche sie im Türkischen Gebiete erhielten, verdankten die Ragusaner einen sehr ausgebreiteten Handel nach der Levante, Africa und den Europäisch-Türkischen Provinzen, und von da eine sehr starke Spedition nach Italien und dem abendländischen Europa, so daß das Adriatische und Mittelmeer von mehr als 300 Ragusanischen Schiffen bedeckt wurde. Im Innern war die Verfassung des Freistaates streng aristokratisch, und hatte während der Schirmherrschaft Venedigs Vieles von der Venetianischen in sich aufgenommen. Der große Rath bestand aus der Gesammtheit der Edeln welche das achtzehnte Jahr erreicht hatten. Aus seinen mehr als vierzigjährigen Mitgliedern bildete man den aus 45 Personen bestehenden Senat, in welchem alle Geschäfte zur Entscheidung des großen Rathes vorbereitet wurden. Sieben Senatoren machten hinwiederum den kleinen Rath aus, dem die ausübende Gewalt vertraut ward. Endlich stand an der Spitze der Regierung der Rettore, mit viel ausgebreiteterer Gewalt als der Venetianische Doge; denn das war eine wesentliche Verschiedenheit im Geiste der beiden Verfassungen, daß in der Venetianischen der Gefahr welche von dem allzuhohen Ansehen des Staats-Hauptes zu besorgen seyn mochte, durch Beschränkung der Gewalt selbst, in der Ragusanischen durch Beschränkung der Dauer vorgebeugt war; das Amt des

Rettore dauerte nur vier Wochen. Drei Senatoren, die man Proveditori nannte, wachten über die Aufrechthaltung der Gesetze. Alle fünf Jahre wechselte das Amt eines Tesoriere oder Oberschatzmeisters, der 1200 Pfund zu geheimen Almosen verwenden durfte, so wie überhaupt die jungen Edlen sich eine Ehre daraus machten die Sache der Witwen und Waisen zu führen, wohl eingedenk, daß Gerechtigkeit und Großmuth die einzigen Grundlagen sind, auf denen sich ein aristokratisches Gemeinwesen erhalten mag.

Am Ende des achten Jahrhunderts hatten sich unter Fränkischer Oberhoheit in der ehemaligen Pannonia Savia, in den Gegenden zwischen der Save und der Drave, Wendische Slaven niedergelassen, und daselbst das Land bevölkert, welches man heut zu Tage Slavonien nennt. Sie hatten eigene Häupter, wurden aber bald von den Bulgaren übel mitgenommen, dann späterhin von den Ungern bei ihren ersten Streifereien unterjocht. Südlich von diesem Bezirke liegt das heutige Croatien, welches im Mittelalter ebenfalls Slavonien genannt wurde, während man unter der Benennung Croatien das innere Dalmatien begriff. Auch dieses Land, ein Theil der ehemaligen Pannonia Savia, gerieth frühe unter die Herrschaft der Ungern; doch beraubte man seine Völker nicht aller eigenthümlicher Einrichtungen. Indessen suchte man die Einwohner dieser Gegenden durch adeliche Gerichtsbarkeiten und andere den Lehensverhältnissen ähnliche Anordnungen zu entwildern, und für damalige Bildung empfänglicher zu machen. Bald waren es Personen fürstlichen Stammes, und zwar nahe Anverwandte der Könige, welche Slavonien als Herzoge oder Bane beherrschten. Am Schlusse dieses Zeitalters hatten endlich, neben den Bischöfen von Ingrab, die Grafen von Cilley ein außerordentliches Ansehen in dieser Provinz zu erlangen gewußt.

Oestlich von Croatien und Slavonien, südlich von der Donau, und nordöstlich von Dalmatien, hatte sich ein Zweig der

Sorben, die Servier, angeſiedelt, deren Erzſchupane in eben dem Verhältniſſe zu dem Byzantiniſchen Hofe ſtanden, wie die Erzſchupane der Chrowaten. Im zehnten Jahrhunderte war ihr Land von den Bulgaren ſehr hart mitgenommen worden, die noch lange den Byzantinern die Oberherrſchaft in dieſen Gegenden ſtreitig zu machen ſuchten. Unter dieſen Umſtänden hatten ſich die Servier den Ungern genähert, und den wohlthätigen Schutz ungriſcher Könige genoſſen. Zu gleicher Zeit trennte ſich Bosnien als eigenes Fürſtenthum. Zwei Jahrhunderte lang, von 1165 — 1367, herrſchte der Stamm Neemans mit dem Krals- oder Königstitel über Servien. Die Fürſten dieſes Hauſes waren kriegeriſch, klug, unternehmend und glücklich, aber ihre unbezähmbare Herrſchſucht, welche in dem unbeſtimmten Erbrechte nur zu viele Nahrung fand, rief die furchtbarſten Familienzerwürfniſſe hervor, in welchen Brüder, Väter gegen Söhne, und Söhne gegen Väter alle Gefühle von Menſchlichkeit verläugneten. Daher mag von den glänzenden Vortheilen welche die Servier während dieſer Zeit errangen, eben ſo viel der Schwäche ihrer Nachbarn, der Bulgaren und Griechen, als der eigenen Kraft zugerechnet werden. Einen hohen Glanz glaubten ſich die letzten Fürſten des Neemanniſchen Stammes durch die Annahme des Kaiſertitels zu geben, wozu ſie ſich durch Eroberung eines wichtigen Theiles der Byzantiniſchen Beſitzungen, und unter Anderm Macedoniens, für berechtiget hielten. Merkwürdiger noch als durch ſeine Kriegsthaten, iſt für die Nachwelt der Kral Stephan Duſchan, der zuerſt den Kaiſertitel annahm, und von 1336 — 1356 herrſchte, durch ſein Geſetz, beinahe das einzige Denkmal welches uns über den damaligen Bildungszuſtand des Serviſchen Volkes beſtimmten Aufſchluß giebt. Großes Anſehen genoß die Geiſtlichkeit, beſonders die des Griechiſchen Chriſtenthums. Aber der Streit zwiſchen den Bekennern beider Lehren hörte nie auf, und da ſich der Ehrgeiz deſſelben mit Vortheil zu weltlichen Zwecken bedienen konnte, ſo war er eine nie verſiegende Quelle des abſcheulichſten Unfugs in dieſen Ländern. Der Adel beſaß ſeine Güter ungefähr auf dem Fuße der Deut-

schen Lehensverbindung. Die Bojaren oder höhern Beamten die der Zaar oder Kral aus den Adelsgenossen wählte, wußten in der Verwaltung viel mehr Einfluß an sich bringen, als ihnen gesetzlich gebührte, und ohne außerordentliche Kraft eines Fürsten konnten sie nicht mehr in den gehörigen Schranken gehalten werden. Im eigentlichen Servien war an keinen Bürgerstand zu denken, hingegen fanden die Servier einen solchen in den Städten Dalmatiens die sie sich unterwarfen. Kaufleute wurden durch das Gesetz vor den räuberischen Unternehmungen des Adels besonders in Schutz genommen. Auch die Leibeigenen waren durch Zaarische Verordnungen gegen ihre Herren geschützt, wenn diese Letztern ihre gerechten Forderungen überschreiten wollten. Auf die Vergehen waren äußerst harte Strafen gesetzt, aber der Fehlende mag ihnen oft entgangen seyn. Einige Gesetze lassen vermuthen, daß die scheußlichsten Laster nicht unbekannt waren. Krieg, Jagd, und körperliche Uebungen aller Art machten das Leben des Adels, des wichtigsten Theiles des Volkes, aus. An den Hof war durch die Verhältnisse und öftern Verbindungen mit dem Byzantinischen Kaiserhof etwas von Griechischer Verfeinerung gekommen, was sich auf wunderbare Art mit ursprünglicher Rohheit verband, und doch größtentheils das Gepräge der letztern trug. Auch die Wissenschaften fanden hie und da bei der Geistlichkeit Eingang, und erzeugten wenigstens einheimische Chroniken. Nach dem Untergange des Neemannischen Hauses, welcher mit dem Tode Urosch V. im Jahre 1367 erfolgte, wurde bei der schnell anwachsenden Macht der Türken die Lage Serviens immer bedenklicher, und zwar um so mehr als das benachbarte Ungern ihm seinen Schutz nur gegen Anerkennung einer gewissen Schirmherrschaft gewähren wollte, deren Beleidigendes die Zaaren und Krale von Servien oft über die dringende Gefahr der gänzlichen Unterjochung verblendete. Bald nach dem Aussterben des Neemannischen Hauses hatte sich Lazar, einer der mächtigsten Bojaren, auf den Thron geschwungen. Trotz ihrer Tapferkeit konnten sich dieser Fürst und sein Sohn Stephan, der ihm im Jahre 1389 folgte, bei den

beständigen innern Empörungen nur mit Mühe gegen den Erbfeind der Christenheit behaupten, und Bosnien ward bei ähnlichen Zerrüttungen, bald eine Beute der Ungern, und bald der Türken. Ihr Nachfolger, Georg Brankowitsch suchte sich durch öfteres Hin- und Her-Wenden, und durch öftere Winkelzüge zwischen Türken und Ungern aufrecht zu erhalten; allein dieses schiefe Betragen wirkte wesentlich zum Falle von Constantinopel mit, und konnte in der Folge den Untergang doch nicht abwenden.

Seit dem fünften Jahrhundert fing ein Volk Tatarischen Ursprungs, die Bulgaren, an, dem Morgenländischen Reiche durch öftere Einfälle gefährlich zu werden; sie wohnten in der Gegend des Mäotischen Sees, und wurden von ihren Feinden öfters mit den Hämischen Uturguren und Cuturguren verwechselt. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts bezwangen sie die Ueberreste der Hunnen, und während des sechsten waren sie durch ihre Tapferkeit der Schrecken der entnervten Römer. Uneinigkeiten welche von diesen Letztern öfters angefacht und immer genährt wurden, schwächten die Bulgaren, welche in der Mitte des sechsten Jahrhunderts sich den Avaren unterwerfen mußten, von der sie erst der Aufstand des tapfern Kuvrat in der Mitte des siebenten befreite. Gegen seinen Rath theilten sich nach seinem Tode seine fünf Söhne in die Herrschaft, und trennten sich mit ihren Untergebenen von einander. Der älteste, Bajan, blieb im Vaterlande der Cuturguren, der zweite, Kotray, ging ins Land der Uturguren, der dritte, Asgnauth, ging über die Donau und gründete das mächtigste Reich der Bulgaren in Mösien oder Thracien, der vierte stiftete ein Bulgarien an der Theiß, und der fünfte wendete sich nach Italien, wo er sich freiwillig dem Longobardischen Könige Grimmwald unterwarf. Die Bulgaren fanden in Thracien, welches sie dem Byzantinischen Hofe abdrangen, Slavische Einwohner, welche sich allmählig mit ihnen vermischten, und die herrschenden Begriffe des Volks nach und nach umgestalteten. In der Mitte des neunten Jahr-

hunderts bekehrten sich die Bulgaren unter Michael Bogoris zum Christenthum. Der Stamm des Kuvrat war mittlerweile ausgestorben, und Mächtige verschiedenen Stammes hatten in der Herrschaft abgewechselt. Die Wahl der Fürsten hing von den Bojaren ab; jedoch wurde auf die Abstammung Rücksicht genommen. Das Reich war in zehn Gaue abgetheilt, denen Bojaren vorstanden. Die übrigen Bojaren hielten sich am Hof auf, und sechs unter ihnen bildeten den engern Staatsrath des Königs. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts ward die Bulgarei an der Theiß eine Beute der Ungern. Auch in Thracien verfiel allmählig die Bulgarische Macht, und im Jahre 1019 mußte sie sich den Byzantinern völlig unterwerfen. Unter der Byzantinischen Herrschaft hatten die Bulgaren eben so sehr von ihren Herren selbst, als von den gefährlichen Nachbarn, welche die Schwäche des Reiches benutzten, und zwar insonderheit von den Utzen und Petschenegen zu leiden. Allmählig verlor sich alle Spur ihres Tatarischen Ursprungs, und das Volk gestaltete sich immer mehr nach Slavischer Art. Sogar ihr Name fing an sich aus der Geschichte zu verlieren, und die meisten Schriftsteller ihnen den Namen Wlochen oder Wlachen zu geben. Unter diesen Bedrängnissen hatten sie mehrmals versucht, durch Aufstände die alte Freiheit wieder zu erkämpfen; aber diese Versuche waren alle unglücklich abgelaufen, bis es endlich im Jahr 1186 den Brüdern Peter und Asan, aus welchem Geschlechte ist unbekannt, gelang, das Joch abzuschütteln, und ein eigenes unabhängiges Wlachisches Reich zu stiften. Mit Ausnahme einer vorübergehenden Herrschaft der Tataren am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, erhielt sich dieses Wlachische Reich über 200 Jahre frei und selbstständig, bis es am Ende des vierzehnten Jahrhunderts der furchtbar anwachsenden Macht der Türken unterliegen mußte, und die Bulgaren als selbstständiges Volk von da an gänzlich aus der Geschichte verschwanden.

Länger als die Bulgarei erhielt sich der nördlich von derselben gelegene Schwesterstaat der Wallachei. Lange war diese

Gegend ein Tummelplatz der Horden geweſen, welche von Aſien und dem Norden her das Morgenländiſche Reich beſtürmten. Im ſiebenten Jahrhunderte wurden die Bulgaren Herren deſſelben, und bevölkerten ſie im Anfange des neunten mit Rumuniern oder Thraciſchen Kriegsgefangenen. Im Jahre 915 fiel das Land in die Hände der Petſchenegen, welche es 1088 wieder den Cumanern, Tatariſchen Horden, welche vom Cumafluſſe herkamen, räumen mußten. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts eroberten die Deutſchen Ritter Cumanien, und erhielten nebſt den Johannitern eine Oberherrſchaft über dies Land, die ihnen indeſſen bald von den Ungern entriſſen wurde. Im Jahre 1290 machte ſich Radul der Schwarze während der Unruhen in Ungern und Siebenbürgen zum unabhängigen Knás von Fogaras und Telmats in der heutigen Wallachei. Dieſer Staat, in ſeiner Verfaſſung der Bulgarei ähnlich, erhielt ſich unter mannigfaltigen Kämpfen mit den Türken und Ungern, und zwar bald ganz unabhängig, bald eine gewiſſe Schirmherrſchaft der Letztern anerkennend, bis ans Ende des Mittelalters. Im Jahre 1452 hatte der tapfere Hunyad, Wlad den III. zum Woywoden der Wallachei eingeſetzt, der ſich hauptſächlich durch den Schutz ſeines heldenmüthigen Gönners gegen die Türken behauptete.

Bis ums Jahr 1359 war die nordöſtlich von der Wallachei gelegene Moldau ebenfalls faſt immer ein Tummelplatz wilder Horden geweſen, ohne daß von einem einigermaßen gebildeten Volke daſelbſt ein ordentlicher Staat gegründet worden wäre. Avaren, Bulgaren, Petſchenegen, Cumanen, Mongolen, Tataren hatten ſich aus dieſem Lande verdrängt, und keines dieſer Völker einen feſten Wohnſitz in demſelben aufgeſchlagen. Im Jahre 1359 ſiedelte ſich der Knás Dragoſch mit einem Gefolge unter königlich-Ungriſcher Bewilligung von der Marmaroſch aus, in der Moldau an, und wurde daſelbſt erſter Woywode. Von da an übten ſeine Nachfolger eine durch Ungern und Polen bedrängte, und öfters durch Aufruhr und Familien-

zerwürfnisse getrübte Herrschaft. Seit 1449 war der junge Woywode Alexander im Kampfe mit einem gewissen Bogdan, und nach diesem mit andern Usurpatoren, so daß er erst im Jahre 1453 von den Polen wieder in sein väterliches Erbe zurückgeführt wurde.

Zehntes Buch.

Ungern.

I. Capitel.

Das älteste Pannonien, und die erste Zeit der Ungern bis auf den Tod des heiligen Stephan. 1038.

Vom 34. bis zum 44. Grad östlicher Länge, und vom 45. bis über den 49. nördlicher Breite hinaus, südöstlich von Deutschland, südlich von Polen, und nordwestlich von den Besitzungen der Türken in Europa, erstreckt sich das schöne, ziemlich gebirgigte, im Ganzen aber fruchtbare Ungern, der Wohnsitz tapferer, hochsinniger und Freiheit liebender Völker; einst das Bollwerk der abendländischen Reiche gegen die Einfälle der Türken, seit langer Zeit der Grundpfeiler der Macht des Oesterreichischen Hauses, und vermittelst desselben aufs innigste mit Deutschland verbunden.

Die Unterjochung der Päonier oder Pannonier, eines Volkes, welches von der Nordseite der östlichen Verlängerung der Alpen bis an die Save, später bis an die Donau hin wohnte, begann in den letzten Zeiten der Römischen Republik, wurde aber erst unter dem Tiberius vollendet. Seine Einrichtung als Provinz scheint Pannonien unter dem Claudius erhalten zu haben, und zwar bekam es das Gebirge, welches sich von Cilley bis gegen Wien erstreckt, und unter dem Namen des Trojanerberges und Kalenberges bekannt ist, zur West-, von Emona (Laibach) her, das südlich von der Save gelegene Gebirge zur Süd- und die Donau bis zur Mündung der Save, zur Nord- und Ostgränze. Nach einer eingebildeten Linie von Bregetium (Szony) bei Comorn gegen Süden, bis zur Save zum Einflusse des Verbas in dieselbe, theilte man die ganze Provinz in der Folge in Ober- und Nieder-Pannonien ein, so daß man mit

der ersten Benennung das westliche, mit der letztern das östliche bezeichnete. Von Nieder-Pannonien riß im vierten Jahrhundert Kaiser Galerius einen Bezirk ab, der, nach seiner Gattinn Valeria genannt, durch die Drave, die Donau und den Raabfluß von dem Uebrigen geschieden war. Der Ueberrest des niedern Pannoniens blieb lange unter dem Namen Pannonia secunda und ein Theil davon unter dem Namen Pannonia Savia, das obere unter dem Namen Pannonia prima bekannt. Im vierten Jahrhundert wurden die Illyrischen Provinzen, zu denen auch Pannonien gehörte, in zwei Theile getheilt, von denen das sogenannte Abendländische Illyrien, welches nebst Pannonien auch Noricum und Dalmatien in sich begriff, den Römischen, das Morgenländische den Byzantinischen Herrschern zufiel. Zu dem letztern gehörten nebst Macedonien, Thracien, Thessalien u. s. w., auch Mösien, welches sich von dem Gebirge Scardus her, zwischen der Donau und den Dalmatischen Bergen, bis gegen den Pontus hin erstreckte; der Fluß Ciabrus theilte es in Ober- und Nieder-Mösien. Aus dem erstern führte eine von Trajan erbaute, und von seinem engherzigen Nachfolger Hadrian zerstörte Brücke in das von jenem großen Kaiser eroberte Dacien. Dacia Trajana nannte man die Gegend vom Karpathischen Gebirge bis an die Donau, und von der Theiß bis an den Dnieſter. Trajan hatte sie zur Römischen Provinz eingerichtet, mit vielen Pflanzbürgern aus Italien bevölkert, und durch Beförderung eines sehr ergiebigen Bergbaues zu einer Quelle reicher Einkünfte für den kaiserlichen Schatz gemacht. Aber schon im dritten Jahrhundert sah sich Aurelian gezwungen den Gothen und Vandalen Thracien preiszugeben, welche es hingegen im vierten wieder den Hunnen überlassen mußten. In der Mitte des fünften Jahrhunderts konnten die Römer selbst Pannonien nicht mehr gegen die Tapferkeit und das Glück des Attila vertheidigen. Die Westgothen hatten den Römern bereits das ebene Land von Pannonien entrissen, während sich im Gebirge und in einzelnen festen Plätzen die alten Herren immer noch zu behaupten vermochten; und nach dem Abzug der Westgothen war den Römern diese Provinz auch wieder zugefallen. Allein

dem Attila mußte es Aëtius sogar durch einen feierlichen Vertrag völlig abtreten, um ihn, wenigstens für den Augenblick, von gefährlichen Angriffen auf andere Theile des Römischen Gebietes abzuhalten. Bei dem gänzlichen Verfalle, in welchen die Hunnenherrschaft in diesen Gegenden nach dem Tode Attilas gerieth, bemächtigten sich mit Bewilligung der Morgenländischen Kaiser, die es nicht zu behaupten vermocht hätten, die Ostgothen Pannoniens, mit Ausnahme einiger innerer Theile, in welchen die Satagen, wahrscheinlich ein altpannonischer Stamm, noch eine Zeitlang unabhängig blieben. Italien, Sicilien, Rhätien, Vindelicien, Noricum, das Land der Karner, Prävalis, Dalmatien, Liburnien und Istrien, Savien, Siscien, Pannonien, Moesia prima, Dacia mediterranea und Dacia ripensis, waren alle der Herrschaft Theodorichs unterworfen. Im heutigen Ober-Ungern, von der Donau her nördlich von der Theiß bis nach Siebenbürgen und die Moldau hin, hatten sich noch Hunnen unter Herrschern aus Attilas Stamme erhalten, welche öfters Einfälle in das Gothische Gebiet versuchten, aber immer von den Gothen zurückgeschlagen wurden. Ihr Land behielt den Namen Humivar. Bei dem Verfalle der Gothischen Macht war ganz Illyrien wieder dem Kaiser Justinian zugefallen, der, um die benachbarten Gepiden zu demüthigen, einen Theil des Gothischen Pannoniens nebst andern Ländereien, den Longobarden einräumte, welche sich schon seit längerer Zeit in diesen Gegenden aufhielten. Als in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts die Longobarden Italien eroberten, überließen sie ihre alten Sitze ihren Bundesgenossen, den Avaren, einem Asiatischen Volke, mit dessen Hülfe sie die Gepiden bezwungen hatten, und die von den Morgenländischen Kaisern öfters mit Vortheil wider die um diese Zeit furchtbaren Slaven gebraucht worden waren. Einige kriegerische Fürsten gaben der Macht der Avaren eine furchtbare Ausdehnung, der Schwäche des Griechischen Hofes trotzten sie eine Bewilligung nach der anderen ab, und die übrigen benachbarten Slavischen Völker mußten meistentheils als gezwungene Bundsgenossen für ihre Sache fechten. — Am Schlusse des sechsten Jahrhunderts besaßen die

Avaren schon den weiten Landesstrich nördlich von der Donau bis an die Elbe, die Karpathen und den Dnieper, und von der östlichen Gränze des heutigen Königreichs Baiern bis gegen den Don hin. Aber während des siebenten Jahrhunderts fing die Avarische Macht an zu sinken. Die Chazaren drängten sie auf der Morgenseite bis an den Bog zurück, und in Böhmen, Kärnthen und an der Drau errangen Slavische Stämme die Selbstständigkeit. Endlich wurden sie in den letzten Jahren des achten Jahrhunderts, da sie sich mit dem Baierschen Tassel gegen Karln den Großen vereinigt hatten, von diesem Fürsten, der seine Völker zu diesem Kampfe vorzüglich durch Glaubenseifer zu begeistern wußte, aufs härteste gedemüthigt; und da sie eingedenk des alten Glanzes, obwohl durch Uneinigkeit und verderbliche Laster geschwächt, das Glück der Waffen noch einmal versuchten, hatte das Mislingen dieses Kampfes im Jahre 803 den völligen Verlust ihrer Selbstständigkeit zur Folge.

Nach der Wiedereroberung Pannoniens durch Karln den Großen erhielt das Land seinen alten Namen wieder, und wurde nach Fränkischer Weise durch Gränzgrafen verwaltet, die, ohne von den Baierschen Herzogen oder Grafen abzuhangen, unmittelbar vom Kaiser bestellt wurden, und nur ihm selbst über ihre Verwaltung Rechenschaft gaben. Gegen diese Beamten standen die Slavischen und Avarischen Fürsten im Lande, in einem untergeordneten Verhältnisse, und mußten die Bewilligung des Aufenthalts durch Beiträge an Geld und Mannschaft erkaufen. Durch Einwanderungen aus Franken, Baiern und Kärnthen, wurde der Bevölkerung wieder aufgeholfen, die in den blutigen Kriegen die den Umsturz der Avarischen Herrschaft herbeiführten, so entsetzlich gelitten hatte. Allein nach Karls des Großen Tode wurde das Ansehen der Fränkischen Herrscher in diesen Gegenden immer mehr geschwächt, ohne daß sich indessen die Avaren von dem einmal erlittenen Stoße zu erholen vermocht hätten. Ihr Name verschwand im Gegentheil immer mehr aus der Geschichte. Die übrig bleibenden wurden häufiger mit der Benennung Slaven bezeichnet. Sie konnten es nicht verhindern, daß kriegerische Nachbarvölker wie die Mährischen und Chrowatischen

Slaven, die Wlachen, Bulgaren, Chazaren und Petschenegen sich in diesen Gegenden um die Oberherrschaft stritten, und sie immer mehr beschränkten und in Abhängigkeit brachten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts hatten jedoch die Mähren unter Swiatopolk den ersten Rang unter den Völkern dieser Gegenden erstritten, und Kaiser Karl der Dicke belehnte den mächtigen Herzog mit Pannonien, welches ihm auch Arnulf in der Folge bestätigte, und ihm zur Belohnung wichtiger Dienste sogar seine Rechte auf Böhmen abtrat; so daß die Herrschaft Swiatopolks in diesen Gegenden den bedeutendsten Mächten Europas an Kraft und Ausdehnung gleich kam.

Seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts hielten sich zwischen der Wolga, dem Don und dem Ural, Völker, höchst wahrscheinlich Türkischen Stammes, auf, welche lange Zeit unter den Finnen des nördlichen Asiens ein herumwanderndes Leben als Hirten geführt hatten, sich selbst Magyaren nannten, ihren Finnischen und übrigen Nachbaren hingegen unter dem Namen Ugern (Ungern) bekannt waren. Als Kampfgenossen der Chazaren, welche südwestlich von ihnen wohnten, zogen sie im Jahre 626 im Byzantinischen Heere des Kaisers Heraklius wider den Persischen Schach Cosroes, zerstörten bei dieser Gelegenheit eine Stadt in Persien, deren Trümmer man noch gegenwärtig Madschar nennt. Da am Ende des siebenten Jahrhunderts die Chazaren ihre alten Wohnungen an der Kaspischen See verließen, um sich an den Ufern des schwarzen Meeres niederzulassen, so wanderten mit ihnen auch die Magyaren in Europa ein, und ließen sich in der Gegend zwischen dem Dneper und Don am Ingulflusse nieder, wo sie über 200 Jahre lang in enger Verbindung mit den Chazaren blieben.

Im Jahr 884 während der Regierung Karls des Dicken entschlossen sich die Magyaren, sey es aus einem neu erwachten Thatentrieb, sey es daß der bessere Zustand ihrer Nachbarn sie anlockte, zu Unternehmungen, welche ihnen bessere Wohnsitze verschaffen sollten. Die sieben Stämme des Volkes vereinigten sich, und ihre Häupter erwählten den schon bejahrten Almus zum Oberanführer, welche Stelle in seinem Stamme für erblich

erklärt wurde, mit der Bedingung, daß hingegen sowohl die gegenwärtigen Stammhäupter als ihre Nachkommen, zu keiner Zeit vom Rathe des Herzogs ausgeschlossen werden könnten. Verletzung dieses Vertrages sollte an den Häuptern und ihren Nachfolgern mit dem Verlust ihrer Rechte und der Verbannung bestraft werden. Als mehrere Jahre darauf die Ungern und Chazaren unter Lebed von den Petschenegen harten Verlust erlitten, übertrug der Chan der Chazaren dem Arpad, einem Sohne des Almus, die herzogliche Würde der Ungern. Der Unternehmungszug der Magyaren ging jetzt über Halitsch und Wladimir gegen Pannonien zu. In diesen Gegenden herrschten damals die Mähren bis an die Wag und den Granfluß; bis an die Donau erstreckte sich das Gebiet Kaiser Arnulphs, welches in der Gegend von Weißbrunn mit Deutschen, südlicher mit Italischen Ansiedlern bevölkert war. Zwischen der Donau, der Theiß und der Wag herrschte der Bulgarische Fürst Salan. Am linken Ufer der Theiß bis an den Marosfluß gebot der Chazarische Fürst Marot, unter Byzantinischem Schutze, zwischen dem Marosflusse und Oesom der Bulgarische Fürst Glad, der aus Widdin gekommen war, und Petschenegische Krieger mitgebracht hatte, und endlich im heutigen Siebenbürgen Gelu, wahrscheinlich ebenfalls Bulgarischer Abkunft, dessen Unterthanen lauter Wlachen waren. Die Magyaren rückten von der Seite von Halitsch und Wladimir her, über Ungvar und Munkacs ein, und drangen am rechten Ufer der Theiß dem Salan den ganzen Strich Landes von den Karpathen bis zum Einfluß des Sajo in die Theiß als Geschenk ab, welches er ihnen, da ihm der Angriff zu unerwartet kam, auf keine Weise verweigern konnte. Nun suchte man sich auch auf dem linken Ufer der Theiß zu erweitern, und drängte hier den Marot immer mehr zurück. Dann ging es gegen Siebenbürgen zu, wo man den Gelu überwand und tödtete, und einen Theil seines Gebietes mit dem Eroberten vereinigte. Jetzt mußte Salan einen neuen Bezirk bis an den Zagyrfluß abtreten. Hierauf nahmen die Ungern den Mähren nach einem Siege über dieselben an der Neitra, alles Land bis an den Marchfluß ab, und eine Niederlage

des Salan gab den Magyaren den ganzen Bezirk zwischen der Theiß und der Donau bis Belgrad, so wie ein Sieg über den Glad und seine Bulgarischen, Petschenegischen und Wlachischen Völker, Orsowa, Pantsova und Kewe. Nach dem im Jahre 899 erfolgten Tode des Kaisers Arnulf konnten die Vormünder des jungen Ludwig die Magyaren nicht verhindern, das Land zwischen der Donau und der heutigen Oesterreichischen Gränze zu erobern, obschon die Italischen Ansiedler ihr Schloß Weißbrunn aufs hartnäckigste vertheidigten. Endlich konnte Marot sein Land Byzor nur dadurch retten, daß er seine kleine Tochter dem jungen Zultan, einem unlängst geborenen Sohne des Arpad, verlobte; und da er bald hierauf ohne andere Erben starb, fiel das Land ohne fernern Widerspruch dem Zultan zu. Nach Arpads Tode, der im Jahre 907 erfolgte, wurden die Ungern unter Zultan erst der Schrecken ihrer Nachbaren und bald des halben Europas. Griechen, Bulgaren, Slaven, Deutsche, endlich sogar Italiener und Franzosen mußten den Uebermuth dieser streifenden Krieger dulden, deren schnellen Bewegungen, Ausharrung und Kühnheit kein Heer der damaligen Zeit zu widerstehen vermochte, und die sich durch einzelne Unglücksfälle nie von neuen Unternehmungen abschrecken ließen. Obschon von den Deutschen öfters, und unter Anderm von Heinrich dem Vogelsteller bei Merseburg in einem ziemlich entscheidenden Treffen geschlagen, wagten sie doch in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts immer neue Einfälle in die Länder ihrer Nachbaren, und ließen in Griechenland, Deutschland, Italien und Frankreich, besonders aber in Deutschland und Italien die grausamsten Spuren ihrer Anwesenheit zurück, die sich gewöhnlich nur durch Raub, Mord und Brand verkündete. Aber als Deutschlands großer König Otto die Schaaren seines Volkes zusammenraffte, und sie der Ungrischen Kriegesart begegnen lehrte, brachte er den Verwüstern im Jahre 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg eine so vollkommene Niederlage bei, daß das Deutsche Reich von da an auf immer verschont blieb, und die Ungern aus Erschöpfung, statt der ewigen Kriege und Raubzüge, auf wohlthätigere Künste des Friedens und die Wieder-

herstellung ihrer Bevölkerung bedacht seyn mußten. Die letzten Jahre seiner Herrschaft brachte der alte Zultan damit zu, daß er die Gränzen seines Reiches überall sorgfältig bezeichnen und verwahren ließ. Gegen Steiermark war die Brücke von Giducil, vielleicht das heutige Czillendorf an der Leytha, die Gränze, von wo an eine große Wüste bis zu der Erlach. das Ungrische Reich hinlänglich gegen Deutschland sicherte. Von dem Gebiete der Mähren war Ungern durch die March geschieden, so wie durch die Karpathen von Polen. Oestlich trennten die Karpathen und die Alauta das Reich von den Ländern der Wlachen und Petschenegen, so wie südlich das sogenannte eiserne Thor (porta wacil), die Donau und Save von den Bulgaren, Serviern und Chrowaten.

Zultans Nachfolger, Bakfony, der in beständigem Kampfe mit den ihm verhaßten Griechen lebte, erlitt am Ende seines Lebens, im Jahre 970, eine völlige Niederlage von denselben. Dieses Unglück, und die Abnahme der Bevölkerung, welche die langwierigen und blutigen Kriege der vorigen Zeiten zur Folge gehabt hatten, bestimmten seinen Sohn Gecse (Geysa) nach neuen vernünftigern und der Wohlfahrt des Reiches viel zuträglichern Grundsätzen zu herrschen. Muhamedanische Einwanderer aus der Asiatischen Bulgarei und Petschenegen mußten der Bevölkerung aufhelfen; aber das schnellste und sicherste Mittel zur Milderung der Sitten des Ungrischen Volks, und zur Sicherstellung der herzoglichen Gewalt, schien dem Fürsten, auf welchen ohne dies seine schöne und geistreiche Gemahlinn Sarolta, die der christlichen Lehre zugethan war, einen sehr großen Einfluß hatte, die Einführung des Christenthums, und Erhebung desselben zur Staatsreligion. Zu einem solchen Zwecke boten ihnen der Deutsche König und die Deutsche Geistlichkeit gern hülfreiche Hand. Allein Geysa fand in der Stimmung seines Volkes ein großes Hinderniß zu Erreichung seiner Absichten, und erst seinem mit einer Baierischen Fürstentochter, Gisela, vermählten, und mit den Deutschen Herrschern innig verbundenen Sohne, Stephan, gelang es, nach einem, meist durch Deutsche Völker errungenen Siege, das Christenthum mit dem

Schwerte einzuführen. Da schien dem Herzog Stephan zu Befestigung und Erweiterung seiner Gewalt die Erlangung der königlichen Würde das sicherste und nothwendigste Mittel. Papst Sylvester gewährte dem Ungrischen Gesandten Astrikus gern sein Gesuch für einen Fürsten, den er in frohem Erstaunen über die unerwarteten Fortschritte der Kirche in Ungern, einen wahren Apostel Christi nannte. Stephan erhielt vom heiligen Stuhle eine Krone, die wahrscheinlich noch heut zu Tage einen Theil der Ungrischen Reichskrone ausmacht, und eine völlige Gutheißung der Anordnungen seines Reiches. Am 15. August des Jahres 1000 geschah die feierliche Krönung des Königs und der Königinn zu Gran durch den Erzbischof dieser Stadt, und darauf wurden in einem großen Reichsrathe, dem alle bei der Krönung anwesenden geistlichen und weltlichen Herren beiwohnten, die Grundgesetze des Reichs abgefaßt. Die Demüthigung seines mütterlichen Oheims Gyula, der sich allein sowohl der königlichen Herrschaft als der Einführung des Christenthums widersetzte, schien dem Stephan eine ungetrübte Herrschaft zu versprechen. Aber die Einfälle der Petscheneger und ein Zerwürfniß mit Deutschland, welches die Ausschweifungen christlicher Pilger in Ungern, und die hierdurch veranlaßte Weigerung des Königs, denselben ferner den Durchzug durch das Reich zu gestatten, verursachte, schafften ihm viele Sorge, und der Verlust seines einzigen Sohnes, des andächtigen Emmerich, bereitete ihm ein kummervolles Alter. Krank und schwach, war dieser einst so kräftige Fürst in seinen letzten Tagen fast gänzlich dem Willen der Königinn Gisela hingegeben, welche selbst Verbrechen nicht scheute, um ihrem Liebling, dem Neffen Stephans, Petern, — einem Sohne seiner Schwester Gisela und des Doge Otto Orseolo von Venedig, dem Befehlshaber der königlichen Leibwache, den Weg zum Throne zu bahnen. Stephan I. oder der Heilige starb, nachdem er, nicht ganz freiwillig, in Gegenwart der Vornehmsten des Reiches, diesen Peter zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, am 15. September 1038. So lange die Ungern sich am Ural, und zwischen dem Dneper und dem Don aufgehalten hatten, waren sie nur durch einen sehr lockern Volks-

verband vereint gewesen. Bei ihrer wandernden Lebensweise als Hirten, blieben die Hausväter in ziemlicher Unabhängigkeit von den Stammhäuptern, und hatten hingegen eine sehr ausgedehnte Gewalt über ihre Hausgenossen. Diese freiern Verhältnisse der Ungern fanden, so wie die der Deutschen, ihr Grab in der Eroberung eines neuen Landes, welche nicht ohne größere, strengere Macht der Fürsten, und einen engern innigern Verband unter dem Volke selbst, statt finden konnte. Nicht einmal die in dem feierlichen Vertrage mit Almus, bedingten Rechte und Freiheiten konnten in ihrem ganzen Umfang erhalten werden. Denn obschon die Stammhäupter noch immer das ausschließliche Recht behaupteten, den Herzog im Felde zu begleiten und seinen Rath auszumachen, so sah man diesen letztern doch als den rechtmäßigen Eigenthümer des neu erworbenen Grundes und Bodens an, den er nach Gefallen, an wen er wollte, verschenken konnte. Auch hatten sich die Herzoge häufig dieses Rechtes bedient, um sehr ansehnliche Güter nicht nur an einheimische tapfere und ausgezeichnete Krieger, sondern auch an Vornehme, Cumanischen, Slavischen oder Deutschen Geschlechtes zu verschenken. Diese waren wie die Fränkischen Leute in ein besonderes Verhältniß zu ihnen getreten, und viele von ihnen den ursprünglichen Magyarischen Stammhäuptern an Macht und Würde wenigstens gleich, wo nicht zuvor gekommen. Auf solche Art hatte die herzogliche Gewalt immer mehr an Ausdehnung gewonnen, und die öffentlichen Angelegenheiten seit der Eroberung Pannoniens völlig dieselbe Wendung genommen, wie im Frankenreiche nach der Besetzung Galliens. Zur Befestigung dieser Einrichtungen hatte die Einwanderung so vieler Deutschen, und die unter den spätern Herzogen angeknüpften freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Reiche und seinen Herrschern, nicht wenig beigetragen. Als nun vollends das Christenthum in Ungern einheimisch ward, und Stephan I. sich die königliche Krone und Salbung geben ließ, erhielt das Lehenwesen auch kirchliche Bekräftigung, und über die königliche Gewalt nahm man dieselben Begriffe an, die im gläubigen Europa damals überall herrschend waren.

Auf dem nach seiner Krönung gehaltenen Reichstage hatte König Stephan in frommem Sinne das Göttliche über Alles erhebend, den Priesterstand für den ersten im Ungrischen Reiche erklärt. Schon die Römer hatten das Christenthum in Pannonien und Dacien eingeführt. Allein in den Stürmen der Völkerwanderung hatten heidnische Eroberer es wieder unterdrückt, und in den darauf folgenden Zeiten war jeder neue Versuch diese Gegenden dem Glauben der Kirche zu gewinnen, durch neues Eindringen ungläubiger Völker, wie der Avaren, dann der Ungern, völlig vereitelt worden. Indessen machte man von Salzburg und Passau aus immer wieder Anstrengungen das Christenthum in Pannonien wiederherzustellen, und insonderheit ließ sich der fromme Bischof Piligrin von Passau das Bekehrungswerk sehr angelegen seyn. Aber erst unter dem friedlichen Geysa und seiner Gemahlinn, der schönen Sarolta, wurden diese Bemühungen mit mehr Erfolg gekrönt. Man duldete es, daß die christlichen Knechte ihren Gottesdienst ungestört ausübten, und die Lehrboten dieses Glaubens selbst unter den freien Eingebornen viele Anhänger werben durften. Ja sogar der Herzog Geysa selbst ließ sich taufen. Endlich ward die Ankunft des heiligen Bischofs Adelbert von Prag am Ungrischen Hofe im Jahre 994 die Losung zur völligen Anerkennung des Christenthums; der 16jährige Sohn Geysas, Weik, erhielt feierlich die Taufe, und in derselben den Namen Stephan, und der Hof verhehlte fortan die Absicht nicht, das Christenthum zur herrschenden Staatsreligion zu erheben, und das Heidenthum hingegen völlig auszurotten. Geysa würde seinen Glauben sofort mit der äußersten Strenge eingeführt haben, hätte ihn der besonnene Adelbert nicht auf die Gefahr eines solchen Versuches bei der Schwäche der Deutschen Hülfsvölker aufmerksam gemacht. Denn die Ungern, besonders durch die Freisprechung der Christensclaven aufgebracht, waren einem allgemeinen Aufstande nahe, dessen Dämpfung bei der geringen Macht des Herzogs und der noch sehr beschränkten Zahl der Anhänger des Christenthums mehr als zweifelhaft scheinen mochte. Daher war das Einschlagen eines Mittelweges unter diesen Umständen schlechterdings nothwendig.

Die Befreiung der Christensclaven mußte aufgegeben, die gottesdienstlichen Handlungen der Glaubensgenossen beider Lehren friedlich neben einander geduldet, und in vielen Fällen sogar die christlichen Kirchengebräuche mit heidnischen Feierlichkeiten vermischt werden, die dem Eifer der Strengern ein Gräuel waren. Indessen war ein solches Nachgeben das einzige Mittel, das Christenthum in Ungern so lange aufrecht zu erhalten, bis Geysas Sohn und Nachfolger, Stephan, unter günstigern Umständen nach dem Siege über den Obergespan von Symegh, Kuppan, und die heidnischen Ungern, es wagen durfte, nachdrücklichere Maßregeln zu ergreifen, und, nach der Weise anderer berühmter Bekehrer, das Christenthum mit dem Schwerte einzuführen. Eine Menge Geistlicher aller Grade wurde aus den benachbarten Ländern, vorzüglich aus Deutschland, nach Ungern berufen, und nebst ihren Kirchen mit den einzogenen Gütern der Ueberwundenen ausgestattet, um das Volk zu bekehren. Um die Menge zu einem schnellen Entschlusse zu zwingen, sprach Stephan alle Christensclaven frei, und verdammte hingegen alle Eingebornen die sich nicht taufen lassen wollten, zur Knechtschaft. Ueberhaupt fanden die äußern Feierlichkeiten des christlichen Gottesdienstes ziemlich leicht Eingang, aber desto fremder blieb ihm der innere Geist desselben, welcher mit den angestammten Neigungen und Gewohnheiten unbezähmter Krieger in völligem Widerspruche stand, und die Abgabe des Zehntens, welche jetzt mit großer Strenge im ganzen Reiche zu Gunsten der Geistlichen eingeführt wurde, schien den Meisten im Volke äußerst drückend. Indessen errichtete Stephan nebst einigen Klöstern zehn Bisthümer zu Colocza, Backs, Raab, Wesprim, Fünfkirchen, Watzen, Erlau, Maros, Großwardein und Weißenburg in Siebenbürgen. Alle Bischöfe waren dem Erzbischofe von Gran, dem Oberhirten von ganz Pannonien untergeordnet. Erst als er die kirchliche Einrichtung des Reiches ganz vollendet hatte, wendete er sich nach Rom, um die königliche Krone und Bestätigung des von ihm eingerichteten Kirchenwesens, und erhielt beide, nebst der ausgedehntesten Vollmacht zu ferneren Vorkehrungen in kirchlichen Dingen. In frohem Erstaunen hatte

Sylveſter ausgerufen: „Er, der Papſt, ſey nur apoſtoliſch, aber König Stephan hingegen ein Apoſtel ſelbſt.“

Bis zur Eroberung Ungerns war unter den freien Magyaren kein anderer Unterſchied geweſen, als die Erblichkeit der Herzoge und der Stammhäuſer. Später bildeten die von den Herzogen mit Grundeigenthume beſchenkten Magyaren und Ausländer einen beſondern Adelsſtand. König Stephan ſetzte die Adlichen, die man milites oder servientes regales nannte, in die vollen Rechte des Deutſchen Lehens-Adels. Sie beſaßen ihre Güter ohne andere Verpflichtung als die des Heerbanns, und vererbten ſie nach den gewöhnlichen Grundſätzen des Lehenrechtes. Im Falle des Hochverrathes oder Lehensfrevels wurde nur der Verbrecher ſelbſt, nicht ſeine unſchuldigen Söhne, ihres Rechtes verluſtig. Alle Adeliche mußten Chriſten ſeyn, denn Rückfall zum Heidenthume würde ſie in den Stand der Knechtſchaft gebracht haben. Nach der Beſchaffenheit ſeiner Güter zerfiel der Adel in zwei Abtheilungen. Diejenigen Adlichen die auf ihren Ländereien heidniſche Sclaven oder Leibeigene, oder chriſtliche Zinsbauern, vielleicht gar ärmere Adliche als Schildknappen (milites servientes) hatten, nannte man Seniores, als Krieger, weil ſie unmittelbar bei dem Panner des Königes dienten, servientes regales. Den zweiten Rang behaupteten die Aermern, welche weder Sclaven noch Unterthanen auf ihren Gütern hatten, in Kriegszeiten die Beſatzungen der Burgen ausmachten, und deswegen auch cives castri, castrenses, ihre Befehlshaber Jobagyones castri hießen. Aus den Adlichen wurden die Obergeſpänne genommen, die das Amt der Deutſchen Grafen verwalteten. In ihrem Bezirke (Varmegge), Geſpannſchaft, hatten ſie die oberſte Leitung des Kriegsweſens, ſo wie ihnen auch die Gerichtsbarkeit und bürgerliche Verwaltung deſſelben zukam. Einen Drittheil der Einkünfte des Bezirks bezog der Obergeſpann für ſeine Rechnung, zwei Drittheile für Rechnung des Königs, woraus der Unterhalt der Beſatzung und die Koſten der übrigen Verwaltung beſtritten wurden; was hiefür nicht aufging, floß in die königliche Schatzkammer.

Neben dem Adel gab es noch einen Stand freier Leute ohne Grundbesitz, der sich theils aus den alten Einwohnern Pannoniens, die bei der Eroberung keinen Widerstand leisteten, theils aus später freigelassenen Christensclaven gebildet hatte. Diese waren es aus welchen sich in der Folge der Bürgerstand erhob, weil sich die nicht adlichen Freien meistens in den Marktflecken um die Städte ansiedelten, und daselbst Gewerbe trieben. König Stephan hatte es jedem adlichen Besitzer christlicher Sclaven freigestellt, dieselben bei seinem Leben oder auf seinen Todesfall ledig zu sprechen. In diesem Falle waren die Freigelassenen zu einer jährlichen Seelmesse für ihren Befreier, und zu einigen Leistungen gegen die Kirche verpflichtet. Daher nannte man sie udvornici ecclesiarum. Wollten sich die Besitzer zu dieser völligen Freisprechung nicht bequemen, so mußten sie ihren christlichen Knechten wenigstens Grundstücke gegen jährliche Abgaben oder Leistungen zur Bearbeitung überlassen. Solche Zinsbauern nannte man conditionarii; sie konnten sich, wenn sie ledig waren, mit 24 Byzantinern, wenn sie verheirathet waren mit 100 Byzantinern für sich und ihre Familie von ihrem Senior völlig loskaufen. Endlich hatte der König um ein bestimmtes Lösegeld viele christliche Gefangene von ihren Besitzern freigekauft; diese waren ihm hiefür zu gewissen Leistungen verpflichtet, und hießen deswegen udvornici regales; im Uebrigen wurden sie von dem Gesetze als völlig freie Leute betrachtet.

Die Knechte lebten bei den Ungern im erniedrigendsten Zustande. Nicht nur besaßen sie kein einziges staatsbürgerliches Recht, sondern sie wurden vielmehr in der Regel völlig als Sache behandelt. Außer den mit dem Schwert in der Hand ergriffenen alten Einwohnern Pannoniens, und den Kriegsgefangenen andrer den christlichen Glauben nicht erkennenden Völker, bestanden sie auch aus Magyaren, welche wegen besondrer Vergehen in diesen Stand herabgesunken waren. Hiezu rechnete man das Ausbleiben vom Heerbanne, dreimal wiederholte Unzucht mit einer Magd, Heirath mit einer solchen, hartnäckige Anhänglichkeit am Heidenthume, Diebstahl, und Vernachlässigung richterlicher Pflichten. Von allen Knechten war das Loos

derer welche durch fromme Vermächtnisse der Kirche anheim fielen, das erträglichste, weil sie, bei übrigens gleichen Rechten, am schonendsten behandelt wurden. Die heidnischen Sclaven nannte man Ubech (Weggelaufene), weil sie von der Taufe weggelaufen waren. In gewissen Fällen wurden jedoch auch Knechte bewaffnet, und dann konnten sie durch ihre Tapferkeit und treuen Dienste die Freiheit, ja bisweilen selbst den Adel erringen.

Die Gesetze gab der Herzog oder König mit Zuziehung der Vornehmsten des Volks weltlichen und geistlichen Standes. Die Grundzüge des Rechtes welches in Ungern gelten sollte, wurden mit den Reichsgrundgesetzen auf dem Landtage nach der Krönung König Stephans entworfen. Sie deuten auf einfache Lebensverhältnisse, und auf die Nothwendigkeit bei einem feurigen, kriegerischen und noch sehr ungebildeten Volke Eigenthum, Ehre und Leben der Staatsbürger vermittelst Androhung sehr strenger Strafen vor den Ausbrüchen ungezügelter Leidenschaft zu bewahren. Die oberste richterliche Gewalt ging vom Herzog oder Könige aus. In seinem Namen saßen in ihren Bezirken die Obergespänne (Comites, Grafen) zu Gericht, und als unterste Behörde die Edelleute oder Dorfrichter. Von diesen letztern konnte man an die Comites, und von diesen wieder an den König appelliren. Ward die Berufung als Unrecht erkannt, so bezahlte der Berufer eine Geldstrafe, aber im entgegengesetzten Falle der Richter eine noch schwerere, nebst doppeltem Ersatze des zugefügten Unrechts. Ueberhaupt wurden die Richter für ungerechte Aussprüche sehr strenge bestraft, indessen mußten sie nicht länger als ein Jahr dafür haften; nach Verfluß dieser Zeit durften sie nicht mehr dafür angegriffen werden. Beweise wurden in der Regel durch unbescholtene Zeugen von freier Geburt geführt, doch kamen später auch die Gottesurtheile auf.

Nach der von Kaiser Leo dem Weisen, der sie im Jahr 889 als Hülfsvölker brauchte, entworfenen Schilderung, waren die Magyaren damals ein unternehmendes freisinniges Volk, welches fast immer zu Pferde focht, und seinen Feinden, besonders aus der Ferne durch Werfen und Abschießen von Speeren und Pfeilen großen Abbruch that. In Kämpfe in geschlossenen Reihen, und in

Handgemenge ließen sie sich nur ungern ein. Ihre Kriegskunst bestand in immerwährender Beunruhigung des Feindes, Abschneiden der Zufuhr, Anlegung von Hinterhalten, Ueberfällen, und verstellter Flucht, um dann in des Feindes beim Nachsetzen getrennte Reihen einzubrechen. Waren sie durchaus genöthigt sich in gedrängte Schaaren zu vereinigen, so stellten sie Haufen von je tausend Reutern, einen vor dem andern auf, um sich zu unterstützen. Wurfspieße, Bogen, Pfeil und ein ihnen ganz eigenthümlicher Säbel waren ihre Waffen. Als in der Folge das Lehenwesen in Ungern aufkam, und daselbst einheimisch wurde, veränderte sich das Kriegswesen nach den Einrichtungen desselben. Der gesammte Adel ging mit der Uebernahme des Grundeigenthums die Verpflichtung der Heerfolge ein. Die Ritter (servientes regales) folgten unmittelbar dem Panner des Königs; die Uebrigen den Grafen, deren Gespannschaften sie zugetheilt waren. Diese Letztern, welche als bewaffnete Krieger zum Dienst einer Burg verpflichtet waren, nannte man Burg-Jobagyen, zum Unterschiede von denen die das Feld bestellen sollten, und die man coloni, Burgdiener, Burghörige hieß. Die Schaar einer Gespannschaft führte der Graf, so wie das königliche Heer der König selbst, oder sein Pfalzgraf (palatinus), an.

Selbst als sie Pannonien erobert hatten, blieben Jagd und Krieg die Hauptneigung und Liehlingsbeschäftigung der Ungern, und weder das Christenthum noch die Vermischung mit fremden Einwanderern, die größtentheils selbst an dieser Lebensart hingen, konnten die Rohheit ihrer Sitten auf eine sehr bedeutende Art mildern. Indessen geben uns die Urkunden des Mittelalters wohl die Ungern als ein wildes, nicht aber als sittlich verdorbenes Volk zu erkennen. Ausbrüche des Zorns und der empörendsten Grausamkeit gegen überwundene Feinde sind häufig; Beispiele von schändlicher Ausschweifung, Verrath und innere Zwietracht selten. Für eingewurzelte, volksthümliche Begriffe, für dasjenige was ihre Väter als recht und heilig erkannten, hatten sie die größte Achtung, und nur der Streit über das was der Mensch als das Höchste verehrt, den Götterglauben, konnte die Ungern wider ihren Herzog bewaffnen. Freisinn, Thatendurst,

Abscheu vor leerem Geschwätze, und Treue an Fürst und Vaterland waren die Grundzüge ihrer Denkungsart, welche auch dann nicht unterging, als der eigentliche Magyarische Stamm sich unter der Menge fremder Einwanderer zu verlieren schien. Durch Deutsche und Slavische Gefangene wurden die Ungern allmählig mit dem Ackerbau und den übrigen Künsten des Friedens bekannt, deren Gedeihen auch durch das einsichtvollere friedlichere Streben der späteren Fürsten seit Gevsa, unendlich befördert wurde. Mehrere Schenkungs-Urkunden König Stephans deuten auf einen wohl besorgten Ackerbau, auf die Einführung des Weinbaus, und eine sehr ergiebige Viehzucht. Andere erwähnen allerlei Handwerker, welche Bedürfnisse eines schon gesittetern Lebens zu erkennen geben, und von denen nicht alle Gefangene oder Knechte, sondern viele Freie verschiedenen Standes waren. Zu den Zahlreichsten gehörten die Schmiede und Gerber, doch scheinen auch schon Leinweberei und Tuchwirkerei bei den Ungern bekannt gewesen zu seyn. Seit König Stephan ward der Bergbau eine der reichhaltigsten Quellen der öffentlichen Einkünfte. Unter ihm wurde das erste Ungrische Geld geprägt, und zwar eine Scheidemünze aus reinem Silber. Pfenninge (Derar) zu 12 bis 14, und Heller (Filer) zu 6 bis 7 Gran. Vorher kam das Silber der Ungern aus Böhmen, ihr gemünztes Geld aus Italien und dem Byzantinischen Reiche. Nach der Unterjochung der Bulgaren durch die Byzantiner, hatten sich die Ungern alles Handels zwischen den Letztern und Deutschland bemächtigt, und außerdem führten sie für höchst bedeutende Summen Wein, Pferde, Schlachtvieh und Steinsalz aus. Den Binnenhandel beförderten Märkte, wozu das Recht vom Könige den Burgen, Flecken und Abteien bewilligt wurde. Um die zahlreichern Jüdischen Kaufleute wenigstens zum Theile des Uebergewichts zu berauben, welches sie im Handel behaupteten, mußte im folgenden Zeitraume König Bela alle Märkte des Landes, die man aus Achtung für die Religion nicht länger am Sonntage dulden wollte, auf den Sonnabend verlegen.

Wissenschaftliche Bildung darf man keine erwarten als die, welche kümmerlich genug zum Dienste der Kirche in den Klöstern

und geistlichen Schulen genährt wurde. Im Gefolge des Christenthums war auch die Lateinische Sprache nach Ungern gekommen, und von den vielen fremden Priestern ziemlich schnell wenigstens durch die höhern Stände verbreitet worden. Dadurch hatte sie sich sogleich zur Hof- und Geschäftssprache erhoben, und die eigenthümliche Magyarische blieb völlig zu den niedrigern Ständen und Lebensverhältnissen hinabgedrängt. Schöne Künste kannten sie größtentheils nur von Constantinopel her, und was etwa zum Bedürfnisse weltlicher oder kirchlicher Prachtliebe in Ungern hervorgebracht wurde, mag durch Byzantinische Künstler in Byzantinischem Geschmacke geschehen seyn.

II. Capitel.

Vom Tode König Stephans bis zum Aussterben des männlichen Arpadischen Stammes. 1038—1301.

In den letzten Tagen des heiligen Stephan hatte seine Gemahlinn, die Königinn Gisela, kein Bedenken getragen, durch die Blendung Wasileis, eines Vetters des Königs, ihrem Lieblingsneffen Peter den Weg zum Throne zu bahnen, und der alte, kranke und schwache Fürst vermochte seinen andern Verwandten den drei Söhnen Ladislavs des Kahlen, eines Neffen des Geysa, Andreas, Bela und Leventa kein besseres Erbtheil zu hinterlassen, als den guten Rath nach Böhmen zu fliehen, ehe sie ebenfalls das Opfer ihrer Verbrechen geworden wären. Für den Augenblick wagte es Niemand sich der Herrschaft Peters zu widersetzen, welche überdies noch durch Stephans, wenn gleich im Grunde unfreiwillige Uebertragung geheiliget schien. Allein der leidenschaftliche Venetianer schändete den Thron durch die abscheulichsten Ausschweifungen jeder Art, und da ihm nicht verborgen seyn konnte, wie sehr die Ungern dem einheimischen Stamm Arpads anhingen, verdrängte er sie aus allen wichtigen Stellen um sie durch Deutsche und Italiener zu ersetzen. Durch solches Verfahren aufs Aeußerste gebracht, vereinigten sich die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs im Jahre 1041 zu Stuhlweißenburg, wo sie dem Peter feierlich allen Gehorsam aufkündigten, und den Comes Aba, des heiligen Stephan Schwager, zum König ernannten, der in der Taufe den Namen Samuel erhalten hatte. Allein Aba, von Geburt ein Cumaner, herrschte nicht besser als sein Vorgänger, denn kaum hatte er seinem Hang zur Willkür und Grausamkeit durch die empörendste Behandlung aller bekannten und vermuthlichen An-

hänger Peters, freien Lauf gelassen, so suchte er ihn auch noch durch Verfolgung der Bischöfe, und zuletzt aller Ungrischen Großen zu befriedigen, deren er vierzig auf die unmenschlichste Art, ohne sie nur verhört zu haben, auf Pfähle ziehen ließ. Daher konnte im Jahre 1044 der Deutsche König Heinrich III. den Peter, der zu ihm seine Zuflucht genommen hatte, wieder in sein Reich führen, und ihm dasselbe zu Lehen geben, unter der Bedingung es nach Deutschen Rechten zu beherrschen. Aba hingegen wurde nach einer Niederlage bei Mensö, eine Stunde von Raab, auf der Flucht nach der Theiß, gefangen und enthauptet. Allein Peter verfiel bald wieder in seine alten Fehler, und da die Ungern ihre Theilnahme an dem Schicksale des Ladislaus keineswegs zu verbergen suchten, wurde er zu neuen Grausamkeiten gereizt. Durch die Unterstützung seines Schwiegervaters, des Großfürsten Jaroslav Wladimirowitsch von Kiew, sah sich Prinz Andreas im Stande, sich mit seinem Bruder Leventa an die Spitze eines Heeres von Misvergnügten zu setzen, welches ihn gegen die Versicherung der Aufhebung alles Religionszwanges zum Herrscher ausrief. Vergebens suchte sich Peter nach Deutschland durchzuschlagen; er fiel in die Hände seiner Gegner, und ward geblendet (J. 1046).

Zum zweiten Male verdankte jetzt Arpads Stamm die Krone der Zuneigung des Ungrischen Volkes, und Dankbarkeit und Klugheit geboten gleich dringend dem neuen König Berücksichtigung der heißesten Wünsche desselben. Daher konnte Andreas, der ohnehin bei seinem Aufenthalt in Kiew mit den Griechisch-christlichen Begriffen vertraut worden war, nicht verhindern, daß bei weitem die Mehrzahl der Ungern, wie vom drückendsten Zwange befreit, schnell zur Verehrung der alten Magyarischen Götter zurückkehrte, und sich den wildesten Ausbrüchen des lange zurückgehaltenen Unwillens gegen die Oberhirten und Lehrer des Römisch-katholischen Glaubens überließ. Viele wurden Opfer dieses heidnischen Glaubenseifers. Erst als sein Bruder Leventa, einer der wärmsten Anhänger des Heidenthums, gestorben war, gelang es dem Andreas eine strengere Ordnung, und mit ihr auch den christlichen Glauben wieder einzuführen. Leider gerieth er

in der Hoffnung, daß ihm seine Bemühungen würden erleichtert werden, auf den unglücklichen Gedanken seinen Bruder Bela aus Polen zu berufen, und ihm die besondre Verwaltung eines Drittheils des Reichs mit dem herzoglichen Titel zu übergeben. Zwietracht unter den Brüdern, Streben nach völliger Unabhängigkeit von Seiten Belas und offener Bürgerkrieg waren die traurigen aber natürlichen Folgen dieser unzweckmäßigen Verfügung. Ungeachtet der Deutschen Hülfsvölker welche ihm Markgraf Wilhelm von Thüringen und Bischof Eggo von Zeiz im Jahre 1061 zuführten, erlitt Andreas von seinem Bruder Bela, der ihm mit drei Polnischen Haufen und vielen Ungrischen Misvergnügten entgegen gerückt war, an der Theiß eine völlige Niederlage, und starb, da er schon einmal aus den Händen seiner Feinde entwischt war, an Erschöpfung auf der Flucht. Auch Bela konnte sich nicht verbergen, daß er die Krone hauptsächlich der Sehnsucht der Ungern nach einer ihren Lieblingsbegriffen gemäßen Herrschaft verdanke. So wie er indessen seinen Zweck erreicht hatte, schien ihm die Pflicht der Dankbarkeit nicht mehr die dringenden Forderungen des Glaubens dem er zugethan war aufzuwägen. Die Befriedigung des allgemeinen Verlangens nach der Rückkehr zum Heidenthume verschob der König auf einen Reichstag, zu welchem er neben den Bischöfen, Hofbeamten und Obergespännen, welche bis jetzt ausschließlich den Reichsrath ausgemacht hatten, je zwei Abgeordnete aus jeder Gespannschaft und den höhern Grundeigenthümern (Seniores) berief, und auf diese Art einen neuen Stand bei der Versammlung vertreten ließ. Dieser Reichstag fand zu Stuhlweißenburg statt, wo sich Bela hatte krönen lassen. Als sich die Stimmung der Mehrheit auf eine Art an den Tag gelegt hatte, die keinen Zweifel über ihre Gesinnungen übrig ließ, schloß sich der König, drei Tage Bedenkzeit fordernd, mit den Bischöfen, den Obergespännen, die er alle für seine Sache gewonnen hatte, und den geistlich gesinnten Ungern in die Stadt ein, überfiel dann die Gegner unvermuthet, und stellte dann, nachdem die Häupter derselben hingerichtet waren, und er an der Spitze eines Heeres die misvergnügten Gespannschaften beruhiget hatte, innerhalb

Jahresfrist den Landfrieden und das Christenthum wieder her. Indessen genoß Bela die Früchte seiner gewaltsamen Bekehrung nicht lange. Die Vormünder des jungen Königs Heinrich IV. hatten die Absicht den Prinzen Salomo, den sein Vater König Andreas beim Ausbruche des Bürgerkriegs an den kaiserlichen Hof geschickt hatte, auf den väterlichen Thron zu setzen, um die Lehensverbindung Ungerns mit Deutschland zu erneuern, und sich vielleicht auch in jenem Reiche dieselbe Gewalt anzumaßen, die sie jetzt in dem letztern ausübten. Bela wollte der Ausführung dieser Entwürfe zuvorkommen, und wagte einen Einfall in Oesterreich, der jedoch vom Markgrafen mit ziemlichem Verluste für Bela abgewiesen ward, — und als dieser Fürst zu Dömos in der Graner Gespannschaft neue Völker zusammenzog, endigte ein unglücklicher Zufall sein Leben (J. 1063).

Nach Belas Tode konnten Heinrichs Vormünder ihre Absichten ungehindert ins Werk setzen. Salomo bestieg, von Deutschland gegen Anerkennung der Lehensoberherrschaft unterstützt, den Ungrischen Thron ohne Widerstand, und Belas Söhne, Geysa, Ladislaus und Lambert mußten nach Polen fliehen. Aber Herzog Boleslav der Kühne gab dem Geysa ein Heer, mit welchem er in Ungern eindrang, und den Salomo nöthigte sich in Wieselburg einzuschließen. Durch den Bischof von Raab wurde ein Friede vermittelt, in welchem die Krone dem Salomo blieb, Geysa hingegen nebst der herzoglichen Würde einige Gespannschaften an der Theiß erhielt. Zehen Jahre lang wurde dem Vertrage von beiden Seiten mit großer Treue nachgelebt, und während dieser Zeit von den Ungern wider die Russen, Cumaner, Petschenegen, Bulgaren und Griechen mit vielem Vortheile Krieg geführt. Allein im Jahr 1074 kam es zwischen dem König Salomo und dem Herzog Geysa zu einem offenbaren Bruche, da endlich die schon mehrere Jahre im Stillen genährte Zwietracht durch Anfachung besonders des Grafen Veit in helle Flammen ausbrach. Man focht mit abwechselndem Glücke, die erste Schlacht war dem Könige günstig, aber Ende März 1075 erfocht der Herzog bei Thinkota an der Donau einen vollständigen Sieg, und erhielt mit demselben die Verwaltung des Reichs in

seine Hände. Zu Stuhlweißenburg versammelten sich die Großen kirchlichen und weltlichen Standes zu einer wichtigen Berathung, und da es sich ergab, daß Salomo dem Deutschen Kaiser, wenn er einen Einfall nach Ungern wagen wollte, unter Bürgschaft von zwölf Geiseln den Lehenseid und die Abtretung von sechs Städten angeboten hatte, so wurde ein Fürst der sich nicht gescheut, dem Nutzen des Reiches, der Ehre und Freiheit des Ungrischen Volkes so empfindlichen Schaden zuzufügen, für des Thrones verlustig und unfähig, und überdies noch als Feind und Verräther des Vaterlandes erklärt. Denn so glaubten es die Ungern rächen zu müssen, daß derjenige welchem die Unabhängigkeit und das Wohl seiner Völker das Heiligste seyn sollte, zur Befestigung eigener Herrschaft das Vaterland den Fremden preiszugeben dachte. Der allgemeine Wunsch der Großen erhob den Geysa auf den Thron, der indessen anfänglich nur die großherzogliche, erst im Jahre 1076 die königliche Würde annahm, und den Gedanken einer Aussöhnung mit Salomo keineswegs völlig aufgab. Diesen Letztern, welcher auf den Besitz von Preßburg und Wieselburg nebst ihren Bezirken beschränkt war, begünstigte noch die Geistlichkeit, welche Geysas Hinneigen zum Griechischen Kirchenwesen fürchtete. Vielleicht würde Geysa auf das Zureden des Erzbischofs Desiderius von Colocza, selbst wider den Willen der Stände, dem Salomo einen großen Theil des Reichs zurückgegeben haben, wäre er nicht im Jahr 1077 vom Tode überrascht worden. Geysa hinterließ einen einzigen Sohn, den bucklichten, lahmen und stotternden Coloman. Weder dieser noch Salomo, konnten es als Nebenbuhler mit des letzten Königes Bruder, dem schönen und kräftigen Ladislaus aufnehmen, dessen Anhänglichkeit an den reinen katholischen Lehrbegriff, auch die Geistlichkeit des Reichs sogleich für seine Ansprüche gewann. Ladislaus würde auch sehr schnell den päpstlichen Segen erhalten haben, hätte er sich dazu verstehen wollen, die Römische Lehenshoheit anzuerkennen. Aber der hochsinnige Fürst dachte viel zu edel, Ungerns Selbstständigkeit der kirchlichen Bekräftigung zu opfern. Im Jahre 1081 kam endlich mit Salomo ein Vergleich zu Stande, in welchem dieser

Letztere gegen einen Jahrgehalt auf die Krone Verzicht that, und sich am Hofe des Ladislaus aufhalten sollte. Als man ihn indessen wegen neuer Ränke zu Wissegrad eingekerkert, dann auf Fürbitte der Geistlichkeit wieder freigelassen hatte, begab er sich zu Cumanern und Petschenegischen Räubern, und nur sein ums Jahr 1087 erfolgter Tod könnte ihn verhindern, den Ungern neue Feinde zu erregen.

Gleich im Anfange seiner Herrschaft (J. 1078) hatte Ladislaus in einer Reichsversammlung auf dem Martinsberge, zur Herstellung der Ordnung im Innern des Reiches, weise Beschlüsse über die Rechtsverwaltung und über die Unterwürfigkeits-Verhältnisse der Bischöfe, Obergespanne und Edelleute erlassen. Im Jahre 1089 benutzte er in Croatien ausgebrochene Unruhen, um sich dieses Land bis an die Kulpa zu unterwerfen, worauf er den eroberten Theil dem Prinzen Almus, einem Sohne seines verstorbenen jüngern Bruders Lambert, mit dem herzoglichen Titel zur Verwaltung übergab. Einige Jahre später, 1092, erließ er zu Szabolcs wichtige Beschlüsse zur bessern Gestaltung des Kirchenwesens, und zur gänzlichen Ausrottung des Heidenthums. Bei Gelegenheit des ersten Kreuzzuges wurde ihm der Oberbefehl eines Heeres angeboten, den er mit Freude annahm. Als er aber seinem Freunde Bezalislav von Böhmen, der unvermuthet von den Polen überfallen ward, zu Hülfe eilte, und bei dieser Gelegenheit sein misvergnügter Neffe Coloman, den man zum Priester weihen wollte, zu den Polen entkam, soll ihm der Gram eine tödtliche Krankheit zugezogen haben, an der er am 25. Juli 1095 nach einer achtzehnjährigen ruhmvollen Regierung starb.

Colomans gebrechlicher und misgestalteter Körper barg einen desto kräftigern, eindringendern und umfassendern Geist. Daher verdrängte er den furchtsamen Almus, welchen Ladislaus zum Nachfolger bestimmte, bald aus seinen Rechten, und vertauschte ihm auch sein Herzogthum Croatien gegen einige weniger bedeutende Gespannschaften an der Theiß. Die ersten Zeiten seiner Herrschaft wurden durch die Kreuzesschaaren getrübt, gegen deren Unfug er sein Land schützen mußte. Dann erwei-

terte er die Eroberungen seines Vorfahren bis zur Adriatischen See, wo er Jadra, Spalatro, Veglia, Arbe und Cherso erwarb, deren Behauptung jedoch, da es den Ungern gänzlich an einer Seemacht fehlte, mit unendlicher Schwierigkeit verbunden war. Auf der Reichsversammlung von Tarkzal am Schlusse des eilften Jahrhunderts, entwarf Coloman Gesetze, die ein sprechendes Denkmal von der Schärfe seines Verstandes und seiner für die damalige Zeit ausgezeichneten Bildung sind. In den letzten Jahren seiner Herrschaft wurde Coloman durch die Bemühungen seines Vetters Almus auf den Thron zu gelangen, in beschwerliche Händel mit Deutschland verwickelt. Der König hatte die wiederholten Versuche dieses Fürsten bis jetzt mit ungewöhnlicher Nachsicht behandelt, und kein Mittel unversucht gelassen seine Freundschaft zu erwerben. Ueber den Undank seines Vetters ergrimmt, und der ewigen Unruhen müde, dabei auch durch häusliches Unglück erbittert, ließ Coloman im Jahre 1113 den mit List gefangenen Almus nebst seinem fünfjährigen Sohne Bela, und drei Grafen ihres Anhanges, blenden, und würde sie noch haben entmannen lassen, wäre der Vollzieher seiner Befehle nicht menschlicher gewesen als der König. Diese Grausamkeit, mit welcher er eine ruhmvolle Herrschaft verdunkelte, überlebte Coloman nur ein Jahr.

Sein Sohn Stephan, bei seiner Thronbesteigung erst dreizehn Jahre alt, würde nicht unbedeutende Anlagen besser entwickelt haben, hätte er sich nicht frühe durch wollüstige Ausschweifungen entkräftet. Seine Regierung wurde durch kriegerische Auftritte häufig beunruhigt, deren viele in der auffahrenden, übermäßig reizbaren Gemüthsart des Königs ihre Veranlassung fanden. Gegen Venetianer, Böhmen, Polen, Russen und Griechen kämpften die Ungern mit abwechselndem Glücke, jedoch öfter zu ihrem eigenen Nachtheil. Nach nur dreizehnjähriger Herrschaft starb König Stephan, nachdem er im Jahre 1129 den blinden Jüngling Bela, des Almus Sohn, der durch die Geistlichkeit verborgen gehalten ward, und von dem er erst jetzt erfuhr, daß er noch am Leben sey, zu seinem Nachfolger erklärt,

vermählt, und im Jahre 1130 erlebt hatte, daß diesem schon ein Erbe geboren ward, den man Geysa nannte.

Bela, durch das Unglück gebeugt, und durch seine Blindheit vollends zur genauen Beaufsichtigung der Staatsverwaltung untauglich gemacht, überließ das Ruder derselben seiner innigst geliebten Gattinn, der ihm mit unbegränzter Treue und Anhänglichkeit ergebenen, geistreichen und thätigen Königinn Helena, einer Tochter des Servischen Fürsten Urosch. Diese scheute kein noch so heftiges Mittel die Ruhe des Staats zu erhalten, und die an ihrem Manne in seiner Jugend verübte Missethat zu rächen. So erhielt sie diesem Letztern den Thron, und vermochte die Partei zu unterdrücken, welche den Fürsten Boris, einen natürlichen Sohn Colomans, auf denselben erheben wollte. Allein Bela II. oder der Blinde starb schon im 33. Jahre seines Alters (J. 1141).

Ueber den jungen Geysa, der bereits im zehnten Jahre die Krone trug, führte seine Mutter Helena die Vormundschaft mit vielem Ruhme, und als er die Verwaltung selbst übernahm, zeigte er im Kampfe gegen Oesterreicher, Russen und Griechen, und in den letzten Jahren seiner Regierung wider seine eigenen Brüder Ladislaus und Stephan, eben so viel Kraft als Gewandtheit. Allein leider starb Geysa ebenfalls schon im 30. Jahre nach einer zwanzigjährigen ruhmvollen Herrschaft.

Die ersten Jahre der Regierung seines Sohnes Stephan III. wurden durch einen harten Kampf um die Krone mit seinen väterlichen Oheimen Ladislaus und Stephan, welchen man gewöhnlich Stephan IV. nennt, ausgefüllt. Nachdem diese Kronenräuber aber beide gestorben waren, vereitelte Stephan die weiten Entwürfe des Kaisers Manuel Comnenus auf eine für ihn und sein Volk höchst rühmliche Art. Dalmatien war seit langem ein Zankapfel, um den sich Ungern, Griechen und Venetianer mit abwechselndem Glücke schlugen. Jetzt sollte es Bela, Stephans Bruder, mit der herzoglichen Würde besitzen, allein unter der Oberherrschaft des Griechischen Hofes, an dessen Vortheile durch die Verlobung mit der Griechischen Fürstinn Irene, die Aussicht auf die Thronfolge zu Constantinopel geknüpft ward.

Dies letztere Verhältniß hörte indessen durch die unerwartete Geburt eines Sohnes des Kaisers Manuel auf, die auch die Heirath des Bela rückgängig machte. Dafür wurde er bei dem im Jahre 1173 erfolgten Tode seines Bruders Stephan durch die Ungrische Krone entschädigt, obschon die Geistlichkeit aus Besorgniß, er möchte wegen seines langen Aufenthaltes am Griechischen Hofe, und der Griechischen Bildung welche er daselbst angenommen hatte, auch dem Griechischen Kirchenwesen zugethan seyn, viel lieber seinen Bruder Geysa gekrönt hätte. Deswegen ließ Bela den Letztern eng verwahren. Im übrigen ist seine Regierung in sehr rühmlichem Andenken. Unter ihm unterwarf sich Halitsch der Ungrischen Schutzherrschaft, die auch nach einem mit dem Polnischen König Casimir hierüber geführten Krieg, im Frieden feierlich bestätiget wurde. Seinem Sohne Emmerich, der dem Vater im Jahre 1196 folgte, würde es weder an Verstand noch Entschlossenheit gefehlt haben, das Staatsruder mit Kraft und Würde zu lenken, hätte er nicht, von einem Italischen Mönche erzogen, und durch die Verhältnisse und den Glauben seiner Zeit bewogen, der Geistlichkeit seines Reiches und dem Römischen Stuhle viel mehr eingeräumt, als mit dem Wohle des Staats und einer zweckmäßigen Verwaltung verträglich war. Seine Herrschaft wurde vorzüglich durch die Bemühungen seines Bruders Andreas auf den Thron zu gelangen, beunruhigt. Sein Tod (J. 1204), und der bald darauf erfolgte Tod des Kindes Ladislaus III. (J. 1205) verschaffte dem Herzog Andreas den Thron.

Andreas II., der es niemals über sich vermocht hatte, den Besitz der Krone seinem Bruder Emmerich ruhig zu überlassen, schien ihn jetzt nur darum erlangt zu haben, um alle Rechte welche mit demselben verknüpft waren, der Willkür seiner Gemahlinn Gertrud von Meran und ihrer Verwandten, der Anmaßung des Römischen Stuhls und der hohen Geistlichkeit des Landes, und der Habsucht einiger begünstigter Großen zum schändlichsten Misbrauche preiszugeben. Während seiner dreißigjährigen Regierung sank die bereits unter seinem Vorgänger erschütterte königliche Macht immer tiefer herab, und nach seiner Rückkehr

aus dem heiligen Lande, mußte er 1222 den Ständen in der sogenannten goldenen Bulle einen Freibrief geben, der dem um dieselbe Zeit von den Engländern dem Könige Johann abgedrungenen nicht unähnlich war. Den Thronerben Bela, der als Mann vergebens für die Verbesserung der Gesetze und der Verwaltung eiferte, hatte Andreas schon als Kind, noch beim Leben der geliebten Gertrud, die im Jahre 1212 wegen unerhörter Erpressungen ermordet wurde, zum Könige krönen lassen, und ihm mit der königlichen Würde auch unbestimmte Theile der königlichen Gewalt übergeben. Seinen andern Sohn, Coloman, machte Andreas zum Könige von Halitsch, wo er ihn indessen gegen die Angriffe der Russischen Fürsten nur schlecht zu unterstützen vermochte. In den letzten Jahren seiner Regierung hatte Andreas öfters Händel mit Oesterreich, dessen Fürsten von unzufriedenen Großen mehr als einmal auf den Thron gerufen wurden. In diesen Kriegen gaben ihm Zahl und Tapferkeit seiner Getreuen den Vortheil, und Oesterreich mußte den Frieden mit Geld erkaufen. Andreas starb im Jahre 1235.

Bela IV. begann seine Regierung mit strengen Maßregeln gegen alle die, welche sich unter seinem Vater als seine persönlichen Widersacher gezeigt hatten. Auch suchte er die königliche Gewalt ohne Scheu der kräftigsten, wenn auch nicht immer der gerechtesten und billigsten Mittel, wieder empor zu heben. Allein als er die Ungrischen Edelleute, welche allein zunächst der Geistlichkeit den thätigen Theil des Volkes ausmachten, durch Einziehung der ursprünglich zum Dienste der Burgen gehörigen Besitzungen bereits in hohem Grade gereizt hatte, verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, die Einheimischen durch eine den, vor den Mongolen flüchtigen Cumanern bewilligte Einwanderung in den Schranken des Gehorsams zu erhalten. Vierzigtausend Familien siedelten sich unter ihrem Fürsten Kuten in Ungern an, wurden vom Könige mit Grundeigenthume beschenkt, im Range dem Ungrischen Adel an die Seite gestellt, und bei allen Gelegenheiten vom Könige den Eingebornen vorgezogen. Doch bald zeigte sich, daß wenn ein Zwangsherrscher zwar durch gewaltsame Maßregeln sein Volk im Innern unterdrücken kann,

beim Herannahen einer großen äußern Gefahr nur da mit Glücke gefochten wird, wo Herrscher und Beherrschte zum Wohle des Vaterlandes vollkommen einig sind. Diese wichtige Lehre empfing Bela bald darauf zu seinem und des Reiches großem Unheil von den Mongolen. Beim Andringen dieses Volkes rufte Bela seine Ungrischen und Cumanischen Schaaren zusammen. Aber unter diesen brach sofort eine furchtbare Zwietracht, und dann ein allgemeiner Unwille beider gegen den König aus. Die Cumaner gingen zum Feinde über, die Ungern fochten schlecht, und erlitten endlich im Jahre 1241 auf dem Felde Mohy am rechten Ufer des Flusses Sajo eine völlige Niederlage, in welcher beide Erzbischöfe, drei Bischöfe, und viele Obergespänne ihren Tod fanden, des Königs Bruder Coloman schwer verwundet entfliehen mußte, und auf dieser Flucht an seinen Wunden starb, der König selbst aber nur mit genauer Noth nach Oesterreich entkam. Ganz Ungern war jetzt den Mongolen preisgegeben, die sich im Anfange stellten, als ob sie das Land wirklich behalten und zu einer Niederlassung für sich einrichten wollten; es indessen nach einer Behandlung deren Schilderung das menschliche Gefühl empört, wieder verließen. Diese fürchterliche Lage des Königs hatte der Herzog Friedrich von Oesterreich auf die unedelste Art misbraucht, um dem zu ihm Geflüchteten 10,000 Mark Silbers als Entschädigung für alles was er seit König Andreas II. im Kriege gegen die Ungern verloren, abzupressen. Drei Gespannschaften an der Oesterreichischen Gränze mußten dem Herzog hiefür verpfändet werden. Vergebens suchte man, gegen das freiwillige Erbieten die Oberlehensherrschaft anzuerkennen, Hülfe bei Kaiser und Reich; Friedrich nahm wohl den Huldigungseid an, sandte aber keine Hülfe, weswegen der König von Ungern in der Folge vom Papste von seinem Lehenseid entbunden wurde. Nur auf den Dalmatischen Inseln fand Bela mit Weib und Kind eine sichere Zuflucht vor den nachsetzenden Mongolen. Als diese sein Reich wieder verlassen hatten, sah es Bela in dem grausamsten Zustande der Verwüstung wieder. Eine furchtbare Hungersnoth zwang die Einwohner, sogar Menschenfleisch zu essen. Der König sorgte jedoch auf die

thätigste und väterlichste Weise für das Wiederaufblühen seines Landes, das er aufs neue mit Deutschen Gästen, denen große Freiheiten bewilliget wurden, bevölkerte. Im Jahre 1246 führte Bela seine Völker zur Befreiung der drei Gespannschaften und zur Rache wegen Verletzung der Gastfreundschaft gegen den Herzog von Oesterreich, welcher zur Sühne seines Frevels an seinem 35. Geburtstage als der Letzte seines Stammes im Treffen an der Leytha das Leben ließ. Da erhob sich über die Länder des erloschenen Babenbergischen Hauses, die der Kaiser gern für sich behalten hätte, heftiger Streit. Nach dem Tode des Markgrafen Herrmann von Baden, der die Nichte des letzten Herzogs, Gertrud, Witwe des Ladislaus von Böhmen, geheirathet hatte, trat als Nebenbuhler auf, König Bela von Ungern, dem die Gertrud gegen einen Witwensitz in Mödling, ihre Ansprüche abtrat, und Ottokar von Böhmen, der sich im 24. Jahre mit der 46 jährigen Fürstinn Margaretha, Schwester Friedrichs des Streitbaren vermählte, die bis jetzt als Nonne in einem Kloster zu Trier gelebt hatte. Ein Krieg zwischen beiden Bewerbern wurde durch den Preßburger Frieden (J. 1254) beendigt, in welchem Bela Steiermark, Ottokar hingegen ganz Oesterreich ob und unter der Ens erhielt. Die Verwaltung des neu erworbenen Landes ertheilte Bela seinem Sohne, dem Thronerben Stephan, den er schon als Kind hatte zum Könige krönen lassen; wie er selbst bei seines Vaters Lebzeiten gekrönt worden war. Als aber König Ottokar die Unzufriedenheit der Steiermärker mit der Ungrischen Verwaltung benutzend, nach einem Siege über die Ungern auch Steiermark eroberte, welches ihm in einem Vergleiche völlig abgetreten wurde, entstand zwischen dem Prinzen Stephan und seinem Vater Bela heftiger Zwist. Stephan sollte nämlich für sein verlorenes Land durch die ihm unter gewissen Einschränkungen überlassene Beherrschung von Siebenbürgen, und durch die Einkünfte des Cumaner Landes entschädiget werden, da doch sein jüngerer und bei den Eltern beliebterer Bruder Bela, als Herzog mit dem viel einträglichern Slavonien ausgestattet ward. Es erneuten sich die für das ganze Reich so ärgerlichen Auftritte, welche in den letzten Jahren der

Herrschaft des Königs Andreas II. statt gefunden hatten. Diesen Zwist machte sich der Adel zu Nutze, um auf der Reichsversammlung von 1267 die alten Rechte feierlich bestätigen und noch mit neuen Bewilligungen vermehren zu lassen. Drei Jahre hierauf starb König Bela IV., nachdem ihm kurz zuvor sein jüngerer Sohn der Herzog Bela vorangegangen war.

Die zweijährige Regierung Stephans IV., welchen diejenigen die den Stephan, Oheim und Gegenkönig Stephans III., auch in die Reihe der Könige zählen, Stephan V. nennen, ward nur durch einen Krieg mit Ottokarn merkwürdig, welcher ohne andere erhebliche Folge als großer Schade für die Völker und Länder beider Fürsten zu Ende ging. Als der Graf Joachim Pectari, des Königs Vertrauter, während der Abwesenheit desselben sich herausnahm, den zweiten Sohn Stephans, Andreas, zum Rudolf von Habsburg zu entführen, der ihn zum Sohne annahm, und dem Grafen dafür eine Provinz Ottokars versprach, starb König Stephan, als er dem Räuber, bei dem er schlimmere Absichten vermuthete, zu eifrig nachsetzte, an ungewohnter Erhitzung und Müdigkeit. Ueber den zehnjährigen Ladislaus maßte sich dann jener Joachim, der nach Stephans Tode in sein Vaterland zurückkehrte, ein unbegränztes Ansehen an, und durch seinen Einfluß ließ sich Ungern in sehr enge Verhältnisse mit Rudolf von Habsburg ein, deren Vortheile gänzlich auf Seiten des Letzteren waren. Vor allen trugen diese Verhältnisse nicht wenig zum gänzlichen Siege Rudolfs über Ottokar bei, ohne daß die Ungern den geringsten Theil der dem Ottokar abgenommenen Länder erhielten, wie sie es doch billiger Weise hätten erwarten mögen. Vielmehr suchte der Deutsche König allen Dank den er ihnen schuldig war, mit schönen Worten abzukaufen. Bald zeigten sich jetzt an Ladislaus die Folgen einer gänzlich verwahrlosten Erziehung. Statt sich um die Angelegenheiten des Reiches zu bekümmern, und die aufrührischen Großen in den gesetzlichen Schranken zu erhalten, ließ er seine Gemahlinn in ein Kloster einsperren, und ging unter die Cumaner, die er, weil seine Mutter aus ihrem Volke war, als halbe Stammsgenossen betrachtete. Hier nahm er völlig ihre Sitten an, und über-

ließ ſich dabei den ſchmählichſten Ausſchweifungen; welches ſchlimme Beiſpiel von einer großen Menge aus dem Adel, und von vielen Geiſtlichen ſogleich befolgt wurde. Dieſe Lebensart zu verlaſſen, mußte ihn der Papſt durch die ſtärkſten von ſeinen Legaten ausgeſprochenen Drohungen zwingen. Auf ſolche Art brachte man ihn, wiewohl mit großem Widerwillen von ſeiner Seite, dahin, von den Cumanern zu begehren, daß ſie ſich einmal ernſtlich zum Chriſtenthume bekehren, und mehr unter die übrigen Einwohner vertheilen laſſen ſollten. Dieſes wurde aber in der That nicht durchgeſetzt; vielmehr ließ der König, als der Papſt auf der Entfernung der Cumaniſchen Räthe beharrte, den Legaten gefangen nehmen und den Cumanern ausliefern. Eine grauſame Hinrichtung erwartete den päpſtlichen Abgeſandten, als die Ungriſchen Großen, um eine ſo frevelhafte Gräuelthat von dem Reiche abzuwenden, den König ſelbſt in Verhaft nahmen, und ſo lange darin behielten, bis der Legat wieder auf freien Fuß geſtellt ward. Ladislaus zeigte ſich bei ſeiner Loslaſſung reuig, und verfuhr jetzt auf päpſtliche Mahnung ſogar gegen die Cumaner mit Ernſt, überwand ſie, zwang ſie zur Vertheilung, und wenigſtens zur äußerlichen Annahme des Chriſtenthums, wofür ſie ihm im Herzen die bitterſte Rache zuſchworen. Aber nach einigen Jahren faßte der König eine eben ſo große Neigung zu den Wlachen, denen er ebenfalls Niederlaſſungen in Ungern bewilligte, und ſie mit dem Namen Neuungern (Neoungari, Neugari) beehrte. Seine Gattinn Iſabella ließ er jetzt ſogar auf die grauſamſte Art einkerkern, und lebte mit Ismaelitiſchen Dirnen unter den Wlachen. Die Geiſtlichkeit und der Adel, über ein ſolches Betragen, welches die Würde des Thrones in den Augen Aller herunterſetzte, entrüſtet, fingen an auf ſeine Abſetzung zu denken, und ihr Augenmerk auf den Prinzen Andreas zu richten, den man den Venetianer nannte, und der ein Enkel Andreas II. von ſeinem nachgebornen und mit einer edeln Venetianerinn, der Katharina Moroſini, vermählten Sohne Stephan war. Allein Andreas wurde mit Liſt von einem Oeſterreichiſchen Grafen gefangen, und dem Herzog Albrecht von Oeſterreich ausgeliefert, der ihn in Verwahrung be-

hielt. Auf einer Reichsversammlung zu Gran (J. 1287) wurde Ladislaus noch einmal ermahnt sich zu bessern, was er zwar feierlich versprach, aber hernach nichts desto weniger sogleich seinen gewöhnlichen Lebenswandel vornahm. Die Kreuzesschaaren, welche der päpstliche Legat und der Erzbischof von Gran gegen ihn zusammenpredigten, richteten nichts aus. Allein im Augenblicke wo ihm das Waffenglück am günstigsten schien, traf den König Ladislaus im 28. Jahre seines Alters die meuchelmörderische Hand erboßter Cumaner.

Der Tod des Ladislaus setzte auf einmahl mehrere Bewerber um die Ungrische Krone in Bewegung. Nicht ungegründet schienen die Ansprüche des Prinzen von Neapel Carl Martel, dessen Mutter die Königinn Maria, Tochter Stephans IV. und also Schwester des letztverstorbenen Königs Ladislaus war. Am beleidigendsten für den Freisinn und das volksthümliche Selbstgefühl der Ungern mußten hingegen die Rechtsgründe Herzog Albrechts von Oesterreich seyn, dessen Vater, König Rudolf, sich auf die freiwillige Anerbietung der Lehensunterwürfigkeit unter Bela IV. berufend, Ungern als ein dem Reiche wieder anheim gefallenes Lehen betrachten, und seinen Sohn damit belehnen wollte. Doch, fest entschlossen des Reiches Unabhängigkeit, der Würde des Ungrischen Volkes gemäß, vor fremder Herrschaft und fremdem Einflusse zu bewahren, ließ die vaterländisch gesinnte, hohe Geistlichkeit den zu Wien verwahrten Prinzen Andreas durch Mönche heimlich entführen, krönte und vermählte ihn sogleich mit der Fenena, Tochter eines aus Polen vertriebenen Herzogs von Cujavien, damit das Reich nicht durch die Heirath mit einer Fürstinn aus einem mächtigen Hause in fremde Händel verwickelt würde. Ungeachtet des päpstlichen Widerspruches, denn zu Rom hatte man auf den Karl Martel die Augen geworfen, und ungeachtet daß sich Croatien und Dalmatien für den Neapolitanischen Bewerber erklärt hatten, blieben die Ungern dem Arpadischen Könige getreu, welches Andreas III. hauptsächlich der Standhaftigkeit der Ungrischen Geistlichkeit zu danken hatte, da sich verschiedene weltliche Große durch ihren besonderen Vortheil gelockt, für den fremden König gewinnen lie-

ßen. Diese Nebenbuhlerschaft wurde indessen durch den Tod Karl Martels, dessen Ansprüche der noch ganz junge Karl Robert erbte, weniger gefährlich, und Herzog Albert, der von der Feindschaft der Ungern für sich und sein Land viel Schlimmes erfahren hatte, entschloß sich nach dem Tode seines Vaters, da in Oesterreich bedenkliche Unruhen ausbrachen, zum Frieden mit Andreas, mit dem er sich jetzt sogar in enge Freundschafts-Verhältnisse einließ. Andreas unterstützte seinen neuen Bundsgenossen treulich und kräftig gegen seine aufrührischen Unterthanen und den Adolph von Nassau. Die Gefahr welche dem Reiche durch die Anmaßungen und Hartnäckigkeit Bonifacius VIII. drohte, bewog den König, nach dem treulosen Abfall des neuerwählten Erzbischofs von Gran, dem Rathe des Erzbischofs von Colocsa Gehör zu geben, und im Jahre 1298 eine allgemeine Reichsversammlung auf dem Felde Rakos bei Pesth, unter freiem Himmel zusammenzuberufen, auf der sich König und Volk wieder mit engeren Banden vereinigten. Dieses setzte den Andreas in Stand, sich den Entwürfen jenes treulosen Prälaten, der als päpstlicher Legat von Croatien her, mit gewaffneter Hand in Ungern erscheinen wollte, mit Gewalt zu widersetzen, und den Verräther aus dem Reiche zu treiben. Aber was dem Neapolitanischen Anhang auf dem Wege des offenen Kampfes nicht gelingen wollte, brachte er besser durch Meuchelmord zu Stande. König Andreas III. starb im Juni 1301 an Gift. Er war der Letzte des Arpadischen Fürstenstammes, welcher das Ungrische Reich gegründet, erweitert und im Ganzen über 400 Jahre mit großem Ruhme beherrschet hatte.

Im Ablaufe der 263 Jahre dieses Zeitraums, besonders in der ersten Zeit bis auf die Tage der Herrschaft König Emmerichs, hatten Staat und Volk große Fortschritte gemacht. Mehrere ausgezeichnete Fürsten hatten auf dem Throne gesessen, hatten des Reiches Gränzen erweitert, im Innern die Ordnung befestigt, und die Verwaltung durch weise Einrichtungen verbessert. Gegen Mittag hatte das Ungrische Panner an der Narenta geweht, gegen Morgen die Servier, Bosnier, Bulgaren, Wlachen und Cumaner, den Ungern gehuldigt, und gegen Mit-

ternacht saßen auf den fürstlichen Stühlen von Halitsch und Wladimir, Lehensträger der Ungrischen Krone. Nur gegen Abend hatte in den ersten Jahren dieses Zeitraums Samuel Aba im Drange der Umstände den schönen Bezirk von der Leitha bis an den Kalenberg abgetreten. Die Könige besaßen die ausgedehnteste Gewalt; denn so lange ihre Verwaltung von der Mehrheit der Ungern tüchtig befunden wurde, so lange sich Geistlichkeit und Adel nicht Rechte und Freiheiten erworben hatten, die das königliche Ansehen völlig umstürzen mußten, wachte man nicht strenge über die Erfüllung des alten Grundvertrags, der den Großen des Reiches Theilnahme an den Berathungen über wichtige Gegenstände zusicherte. Wie in allen übrigen christlichen Reichen, so herrschte auch in Ungern der Begriff von der Heiligkeit der Majestät, dem Volke vermittelst der Salbung durch priesterliche Hände versinnlicht. Dazu hing man mit großer Gewissenhaftigkeit und Liebe an dem einheimischen Stamme der Arpadischen Fürsten. Samuel Aba war der einzige Unterthan der bei der durchaus elenden Regierung des Königes Peter, mit Zustimmung der Reichsstände den Thron bestieg. Den Königen flossen aus dem Ertrage der zu den königlichen Burgen gehörigen Güter, aus den Zöllen, der Marder Abgabe, der Kopfsteuer der unter dem Namen Gäste begriffenen fremden Ansiedler, aus den Salz- und Bergwerken reichliche Einkünfte zu. Ihr Hoflager war nicht an einem bestimmten Orte des Reichs, sondern sie zogen mit demselben von Gespannschaft zu Gespannschaft, und begingen auf den königlichen Burgen, wo ihr Unterhalt größtentheils den Obergespännern zur Last fiel, die kirchlichen und weltlichen Feste. Alle bedeutenden Reichswürden und Aemter wurden von den Königen verliehen. Auf der allgemeinen Reichsversammlung von 1078 hatte der heilige Ladislaus wider die ungehorsamen Obergespänne und selbst wider die Bischöfe welche die königlichen Befehle außer Acht lassen würden, Strafen festgesetzt. Aber der Mangel eines bestimmten Gesetzes über die Thronfolge erzeugte, als weniger kräftige Herrscher das Scepter führten, Gährungen, die den Verfall der königlichen Macht zur Folge hatten. Nur aus Gewohnheit übertrug man in den

meiſten Fällen die königliche Würde dem älteſten Sohne des letztverſtorbenen Königs. Bisweilen wurden auch die Anſprüche anderer Brüder beachtet, und wenn ein König bei ſeinem Tode unmündige Söhne hinterließ, ſo zog man ihnen nicht ſelten des Verſtorbenen Bruder, oder irgend einen andern Fürſten des Arpadiſchen Hauſes, der zur Regierung tüchtiger ſchien, vor. Daher mußten in ſtreitigen Fällen die Fürſten die Zuſtimmung der geiſtlichen und weltlichen Großen, manchmal noch die päpſtliche Bekräftigung mit großen Einräumungen erkaufen, wodurch immer wichtigere Vorrechte der Krone veräußert wurden. Ueberdies ſahen ſich die Könige genöthigt, ihren Verwandten, welche beinahe ſo gut wie ſie zur Krone berechtigt waren, ſehr anſehnliche Abfindungen zu geben. Nicht ſelten wurden die Anſprüche eines Nebenbuhlers durch Uebertragung der herzoglichen Würde, nebſt der Herrſchaft über mehrere Geſpannſchaften abgekauft, wo denn der Herzog in einem ganz unbeſtimmten Verhältniſſe zum Könige ſtand, und am Ende uur ſein Ehrgeiz zu neuen Unternehmungen geweckt wurde. Oefters hatte dieſes nämliche Verhältniß in der Vorliebe eines Königs für ſeinen jüngern Sohn ſeinen Urſprung gefunden, und in dieſem Falle beobachtete man ſich ſo lange mit der ängſtlichſten Eiferſucht, bis am Ende der Bürgerkrieg in helle Flammen ausbrach. Endlich hatten die Ungriſchen Könige, um den Verwirrungen welche der Mangel eines beſtimmten Geſetzes über die Thronfolge herbeiführte, abzuhelfen, zu dem Mittel ihre Zuflucht genommen, wodurch es den Königen von Frankreich aus dem Stamme Hugo Capets, gelungen war, die Krone in ihrem Hauſe zu erhalten. Sie ließen nämlich ihre älteſten Söhne noch bei ihren Lebzeiten krönen, damit ſie beim Tode der Väter bereits die kirchliche Bekräftigung erhalten hätten. Aber dieſe in Frankreich dem königlichen Hauſe ſo vortheilhafte Maßregel kam in Ungern viel zu ſpät. Man war der Bürgerkriege zwiſchen den Fürſten des Arpadiſchen Stammes gewohnt. Vielmehr gab das Verhältniß des ſogenannten jungen Königs zum eigentlichen Herrſcher Ungerns, da es noch viel unbeſtimmter war als das der Herzoge, noch mehr Anlaß zur inneren Zwietracht, die das Reich an den Rand

des Verderbens zu bringen drohte. Andreas II. hatte als Herzog, durch seine Bemühungen, noch beim Leben seines Bruders Emmerich die Krone an sich zu bringen, der königlichen Macht den heftigsten Stoß versetzt. Seine Regierung trübten, nebst dem Widerstande der geistlichen und weltlichen Großen, die Eingriffe seines Sohnes Bela, der, als jüngerer König, zwar an sich selbst heilsame Vorkehrungen durchsetzen wollte, die aber, weil sie wider den Willen des Vaters, auf gesetzwidrige Art behauptet werden mußten, das Ansehen der königlichen Würde immer tiefer herunter brachten. So von allen Seiten gedrängt, gab Andreas II. den Freiheitsbrief von 1222. In dieser Urkunde, welche unter dem Namen der goldenen Bulle bekannt ist, wurden zwar viele Misbräuche, welche seit langer Zeit eingerissen waren, abgestellt, aber die Gewalt welche die ersten kräftigen Könige nach dem heiligen Stephan errungen hatten, ging verloren; die Steuerfreiheit des Adels hingegen, und das Recht seine Güter zu vererben, wurden wieder auf eben den Punct hergestellt, wie jener erste König sie bewilliget hatte. Am verderblichsten für die königliche Gewalt war die der Geistlichkeit und dem Adel staatsrechtlich zugestandene Befugniß des Widerstandes im Falle der Verletzung eines Theiles der goldenen Bulle von königlicher Seite. Das Verhältniß zwischen dem Könige und den Städten fing an sich zu verändern. Es war nicht mehr der Herr, der seinen Unterthanen aus freiem Antriebe seiner königlichen Gnade bewilligte was er für gut fand, sondern es kamen Verträge zu Stande, in welchen beide Theile mit gleichen Rechten auftraten. Die Ungern nahten sich immer mehr dem Zustande eines freien Volkes, wo die Verwaltung nach den Zwecken der Gesammtheit beurtheilt, die Willkür durch den allgemeinen Willen beschränkt wird. Daher wird man es weniger bedauern, daß in der letzten Hälfte dieses Zeitraumes selten ausgezeichnete Fürsten auf dem Throne saßen, wenn man bedenkt, daß unter diesen schwächern Königen unter vielem Drange der äußern Umstände alle Stände des Volkes sich so frei und schön entwickelten. Die Reichsversammlungen oder Landtage wurden bedeutender. In der großen Versammlung von Stuhlweißenburg, wo König

Bela, vielleicht ohne Vorbedacht, durch augenblickliche Noth gezwungen, zur Aufrechthaltung des Christenthums, ein so furchtbares Blutbad anrichten ließ, hatte dieser Fürst zum erstenmale jetzt zwei Abgeordnete aus jeder Gespannschaft einberufen, da doch früherhin nur die Bischöfe, Obergespänne und Hofbeamten zu Rathe gezogen worden waren. Adel und Geistlichkeit erschienen jetzt immer zahlreicher auf den Landtagen, die deswegen unter freiem Himmel gehalten wurden. Auf dem berühmten Landtage auf dem Felde Rakos bei Pesth, unter Andreas III. warf man dem König im Eingange der Verhandlungen Lauheit in Erhaltung der Rechte des Ungrischen Volkes vor. Man erwählte einen eigenen, aus zwei Bischöfen und mehrern Adlichen bestehenden Rath, welcher aus den königlichen Einkünften besoldet werden mußte, und ohne den ein König keine wichtige Reichsangelegenheiten führen, und vorzüglich keine bedeutenden Aemter oder Güter verleihen sollte. Denn durch verschwenderische Schenkungen an die Kirche und an weltliche Lieblinge waren das Grundeigenthum und die Einkünfte der Krone so tief herabgesunken, daß die zur Verwaltung des Reiches nothwendigen Ausgaben immer weniger damit bestritten werden konnten, und der König deswegen völlig von dem guten Willen der Stände abhing. Ueberhaupt war während der beispiellos schlechten Regierung Ladislaus des Cumaners die königliche Würde auf eine Art beschimpft worden, die der Aufrechthaltung eines gesetzlichen Zustandes wenigstens eben so gefährlich war als die Willkür des Herrschers. Die zweimalige Verhaftung des Königs, durch seine Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze nothwendig gemacht, hatte die Ehrfurcht vor der Majestät, und den Glauben an die Unverletzbarkeit derselben, eine unentbehrliche Stütze des Gemeinwohls und der öffentlichen Sicherheit, geschwächt. Ladislaus hatte, wie einst Johann ohne Land, durch den schändlichsten Lebenswandel seine Völker gezwungen das Wohl des Staates auf ungesetzlichem Wege zu suchen. Der Krönungseid, den man zuerst von Andreas III. forderte, wurde jetzt immer nothwendiger geachtet. Vergebens suchten die Könige, während ihr Ansehen im Glauben ihres Volkes immer tiefer sank,

der Krone durch äußeres Gepränge höhern Glanz zu geben. Bela III., der übrigens auch zuerst eine ordentliche Canzlei einrichtete, führte, durch langen Aufenthalt zu Constantinopel an Griechische Sitte gewöhnt, an seinem Hofe viele von den Griechischen Hofgebräuchen und Hofämtern ein, zu welchen letztern ein Oberstmundschenk, Oberstruchseß, Oberststallmeister, Oberstkämmerer und Oberstthürhüter gehörten, die dann alle von ihren Nachfolgern beibehalten wurden. Ein höchst wichtiges Amt wurde später das des Pfalzgrafen oder Palatinus, welches bei der Schwäche der Könige und der zunehmenden Macht der Großen, immer mehr Aehnlichkeit mit dem der bekannten Französischen Hausmeier erhielt.

Das Verhältniß der weltlichen Staatsgewalt zur Kirche hatte sich im Ablaufe dieses Zeitraumes, wie in allen übrigen Europäischen Ländern, so auch in Ungern sehr zum Vortheile der letztern verändert. Der Glaube der Zeit, das Ansehen des heiligen Stuhls, und die reichlichen Schenkungen der Frommen mußten den Priesterstand auf die höchste Stufe erheben, während die innern Zerwürfnisse im Reiche, die Kämpfe zwischen den Fürsten des königlichen Hauses um die Krone, wo die Stimme der Geistlichkeit entscheidend war, und die Schwäche so vieler Herrscher die königliche Macht, besonders im Verhältnisse zu der priesterlichen Gewalt, immer tiefer stürzten, bis sie ihr am Ende beinahe untergeordnet war. Die ersten kräftigen Könige dieses Zeitraumes wußten, als ehrerbietige und gehorsame Söhne der Kirche, dennoch ihr Ansehen selbst in kirchlichen Dingen, sowohl gegen den Römischen Stuhl als gegen die Geistlichkeit ihres Reiches ungetrübt zu behaupten. Doch gab schon Coloman das sogenannte Investitur-Recht mit Ring und Stab freiwillig auf, sich lediglich die weltliche Belehnung vorbehaltend, die er allein für das ächte Sinnbild der Uebertragung weltlicher Güter und weltlicher Herrschaft hielt. In der Reichsversammlung auf dem Martinsberge im Jahre 1078 hatte der heilige Ladislaus verordnet, daß die Bestrafung der Bischöfe, wenn sie die Gesetze überträten, vom Könige abhängen sollte. Auch nach ihm wurde dieser Grundsatz noch eine Zeitlang festgehalten. Ste-

phan III. gab hingegen dem Cardinal-Legaten Albert de Mora, den Alexander III. nach Ungern gesendet hatte, im Jahre 1169 die Versicherung, daß er keine Absetzung oder Versetzung eines Bischofes, Abtes oder Propstes, ohne Wissen und Willen des Papstes vornehmen, erledigte Bisthümer nicht durch Laien, sondern nur durch rechtschaffene Geistliche verwalten, und ihre Einkünfte nur in der dringendsten Noth, und selbst dann nicht ohne Berathung der Bischöfe zu königlichen oder Reichsbedürfnissen verwenden wollte. Hätte sich dieses Wechselverhältniß zwischen den Königen, dem heiligen Stuhl und der Ungrischen Geistlichkeit in einem vernünftigen Gleichgewicht erhalten können; so würde es unter den damaligen Umständen für Kirche und Staat gleich heilsam geworden seyn. Das Ansehen des heiligen Stuhles hätte die Kirche in ihrer Würde und Reinheit erhalten, und vor Eingriffen der weltlichen Gewalt geschützt; die Macht der Könige, durch die kirchliche Salbung befestigt, durch die Einsprüche der Päpste und des Ungrischen Priesterstandes in Schranken gehalten, wäre nur Schutzwehre, nie ungerechtes Zwangsmittel der Völker geworden, und die Geistlichkeit, vom Römischen Stuhle genau beaufsichtiget, von den Königen unter dem Gehorsam der Gesetze erhalten, hätte sich in jener Würde und Unbeflecktheit erhalten, die für den kirchlichen Lehrstand unerläßlich bleibt. Aber die ungleiche Kraft und Denkungsart der Ungrischen Könige stand in zu großem Nachtheile gegen das folgerechte Verfahren der Römischen Kirchfürsten, als daß ein Gleichgewicht hätte von Dauer seyn können. König Emmerich, der sich im eigentlichen Verstande unter den Schutz des heiligen Stuhles begab, ließ sogar zu, daß der Propst von Stuhlweißenburg, als gesetzlicher Bewahrer der Krone und der Reichskleinodien, beim Papste um Erlaubniß anfragte, das ihm Vertraute aus den Händen zu lassen. Eben dieser Fürst stellte ohne Widerstand von Seiten der Bischöfe den Grundsatz auf, daß die königlichen Propsteien, so wie in weltlicher Hinsicht dem Könige, so in kirchlichen Angelegenheiten unmittelbar dem Papste untergeordnet seyn sollten. Nur Erzbischof Job von Gran widersprach der vom heiligen Stuhle gern bestätigten Verordnung, und erhielt

zu Rom eine Ausnahme in Betreff der von ihm abhängigen Propsteien. Emmerich hatte schon im Anfange seiner Regierung dem Erzbischofe von Gran den Zehnten von allen königlichen Einkünften überlassen, und bei der Erledigung dieses Stuhls im Jahre 1204, bewilligt, daß die Domherren von Gran ohne sein Zuthun den Erzbischof von Colocsa zum Erzbischofe von Gran, und Oberhirten des Reiches erwählten. Später wurde das Verhältniß zwischen den Königen, der Ungrischen Kirche und dem Papstthum immer ungünstiger für die Erstern, Die Schwäche der Könige, und die Anerkennung der Isidorischen Decretalen, gaben den Päpsten immer mehr Gewalt über das Ungrische Reich in die Hände. Könige und Bischöfe wendeten sich in streitigen Fällen nach Rom, und beurkundeten auf diese Art selbst das päpstliche Recht zur Entscheidung. In dem Concordate von 1233 wurden der Kirche ihre sehr ansehnlichen Rechte, und unter diesen fast alle Einkünfte von den Salzwerken und dem Salzverkaufe bestätigt. Unter Bela IV. ging der Römische Stuhl immer weiter, er mischte sich sogar in die bischöflichen und andern Wahlen ein, ersetzte, kraft seiner oberpriesterlichen Machtfülle, das Ungesetzliche derselben, und nahm den Neuerwählten einen feierlichen Eid der Treue ab. Aber der günstigste Augenblick die kirchliche Allgewalt zu begründen, erschien unter Ladislaus dem Cumaner, wo, ohne Widerspruch der Geistlichkeit, und ohne den Glauben des Volkes an den Priesterstand und die Heiligkeit der Aussprüche des Römischen Stuhls, durch die schändliche Verwaltung des Königs, Ungern in bürgerlicher, sittlicher und kirchlicher Hinsicht, völlig verwildert wäre. Als hingegen Andreas III. der Ungrischen Geistlichkeit in der ersten Reichsversammlung auf dem Felde Rakos bei Pesth ihre ansehnlichen Freiheiten wieder völlig bestätiget hatte, fühlte sie, wie sehr in den Angriffen des Papstes auf diesen König, die Würde des Ungrischen Volkes und der Ungrischen Kirche selbst, beleidiget war, und stand in diesem Kampfe treu zum Könige, zur gemeinsamen Erhaltung volksthümlicher Selbstständigkeit. Sowohl durch die Zunahme an Bevölkerung, als durch die größere Ausdehnung des Reichs hatten sich die bischöflichen Stühle ansehnlich vermehrt.

Neben dem Erzstuhle von Gran erhob sich der Erzstuhl von Colocsa, und kam zu jenem ungefähr in dasselbe Verhältniß wie in England der Erzstuhl von York zum Erzstuhle von Canterbury stand. Nach der Eroberung Croatiens (J. 1092) hatte König Ladislaus ein Bisthum zu Agram gestiftet. In Dalmatien waren nebst den Erzbischöfen von Spalatro die bischöflichen Stühle zu Arbe, Tinen, Traw, Belgrad an der Küste, Jadra, Veglia und Osero, welche von Coloman in allen Rechten der Ungrischen hohen Geistlichkeit gleich gesetzt wurden. Mit edler Uneigennützigkeit errichtete im Jahre 1186 Erzbischof Peter von Spalatro, für die Grafschaft Corbavia, die in seinem eigenen Sprengel, aber vom Hauptsitze abgelegen war, einen eignen bischöflichen Stuhl zu Corbavia, den er von seinen Tafeleinkünften begabte. So erhob auch Bela II. die Propstei Neitra, wo es seit der Flucht des Bischofs Viching bei dem Einfalle der Magyaren in Großmähren keine Bischöfe mehr gab, zum Bisthum. In ihren Sprengeln verwalteten die Bischöfe die kirchlichen Angelegenheiten ohne Einspruch der weltlichen Macht, die ihnen vielmehr zu Gebote stehn mußte, wo sie ihre Pflichten nicht ohne Beistand des weltlichen Gewalthabers erfüllen konnten. Drei Theile der Einkünfte ihrer Kirche waren für die Geistlichkeit, den Gottesdienst und die Armen bestimmt, nur über den vierten verfügten sie nach Belieben. Seitdem die Könige auf das Investiturrecht Verzicht geleistet hatten, wurden die Erzbischöfe von den Bischöfen ihres Erzsprengels und ihrem Domcapitel, die Bischöfe und Pröpste von ihren Capiteln, und die Aebte von ihren Klostergemeinden erwählt. Die Könige hatten kein Recht sich in diese Wahl einzumischen, wohl aber dasjenige, sie zu bestätigen, und sie dann mit den weltlichen Gütern zu belehnen.

Neben der Weltgeistlichkeit nahm auch während dieses Zeitraumes die Klostergeistlichkeit auf eine sehr ansehnliche Weise zu. Wegen ihres strengen Wandels und ihres ganz der Andacht geweiheten Lebens wurden die Mönche bei Fürsten und Volk unter allen Priestern am meisten verehrt. Gern wählte man aus ihnen Bischöfe, weil sie an größere Entbehrung gewöhnt, in Verwendung der kirchlichen Einkünfte sparsamer waren. Im

eilften Jahrhunderte gab es in Ungern schon fünfzehn Benedictiner-Abteien, welche alle von den Königen sehr reichlich begabt waren. Allmählig erhielten auch die meisten Aebte und Pröpste von Königen und Päpsten völlige Befreiung von den Unterwürfigkeits-Verhältnissen gegen die Bischöfe ihres Sprengels, denen sie in dem Gebrauche äußerer Ehrenzeichen gleich gestellt wurden. Während des zwölften Jahrhunderts vermehrten sich die Propsteien, und der Benedictiner-Orden erhielt sechs neue Abteien. Unter Stephan II. kamen zuerst Prämonstratenser nach Ungern, und Bela II. berief die ersten Cistercienser in sein Reich. Nicht weniger freigebig waren die Könige von Ungern gegen die geistlichen Ritterorden. Besonders hatten sich unter König Emmerich die Templer reicher Schenkungen zu erfreuen. Während des zehnten Jahrhunderts wurden ihre Reichthümer so unermeßlich vermehrt, daß sie, im weltlichen Treiben verloren, sich um kirchliche Angelegenheiten und Glaubenssachen wenig mehr bekümmerten. So erhielten auch die Deutschen Ritter das sogenannte Burzenland zu Lehen, gegen die Verpflichtung dieses Land durch Anlegen hölzerner Burgen wider die Einfälle der Cumaner zu schirmen, und es mit Deutschen zu bevölkern; aber schon nach zwölf Jahren verloren sie es wieder, weil sie im Einverständnisse mit dem Papste Honorius III. sich der Oberherrlichkeit der Ungrischen Krone entziehen wollten. Andreas II. Frömmigkeit brachte den Orden der Chorherren vom heiligen Grabe, die er selbst von seinem Aufenthalte in Palästina her kannte, nach Ungern. Auch wurden im dreizehnten Jahrhundert die männlichen und weiblichen Orden des Franciscus und Dominicus hieher verpflanzt. Mehrere Fürstinnen aus dem königlichen Hause nahmen im Kloster von St. Clara den Schleier. Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts kamen auch Karthäuser nach Ungern. In volksthümlicher Hinsicht war jedoch der Orden der Eremiten des heiligen Paulus, der merkwürdigste von allen, da er in Ungern selbst seinen Ursprung nahm (J. 1225), und sich unter allen Orden am meisten im Vaterlande ausbreitete. Diese frommen Brüder weihten sich einem durchaus beschauenden Leben; mehr mit der innern Erhebung des Geistes zur Er-

kenntniß des Höchsten, als mit äußern Bußübungen beschäftigt. Neben der blühenden Lateinischen Kirche, konnte die Griechische in Ungern weder äußern Glanz noch festen Bestand erlangen, obwohl der nördliche Theil Ungerns und Siebenbürgens mit vielen ursprünglichen Russen und Wlachen bevölkert war, die der Griechischen Lehre zugethan blieben. Denn auf der einen Seite suchten sowohl der Römische Stuhl als die Lateinische Geistlichkeit in Ungern, in Ungern das Aufkommen eines Griechischen Kirchenthums mit strenger Wachsamkeit zu verhindern, — auf der andern waren weder das Betragen des Byzantinischen Hofes und der Griechischen Strenggläubigen gegen die Lateiner, noch der Wandel der in Ungern befindlichen Griechischen Mönche geeignet, bei dem Ungrischen Volke Achtung und Liebe für das Griechische Kirchenwesen zu begründen. Ueberhaupt hatte, wie überall, der übermäßige Reichthum der Kirche, der seit langer Zeit nicht mehr bloß zur Erhöhung des Glanzes beim Gottesdienste verwendet ward, die Geistlichkeit von jener Demuth und Sittenreinheit entfernt, der sie sich noch im Anfange dieses Zeitraumes rühmen durfte. Den päpstlichen Beschluß über die Ehelosigkeit der Priester hatte man in Ungern nur allmählig und mit großer Schonung geltend gemacht. Unter Ladislaus konnten verheirathete Priester ihr Amt ungestört bekleiden, nur die zweiten Ehen wurden für ungültig erklärt. Hingegen wurde unter Coloman Niemand mehr ohne das Gelübde der Enthaltsamkeit geweiht, und selbst die bereits Verheiratheten mußten es mit Einwilligung ihrer Gattinnen ablegen, oder ihrem Stande entsagen. Allein von der Graner Kirchenversammlung wurde diese Bestimmung wieder gemildert. Doch wurde in der Folge der Kirchenbeschluß in seiner ganzen Strenge eingeführt. Indessen scheint in Ungern diese Verfügung auf die Sittenreinheit des Priesterstandes keinen sehr günstigen Einfluß geübt zu haben. Wenigstens erhellet aus den Verhandlungen zwischen dem heiligen Stuhle, den Königen und der Geistlichkeit, daß die Kirchenzucht in großem Verfalle war. Statt rechtmäßiger Weiber hielten sich die Priester Beischläferinnen, oder trieben gar mit ihren nächsten Verwandten Blutschande. Höhere und niedere

Geistliche klagten sich wechselseitig des Meineides und der Simonie an. Befehdungen und Gewaltthaten aller Art wurden häufig, da neben der Verwaltung des reichen Kirchengutes, den Priestern auch die Uebernahme von Hof- und andern weltlichen Aemtern gestattet ward. Aber kein Laster setzte sie mehr in den Augen der Gläubigen herab, als das der Unkeuschheit. Denn keine Tugend wurde in Ungern höher und heiliger geachtet als die der Enthaltsamkeit, daher Fürsten und Fürstinnen oft zu nicht geringem Schaden des Reichs, wunderbare Opfer der Entsagung brachten. Dabei war innige Verehrung der Mutter Gottes besonders durch den Orden der Cistercienser verbreitet, tief in alle Gemüther gedrungen, und der Gegenstand sowohl häuslicher als kirchlicher Andacht. Auf Reliquien hielten die Ungern nicht soviel wie andere Völker; doch brachte ihrer die besondere Ehrfurcht Andreas II. für das Geheimniß der Auferstehung des Heilandes auch mehrere aus dem Morgenlande nach der Heimath.

Gleich den Verhältnissen der Geistlichkeit, nahmen auch die des Adels dieselbe Richtung, welche der Geist der Zeit in den übrigen Europäischen Reichen herbeiführte. Zwar wurde der Kampf zwischen den Königen und dem nach Unabhängigkeit strebenden Adel mit abwechselndem Glücke geführt, und unter einzelnen kräftigen Königen gingen für den Letztern oft die Früchte langer Anstrengungen wieder verloren; allein die Unordnung welche unter den letzten Regierungen dieses Zeitraumes einreißen mußte, war der Erfüllung der Absichten des Adels viel zu günstig, als daß er sie nicht aufs beste dafür hätte benutzen sollen, und bei den Verhandlungen des Landtages von Pesth wurden sie völlig sicher gestellt. Schon König Coloman mußte in seinen Gesetzen mehreren vom Adel allmählig eingeführten Mißbräuchen nach Kräften steuern. Unter der Benennung Udvornici hielten sie christliche Leibeigene, welche sie aber auf Colomans Befehl alle zu Zinsbauern (Conditionarii) umschaffen mußten. Eben so fingen die Adlichen an, ihre Güter, wider den Gebrauch des Lehenrechts, auch auf ihre Töchter zu vererben. Coloman bewilligte dieses nur in Hinsicht der vom heiligen Stephan erhaltenen Schenkungen. Auch die zu den königlichen Bur-

gen gehörigen Dörfer, welche der Adel den Königen entlockt hatte, mußten wiedergegeben werden. Dieselbe Maßregel wurde auf der Reichsversammlung zu Arad (J. 1136) auch gegen die Anmaßungen der Obergespänne genommen, deren die Königinn Helena bei dieser Gelegenheit so viele auf die grausamste Weise umbringen ließ. Die Erblichkeit dieser Würde, die sich seit Coloman häufig eingeschlichen hatte, wurde wieder abgestellt. Aber unter der kriegerischen Herrschaft Stephans III., wo der König der Dienste des Adels so häufig bedurfte, ließ sich der Letztere wieder viele Güter schenken, welche zu den königlichen Burgen gehörten, und zu Unterhaltung derselben nothwendig gewesen waren. Daher hatte Bela's IV. Sohn und Nachfolger, Andreas II. der eifrigste Gegner der Vorrechte, die sich besonders der hohe Adel angemaßt hatte, schon beim Leben seines Vaters einen heftigen Kampf mit demselben durchzuführen, um die frühern Rechte und Verhältnisse wieder geltend zu machen. In der goldenen Bulle wurde bestimmt, daß ganze Grafschaften oder Reichsämter nicht mehr erblich übertragen werden durften, im übrigen aber die alte Comitatsverfassung wiederhergestellt. Die Adlichen erhielten die Versicherung, daß keiner von ihnen mehr mit Hintansetzung der gerichtlichen Formen gefangen gesetzt, oder gar seiner Güter beraubt werden sollte. Von dem Erblaß eines Adlichen in Lehengütern, sollten die Töchter nur einen Viertheil zu ihrer Ausstattung erhalten, über die drei andern Viertheile konnte der Erblasser nach Gutdünken verfügen, und sogar ohne königliche Bewilligung einen Sohn annehmen. Die Witwe erhielt bloß ihr Nebengut und die Morgengabe in beweglichen Sachen. In Ermanglung eines letzten Willens kam das Gut an einen Schwertmagen, und nur wenn kein solcher vorhanden war, an den König. Von den Grundstücken der Einhäusler und der Zinsbauern des begüterten Adels durften keine Abgaben gefordert werden, auch waren die servientes von aller Verpflegung durchreisender Beamter u. s. w. frei. Die Obergespänne sollten ein Drittheil aller Einkünfte der königlichen Burgen beziehen, und zwei Drittheile an den König einliefern, die Jobagones Regis (Reichsbarone) sich aller Erpressungen

auf ihren Reisen von und zu Hofe, und aller Bedrückungen der Aermern enthalten. So mußte Bela, um die gefährlichen Entwürfe des hohen Adels zu vereiteln, dem niedern desto größere Vortheile einräumen. In dem neuen Versicherungsbriefe den Bela an der Spitze des niederen Adels im Jahre 1231 seinem Vater abdrang, ward ebenfalls festgesetzt, daß der niedere Adel ohne Löhnung nicht außerhalb des Landes zu dienen brauche. Als er endlich den Thron bestiegen hatte, suchte er den hohen Adel noch mehr zu demüthigen. Nachdem er zu Stuhlweißenburg mehrere durch List gefangene Große hatte hinrichten lassen, erklärte er, daß er es nicht mehr dulden würde, wenn sich die Reichsbarone in seiner Gegenwart niedersetzten, und auf der nächsten Reichsversammlung kam ein Gesetz zu Stande, vermöge dessen alle Schloßgüter ohne Unterschied durch eigens bestellte Richter in jeder Gespannschaft, sollten eingezogen werden, welche Verordnung mit der größten Strenge, ungeachtet des Unwillens der Besitzer durchgesetzt wurde. Den niedern Adel beleidigte er vorzüglich durch die Erklärung, daß er künftig den mündlichen Bitten seiner Unterthanen kein Gehör mehr geben würde, sondern alle Geschäfte und Anliegen schriftlich abgehandelt werden sollten. Die traurigen Folgen des allgemeinen Misvergnügens der Ungern, und besonders der Erbitterung des Volkes über die Einwanderung der Cumaner, deren Familienhäupter dem Ungrischen Adel an Rechten gleich gestellt wurden, sind bereits erzählt. Als sich zwischen Bela und seinem Sohne Stephan jene ärgerlichen Auftritte erneuten, die schon zur Zeit des Königs Andreas das Reich erschüttert hatten, drang der Adel den beiden Fürsten im Jahre 1267 die Zurückstellung aller den Adlichen geschenkten und später wieder zu den Schlössern gezogenen, und mit königlichen Udvornicis bevölkerten Güter ab. Dazu mußte dem Adel noch die Vererbung seiner Güter auf die Spielmagen, die mündliche Verhandlung seiner Angelegenheiten bei Hofe, und eine jährliche große Gerichtssitzung zu Stuhlweißenburg eingeräumt werden, wo der König nebst den Bischöfen und weltlichen Großen zwei oder drei Abgeordnete des Adels aus jeder Gespannschaft einzuberufen verbunden war. Aus den

Verhandlungen des Peſther Landtages erhellt, daß der mächtige Adel den weniger Begüterten durch allerlei gewaltſame Mittel zu unterdrücken ſtrebte, welchem Umfang man durch die ſchärfſten Verordnungen zu ſteuern trachtete. Zur Erhaltung des Landfriedens wurde die Beſtimmung feſtgeſetzt, daß Niemand ohne königliche Erlaubniß ein neues Schloß bauen, und wenn Jemand aus ſeiner Burg Räubereien verübte, oder ſeine Unterthanen unrechtmäßiger Weiſe bedrückte, die Burg geſchleift, im Widerſtandsfalle auch die Güter des Räubers eingezogen werden ſollten. In den ſpätern Urkunden dieſes Zeitraumes findet man verſchiedene Ordnungen des Adels bezeichnet; vor Allen die Reichsbarone (Jobagyen, Reichsbeamte), dann die Eigenthümer großer Herrſchaften (Potentes, mächtige Herren), die Freiherren, Reichsgrafen, d. h. lehenfreie Grundbeſitzer mit eigener Gerichtsbarkeit (Nobiles, Comites liberi), und endlich Dienſtmänner, lehenhafte Grundbeſitzer. Seit Andreas II. wurde die Benennung Graf nicht nur als Amts-, ſondern auch als Standesbezeichnung gebraucht, die man, wenn ſie der König als Belohnung für geleiſtete Dienſte verliehen hatte, auf ſeine Kinder vererbte. Standes-Erhebungen wurden von nun an häufiger vorgenommen.

Im Anfange dieſes Zeitraumes fingen die Burghörigen und die, welche ſich in den Marktflecken bei den königlichen Burgen angeſiedelt hatten, an, größere Freiheiten zu begehren, welche ſie, wegen der in Zeiten der Gefahr öfters geleiſteten Dienſte, auch wirklich von den Königen erhielten. Man erhob ſie zu freien und königlichen Städten, befreite ſie von den Leiſtungen an die Burg und der Gerichtsbarkeit des Grafen und des Befehlshabers auf dem Schloſſe, ertheilte ihnen die Befugniß ſich eigene Richter zu erwählen, und beſchenkte ſie mit einem förmlich abgemarkten Stadtgebiete, innerhalb deſſen ſie nur gegen den König verpflichtet waren. Stuhlweißenburg, Preßburg und Kremnitz gehören zu den Städten, welche am erſten ſolche Auszeichnung erhielten. Auch bei biſchöflichen Sitzen und größern Abteien entſtanden Flecken und Städte, welche im Ablaufe der Jahrhunderte immer mehr Bedeutung erhielten. In allen Ge-

genden des Reiches vermehrte sich ihre Zahl, und in Dalmatien fand man bereits blühende Städte, deren von den Ungrischen Königen bestätigte Freiheiten, den Vorrechten welche den Ungrischen Städten ertheilt werden mochten, zum Muster dienten. Die fremden Ansiedler (Gäste, hospites) unter der Burg Warasdin, hatten dem König Andreas II., während er noch als Herzog auf seines Bruders Emmerich Befehl in der Kheener Burg gefangen saß, wichtige Dienste geleistet. Zur Belohnung derselben erhob er diese Gäste nach seiner Thronbesteigung (J. 1209) zur Stadtgemeinde, ertheilte ihnen die Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Hofgrafen und allen Mauthen und Zöllen, mit Ausnahme der Handelsreisen nach Deutschland, das Recht sich einen eigenen Richter zu wählen, und bei ihrem Tode über ihr Vermögen durch Abfassung eines letzten Willens frei zu verfügen, endlich ein ziemlich beträchtliches genau abgemarktes Stadtgebiet. Dieser Freibrief wurde bei den später von den Ungrischen Königen ertheilten, gewöhnlich zum Muster genommen. Doch begnügten sich die städtischen Bürger in diesem Zeitraume mit diesen meistens nur auf ihr Gebiet beschränkten, und auf ihre privatrechtlichen Verhältnisse sich beziehenden Vorzügen, ohne auf allgemeinere, wie auf das Recht der Erscheinung und Abstimmung auf den Landtagen Anspruch zu machen. Denn lange vor dem höhern staatsbürgerlichen Daseyn ward das engere bürgerliche Fortkommen zum Bedürfniß. Eine eigene freibürgerliche Stellung im Reiche behaupteten die Deutschen Einwanderer in Siebenbürgen, welche seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts Medwisch, Hermannstadt, Schäßburg, Müllenbach, Clausenburg, Kronstadt und Bistritz zu festen Städten angebaut hatten. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erhielten sie nach vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten und harter Verfolgung und Unterdrückung von Seiten ihrer Gegner, vom König Andreas II. einen Freibrief, der sie in ein sehr unabhängiges Verhältniß gegen die Ungern setzte, und ihnen durch Verleihung höchst ansehnlicher Rechte und Freiheiten genugsame Kraft zu selbstständiger Ausbildung verlieh. Vermöge dieser Urkunde erhielten sie einen Landstrich von 123 Quadratmeilen

zwischen Broos vor dem Walde und Barolt jenseits der Aluta, zu welchem auch das den Deutschen Rittern wieder entzogene Burzenland gehörte. Ein eigener, nur dem Könige unterworfener Hofgraf regierte sie zu Hermannstadt. Von der Münzeinwechslung und allen Zöllen und Mauthen waren sie befreit. Den Woywoden von Siebenbürgen mußten sie nur zweimal im Jahre bewirthen. Für die Aufhebung der Münzeinwechslung sollten sie jährlich 500 Mark Silbers bezahlen, und zu Vertheidigungs-Kriegen 500 Bewaffnete stellen. Bei Angriffs-Kriegen waren sie, wenn der König selbst das Heer befehligte, zu 100, sonst aber nur zu 50 Mann verpflichtet. Auch die übrigen Deutschen in Ungern erhielten von den Königen eigenthümliche Rechte und Einrichtungen, vermöge welcher sie in einem ganz freien Verhältnisse zu den Ungern standen. Unter Stephan IV. vereinigten sich die Sachsen des Zipserlandes, die Bewohner von 24 Städten und Marktflecken, zu einer Gesammtheit von 24 königlichen Zünften. Die ihnen von König Stephan im Jahr 1271 ertheilte Handveste berechtigte sie zur Wahl eines eigenen Grafen, so wie zur freien Wahl ihrer Pfarrer, und zur ungehinderten Benutzung des von ihnen angebauten Landes. Hingegen waren sie zur jährlichen Münzeinwechslung und zur Erlegung eines jährlichen Grundzinses von 100 Mark reinen Silbers verbunden. Im Kriege mußten sie 50 Mann auf ihre Kosten gerüstet, unter das königliche Banner stellen. Diese besondern Rechte der Deutschen sind, eben so wie die welche auch die Cumaner und Juden genossen, ein schönes Denkmal der Achtung welche die Ungrischen Könige der damaligen Zeit für die Selbstständigkeit der ihrem Scepter unterworfenen Völker hegten. Nicht durch gewaltsame Zerstörung der Eigenthümlichkeit der besondern, so verschiedenartigen Stämme, nicht durch aufgezwungene gemeinsame Einrichtungen, und Zertretung alles dessen was dem Einzelnen wünschenswerth, ja heilig war, sondern durch weise, schonende Beherzigung Aller, hofften die Könige von Ungern allmählig ihre Völker zu einer einträchtigen Gesammtheit zu verbinden.

Des heiligen Stephan frühere Nachfolger hatten noch viel mit dem Misbrauche zu kämpfen, den sich viele Edelleute zu Schulden kommen ließen, Christen als Knechte zu behalten. Es ergingen scharfe Verordnungen, vermöge welcher sie alle zu Zinsbauern umgeschaffen werden mußten. Aber auch die Zahl dieser Letztern nahm ab; denn auf den königlichen Gütern wurden viele zu Ergänzung der Gespannschafts-Schaaren unter die Burg-Jobagyen aufgenommen; viele andere Güterbesitzer ließen sie zur Belohnung treuer Dienste frei, oder verkauften ihnen ihre Freiheit mit oder ohne Bedingung. Am günstigsten ward ihnen die Verwüstung Ungerns durch die Mongolen im dreizehnten Jahrhundert, denn da bei dieser Gelegenheit ganze adliche Häuser ausgerottet wurden, so mußten ihre Güter sowohl als die königlichen, von denen jetzt viele völlig wüst, ebenfalls alle Bearbeiter verloren hatten, mit ehemaligen Knechten bevölkert werden. Dieses geschah unter vortheilhaften Bedingungen, und für einen großen Theil hatte diese Veränderung gänzliche Befreiung zur Folge.

Gesetze gaben im Anfange dieses Zeitraumes immer noch die Könige, mit dem Rathe der vornehmsten geistlichen und weltlichen Großen. Die Gesetze König Stephans wurden in einer Versammlung auf dem Martinsberge im Jahre 1078 vom heiligen Ladislaus vermehrt. Spätere Könige fügten ihnen die Verordnungen bei, welche die Zeit-Umstände verlangt hatten. Am Ende dieses Zeitraumes übte auch der Landtag die gesetzgebende Gewalt, und zwar in zwei Kammern. In der einen wurden die Gesetze mit Bewilligung des Königs und der Reichs-Barone von den Prälaten, Obergespännen, und den anwesenden Edelleuten entworfen, in der zweiten vom Könige und den Reichsbaronen als höchstem königlichen Staatsrathe bestätigt. Streitende konnten ihren Rechtshandel unter sich durch einen Vergleich ausmachen, ohne daß der Richter befugt war sich darein zu mischen.

Die Gerichtsverfassung wurde in diesem Zeitraume öfters wesentlich verändert, und machte besonders am Ende desselben höchst bedeutende Fortschritte zum Bessern. Ursprünglich war

war der schriftliche Rechtsgang in Ungern bekannt gewesen. Der Umstand, daß viele hohe Ungrische Geistliche, welche das königliche Canzler- und Schreiber-Amt bekleideten, des alten Römischen und kanonischen Rechtes kundig, also Legisten und Decretisten waren, mag viel hiezu beigetragen haben. Aber dem Ungrischen Adel mußte er verhaßt seyn, weil er seine Sache in die Hände der Geistlichen gab, und Kenntnisse erforderte, die dem in beständige Fehden verwickelten Laien keineswegs zuzumuthen waren. Bela, der von der Würde der königlichen Majestät morgenländische Begriffe hatte, setzte, wie es am kaiserlichen und päpstlichen Hofe üblich war, bestimmte Bitt- und Klageformeln fest, und ernannte zwei eigene Beamte, welche die Bitten des Volks und die Klagen der Streitenden anhören, und ihm den schriftlich abgefaßten Inhalt derselben zur Entscheidung vorlegen mußten. Schon vor Bela hatten der Reichsverweser Lucas Banfy, Erzbischof von Gran, und der Palatin Amgudin den kanonischen Rechtsgang in Ungern eingeführt. Mit vielen andern wichtigen Verbesserungen kam auch die des Gerichtswesens auf dem großen Pesther Landtage, am Schlusse dieses Zeitraumes zu Stande. Vor Allem wurde als Grundsatz angenommen, daß kein Adlicher auf außergesetzlichem Wege von einem Obern verhaftet oder vorgeladen werden könnte, und daß die Gerichte ja nicht bei verschlossenen Thüren, sondern öffentlich gehalten werden sollten. Ferner wurde von nun an bei den bürgerlichen und peinlichen Rechtshändeln ein verschiedenes Verfahren eingeführt. Zur Untersuchung in den letztern ernannte der König in jeder Gespannschaft zwölf glaubwürdige Edelleute, denen man in ihrer Amtsübung einen Abgeordneten des nächsten Stiftes beigesellte. Vier von ihnen mußten verordnete Richter des Adels seyn, und alle sich zu rechtlichem Verfahren eidlich verpflichten. Wenn diese Geschwornen an den König berichtet hatten, so konnte der ordentliche Richter an dem von ihnen bestimmten Gerichtstage ohne fernere Untersuchung sprechen. Alle peinlichen Rechtshändel mußten in drei Gerichtstagen abgethan seyn. Die bürgerlichen wurden hingegen in den meisten Fällen durch drei Rechtsklagen durchgeführt; denn zweimal konnte der

Beklagte des Richters Endurtheil durch Einreden aufhalten. Doch mußte die ganze Sache in Jahresfrist abgethan seyn. Mit der Vollziehung der Sprüche waren eigene Beamte beauftragt, die man Pristaldi nannte, vom Slavischen Worte prisfoit (dabeistehen). Die Strafen waren streng, und mehr nach der Häufigkeit und Schwierigkeit der Entdeckung als nach der Größe des Verbrechens berechnet. So sollte in ältern Zeiten derjenige, welcher einen gerichtlich abgehandelten Streit über Grundbesitz boshaft erneuerte, lebendig gebraten werden. Für geringere Vergehen wurde der Schuldige häufig geschoren, welches entehrend war, oder geblendet. Verfälscher brandmarkte man mit den Schlüsseln der königlichen Burg ins Gesicht. Diebe wurden in schwerern Fällen gehängt, Mörder enthauptet. Doch war es nach der Sitte der Zeit öfters verstattet sich von peinlichen Strafen loszukaufen.

So lange die königliche Gewalt noch genug in Ansehen stand, um den Adel in seinen pflichtmäßigen Schranken zu halten, blieb das Ungrische Kriegswesen zum großen Vortheil des Reichs nach den Grundsätzen der Gespannschafts-Verfassung eingerichtet. Aber mit dem Verfall dieser Letztern, den die Befestigung der Vorrechte des Adels nach sich ziehen mußte, sank auch das Kriegswesen, welches ohnehin durch Nachahmung Griechischer und Deutscher Weise, viel von seiner Eigenthümlichkeit verloren hatte, immer tiefer. Das Heer, welches König Stephan III. im Jahr 1168 unter dem Feldherrn Dionysius gegen den Byzantinischen Kaiser Manuel schickte, bestand nach den Gespannschaften aus 36 Schaaren. Den Vortrab machten leichte Reuter mit Bogen und Schilden (Szekler und Byssener) aus. Das Hauptheer bestand aus lauter geharnischten Reutern mit Schwertern und langen Speeren bewaffnet, Kopf und Brust des Pferdes stark mit eisernen Schienen bedeckt. Die besten Reuter und Pferde waren in der ersten Reihe und die Schlachtordnung bildete eine einzige dicht geschlossene Masse, wo Mann an Mann, Pferd an Pferd stand, und selbst die Köpfe der Letztern zusammengekettet waren. Im Kampfe mit den Griechen wurde dieses Heer geschlagen, weil die Ungrischen Speere beim ersten Anfall an

den Panzern der Griechen zerbrachen, und diese Letztern den Ungern mit ihren langen Keulen die Schwerter aus den Händen schlugen. — In den spätern Freibriefen, welche die Ungrischen Könige dem Adel ertheilen mußten, war ausdrücklich festgesetzt, daß Grafen und Adliche nur in Vertheidigungskriegen auf eigene Kosten zuzuziehen verpflichtet waren; in Angriffskriegen mußte sie der König aus seinen eigenen Einkünften besolden, und man darf sich daher nicht verwundern, wenn die Könige bei gleichen Kosten jetzt öfters zu fremden, ihnen in vielen Dingen bequemern und unterworfenern Miethschaaren ihre Zuflucht nahmen.

Ungeachtet der vielen Einwanderungen fremder, besonders Deutscher Ansiedler aus allen Ständen, wurde die ursprüngliche Magyarische Sinnesart des Volkes doch nie gänzlich unterdrückt. Achtung für männliche und weibliche Keuschheit, und eheliche Treue blieben, trotz den wildesten Ausbrüchen andrer ungeregelter Leidenschaften, stets Grundzüge derselben. Der kirchliche Glaube hatte im Ganzen wenig günstigen Einfluß auf die Sittlichkeit, welcher im Gegentheile die Ansicht, daß man durch fromme Werke, d. h. Beschenkung der Kirche und ihrer Verwalter, Sünden abkaufen könne, — die auch in Ungern der Grund zur Stiftung und Bereicherung so vieler Kirchen und Klöster ward, im höchsten Maße nachtheilig seyn mußte. Durch die Verbindungen Ungrischer mit fremden Fürstinnen, war der Ungrische Hof mit fremder Pracht vertraut geworden; vorzüglich hatte Constantinopel, wo auch Bela III. gebildet wurde, und wo noch öfters Ungern hinwanderten, in dieser Hinsicht einen sehr starken Einfluß geübt, und vielleicht hätte sich Ungern völlig nach Griechischer Sitte gebildet, wäre die Römischkatholische Geistlichkeit, die unter solchen Umständen auch die Oberherrschaft der Griechischen Kirche befürchtete, nicht eifrig bemüht gewesen, eine solche Richtung in ihrem Entstehen zu unterdrücken. Daher näherten sich die Ungern in ihrer Bildung mehr den Deutschen, mit denen ihr Land, besonders seit der furchtbaren Mongolischen Verwüstung so zahlreich bevölkert wurde. Hieher kam auch meistentheils das Ritterwesen, welches indessen, da sich in Ungern keine volksthümliche Dichtung mit ihm verband, es zu verschönern,

in diesem Lande mehr seine strenge kriegerische, als seine erhabne gemüthliche Seite ausbildete. Vom Hofe her verbreitete sich übrigens der Prachtaufwand bald auf die reiche Geistlichkeit und auf den begüterten Adel, wo er oft in einem grellen Widerspruch mit der Wildheit und dürftigen Verstandesbildung der Herren war.

Urkunden des eilften und zwölften Jahrhunderts lassen schon auf einen ziemlich blühenden Ackerbau schließen, bei dessen Förderung besonders die Klostergeistlichen dem übrigen Volke mit einem guten Beispiele kluger und fleißiger Benutzung vorgingen. Aber im dreizehnten Jahrhunderte vernichtete die Mongolische Verwüstung beinahe alles was bis auf jenen Zeitpunct in dieser Hinsicht Nützliches geschehen war. Daher mußte der gesunkenen Landwirthschaft durch außerordentliche Mittel, vorzüglich durch Einwanderung tüchtiger Arbeiter, wozu die fleißigen Deutschen sich am besten zu eignen schienen, wieder aufgeholfen werden. Dieses wirksame Mittel half ihr sehr schnell. Auch der Weinbau hob sich in kurzem zu einem blühenden Zustande. Italische Weingärtner brachten aus ihrem Vaterlande und aus der Griechischen Halbinsel Weinstöcke mit, von welchen der edle Tokaier herstammt. Man wies ihnen Patak, Petracho, Olaszi und Olaszky zur Wohnung an, und von dort aus zogen Einige von ihnen an die Erlauer, Piliser und Oedenburger Berge. Indessen blieb der Ankaufspreis der Güter noch niedrig, der Pesther Landtag setzte ihn im Allgemeinen auf den zehnfachen Ertrag fest, und dann scheint die Summe noch niedriger, weil das baare Geld seiner Seltenheit wegen einen so hohen Werth hatte, daß man eine Mühle mit dem dazu gehörigen Ackerhofe um drei Mark, und zwei Weinberge um eben diesen Preis kaufen konnte. Bei Kauf-, Tausch- und Pfand-Verträgen von Gütern, mußte der Verkäufer sein Gut erst seinen Verwandten, dann seinen Gränznachbaren angeboten haben, ehe er es an sonst jemand verkaufen konnte, und jene mußten bei der feierlichen Verhandlung und Ausfertigung der Urkunde gegenwärtig seyn. Der Bergbau, welcher während des zwölften Jahrhunderts in Ungern und Siebenbürgen durch den Fleiß der Sächsischen und Flandrischen

Einwanderer ergiebiger gemacht worden war, kam nach der Mongolischen Verwüstung durch Deutsche Arbeiter neuerdings empor; konnte indessen das Bedürfniß von baarem Gelde keineswegs befriedigen. Um dem Unfuge abzuhelfen, welcher bei dem ungleichen Gewichte von Münzen eines und desselben Werthes durch Kipper und Wipper, und durch Wechsler geschah, befahl Bela I., daß nur Silberpfenninge von acht Gran geprägt werden sollten, deren vierzig einen Byzantiner ausmachten. Diese Summe war der Preis eines Stiers. Mark und Ferting waren eingebildete Münzen, von denen jene acht, diese zwei Unzen wogen. Das Verhältniß des Silbers zum Golde war wie eins zu zehen. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, unter Andreas II. wurde, um die großen Ausgaben des Hofs zu bestreiten, eine für das ganze Volk äußerst lästige Auflage erfunden. Man traf nämlich die Verfügung, daß die Münze alle Jahre neu geprägt, und die alte durch eigens dazu abgeschickte königliche Beamte mit einem beträchtlichen Lösegeld eingewechselt werden sollte. Dieses Aufgeld welches die königliche Kammer bezog, nannte man lucrum Camerae, Kammergewinn; die Beamten welche es bezogen waren in der Regel Juden oder Muhamedanische Bulgaren, die sich bei dieser Gelegenheit die härtesten Erpressungen erlaubten. Ueberdies ließ Andreas II., trotz den feierlichsten Verheißungen, viel schlechtere Münze schlagen, als keiner seiner Vorfahren. Unter Bela IV. wurde nach der Mongolischen Verwüstung, bei der großen Erschöpfung der Schatzkammer, durch Byzantinische Münzer eine Menge schlechter Kupfermünzen geschlagen, welche ebenfalls mit einem beträchtlichen Aufgeld eingewechselt werden mußten. Stephan IV. ließ zu Agram, Szerem und Verocze für Croatien und Slavonien sogenannte Agramer Pfenninge prägen, deren 200 eine Mark Silber ausmachten. Unter eben diesem Könige wurde das Silber mit einem Fünftel Leg ausgeprägt. Dieses ließ der Pesther Landtag noch für zwei Jahre gelten, verordnete aber zugleich, daß nach dem Verflusse dieser Zeit nur noch ein Zehntel Leg beigemischt werden sollte. Goldmünzen wurden während dieses ganzen Zeitraums noch keine in Ungern geschlagen. Bis in die Mitte des

dreizehnten Jahrhunderts bediente man sich im Handel und Wandel der Byzantinischen Ducaten, später wurden sie durch die in ganz Europa verbreiteten Florentinischen Goldgulden ersetzt. Die Vergabungsurkunden des eilften Jahrhunderts erwähnen schon vieler Handwerker und Künstler, welche die Bedürfnisse eines gebildetern Lebens befriedigten. Zu denen, welche am meisten beschäftiget waren, gehörten die Kürschner, da eine lange mit Pelz gefütterte Kleidung, Suba genannt, welche den fest anliegenden Leibrock (Dolmany) bedeckte, die Lieblingstracht der Ungern war, welche die Vornehmern mit kostbarem Räuchwerke verziert trugen. Im zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mögen sich Handwerke und Künste besonders auch durch Deutschen Fleiß sehr viel ausgebildet haben. Aber durch die Mongolische Verwüstung ging auch dieser Erfolg langer Bemühungen verloren. Indessen beschäftigte sich Bela IV. sogleich aufs thätigste damit, den Verlust durch Anziehung neuer gewerbsamer Ansiedler, vorzüglich aus Deutschland zu ersetzen, und am Ende dieses Zeitraums lassen die Schilderungen des damaligen Prachtaufwandes schon wieder auf eine Menge geübter Handwerker und Künstler, besonders in Wirkerei und Goldarbeit schließen. Vor dem Einfalle der Mongolen hatte Ungern einen sehr blühenden Handel, der sich jedoch nach demselben in kurzer Zeit wieder erholte. Käufe und Verkäufe durften nur auf Märkten, und zwar nur in Gegenwart von Zeugen abgeschlossen werden, wodurch zwar der Handel eine Art von öffentlicher Gewährleistung erhielt, aber in seiner Thätigkeit doch unendlich beschränkt werden mußte. Nicht weniger Hindernisse legten ihm die häufigen Zölle in den Weg, welche an verschiedenen Orden bald für Rechnung des Königs, bald für Rechnung der Kirche, bald zu Gunsten einzelner Herren und Pachter erhoben wurden. Dessenungeachtet war am Ende dieses Zeitraums Gran wieder ein zahlreich besuchter Stapelplatz für einheimische und ausländische Kaufleute, welche ihre Tücher brachten und dafür Ungrische Erzeugnisse, Steinsalz, Wein, Vieh, u. s. w. einhandelten. Doch durfte das Vieh bei sehr harter Strafe nicht ohne königliche Bewilligung ins Ausland verkauft werden. Der Bin-

nenhandel hingegen wurde größtentheils zu Wasser und zwar durch eigene Schifferzünfte getrieben, welche für dieses einträgliche Recht ansehnliche Zölle und Abgaben bezahlten.

Noch waren die wissenschaftlichen Kenntnisse ausschließlich im Besitze der Geistlichkeit. Seit dem zwölften Jahrhundert bildeten sich viele Jünglinge für den Priesterstand zu Paris und Bologna, wo sie Legisten und Decretisten wurden, und den Rang von Magistern der sogenannten sieben freien Künste erwarben. Der Eifer welchen viele von ihnen für das bürgerliche altrömische Recht bewiesen, veranlaßte die Päpste auch in Ungern wie in andern Ländern der Geistlichkeit die Beschäftigung mit demselben zu untersagen. Merkwürdig ist, daß auch weltliche Edelleute nach der Auszeichnung des Meisters strebten, und am Ende dieses Zeitraums fast alle diejenigen von ihnen, welche nicht ansehnliche Hofämter bekleideten, diese Benennung annahmen, wozu sie durch sehr geringe Kenntnisse berechtiget waren. Ueberhaupt war die Lateinische Sprache nicht nur kirchliche, sondern auch Geschäfts- und höhere Umgangssprache. Daher blieb die Ungrische, welche im gemeinen Leben noch mit der Deutschen zu kämpfen hatte, völlig in der Kindheit zurück, und wurde für das höhere Bedürfniß je länger je unbrauchbarer, da sie auch von keiner vaterländischen Dichtung höheren Schwung erhielt. Denn durch Gesänge wurde nur der Siebenbürgische Deutsche Klingsohr berühmt, der überdies noch die Schicksale der Menschen im Laufe der Gestirne erforschte. Hingegen hatten viele Ungrische Bischöfe den Ruf großer Gelehrsamkeit. Einige glänzten sogar als Schriftsteller in Lateinischer Sprache. Zu diesen gehört der Propst Simon von Keza, der am Ende dieses Zeitraums eine Chronik bis zum Jahre 1290 schrieb, die aber vor dem eilften Jahrhundert sehr viel Irrthümer enthält, die sie vor dieser Zeit beinahe gänzlich unbrauchbar machen.

III. Capitel.

Vom Tode König Andreas III. und der Erlöschung des Arpadischen Stammes, bis zur Eroberung von Constantinopel. 1301 — 1453.

Der Tod Andreas III., des letzten Sprößlings des Arpadischen Stamms, war die Losung zu einem hartnäckigen Kampfe zwischen dem heiligen Stuhl, der diese Gelegenheit nicht vorübergehn lassen wollte, den Ungern seinen Günstling, den Neapolitanischen Karl Robert aufzudringen, und dem freisinnigen Volke, welches die Selbstständigkeit des Reiches durch freie Uebertragung der Krone an König Wenzel von Böhmen, einen Urenkel Belas IV., retten wollte. Wenzel, der seinen Ansprüchen, und dem Willen des Ungrischen Volkes durch die ihm zu Gebote stehende Macht eine höhere Bedeutung geben zu können schien, nahm die Krone zwar nicht für sich selbst, wohl aber für seinen Sohn den jungen Wenzel an, der aber noch in Kinderjahren hiebei nur unter der väterlichen Vormundschaft handelte. — Der größte Theil der Ungern erklärte sich für diesen Letztern. Karl Robert, den der päpstliche Legat Gregor, gleich nach Andreas Tode, zu Gran gekrönt hatte, mußte nach Oesterreich fliehen, der junge Wenzel wurde aus Böhmen feierlich abgeholt, und zu Stuhlweißenburg von dem Erzbischof von Colocza unter dem Namen Ladislaus mit lautem Beifalle des Volkes gekrönt. Allein indessen ließ die päpstliche Kammer kein Mittel unversucht, die Ungrische Geistlichkeit von der allgemeinen Sache abzuziehen, und der Tod des damaligen Erzbischofs von Colocza, dessen Nachfolger man zu Rom bei Ertheilung des Palliums gewann, begünstigte nicht wenig die Ränke derselben. Dazu kam, daß

der Deutsche König Albrecht, der einer solchen Vergrößerung der Macht des Böhmischen Hauses keineswegs mit gleichgültigen Augen zusehen konnte, alle seine Kräfte zu Gunsten Karl Roberts aufbot, der zu ihm seine Zuflucht genommen hatte, und dem Oesterreichischen Hause ohnehin weit weniger gefährlich war. So nahm die Sache bald eine andere Wendung, und Karl Robert entriß dem Böhmischen Fürsten, unter Begünstigung des päpstlichen Stuhls und des Deutschen Königs, alle Theile des Ungrischen Reichs welche südlich von der Donau gelegen waren. Ungern wurde von einem erbitterten Bürgerkriege zerfleischt, der junge König selbst zu Ofen eingeschlossen und belagert. Unter diesen Umständen beschloß der für seinen Sohn zärtlich besorgte König von Böhmen, denselben mit bewaffneter Hand aus Ofen abzuholen und wieder nach Böhmen zurückzuführen, wohin er auch die Ungrische Krone und die übrigen königlichen Ehrenzeichen mitnahm. Nach dem Tode König Wenzels im J. 1305 schloß sein jetzt sechszehnjähriger Sohn einen Vertrag mit dem Herzog Otto von Baiern, seinem Großoheim und Enkel Belas IV., vermöge dessen er ihm seine Rechte auf Ungern förmlich gegen eine Entschädigung in baarem Gelde abtrat. Obschon im Grunde dieser Handel um die Krone, der Ehre und Freiheit des Ungrischen Volkes eben so nahe treten mochte, als die Anmaßungen des Papstes, so waren doch durch den hartnäckigen Kampf die Gemüther zu sehr erbittert, als daß der ehemalige Böhmische Anhang nicht jedes neue Haupt lieber sogleich freiwillig anerkannt hätte, als sich dem Anjouischen König zu unterwerfen. Otto wurde zu Stuhlweißenburg von den Bischöfen von Weszprim und Csanad gekrönt (J. 1306), und nahm bei dieser Gelegenheit um sich mit dem Volke noch mehr zu befreunden, zum Andenken seines Großvaters den Namen Bela V. an. Fürchterlicher als je brach die verheerende Kriegsflamme aus, denn Otto fand einen Bundsgenossen an Heinrich, Herzogen von Kärnthen, Grafen von Tirol und Görz, welcher als Schwager des jungen Wenzel, der, als der Letzte des alten Przemislischen Stammes, ein Jahr nach seiner Abtretung von Ungern, zu Ollmütz ermordet worden war, Ansprüche auf Böhmen er-

hob. Aber Otto begab sich, unvorsichtiger Weise den listigen Vorspiegelungen des Woywoden Ladislaus von Siebenbürgen trauend, in dieses Land, um die Tochter desselben als Braut in Empfang zu nehmen, und wurde von diesem treulosen Herrn, der selbst das Ungrische Scepter suchte, der Krone und übrigen königlichen Ehrenzeichen, und der Freiheit selbst beraubt. Indessen fügte sich der Baierische Anhang nach langem Widerstande, welchen die Entweichung seines Hauptes aus der Siebenbürgischen Haft im Jahre 1308 noch zu begünstigen schien. Aber Otto kehrte nicht nach Ungern, sondern nach Baiern zurück, von wo aus er bis an seinen Tod im Jahre 1312 vergebliche Ansprüche erhob. Karl Robert hingegen kam im November 1308 nach Ofen, und wurde in einer Reichsversammlung bei Pesth, wo der Ungrische Adel mit edler Standhaftigkeit die Unabhängigkeit des Reiches gegen die Anmaßungen des päpstlichen Legaten vertheidigte, zum Könige ausgerufen. Da die Krone und der königliche Schmuck noch immer in den Händen des Woywoden Ladislaus waren, so mußte zur Krönung wieder alles dieses neu verfertiget, und vom päpstlichen Legaten unter dem Meßopfer geweiht werden. Deswegen konnte diese Feierlichkeit erst am 15. Juni 1309 vollzogen werden. Vor seiner Krönung mußte Karl Robert die Aufrechthaltung der Rechte der Ungrischen Kirche und des Ungrischen Adels eidlich beschwören, und auf diese Weise gelangte das Haus Anjou nach langen vergeblichen Anstrengungen zum rechtmäßigen Besitze der Ungrischen Krone.

Als sich Ladislaus im Jahr 1310 endlich bequemte die alte Reichskrone herauszugeben, ließ sich Karl Robert, um auch das letzte Vorurtheil zu besiegen, noch einmal mit derselben krönen, und von nun an wurde seine Herrschaft im Innern nicht wieder auf eine bedeutende Weise erschüttert. Otto von Baiern starb im Jahre 1312, und sein Anhänger Matthias von Trentschin, der sich auch nach Ottos Tode dem rechtmäßigen Könige widersetzte, und diesen durch seinen Widerstand ermüdete, im J. 1318. Die Besitzungen des Letztern fielen dem König anheim. Karl Robert herrschte im Innern mit Kraft, Klugheit und Mäßigung. Seiner Regierung fallen nur die Ausschweifungen seines Fran-

zösisch-Italienischen Hofes, und die gräuelhafte Rache an dem Stamme Felizians zur Last, dessen versuchter Königsmord in jener Sittenverdorbenheit seine Veranlassung fand. Die äußern Verhältnisse des Reiches leitete Karl mit eben so viel Gewandtheit als Würde, und wußte die Vergrößerung seines Hauses sehr gut mit dem Vortheile des Staats zu vereinen. Seinem ritterlichen und unternehmenden Gegner, Johann von Böhmen, und der Ehrfurcht gebietenden Macht des Luxemburgischen Hauses, setzte er die Freundschaft der Herren von Oesterreich, und in den spätern Jahren seiner Regierung eine enge Verbindung mit dem Könige von Polen entgegen. Karl Robert starb am 16. Juli 1342 an der Gicht, mit der Hoffnung, daß laut abgeschloßnen Verträgen sein ältester Sohn und Nachfolger, der siebzehnjährige Ludwig dereinst mit der Krone von Ungern die von Polen verbinden, sein jüngerer Sohn Andreas hingegen die von Neapel tragen würde.

Die Regierung seines Sohns und Nachfolgers Ludwig I., den man auch Ludwig den Großen nennt, war eben so lang als glänzend. Sie würde zu den besten gehören, wenn alle seine Unternehmungen dem Ungrischen Reiche eben so viel Vortheile gebracht hätten, als sie in Europa Aufsehen erregen mußten. Ludwig I. war fromm, edeldenkend, großmüthig, freigebig, ehrgeizig und ritterlich tapfer. Die Vereinigung Polens mit Ungern, die Eroberung Dalmatiens und die Erwerbung des Königreichs Neapel nebst den damit verbundenen Anjouischen Ländern in Frankreich, waren die Aufgabe seines Lebens, welche zu lösen er aber vieles für Ungern wohl wichtigeres vernachlässigte. Die zehn ersten Jahre seiner Herrschaft füllten die Ritterzüge nach Neapel, die Blutrache wegen seines aufs schändlichste gemeuchelmordeten Bruders Andreas, und die Versuche aus, die Krone dieses Reiches auf seinem Haupte zu befestigen. Allein der Ausgang der Sache bewährte die schönen Hoffnungen nicht, zu welchen eine Zeitlang glänzende Fortschritte berechtigen konnten. Die schwachen Unterstützungen die er vom Ungrischen Adel erhielt, dem eine solche Vergrößerung des königlichen Hauses, für das Ungrische Volk wenig vortheilhaft schei-

nen mochte, — der hartnäckige Widerſtand des päpſtlichen Hofes, und der Wechſel des Kriegsglücks in Dalmatien, zwangen Ludwigen die Verwirklichung ſeiner Entwürfe, die er bis gegen das Ende ſeiner Regierung nicht aus den Augen verlor, wenigſtens zu verſchieben. Das Verhältniß mit Polen, und die Aufrechthaltung des Erbfolgevertrags erforderten jetzt ſeine ganze Aufmerſamkeit. Die Nothwendigkeit einen Bruch mit Caſimir zu vermeiden, zwang ihn zu vielen Gefälligkeiten, und doch war auch die Verbindung mit Polen, wenn ſie hätte fortbeſtehn ſollen, unnatürlich, und dem wahren Vortheile des Ungriſchen Reiches zuwider. Ludwig blieb fortdauernd in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit dem Hauſe Oeſterreich, und mußte hingegen das Luxemburgiſche genau beobachten, ohne mit Kaiſer Karl IV., deſſen Gunſt, ſo wie die des heiligen Stuhles ihm ebenfalls zur Erreichung ſeiner Abſichten unentbehrlich war, in offene Feindſchaft zu gerathen. Ueber dieſen verwickelten Verhältniſſen und einem faſt unausgeſetzten Kampfe mit Venedig über Dalmatien und die Küſtenſtädte, den der König in Geſellſchaft mit ſeinem Bundsgenoſſen Franz von Carrara, auch in der terra ferma der Venetianer betrieb, verſäumte Ludwig die Gelegenheit, dem Ungriſchen Reiche auch die Sicherheit ſeiner öſtlichen Gränzen auf künftige Zeiten zu erkämpfen. Zwar wurde in Ungern öfters das Kreuz wider die Tataren und Türken gepredigt, aber die Streifzüge welche hierauf geſchahen, hatten keine wichtigen Folgen, und als nach dem Tode Caſimirs im Jahre 1370 Ludwig freiere Hand hatte, und in Polen als rechtmäßiger Herrſcher anerkannt war, beſchäftigte er ſich ausſchließlich mit der künftigen Ausſtattung ſeiner drei Töchter, Catharina, Maria, und Hedwig, denen er die Nachfolge in den drei Reichen, Ungern, Polen und Neapel zu ſichern bemüht war. Sein herannahendes Alter, und der Mangel an männlicher Nachkommenſchaft, bewogen ihn endlich nach dem Tode ſeiner älteſten Tochter Catharina, welche einem Franzöſiſchen Prinzen beſtimmt war, ſeine Rechte auf Neapel dem Prinzen Karl von Durazzo abzutreten (J. 1376), wofür er ihn feierlich allen Anſprüchen auf Ungern und Polen entſagen ließ. Im Jahre 1381 kam auch

nach langen vergeblichen Versöhnungsversuchen der Friede mit Venedig zu Stande, und zwar ohne bedeutenden Vortheil für Ungern. Ein Jahr später, am 14. September 1382, starb endlich Ludwig nach einer vierzigjährigen Regierung im 56. Jahre seines Alters.

Ludwig hatte bei seinem Tode noch zwei Töchter, Maria und Hedwig, hinterlassen, von welchen jene mit Siegmund von Luxemburg, Karls IV. jüngerm Sohne, diese mit Herzog Wilhelm von Oesterreich, dem ältesten Sohne Leopolds des Biderben verlobt oder vermählt war, ohne daß jedoch wegen der zarten Jugend der Fürsten und Fürstinnen das Beilager statt gefunden hätte, und die Ehen wirklich vollbracht worden wären. Die Ungrischen Großen blieben dem Worte getreu, welches sie dem verstorbenen Könige gegeben hatten. Gleich nach dem Begräbnisse desselben krönten sie am 16. des Septembers 1382 ohne Abhaltung eines Reichstages die zwölfjährige Maria, mit dem Ausrufe: „Es lebe Maria, König von Ungern!" („Vivat Maria, rex Hungariae!") Dahingegen ihr fünfzehnjähriger Gemahl Siegmund nur den Titel eines Vormunds oder Beschützers (tutor) des Ungrischen Reiches erhielt. Die Reichsverweserschaft bekam die königliche Witwe Elisabeth von Bosnien, in deren Namen aber eigentlich der Reichspalatin Niklaus von Garn herrschte. Siegmund befand sich bei dem Tode seines Schwiegervaters in Polen, und wollte sogleich die Herrschaft daselbst in Besitz nehmen. Allein der zum erstenmal auf einem Conföderationslandtag in Radomsk versammelte Großpolnische Adel beschloß zwar einer von beiden Töchtern Ludwigs die Nachfolge zuzugestehen, aber nur derjenigen, welche sammt ihrem Manne im Reiche bleiben wollte, und Gesandte der Königinn Elisabeth welche um diese Zeit aus Ungern kamen, erklärten die bisherigen Schritte des Markgrafen Siegmund für unbefugt. Elisabeth suchte Zeit zu gewinnen, und schlug den Polen ihre zweite Tochter Hedwig vor, welche die Polen auch mit der Bedingung annahmen, daß sie sogleich in ihr Reich kommen, und sich mit Niemanden ohne Bewilligung des Polnischen Reichsrathes verheirathen sollte. Wie nun Elisabeth nach mehrjährigem Zögern

im Jahre 1384 die Hedwig nach Polen schicken mußte, und wie diese daselbst dem Wunsche des Reichsrathes gemäß, ungeachtet ihrer Neigung zu Wilhelm von Oesterreich, den Großherzog Jagiel von Litthauen heirathete, ist in der Polnischen Geschichte erzählt. Auch Ungern blieb nicht lange Zeit ruhig, denn eine Menge über die willkürliche Verwaltung des Niklaus misvergnügter Ungern vereinigten sich mit dem Neapolitanischen Anhang, welcher Karln von Durazzo, der unter dem Namen Karl III. den Thron zu Neapel bestiegen hatte, die königliche Würde übertragen wollte. An der Spitze derselben waren Fürst Twartko von Bosnien, ein naher Verwandter der Königinnen, der Johanniter Prior Johann von Palisna, und das Haus Horvathi, auf deren Veranlassung ganz Dalmatien sich für Karl von Durazzo erklärte. Vergebens suchte Siegmund, nachdem er im Jahre 1385 sein Beilager mit der Maria gehalten hatte, bei seinem Bruder, dem Kaiser Wenzel, Hülfe an Geld und Truppen; und als er seinen Vettern den Markgrafen Priowy und Sobonis von Mähren um 50,000 Schock Prager Groschen einen Theil von Ungern zwischen der Donau und der Waag verpfänden mußte, ließen sich bald Ausbrüche des allgemeinen Unwillens hören. Es blieb nichts übrig als den Weg der Verstellung und des Nachgebens gegen den König von Neapel einzuschlagen. Siegmund wurde aus Ungern entfernt, und Karl von den Königinnen selbst, die ihm die reinsten Absichten zuzumuthen schienen, zu Ofen eingeführt. Karl handelte eben so verstellt, er ließ sich anfangs zum Gubernator des Reichs ausrufen, und erst nachdem seine Anhänger Alles besetzt hatten, verlangte er von der Maria, als wäre er durch den allgemeinen Willen zu diesem Schritte gezwungen, die Verzichtleistung auf die Ungrische Krone. Maria wollte sie erst standhaft verweigern, aber auf die Vorstellung ihrer Mutter, daß sie sich in den Händen des Königs von Neapel befinde, trieb sie die Verstellung noch weiter, und that, als ob sie sich freiwillig der Bürde der Staatsverwaltung entledigte. Schon auf dem Krönungs-Reichstage, welcher am 31. Dec. zu Stuhlweißenburg gehalten wurde, erregte der Anblick der Königinnen, welche der Feierlichkeit als

Zuschauerinnen beiwohnten, beinahe ein allgemeines Mitleiden. Wenige Monate später, im Februar 1386, gelang es dem Blasius Forgacs sich durch einen kühnen Ueberfall der Person Karls zu Ofen zu bemächtigen. Den andern Tag erhielten die Königinnen den Beifall des Volks, Karl wurde nach Wissegrad abgeführt, und daselbst am 24. Februar umgebracht. Indessen ward die Ruhe in Ungern durch Karls Tod keineswegs wieder völlig hergestellt. Johann Horvathi war nach Croatien entflohen, in den südlichen Theilen des Reichs wehte noch immer die Fahne des Aufruhrs, und als bei einer neuen, durch den ehrgeizigen Niklaus von Garn veranlaßten Abwesenheit Siegmunds, die Königinnen sich unvorsichtiger Weise von einem geringen Gefolge begleitet, mit dem Palatin nach Gorian in der Verotzer Gespannschaft, einen Stammsitz desselben begaben, wurden sie von Johann Horvathi mit seinen Croaten überfallen und gefangen, der Palatin und sein Bruder Johann aber nebst dem tapfern Blasius Forgacs in ihrer Gegenwart enthauptet. Die Königinnen wurden sofort ins südliche Ungern abgeführt. Siegmund, der jetzt an der Spitze eines Böhmischen Heeres in Ungern einrückte, ward daselbst mit Beifall aufgenommen, im Jahr 1387 zum König ausgerufen, und am 20. März dieses Jahres zu Stuhlweißenburg gekrönt. Bei seinem Eintritt ins Reich war die Königinn Elisabeth zu Novigrod vor den Augen ihrer Tochter enthauptet worden, und nur die häufigen Streifereien der Venetianer an der Dalmatischen Küste verhinderten die Auslieferung der Maria nach Neapel. Allein der Wechsel des Kriegsglückes zwang die Aufrührer diese Fürstinn endlich am 4. Juni 1387 auf freien Fuß zu stellen, nachdem ihr Johann Horvathi zuvor einen Eid abgenommen, daß sie sich nie an ihm rächen, sondern ihn stets als Vater und Lebensretter verehren wollte. Nichts desto weniger wurde er, da er ein Jahr später in königliche Gewalt gerieth, auf Veranlassung der Maria auf eine entsetzliche Weise hingerichtet. Nach ihrer Befreiung übertrug Maria ihrem Gemahl Siegmund in einer feierlichen Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen des Reiches die Mitherrschaft, und von nun fertigten Beide königliche Urkunden

aus, aber immer mit Erwähnung des gegenseitigen Vorwissens. Indessen blieb der Fürst Twartko von Bosnien dem Reiche immer noch gefährlich, und zwar um so mehr, als er sich in Verbindungen mit den Türken einließ, die im letzten Viertheile des vierzehnten Jahrhunderts in Europa immer drohender wurden. Nach langem Kampfe wurden erst nach dem Tode des Twartko und des Johanniter-Priors Johann von Palisna im Jahr 1393 Dalmatien und Croatien wieder unterworfen. Siegmund hatte eben in einem Feldzuge gegen die Türken Klein-Nikopel wiedererobert, als er die Nachricht vom Tode seiner Gemahlinn, der Königinn Maria, erhielt, welche am 13. Mai 1395 an einer schweren Krankheit gestorben war.

Dieses Ereigniß war für das Wohl des Ungrischen Reiches eben so bedenklich als für den besonderen Vortheil König Siegmunds, dessen Rechte auf die Krone jetzt von neuem untersucht, und von Misvergnügten unter diesem oder jenem Vorwande aufs heftigste bestritten wurden. Doch gelang es ihm die Widerspenstigen zu demüthigen, und 32 Hinrichtungen ohne Urtheil und Recht wirkten zwar zur augenblicklichen Wiederherstellung der Ruhe mit, erregten aber bei dem sämmtlichen Adel einen tiefen Unwillen, der nur auf eine neue Gelegenheit wartete, um wieder überall mit Gewalt hervorzubrechen. Diese Gelegenheit erschien, als am 28. Sept. 1396 König Siegmund an der Spitze eines ansehnlichen Ungrischen Heeres und zahlreicher Französischer Hülfstruppen, von den Türken unter Anführung ihres Sultans Bajazeth bei Nikopel eine gänzliche Niederlage erlitt. An diesem Unglücke mochte der Eigensinn des Französischen Connetable, Grafen von Eu, nicht wenig Schuld seyn, da er, trotz allen Gegenvorstellungen, sein in Frankreich gebräuchliches Vorrecht, den Vortrab anzuführen, behauptete, statt ihn dem Woywoden der Wlachen zu überlassen, dessen Völker viel besser an den Kampf mit leichten Türkischen Truppen gewöhnt seyn mußten. Die Halsstarrigkeit des Französischen Heerführers wurde schwer gebüßt, denn bei der gänzlichen Zerstreuung des Ungrischen Heeres wurde der Connetable selbst nebst dem Kurfürsten von der Pfalz und vielen andern Französischen und

Ungrischen Großen gefangen, welchen die Hoffnung eines beträchtlichen Lösegeldes das Leben erhielt, während die gemeinen Gefangenen, gegen 10,000 an der Zahl, am folgenden Tage hingerichtet wurden. König Siegmund entkam mit genauer Noth auf der Donau, deren Mündung eine kleine Flotte der Rhodiser Ritter und der Venetianer besetzt hielt, dann durch die Dardanellen, und langte am 19. Dec. glücklich auf der Insel Lacroma bei Ragusa an. Die Türken hatten sich unterdessen mit Verwüstung Sirmiens und Slavoniens begnügt. Aber Stephan Latzkowich, der in der Schlacht bei Nikopel die Ungern angeführt hatte, und auf eine schändliche Weise aus derselben entflohen war, arbeitete mittlerweile an der Ausführung des niederträchtigen Vorhabens, den König von Neapel, Ladislaus, mit Hülfe der Türken auf den Ungrischen Thron zu setzen. Indessen wurden diese frevelhaften Entwürfe durch Siegmunds unvermuthete Erscheinung und des Ladislaus Zaudern vereitelt. Stephan Latzkovics wurde am 26. Februar 1398 in einer Versammlung der Reichsbarone unversehens ergriffen und enthauptet. Allein auch diese Hinrichtung, verbunden mit Siegmunds ausschweifender Weiberliebe, und seiner übermäßigen Begünstigung des gräflichen Hauses Cilley, endlich die durch Verschwendung herbeigeführte Verpfändung vieler königlicher Güter, machten seine Herrschaft bei den Ungern je länger je mehr verhaßt. Am 28. April ging man so weit den König in einem Reichsrathe gefangen zu nehmen, und ihn, da ihm nur durch die eifrige Verwendung des Palatins Niklaus von Garn und seiner Söhne das Leben gelassen ward, nach dem Schlosse Siklos abzuführen, wo er in den Händen des Palatins aufbewahrt blieb. Siegmund verdankte nur dem Ehrgeiz und der Habsucht dieses Letztern, dem er sehr große Versprechungen thun mußte, seine Befreiung nach einer Gefangenschaft von achtzehn Wochen, und herrschte nun durch Erfahrung belehrt, mit größerer Mäßigung als er es bisher gethan hatte. Glücklich für ihn war es, daß Ladislaus von Neapel immer zaudernd, durch das traurige Schicksal seines Vaters erschreckt, die Zeit nicht benutzte um sich der Krone zu bemächtigen. Bald hierauf machte sich Siegmund

auf den Rath des Palatinus, um die Leitung der Böhmischen Angelegenheiten zu erhalten, des schwärzesten Undankes schuldig, indem er seinen Bruder Wenzel, von dem er viel Gutes und unter Anderm häufige ihm sehr wichtige Unterstützungen an Geld erhalten hatte, am 29. April 1402 in einen Thurm zu Prag gefangen setzte, und dann als Gefangenen auf seinen Reisen mitschleppte. Eine ähnliche Behandlung erfuhr sein Freund und Vetter, Procop von Mähren. Siegmund war unterdessen in die engsten Verhältnisse mit dem Hause Oesterreich getreten, und erhielt auf einem Reichstage zu Preßburg im Sept. 1402, daß die Stände auf sein sohnloses Absterben hin, seinen Schwager, den Herzog Albrecht, als Nachfolger in Ungern anerkannten. Dessenungeachtet wehte die Fahne des Aufruhrs bald im ganzen südlichen Ungern. Emmerich Bubek, Prior von Varna, war das Haupt desselben, und Ladislaus durch die große Zahl seiner Anhänger aufgemuntert, wagte es diesmal sogar nach Garn zu kommen, wo er von dem Cardinal-Legaten Angelus Acciajoli zum Könige von Ungern gekrönt wurde. Aber Siegmund eilte schnell aus Böhmen herbei, und stellte an der Spitze eines Heeres, theils durch Gewalt, theils durch versöhnende Maßregeln sein Ansehen wieder her. Von da an beschäftigte er sich eine Zeit lang fast ausschließend mit den Regierungsgeschäften von Ungern, wo die Geistlichkeit seit der Zeit der Anjouischen Könige immer mehr von ihrem Einflusse verlor, dafür aber die Macht der weltlichen Großen sich auf eine für König und Volk höchst bedenkliche Weise emporschwang. Im Jahre 1406 kam die schon früher verabredete Heirath mit der Barbara von Cilley zu Stande, ein für Ungern wenig erfreuliches Ereigniß, weil dadurch das Ansehen der ohnehin schon übermächtigen Cilley noch gesteigert wurde, und die Königinn selbst in der Folge durch ihren ärgerlichen Lebenswandel und ihre Ränkesucht den König und das Reich in allerlei mißliche Verhältnisse stürzte. Der im Mai 1410 erfolgte Tod des Deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz lenkte die Aufmerksamkeit Siegmunds auf die Deutschen Angelegenheiten. Trier und Pfalz wählten ihn am 20. Sept. 1410 zu Frankfurt zum Römischen König. Da aber eben daselbst von

anerkannt, die bisherigen Freiheiten des Adels aber nicht nur bestätigt, sondern noch vermehrt werden sollten. Dessenungeachtet konnte der König weder mit Befehlen noch Bitten mehr als 24,000 Mann gegen die Türken zusammenbringen, welche Semendria einnahmen, Bosnien bedrohten, und sich in Albanien ausbreiteten; und auch dieses kleine Heer wurde bald von der rothen Ruhr aus einander getrieben. Selbst König Albrecht starb an derselben am 27. October 1439 nach einer eben so kurzen als unruhvollen Herrschaft. Beim Tode des Königs war seine Witwe schwanger, und Albrecht hatte in einer kurz vor seinem Ende abgefaßten letzten Willenserklärung die Vormundschaft über das zu gebärende Kind, wenn es männlichen Geschlechts seyn sollte, für Oesterreich seinen Vettern den Herzogen Friedrich von Steiermark, und Albrecht, für Böhmen dem Mainhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg, für Mähren dem Landshauptmann Ludwig von Cymburg, für Ungern aber dem Ladislaus von Garn, dem Niklaus von Ujlek und dem Johann von Hunyad übertragen. Dieser Letztere war ein natürlicher Sohn Kaiser Siegmunds, der ihn auf dem Feldzuge von 1392 mit der schönen Elisabeth Morsinay gezeugt, und ihm in der Folge Hunyad mit mehr als 60 Dörfern zur Ausstattung geschenkt hatte. Der Elisabeth wurde Anfangs nach ihres Mannes Tode von einem Ungrischen Reichsrath ohne Widerspruch gehuldigt, allein der durch seine Uebergehung bei der Besetzung des Erzstuhls von Gran aufgebrachte Canzler und Bischof von Weszprim, Simon von Rozgon, wußte bald einen Verein von Meuterern zusammenzubringen, welche behaupteten, um die Folgen der traurigen Herrschaft einer schwachen Königinn und des ausschließlichen Einflusses der Cilleyer zu vermeiden, müßte die Krone von Ungern dem König Wladislaus von Polen angetragen werden. Auch in Oesterreich und Böhmen war man nicht geneigt, den letzten Willen des verstorbenen Albrecht buchstäblich zu vollziehen. Vielmehr hatte ein Oesterreichischer Landtag, welcher den Friedrich von Steiermark, im Falle ein Mädchen geboren werden sollte, als Erben, im Falle eines Knaben, als Vormund anerkannt hatte, sich dahin ausgesprochen, daß

ein Knabe in Oeſterreich, und nicht dem letzten Willen Albrechts zufolge, in Ungern erzogen werden müßte. In Böhmen hatten die Katholiken darauf gedrungen, daß die nahe Niederkunft der Königinn abgewartet würde, die Calixtiner hingegen ohne Weiteres den Thron für erledigt erklärt. Im Jahre 1440 brachte ein Ungriſcher Reichsrath die Königinn dahin, in eine Heirath mit Wladislaus von Polen einzuwilligen, und ſobald man ihre Zuſtimmung erhalten hatte, wurde der Antrag durch Geſandte dem Wladislaus unter den Bedingungen gemacht, daß ſeine mit der Eliſabeth zu erzeugenden Kinder in Ungern, ein allenfalls von Albrecht noch zu gebärender Sohn hingegen in Böhmen nachfolgen ſollte; eben dieſer würde auch Ungern erben, wenn Wladislaus mit der Eliſabeth keine Kinder erzeugte. Am 21. Februar 1440 nahm Wladislaus den Antrag mit allen Bedingungen vollkommen an. Aber mittlerweile hatte die Nachricht von der Wahl Friedrichs von Oeſterreich zum Deutſchen Könige, und noch mehr die Geburt eines Sohnes, der in der Taufe den Namen Ladislaus erhielt, die Eliſabeth völlig umgeſtimmt, und als es zur Ausführung jenes mit dem König von Polen abgeſchloſſenen Vertrages kommen ſollte, brach in Ungern ein fürchterlicher Bürgerkrieg aus, deſſen ſchnelle Beendigung zu Oeſterreichs Gunſten, nur durch Friedrichs Saumſeligkeit verhindert ward. Wladislaus thätigere Maßregeln, und der Umſtand, daß nebſt andern Ungriſchen Großen, die beſonders dem Cilleyſchen Hauſe gram waren, auch der durch ſeine Heldenthaten gegen die Türken berühmte, und noch ſonſt wegen ſeines Ranges und ſeiner Beſitzungen angeſehene Johann von Hunyad ſich für den König von Polen erklärte, gaben der Sache des Letztern wieder eine beſſere Wendung. Wladislaus wurde in Ermanglung der ächten Reichskrone, die in den Händen der Eliſabeth war, mit der Krone gekrönt welche des heiligen Stephans Haupt zu Stuhlweißenburg zierte. Aber der hartnäckige Kampf, in welchem Ungern aufs grauſamſte verheert wurde, blieb unentſchieden, bis nach einer perſönlichen Zuſammenkunft des Wladislaus und der Eliſabeth im Nov. 1442 bald darauf zwiſchen den kriegsmüden Gegnern der Vertrag von 1440 erneuert wurde. Allein der unmittelbar

darauf erfolgte Tod der Königinn Elisabeth, den Einige einer Vergiftung zuschreiben, machte auch dieses glückliche Ereigniß zum Theil unwirksam. Indessen geboten für den Augenblick die drohenden Fortschritte der Türken der Parteiwuth Ruhe, und Wladislaus kehrte aus einem glänzenden Feldzuge gegen die Feinde der Christenheit im Februar 1444 mit Ruhm gekrönt nach Ofen zurück. Dieser Feldzug hatte einen für Ungern sehr rühmlichen Frieden zur Folge, in welchem der Sultan Murad versprach, ganz Servien, Chulm und die Herzogewina dem Georg Brankowitsch zurückzustellen, die Wlachei unter Ungrischer Oberherrschaft zu lassen, und für den gefangenen Pascha von Natolien ein Lösegeld von 70,000 Ducaten zu erlegen. Johann von Hunyad beschwor den Frieden auf das Evangelienbuch, im Namen des Königs und des Reichs. Leider ließ sich dessenungeachtet Wladislaus vom heiligen Stuhle bereden, diesen Frieden noch in demselben Jahre zu brechen. Man stellte ihm vor, es könne keine günstigere Gelegenheit geben die Türken aus Europa zu vertreiben, als in diesem Augenblick, wo Murad mit der Dämpfung einer gefährlichen Meuterei in Asien beschäftiget sey, und eine zahlreiche christliche Flotte im Hellespont die Rückkehr des Türkischen Heeres nach Europa verhindern würde. Mit nicht mehr als 10,000 Mann begann die vom Ungrischen Adel schlecht unterstützte tollkühne Unternehmung, zu denen jedoch später noch 5000 Mann unter Johann von Hunyad stießen. Vergebens wagte der Woywode der Walachei Drakul Gegenvorstellungen. Das Heer rückte längs der Donau gegen Varna an der Westküste des schwarzen Meeres zu, von wo aus man erst den langen Weg bis Gallipoli antrat, weil man das sehr weitläufige Gepäcke nicht hatte über den Hämus bringen können. Auf die erste Nachricht von dem Friedensbruche hatte sich Murad mit seinen Gegnern in Asien vertragen, und sogleich mit seinem Heere den Rückweg angetreten. Bestochene Genuesische und Venetianische Schiffsbefehlshaber ließen ihn über den Bosphorus setzen, und liehen ihm sogar heimlich Lastschiffe zur Ueberfahrt. Wladislaus, von diesem mißlichen Ereignisse durch den päpstlichen Großadmiral benachrich-

tigt, zog sich nach Varna zurück, woselbst er die Türken erwartete, und mit seinem kleinen Heere von dem sechsmal so starken Türkischen am 10. Nov. 1444 nach einer tapfern Gegenwehr eine völlige Niederlage erlitt, bei welcher er selbst bei einem Angriffe an der Spitze seiner Polnischen Leibwache zu Pferde, das Leben verlor.

In der mißlichsten Lage des Reichs ergriff der erfahrne und entschlossene Palatin, Lorenz von Hedervara, das Ruder der Staatsgewalt, und lenkte es mit bewundernswerther Weisheit und Kraft. Durch Drohung brachte er den Woywoden der Wallachei Drakul dahin, seinen Freund den Woywoden von Siebenbürgen, Johann von Hunyad, den Drakul auf der Flucht gefangen gesetzt hatte, wieder auf freien Fuß zu stellen. In einem Reichsrathe der zu Stuhlweißenburg am 6. Febr. 1445 gehalten wurde, erwählte man mehrere Ungrische Große nach dem Beispiele Böhmens zu Reichshauptleuten (capitanei), denen der besondere Schutz einzelner Theile des Reichs anvertraut wurde. Auf einem Reichstage Anfangs Mai, auf welchem alle geistlichen und weltlichen Großen, der Adel und die städtischen Abgesandten erschienen, wurde das Wohl des Reiches feierlich berathen. Die Ansichten waren getheilt, — Einige wünschten die Anerkennung des jungen Ladislaus, und zwar theils mit, theils ohne Friedrichs Vormundschaft, Andere waren geneigter einen kräftigen König aus dem Mittel der einheimischen Großen (wahrscheinlich den Hunyad) auf den Thron zu erheben, — endlich schienen Mehrere gar einer Herrschaft des hohen Adels ohne Königthum günstig zu seyn. Doch beschloß man unter Hunyads Anleitung nach langer Erörterung, die Anerkennung des jungen Ladislaus nach einer Wartezeit, in welcher der Tod des Wladislaw von Polen bestätigt werden müßte, unter der Bedingung daß der Knabe nebst der Ungrischen Krone den Ungern ausgeliefert werden sollte. Mittlerweile wurde das Reich in bestimmte Kreise abgetheilt, innerhalb derer Reichshauptleute die königliche Gewalt üben würden. Die Gerichtsverwaltung wurde dem Palatin übertragen. Aber Kaiser Friedrichs Weigerung den Thronerben auszuliefern, zog die Unterhandlung in die Länge.

Unter diesen Umständen gelang es dem Palatin endlich auf einem Reichstage bei Pesth im Jahre 1446, seinen Freund Hunyad zum Reichsweser bis zur Mehrjährigkeit des Königs Ladislaus mit beinahe königlicher Gewalt erwählen zu lassen. Die Unterhandlungen mit dem Deutschen König Friedrich dauerten immer fort; bisweilen wurden sie durch Waffengewalt unterbrochen, dann aber bald wieder angeknüpft. Die Lieblingsbeschäftigung des kriegerischen Hunyad war indessen die Bekämpfung der Türken. Seine Kampflust verleitete ihn zu dem mit so ungleichen Kräften unternommenen Feldzug von 1448, wo in der wüsten Ebene welche Servien von der Bulgarei trennt, die Ungern am 10. und 17. October zum zweitenmal eine völlige Niederlage erlitten, aus welcher Hunyad nur durch Aufopferung seiner Tapfersten entkam. Der Reichsverweser gerieth diesmal in die Gewalt des Herrschers von Servien, aus welcher er nur mit der ihm äußerst lästigen Bedingung einer Versöhnung mit dem Cilleyschen Hause entkam. Dessenungeachtet wurde weder sein Muth noch sein Ansehn in Ungern geschwächt, obgleich sich mehrere Mächtige heimlich gegen ihn verbunden und ihren Unmuth durch schlechte Unterstützung der öffentlichen Maßregeln ausließen. Allein die Reise König Friedrichs nach Italien, auf welcher er den jungen Ladislaus mitnahm, erregte die Aufmerksamkeit der Oesterreichischen und Ungrischen Stände, welche Letztere den Hunyad zwangen die Auslieferung des jungen Königs nachdrücklicher zu begehren. Friedrich in Neustadt eingeschlossen, mußte am vierten September 1452 den Ladislaus den Oesterreichern übergeben, die ihn erst in ein Bad, dann in die Cilleysche Burg Berchtoldsdorf, und endlich nach Wien brachten. Auf dem Reichstage im Januar 1453 beschwor der junge König die Aufrechthaltung der Freiheiten, Gesetze und Gewohnheiten des Reichs, und empfing dafür auch zum ersten Mal die Huldigung der Stände. Hunyad legte seine Gewalt in die Hände desselben nieder, und wurde von ihm zum Generalkapitän des Reichs und zum Erbgrafen von Bistriz ernannt. Vom Papste hatte er schon im Jahre 1448 die fürstliche Würde erhalten, von welcher er aber persönlich nie einigen Gebrauch machte. Der Glaube Hu-

myads an die wunderbare längſt verbreitete Sage, daß nur nach dem Falle von Conſtantinopel die Chriſten im Kampfe wieder glücklich ſeyn würden, ſoll die Unthätigkeit veranlaßt haben, mit welcher die Ungern dem Falle der Griechiſchen Hauptſtadt zuſahen.

Ladislaus mit dem Beinamen der Nachgeborene, war zwölf und ein halbes Jahr alt, als er ſeine Freiheit erhielt, und die Regierung übernahm, von ſchwachem und ſehr lenkbarem Sinne. Ihm gehorchte nebſt Ungern und Böhmen ſein Stammland Oeſterreich; aber Ungern hatte unter der vorigen Regierung viel an die Türken verloren, Dalmatien hatten die Venetianer wiedererobert. In den drei Ländern waren bis zur Mehrjährigkeit des jungen Königs ſehr verſchiedenartige und Zuſammenwirkung auf keine Weiſe begünſtigende Anſtalten getroffen worden. Der letzte unglückliche Kampf gegen die Türken hatte noch mehr als die frühern die Macht des Reiches geſchwächt, und doch konnten ſich ſelbſt in einer ſo bedenklichen Lage des Vaterlandes die Ungern nicht zu gemeinſamen und kräftigen, der Würde ihres Volkes angemeſſenen Anſtrengungen vereinigen. Die großen Kriege welche unter den Herrſchern des Anjouiſchen Hauſes, und unter Siegmund von Luxemburg oft mit Hintanſetzung von Ungerns viel wichtigern Angelegenheiten, meiſt nur zur Vergrößerung des königlichen Hauſes, oft für Ungern völlig zwecklos, wie die Unternehmungen gegen Neapel, geführt worden waren, hatten den Ungriſchen Adel ermüdet, und den Gemeinſinn geſchwächt. Freilich hatte die Macht ſeiner Könige und die bedeutende Art wie es ſelbſt in dem großen Staatenverkehr des öſtlichen Europas auftrat, dem Ungriſchen Volke geſchmeichelt, aber man fühlte nichts deſto weniger die Beſchwerden der Anſtrengung, und wie wenig eigentlich am Ende für Ungern ſelbſt dabei gewonnen war. Denn mit den wandelbaren Begriffen über das fürſtliche Erbrecht, ging bei dem Tode eines Königs dasjenige was nicht ohne großen Aufwand von Blut und Geld für ihn errungen war, für das Land oft wieder völlig verloren. Von der glänzenden Macht der Könige des Anjouiſchen Hauſes blieb für Ungern wenig übrig, und ſelbſt das Wenige ſtand noch auf ſehr ſchwankendem Fuße. Die äußere Lage

des Reiches war gegen das Ende dieses Zeitraums auf jede Weise gesunken.

Zu diesem Verfalle der äußeren Macht des Ungrischen Reiches mochten die Veränderungen nicht wenig beigetragen haben, welche während dieses Zeitraumes in der Verfassung und öffentlichen Verwaltung des Reiches statt fanden, und den Staat allmählig zur Oligarchie, d. h. zu einer der schlimmsten Krankheiten führten, die nur irgendwo in einem öffentlichen Wesen einreißen mögen. Zu den vorzüglichsten Veranlassungen dieses Uebels gehörten der öftre Wechsel des herrschenden Hauses, der die Könige bei der Unsicherheit des Erbrechts und der Mannigfaltigkeit der Meinungen und Anhänger zu immer neuen und immer größeren Schenkungen zwang, die daraus natürlich folgende Erschöpfung des Kronvermögens und die Unzulänglichkeit der allgemeinen Kriegsanstalten, welche die Herrscher von Ungern bei schweren Kriegen gewissermaßen von den Unterstützungen der Großen an Geld und Kriegern abhängig machten. Dazu hatte das Aussterben königlicher Häuser oder die bedenkliche Lage des Reichs, wenn Weiber oder Kinder auf dem Throne saßen, Wahlen nothwendig gemacht, und der Begriff des Wahlrechts der Stände war am Ende dieses Zeitraumes völlig festgesetzt. Die letzten Könige wurden, wenn man auch bei ihrer Erhebung auf ihre Verwandtschaft mit den frühern bestimmte Rücksicht nahm, dennoch im eigentlichen Sinne gewählt, und ihre Anerkennung erfolgte nicht ohne einen vorhergegangenen Staatsvertrag, eine sogenannte Wahlcapitulation in welcher die bis dahin erworbenen Rechte der Stände nicht nur förmlich bestätigt, sondern oft noch bedeutend vermehrt werden mußten. Die neuen Herrscher konnten, im Weigerungsfalle von andern mächtigen Nebenbuhlern gedrängt, nur auf diesem Wege zur höchsten Würde emporsteigen. Die lange Ungewißheit des Schicksals des Polnischen Ladislaus, während dessen die allgemeine Verehrung dieses trefflichen Fürsten jedem andern Bewerber die Ohren des Ungrischen Volkes verschloß, und die Minderjährigkeit des jungen Ladislaus, welche die Verwaltung eines Reichsverwesers herbeiführte, hatten die Befestigung der Oligarchie nicht wenig ge-

fördert. Die Häuser Cilley, Garn, Palisna, Ozora u. s. w. waren nebst den großen Prälaten gewohnt bei der Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten des Reichs einen großen Einfluß zu behaupten. Die Geringern wurden immer mehr von den bedeutendern Staatsverhandlungen zurückgedrängt, oder mußten sich der Sache eines der Mächtigern anschließen. Die Wildheit und das aufbrausende Wesen der Ungern hatte schon längst den Königen große Abneigung gegen die allgemeinen Reichstage eingeflößt, auf denen die Unordnung gewöhnlich so groß war, daß nichts Ordentliches daselbst ausgemacht werden konnte. Wo es nur immer möglich war, suchten sie daher die großen Staatsgeschäfte mit ihrem Reichsrathe abzuhandeln, in welchem einzig und allein die hohen Prälaten und Barone Sitz und Stimme hatten. Nur zur Bestätigung zweifelhafter Erbrechte oder zu schweren Geld- oder Kriegsdienst-Leistungen wurde der ganze Reichstag berufen. Auf diesem erschien die gesammte Geistlichkeit und der Adel. Später wurde der Adel durch Abgeordnete aus den Grafschaften vertreten, zu deren Erwählung und Ertheilung von Verhaltungsbefehlen in den Grafschaften besondere Adels-Versammlungen gehalten wurden.

Die königlichen Einkünfte waren durch die bereits erwähnten Umstände immer mehr geschwächt, so daß die Ungrischen Herrscher öfters zu den verderblichsten Maßregeln ihre Zuflucht nehmen mußten, wenn sie nur den dringendsten Bedürfnissen abhelfen wollten. Leider bot sich auch ihnen die von allen Europäischen Fürsten zum großen Schaden ihrer Völker angewendete Münzverschlimmerung als eine der ergiebigsten Hülfsquellen dar. Karl Robert, der wegen seiner großen Entwürfe kein Mittel außer Acht lassen durfte, die Einnahmen seines Reichs zu vermehren, begründete durch das Gesetz vom Jahre 1327 das Bergwerksregal. Diesem zufolge sollte nämlich, wenn auf dem Grund und Boden eines Unterthans eine Gold- oder Silbergrube eröffnet wurde, das Eigenthum des Bodens diesem Unterthane zwar immer noch angehören, die Grube selbst aber dem Könige zufallen, so daß dieser zwei Drittheile, der Eigenthümer aber nur einen Drittheil des Ertrages beziehn mochte. Eben

dieſer König führte noch im letzten Jahre ſeiner Regierung 1342 eine neue Beſteurungsart ein, die den Ungriſchen Verhältniſſen ſo gut angepaßt war, daß ſie ſich Jahrhunderte hindurch zum Theile bis auf den heutigen Tag im Gebrauche erhielt. Statt der bisher üblichen Münzverſchlimmerung, und der für das ganze Volk ſo äußerſt drückenden jährlichen Einwechslung (lucrum camerae), ſchrieb er eine jährliche beſtimmte Abgabe aus, die, weil ſie an die Stelle jenes Gewinnſtes trat, den Namen Kammergewinn, lucrum camerae, beibehielt, und verſprach hingegen feierlich, daß die Münze von nun an auf einem feſten Fuße bleiben ſollte. Die neue Abgabe ſollte von jedem Thore bezahlt werden, wo ein Pracht- oder Heu-Wagen hineingehen könnte, und zwar mit 18 Silberdenarien, es mochten nun eine oder mehrere Familien ein ſolches Haus bewohnen. Von der Abgabe waren befreit: 1) der Adel und die Geiſtlichkeit von ihren eigenen Thoren und Häuſern; 2) ganz arme Bauern, nach dem eidlichen Zeugniſſe des Comitats-Beamten oder ihres Grundherrn; 3) die Bürger der königlichen bevorrechtigten Städte, die ſchon ſeit längerer Zeit den Kammergewinn durch ein jährliches ſogenanntes Pauſchquantum abgekauft hatten; 4) die bevorrechtigten Diener des Adels und der Geiſtlichkeit, die Bauern welche von den Adlichen auf Kriegszügen als Knappen mitgenommen wurden. In jedem Comitate waren fünf ſogenannte Steuerrectificatoren beſtellt, nämlich einer vom Erzbiſchofe von Gran, einer vom Magister Tavernicorum und drei vom Comitate ſelbſt, welche die Abgabe zu einem beſtimmten Zeitpuncte binnen vier Tagen erheben, und die Saumſeligen mit Ausſpändung anhalten ſollten. Auf dieſe Art wurden durch Karl Robert auch die Bauern der Geiſtlichkeit und des Adels beſteuert, welche frühèrhin zu keinerlei unmittelbaren Leiſtungen gegen die Krone verbunden waren. König Ludwig führte 1351 noch eine neue für den Bauernſtand äußerſt drückende Laſt, nämlich die Abgabe des Neunten ein, und um ſie den Bauern der Krongüter von denen er ſie forderte, weniger gehäſſig zu machen, zwang er auch den Adel und die Geiſtlichkeit auf ihren Beſitzungen das Nämliche zu thun, ſo daß nun die Bauern der Kirche außer dem Zehenten

noch den Neunten, alſo beinahe den vierten Theil, und überdies noch den Kammergewinn entrichten mußten. Zu ihrer Erleichterung wurde jedoch feſtgeſetzt, daß die Abgabe des Kammergewinns nie drei Groſchen von jeder Pforte überſteigen ſollte, und mancher Misbrauch der Beziehung abgeſtellt. Im Uebrigen wurden auf demſelben Reichstage alle Zölle und Mauthen mit Ausnahme der Brücken- und Ueberfahrtszölle aufgehoben. König Siegmund überließ den Eigenthümern des Grund und Bodens auf welchem Bergwerke eröffnet wurden, die Hälfte des Ertrages, hielt ſie aber dafür an, die andere Hälfte mit Ausnahme deſſen was ſie zu ihrem eigenen Silbergeſchirre bedurften, um einen beſtimmten Preis der königlichen Münzkammer zu verkaufen. Von eingeführten Waaren mußte der 30ſte, d. h. $3\frac{1}{3}$ % bezahlt werden. Im Jahre 1411 erhöhte der geldbedürftige Siegmund wieder den Kammergewinn von 18 Silberdenarien von jedem großen Thore auf 30, und ſchrieb überdies noch eine neue Abgabe von 15 Silberdenarien von jedem kleinen Thore aus; doch befreite er hiebei alle Unvermöglichen, und befahl, daß man bei der Beziehung auf eine ſehr ſchonende Weiſe zu Werke gehn ſollte. Und dennoch konnte Siegmund durch dieſe für den unterſten Stand ſo drückende Abgabenerhöhung den Schaden nicht aufwiegen, den er durch Verſchenkung ſo vieler Güter dem öffentlichen Schatze that. Bei dem Wahlvertrage den König Albrecht im Jahre 1439 eingehen mußte, wurde der Kammergewinn wieder auf den Fuß geſetzt, auf welchem er unter Ludwig geweſen war, und dem Könige zur ſtrengen Pflicht gemacht, keine Krongüter zu veräußern oder zu verpfänden, nur die Verpachtung an Inländer ward ihm geſtattet. Nichts deſto weniger mußten im Jahre 1444 die königlichen Einkünfte, welche auf allerlei Weiſe in andere Hände gekommen waren, dem Könige Wladislaus wieder zugeſtellt werden. 1446 wurde dem Reichsgubernator vorgeſchrieben, nur ſolche Güter zu verſchenken, welche ohne darauf haftendes Privatrecht an die Krone zurückfielen, nämlich durch Ausſterben eines Stammes oder durch Strafurtheile wegen Verbrechen. Die von ihm verſchenkten Güter ſollten nicht über 32 Bauerngründe betragen dürfen, und Niemand

können zweimal beschenkt werden, und endlich mußten alle Schenkungen vom künftigen Könige erst wieder bestätiget werden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte übertrug man zwei Prälaten und zwei Baronen; über die Verwendung derselben mußte der Gubernator seinen Rath, und jene Schatzbeamten mitbefragen, und von dem Ueberschusse der Einkünfte sollte man verpfändete Städte und Herrschaften für die Krone wiedereinlösen. Indessen wurden schon im folgenden Jahre 1447 auf dem Reichstage zu Ofen die Befugnisse des Reichs-Gubernators in Rücksicht der öffentlichen Einkünfte erweitert, und ihm freie Gewalt zu ihrer Einnahme und Verwendung zum Besten des Reiches gestattet. Der Kammergewinn ward wieder auf den alten Fuß gestellt.

In ältern Zeiten hatten die Könige alle Würden des Reichs nach dem freisten Gutdünken vergeben, daher war die spätere Beschränkung dieser Befugniß ein großer Schritt zur Befestigung der aristokratischen Gewalt des hohen Adels in Ungern. In dem von König Albrecht 1439 beschwornen Wahlvertrage kam das Recht der Wahl des Palatins, dessen Ansehen zugleich um ein sehr Bedeutendes erhöht wurde, an die Prälaten, Barone und den Adel. Dem Könige blieb nur dasjenige des Vorschlags. In Ansehung der übrigen Aemter gestattete man ihm hingegen das freie Verfügungsrecht; nur durften keine Ausländer gewählt werden, und ein und derselbe Beamte nicht mehr als eine Stelle bekleiden, wodurch im Grunde mancher Misbrauch zu Gunsten der Höflinge verhindert wurde. Auf dem 1444 zu Ofen von Wladislaus gehaltenen Reichstage wurden die nämlichen Grundsätze anerkannt. Zwei Jahre später erhielt Johann von Hunyad die Würde eines Reichsgubernators mit beinahe königlicher Gewalt. Aber im folgenden Jahre wurde auf dem Reichstage zu Ofen ausgemacht, daß bis zu des jungen Ladislaus Volljährigkeit alle Jahre auf Pfingsten ein allgemeiner Reichstag statt haben sollte. Hier würden nebst den Prälaten, Baronen und Magnaten, alle Adlichen erscheinen, welche mehr als zwanzig Unterthanen besäßen. Auf dieser, ihrer Natur nach stürmischen Versammlung sollten die Reichsräthe und

hohen Kronbeamten, ja der Reichsverweser selbst ihre Würden niederlegen, und eine neue Besetzung derselben statt finden, durch welche Verfügung denn dem Ehrgeiz und den Umtrieben der mächtigen Großen ein weites Thor geöffnet wurde. So ward allmählig die königliche Gewalt immer mehr erschüttert, und auf ihren Trümmern ein Einfluß der Großen befestigt, dessen gefährliche Folgen bei der bedenklichen Lage des Reiches am Schlusse dieses Zeitraums je länger je merkbarer wurden.

Die Könige des Anjouischen Hauses, und vorzüglich der erste derselben, Karl Robert, waren gegen den heiligen Stuhl und die Geistlichkeit ihres Reiches, die sich seine Erlangung der Ungrischen Krone so sehr hatten angelegen seyn lassen, besonders verpflichtet. Bei der Thronbesteigung dieses Fürsten benutzte daher der päpstliche Legat das Gewicht welches er der Anjouischen Partei gegeben hatte, um allen Geistlichen bei Strafe der Untüchtigkeit die Annahme einer Pfründe aus den Händen eines Laien zu verbieten; bei welcher Gelegenheit er denn auch auf der nämlichen großen National-Synode, auf welcher dieses Verbot abgefaßt war, eine scharfe Verordnung sowohl wider die eigentliche Ehe als wider die Kebsehen der Priester ergehen ließ. Die Gegenden, welche den neuen König nicht anerkennen wollten, wurden durch ein Interdict dazu gezwungen. Im J. 1317 bewilligte der König dem Papste Johann XII. die Vergebung aller Bisthümer und geistlichen Pfründen in Ungern mit bloßem Vorbehalt der königlichen Empfehlung. Auch sollte der Papst die Hälfte aller Einkünfte erledigter Bisthümer und anderer Pfründen, in so fern sie über sechs Mark betrügen, ja sogar den Zehnten der Einkünfte aller besetzten Bisthümer und Pfründen einziehen können, wobei jedoch ein heimlicher Vertrag zu Grunde lag, daß dem Könige ein Drittheil des auf diese Weise gesammelten Geldes wieder zufließen müßte. Mehrern Mönchsorden, wie z. B. den Augustinern, gestattete der König, sich mit Uebergehung der bischöflichen Oberaufsicht, unmittelbar unter den Schutz des heiligen Stuhls zu begeben. Diese Verhandlungen, in welchen sich die Krone mit dem Papste zu so ungerechten Eingriffen in die Güter der Kirche vereinigte, mußten bei der Un-

grischen Geistlichkeit das größte Misvergnügen erregen, welches sich auch in der zu Colocsa im Anfange des Jahres 1318 vereinigten Conföderation derselben aussprach, die dem Könige bei Strafe des Kirchenbannes das Versprechen der Zusammenberufung eines allgemeinen Reichstages, acht Tage nach Johannis, auf dem Felde Rakos abdrang, woselbst dann die Rechte des Königes, der Kirche und des Adels besser aus einander gesetzt werden sollten. Zu gleicher Zeit wurde der König beim heiligen Stuhle wegen seines unsittlichen Lebenswandels angeklagt. Dem Drange der Umstände konnte Karl Robert durch Ernennung eines Erzbischofs von Gran in der Person eines Verwandten des Herzogs Boleslav von Schlesien, und durch seine Einwilligung in eine neue Heirath entgehen. Noch lange Zeit hindurch war es ihm unmöglich den Anmaßungen der Kirche Schranken zu setzen. Die Wahl der Bischöfe kam ganz aus seinen Händen, sie geschah von den Capiteln, und wurde von den Erzbischöfen nach vorheriger Prüfung bestätigt. Alle Bedenklichkeiten des Königs wurden durch sehr bedeutende Geldleistungen beschwichtigt, die der Geistlichkeit bei ihren ungeheuern Gütern nicht schwer fielen. Außerdem daß der dritte Theil des päpstlichen Zehnten in die königliche Schatzkammer floß, hatte jeder neuernannte Bischof eine große Summe an den König zu entrichten. Ferner war jeder Erzbischof zu einem Neujahrsgeschenke von 200 Mark, jeder Bischof von 50 Mark Silbers verbunden. Nach ihrem Tode fiel ihr Vermögen dem Könige anheim, welcher nur die Kosten der Beerdigung aus demselben bezahlte. Aus ihren Zehnteinkünften mußten die Prälaten Truppen stellen und unterhalten. Auch setzte der König es durch, daß Rechtshändel über weltliche Güter von weltlichen Richtern beurtheilt wurden. Den Klagen der Ungrischen Geistlichkeit über das Beschwerliche dieser Leistungen, konnte der Papst, dem wichtige Rücksichten die Gunst Karl Roberts wünschenswerth machten, für diesmal nicht abhelfen. Seitdem sich dieser Letztere auf dem Throne wohl befestigt sah, behauptete er eine würdige Stellung gegen die Kirche. Auch Ludwig blieb diesen Grundsätzen bei aller Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Diener Gottes, die ihn sonst

auszeichnete, getreu. König Siegmund von Luxemburg, der gleich Anfangs mit dem heiligen Stuhle auf einem viel gespannteren Fuße stand, als die Fürsten des Hauses Anjou, und sich niemals der günstigen Gesinnungen desselben in hohem Maße zu erfreuen hatte, erklärte in einer Bekanntmachung vom 6. April 1404 seinen großen Widerwillen gegen die Anmaßungen der Curie, und erließ die strengsten Verordnungen wider dieselben. Bald darauf, am 21. August setzte er in einer Versammlung der hohen Geistlichkeit und der Großwürdenträger des Reiches die Gränzen der kirchlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit aufs bestimmteste fest, und behielt die Entscheidung streitiger Fälle seinem gewöhnlichen Rathe vor. Auf der Kirchenversammlung von Kostnitz, wo von Ungern die drei Erzbischöfe von Gran, Colocsa, und Spalatro, drei Bischöfe, nebst mehreren Pröpsten, Aebten u. s. w. und eine ziemliche Anzahl weltlicher Großen hinzogen, wußten diese Letztern noch vor Ankunft der Geistlichen ein für das Ungrische Kirchenwesen äußerst wichtiges Breve von Johann XIII. zu erhalten. Diesem zufolge sollten die Prälaten den vierten Theil ihres Zehenten den Pfarrern abgeben. Ferner sollten Streitigkeiten über Aussteuer der Bräute, über die Viertelsgebühr unverheiratheter Töchter, über Testamente u. s. w. künftighin vor dem weltlichen Gerichte ausgemacht werden; der sämmtliche Adel sollte zehentfrei seyn, und die Abteien und Klöster den Zehenten innerhalb ihrer Besitzungen für sich selbst beziehen dürfen. Allein diese an sich so billigen und für Ungern so wohlthätigen Verfügungen wurden nach Johanns Absetzung durch eine Vorstellung der Ungrischen Geistlichkeit aufgehoben, der sowohl die Kirchenversammlung als Kaiser Siegmund selbst nur allzuleicht Gehör gaben. Im Jahre 1418 wurde dem Könige nach dem Grundsatze des Concordates mit Deutschland, welches auch in Ungern galt, die Verleihung der geistlichen Pfründen bewilligt, und die Weitersziehung von kirchlichen Rechtshändeln nach Rom nur nach Schließung des Processes bei den geistlichen Gerichtsbarkeiten des Landes, gestattet. Solchergestalt ging Siegmund in kirchlichen Angelegenheiten einen festen und der Würde der Krone vollkommen angemessenen

Gang, der Kirche und Staat wieder in ein natürlicheres Verhältniß brachte. Bei der bedenklichen Lage des Reichs, zwischen den Türken und Hussiten, wußte er die Geistlichkeit gleich den andern Ständen zu gemeinnützigen Leistungen anzuhalten. Unter dem allgemeinen Aufgebot mußten auch die Banner der geistlichen Herren mitziehen. Doch wußte er es am Ende seiner Regierung nicht mehr mit Nachdruck durchzusetzen, und die hohe Geistlichkeit, die bald ihre kirchlichen bald ihre weltlichen Waffen gegen ihn geltend machte, übertrat eben so sehr, wie die weltlichen Barone, die ihr früher gesetzten Schranken. Endlich überließ sich in den letzten Jahren der durch Religionshändel während seiner ganzen Herrschaft so sehr belästigte Siegmund dem verderblichen Einflusse des Ketzer-witternden Minoriten Jakob, der an der Spitze eines aus bischöflichen Bannern bestehenden Heeres im Lande herumzog, und zum großen Gräuel der Weltlichen, und selbst unter scharfer Mißbilligung rechtlich gesinnter Bischöfe und Priester viele ketzerischer Gesinnungen Verdächtige hinrichten ließ. In dem Wahlvertrage König Albrechts befreit sich die Kirche wieder von dem was sie Anmaßungen des Königes nannte. Die völlige Steuerfreiheit der Geistlichen wurde darin feierlich anerkannt, kein Weltlicher sollte geistliche Güter oder Würden verwalten dürfen, erledigte Bisthümer mußten bald möglichst besetzt werden. Wegen ihrer Zehnten waren hingegen die Prälaten zur Aufstellung von Truppen verbunden. Der Reichsprocurator durfte die erledigten Bisthümer und Pfründen nicht ohne Zuziehung des ihm beigegebenen Rathes ertheilen, und auf dem Reichsabschiede vom März 1747 wurde endlich ausgemacht, daß eine solche Verleihung nur an Inländer, und zwar auf Lebensdauer, nicht etwa wie es zu größerem Vortheile des Verleihers, und zum großen Schaden des Kirchenwesens geschehen zu seyn scheint, bloß auf ein oder mehrere Jahre statt finden sollte. Die Verleihung in Rom zu suchen, war den Geistlichen bei Strafe der Untreue und Verbannung untersagt. Die Zehenten sollten wegen der Streitigkeiten über die Münzveränderungen, nirgends mehr in Geld, sondern überall in na-

tura entrichtet werden; weltliche Rechtshändel ſollten die Geiſtlichen nicht vor ihr Gericht ziehen dürfen. Die erledigten Stellen endlich hatte der Reichsverweſer mit ſeinen Räthen ſo bald als möglich zu vergeben, und zwar Abteien nur an Kloſtergeiſtliche deſſelben Ordens. Auf keinen Fall durften die geiſtlichen Güter von Laien verwaltet werden. Solchergeſtalt entwickelte ſich das geſetzliche Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat in Ungern am Ende des gegenwärtigen Zeitraums.

Ungeachtet des Widerſtandes kräftiger Könige, wurde die Befeſtigung und Ausdehnung der Rechte des Adels ſowohl durch die Zeitverhältniſſe als durch den eigenthümlichen Geiſt des Ungriſchen Volkes ſo ſehr begünſtigt, daß dieſer Stand in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ſeiner Vorrechte halber ſowohl gegen die Krone als gegen die übrigen Stände des Reiches, die glänzendſte Stellung behauptete. Und in der That blieb neben dem geiſtlichen Stande der Adel im Grunde der einzige, deſſen Genoſſen ſtaatsbürgerliche Rechte in der vollſten Ausdehnung dieſes Begriffes ausübten. Denn wenn auch in dieſem Zeitraume die Städte zum Genuſſe derſelben mehr oder weniger zugezogen wurden, ſo fand ihre Theilnahme doch nur ausnahmsweiſe ſtatt, und auf größern Reichsverſammlungen gab der Adel durch ſeine Menge den Ausſchlag. König Karl Robert hatte durch die Beſteurung aller Bauern, die das Portenſyſtem nach ſich zog, den Adel in einem ſeiner weſentlichen bisherigen Vorrechte gekränkt. Dafür ließ er ihm die freie Verfügung über ſeine Güter, dieſelben durch Schenkung, Tauſch, Verkauf, und letzten Willen zu veräußern. Da aber dieſe Veräußerung eigentlich den Grundſätzen des Lehenrechtes völlig zuwider war, ſo wurde in einzelnen Fällen die Einwilligung des Königs und der Verwandten nichts deſto weniger freiwillig nachgeſucht, wenn die Erwerber auch für die Zukunft vollkommen ſicher geſtellt ſeyn wollten. Durch Einführung der Wappen, Turniere und andrer rittterlicher Auszeichnungen, der Erhebung in den Ritterſtand durch Auflegung des Schwertes auf die Schultern und Beſchenkung

mit goldenen Spornen, suchte Karl Robert den Ungrischen Adel zu entwildern, und an die Krone, als an die Quelle solcher Gnadenbezeugungen, zu fesseln. Sein Nachfolger, König Ludwig, bestätigte auf einem Reichstage im December 1351 alle Rechte des Adels, mit Ausnahme desjenigen der freien Verfügung. Denn durch solche Schenkungen an die Kirche und andere Edelleute waren viele Häuser von ihrem ursprünglichen Glanze herabgesunken, und das für die Sache des Königs und den allgemeinen Vortheil so wichtige Gleichgewicht zerstört worden. Vielmehr sollten beim Absterben eines Edelmanns ohne männliche Erben, seine Güter an die Schwertmagen fallen. Ferner wurden die Rechte des Ungrischen Adels auf das ganze Reich, selbst auf die Länder des Herzogs Stephan, des Bruders des Königs, ausgedehnt, und endlich bei peinlichen Strafurtheilen wider Ungrische Edelleute, ihre Gattinnen, Kinder, Geschwister und Verwandte, und ihre Güter in Schutz genommen, welches wohlthätige Gesetz durch das furchtbare Schicksal des Felicianischen Hauses veranlaßt worden seyn mochte. Von Zöllen und Mauthen blieb der Adel völlig frei. Um den niedern Adel zu vermehren, dessen Zuneigung für den König eine Schutzwehr gegen den allzugroßen Einfluß des höhern werden konnte, erhob Ludwig beinahe alle die sogenannten Udvornici, eine Art freier Bauern, welche nur zu gewissen Natural-Lieferungen gegen den Hof verbunden waren, in den Adelstand, woher eine Menge sogenannte Einhäusler, nobiles unius sessionis, und selbst ganze adliche Dörfer entstanden, deren Vortheil sie an die Sache des Königs gegen bedeutende Große fesselte. Ueberhaupt kamen die willkürlichen Verfügungen und Bedrückungen aller Art, welche sich der hohe Adel gegen den niedern erlaubte, fast auf jedem Reichstage zur Spräche, und allemal wurden Maßregeln genommen, die sich im Erfolge selten bewährten. Auf dem Reichstage vom März 1435 wurde die Rechtfertigung solcher Frevel den Comitats-Gerichten zugesprochen, und die mächtigen Güterbesitzer auch für die von ihren Untergebenen verübten Gewaltthätigkeiten verantwortlich gemacht. Auch wurde auf

demſelben Reichstage feſtgeſetzt, daß beim Ausſterben eines adlichen Hauſes ohne männliche Nachkommenſchaft der königliche Schatz ſich nicht ſogleich der Güter bemächtigen dürfte, ſondern das Comitat einen Edelmann zum Sequeſter über dieſelben ſetzen ſollte, bis das Reichsgericht über etwa von den Verwandten oder weiblichen Erben angeſprochene Rechte entſchieden hätte. In dem Wahlvertrage König Albrechts wurde dem Adel feierlich vorbehalten, daß er von allen Abgaben und Steuern frei bleiben und keiner ſeiner Genoſſen verhaftet werden möchte, er hätte ſich denn der Todesſtrafe ſchuldig gemacht, und wäre dazu geſetzmäßig verurtheilt worden. So wurden die bürgerlichen Rechte des geſammten Adels immer mehr erweitert, während doch in ſtaatsrechtlicher Hinſicht der hohe Adel, die Reichsbarone und Kronbeamten, welche bei den meiſten wichtigen Verhandlungen ganz und allein zu Rathe gezogen wurden, den ausſchließlichſten Einfluß behaupteten, und im Innern des Reiches eine ſolche Stellung einnahmen, daß ſie bisweilen ſelbſt dem königlichen Anſehen gefährlich zu werden drohten.

Neben den beiden erſten Ständen, und beſonders neben dem übermächtigen Adel, ſuchten die Könige allmählig auch den Bürgerſtand emporzubringen, deſſen Treue ſich in Zeiten der Gefahr auf eine höchſt rühmliche Weiſe bewährt hatte. So gab in Karl Roberts Feldzuge von 1312 gegen den Matthias von Trentſchin, die Tapferkeit der Truppen welche die Universitas der 24 königlichen Städte geſtellt hatte, nebſt dem Muthe der Johanniter, den Ausſchlag zu Gunſten des Königs. Dafür wurden die Städte, welche auch durch die damaligen günſtigen Handelsverhältniſſe emporſtiegen, von den Ungriſchen Herrſchern mit mancherlei Vorrechten und Gunſtbezeugungen aller Art bedacht, und durch Stiftung von neuen Anlagen auch an der Zahl vermehrt. So erhob Ludwig I. noch in den ſpätern Jahren ſeiner Herrſchaft, Kapronza, Skalitz, Eperies, Bartfeld und Sanct Martin, durch Umgebung mit Mauern zu königlichen Städten, welche im Allgemeinen, wenn ſie gleich den Kammergewinn

durch ein sogenanntes Pauschquantum oder den Königszins abkauften, den Königen doch hiefür durch Geldbeiträge wichtige Dienste leisteten. Dessenungeachtet wagte keiner von den Anjouischen Fürsten den wichtigen Schritt, den Städten neben den beiden ersten Ständen eigentliche staatsbürgerliche Rechte zu ertheilen, und ihre Abgeordneten zu der Berathung über allgemeine Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes einzuberufen. Erst Siegmund that diesen Schritt, obgleich nur auf eine schwankende und vorübergehende Weise, so daß derselbe keine bleibenden Folgen hatte, im Jahre 1405. Die Veranlassung dazu war, daß eine Verordnung welche er im vorigen Jahre über den Landfrieden, die Münzen und einige andere Gegenstände, bloß mit seinem Reichsrathe gemacht hatte, nicht überall gut aufgenommen ward. Daher berief Siegmund im April 1405 eine Versammlung zusammen, welche nebst dem Reichsrathe aus den Abgeordneten aller in den Comitaten und Districten gelegenen Städte, Flecken und freien Dörfer bestand, welche nur der königlichen, und hingegen keiner Patrimonial-Gerichtsbarkeit unterworfen waren. Der Abschied vom 15. April enthielt folgende wichtige Anordnungen in Betreff der städtischen Rechte. Alle bisher ummauerten Städte blieben, wie es schon unter Ludwig I. der Fall war, von der Abgabe des Neunten frei, und sollten auf allgemeine Reichstage ihre Abgeordneten schicken dürfen. Jede königliche Freistadt hatte einen eignen niedern Gerichtsstand, von welchem die Weitersziehung in den früher bevorrechtigten an den Magister Tavernicorum, in den später nach dem Vorbilde einer andern Stadt befreiten, an das Gericht dieser Musterstadt gehen würde, und zuletzt von beiden an den König zur Befestigung der öffentlichen Sicherheit erhielten sie alle das Recht über Leben und Tod, und die Befugniß flüchtige Verbrecher mit Steckbriefen zu verfolgen. Ein Bürger konnte nur vor dem Gerichte seiner Stadt belangt, und erst von da aus die Sache einzig und allein auf gesetzlichem Wege weiter gezogen werden. Jeder Bürger oder Bewohner einer Stadt war zu jeder Zeit verbunden von den allgemeinen Lasten derselben seinen

Theil zu tragen. Wollte ein König einen solchen befreien, so konnte es nicht anders geschehen, als wenn die Stadt selbst um soviel erleichtert wurde, als sein Antheil betragen mochte. Zur Sicherung des Landes vor den Einfällen feindseliger Nachbarn sollte die Zahl der ummauerten und hiemit befreiten Städte noch vermehrt werden, und zur Vermehrung ihrer Bevölkerung erhielten die Bauern die Freizügigkeit. Aber diese Vorrechte und Freiheiten mußten die Städte ihrerseits durch ziemlich bedeutende Leistungen erkaufen. Denn, außer dem, statt des Kammergewinns zu entrichtenden Königszinse, waren sie noch verbunden jährlich ein Neujahrsgeschenk an die königliche Kammer einzuschicken, und zwar nach Maßgabe dessen, was in dem königlichen Freibriefe bestimmt worden war, nebst einem Geschenke von 6 Goldgulden an den königlichen Oberthürhüter. Bei einer Durchreise des Hofes mußte die königliche Tafel mit Ueberflusse besetzt seyn, und jede Zunft dem königlichen Oberstallmeister eine ihrer Arbeiten darbringen. Indessen bequemten sich die städtischen Abgeordneten wegen der erhaltenen Freiheiten gern zu diesen Leistungen, und ließen sich auch zu den von Siegmund gewünschten Verordnungen sehr bereitwillig finden. Durch diese Verhandlungen schienen zwar die Städte an staatsrechtlicher Bedeutung unendlich gewonnen zu haben, aber Siegmund blieb den hiebei geäußerten Gesinnungen keinesweges getreu. Die Städte wurden, da sie dasjenige geleistet hatten was man von ihnen wünschte, auf keinen der spätern Reichstage dieses Zeitraumes berufen, und auch ihrer in den Reichsabschieden kaum mehr gedacht. Auch sieht man nicht, daß sie gegen diese Uebergehung Widerspruch erhoben hätten. Freilich mochte den gewerbfleißigen Bürgern an wohlgeordneten inneren städtischen Verfassungen, und einem lebendigen Handelsverkehr weit mehr gelegen seyn, als an den in ihre Lebensverhältnisse wenig eingreifenden Verhandlungen stürmischer Reichstage, wo der Adel ihre Abgeordneten mit Uebermuthe zurückstieß.

Die schönen Freiheiten, welche die drei ersten Stände des Reichs, und zwar besonders die Geistlichkeit und der Adel, theils

dem alten Herkommen, theils der Freigebigkeit der Könige verdankten, lassen auf desto drückendere Lasten des Bauernstandes schließen, da doch von irgend jemand die zahlreichen Bedürfnisse des Staats herbeigeschafft werden mußten. Und in der That haben wir bereits bei Erzählung der königlichen Einkünfte gesehen, wie schwere Leistungen dem untersten Stande von den Herrschern Ungerns aufgelegt wurden. Die Abgabe des lucrum camerae machte das Schicksal der Bauern des Adels und der Geistlichkeit um so härter, als sie nun außer den Pflichten gegen ihre unmittelbaren Herren noch an die königliche Schatzkammer zahlen mußten, und die drückende Entrichtung des Neunten, die König Ludwig auf dem Reichstage von 1351 einführte, wobei er zugleich unter dem Vorwande, daß bisher ein Edelmann dem andern seine Jobagyonen mit Gewalt weggeführt habe, den Bauern die freie Wanderung vom Gute eines Herrn zu dem eines andern untersagte, mußte ihr Loos beinahe unerträglich machen. Der Umstand, daß man in der Folge denjenigen die in der Nähe königlicher Städte wohnten, das Hinziehen in dieselben erleichterte, war zwar für diejenigen die diesen Vortheil benutzen konnten, sehr günstig, machte aber zugleich das Schicksal der Uebrigen desto schwerer. Durch einen Beschluß König Siegmunds vom 5. August 1405 erhielten jedoch die Bauern die Freizügigkeit wieder, in so fern sie den Grundzins und alle Schulden bezahlten. Zur Erleichterung ihres Abzugs verordnete der König ferner, daß jede Abgabe innerhalb eines Monats von ihnen eingefordert werden müßte, — und wenn sie bis zum 15. des folgenden Monats nicht eingetrieben wäre, erloschen seyn sollte; daher ein Grundherr der vor der Abschiedszeit keine Forderungen an einen Bauer gemacht hatte, bei Begehrung des Abschieds von Seiten desselben nicht damit hervortreten könne. Dieser Beschluß war das Einzige was in dem ganzen Zeitraume zu Erleichterung und Verbesserung eines so tief in den Staub gedrückten Standes geschah, auf welchem doch am Ende das ganze Staatsgebäude wie auf seinem Grundpfeiler beruhte.

Eine neue Sammlung von Gesetzen kam in diesem Zeitraume nicht zu Stande. Die alten wurden nur durch einzelne Ver-

ordnungen der Könige, welche diese theils von sich aus, theils nach vorheriger Berathung mit ihrem Reichsrathe, oder auch der ganzen Reichsversammlung erließen, vermehrt. Hingegen fanden in der Gerichtsverfassung häufige Veränderungen, theils zur Verbesserung, bisweilen aber auch wieder zum Verfalle statt. Zu den erstern gehörte unstreitig das von Karl Robert eingeleitete ordentliche gerichtliche Verfahren nach Französischen und Italienischen Mustern, wobei er die bisher gebräuchlichen Gottesurtheile mit Ausnahme des gerichtlichen Zweikampfes verbot, weil diese durch uralte Volkssitte geheiliget waren. Die Festsetzung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit des Adels und der Geistlichkeit durch König Ludwig im Jahre 1351, gab im Gegentheil die Bauern viel zu sehr der Willkür ihrer Grundherren preis. Von Seiten der Könige und der höhern Reichsbeamten wurde die größte Thätigkeit erfordert um den Landfrieden zu erhalten, und die weniger mächtigen Unterthanen vor gewaltsamen Eingriffen in ihre Rechte zu schirmen. Auf allen Reichstagen kamen Klagen der Bedrückten zur Sprache, und alle Reichsabschiede enthielten Verfügungen wider die Störer der öffentlichen Ruhe. Vor Allem mußte den Richtern aufs dringendste eingeschärft werden, nicht selbst durch unerlaubte Gewaltthätigkeiten ein schlimmes Beispiel zu geben. Unter Siegmund wurden die kirchliche und weltliche Gerichtsbarkeit genau abgemarkt, und die Städte erhielten wenigstens für den untern Gerichtsstand ihre eigene Einrichtung. Nach Anhörung heftiger und allgemeiner Klagen über Störung des Landfriedens, ordnete dieser Fürst noch am Ende seiner langen Regierung am 8. März 1435 das Gerichtswesen in Ungern auf folgende Weise an. In jedem Comitate sollten jährlich Stuhlrichter aus dem begüterten Adel von der ganzen Comitatsversammlung gewählt werden, und die Erwählten gehalten seyn das Amt auf ein Jahr anzunehmen. Diese Stuhlrichter waren mit dem Obergespanne befugt in mehreren durch das Gesetz bestimmten Fällen die Fehlbaren mit Geldstrafen zu belegen und diese Geldstrafen unter sich zu theilen. Den höheren Gerichtsstand bildeten denn der Palatin, der Judex Cu-

riae, der Magister Tavernicorum, der Woywode von Siebenbürgen, der Graf der Szekler, der Ban von Dalmatien und Croatien, der Ban von Slavonien, von Machew u. s. w. Alle diese Reichsrichter, vom höchsten bis zum niedersten, waren zu einem schweren Eide verbunden, und am Ende ging die Weitersziehung dennoch bis an den König. In dem Wahlvertrage König Albrechts setzte man den Palatin in allen Streitigkeiten des Königs mit den Landesbewohnern zum Richter ein, und obgleich hier ursprünglich nur von den Rechtshändeln des königlichen Fiscus die Rede war, so suchte man durch Misbrauch in der Folge auch staatsrechtliche Erörterungen vor den Richterstuhl des Palatins zu ziehen. In dem Reichsabschied von 1444 wurden in jedem Comitate dem Obergespann und den Stuhlrichtern noch vier andre Mitrichter (Assessores tabulae) zugegeben. Dabei schärfte man den Obergespännen, Banen und Woywoden aufs strengste ein, die Weitersziehung an die königliche Curia ungehindert zu gestatten, und allen Richtern, sich doch ja des guten Beispiels wegen selbst von Gewaltthätigkeiten zu enthalten.

Ungeachtet der dringenden Gefahr, die Ungern von allen Seiten, besonders gegen Mittag von den Türken her drohte, kam doch das Kriegswesen, besonders gegen das Ende dieses Zeitraumes, je länger je mehr in Verfall, und die dringendsten Ermahnungen der Herrscher an den vaterländischen Sinn des Ungrischen Adels blieben ohne Erfolg. Die weitläufigen Unternehmungen der Anjouischen Könige hatten die Ungern so langwieriger Feldzüge in fernen Ländern überdrüssig gemacht, und der Adel war unerschütterlich standhaft in Behauptung seines herkömmlichen Rechtes nicht über die Reichsgränze hinauszuziehen. Darum hatten die Könige zu Unternehmungen deren Zusammenhang mit dem Wohle des Reiches nicht leicht in die Augen fallen mochte, meistentheils zu fremden, vorzüglich Deutschen Söldnern ihre Zuflucht nehmen müssen. Dennoch war das Banderial-System welches Siegmund im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in Ungern einführte, eine völlige Neuerung, wel-

ches sowohl die bisherigen Grundsätze des Kriegswesens als auch die ehemaligen Verhältnisse der Stände unter sich gänzlich über den Haufen warf, und den Baronen und Prälaten eine Macht und einen Einfluß in die Hände gab, zu denen sie auf anderem Wege in Ungern wo die Lehensverhältnisse sich nicht so sehr zu ihren Gunsten entwickelt hatten, wie in anderen Ländern, wohl schwerlich gelangt seyn möchten. Vor Allem ließ der König eine eigene von ihm besoldete Schaar zusammenwerben, die von der königlichen Fahne die sie vortrug, banderium regale, königliches Banner genannt wurde. Mit diesem vereinigten mächtige Baronen ebenfalls freiwillig ihre auf ähnliche Weise gesammelten und von ihnen bezahlten Banner. Die Prälaten hingegen waren wegen ihrer Zehnten zu Errichtung derselben verbunden. Da nun die Aufstellung der Barone-Banner vielmehr Unkosten verursachte, als ihre Salarien oder Salzbeihülfen betrugen, so mußte der König den Baronen welche sich durch Aufstellung eines zahlreichen Banners auszeichneten, hiefür besonders dankbar seyn, und sie durch immer neue und größere Schenkungen belohnen, die dem königlichen Schatze eben so nachtheilig als der Macht des Königes selbst gefährlich wurden. Um die Großen des Reiches noch mehr an seine Person und sein Haus zu fesseln, stiftete Siegmund im Dec. 1408 unter seinen getreusten Baronen die Verbrüderung des Drachenordens, deren Großwürdezeichen in einem goldenen Kreuze bestand, um welches sich ein goldener blutbefleckter, sich am Schwanze beißender Drache schwang. Treue und Gehorsam gegen den König und seine Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts, Aufrechthaltung der Reichsverfassung und Vertheidigung des Thrones und der Reichsgränzen wider alle und jede Feinde waren die Hauptverbindlichkeiten der Ordensbrüder. Die Unordnungen welche die Truppen während seines Feldzuges von 1427 in Siebenbürgen verübten, veranlaßten Siegmund daselbst eine Kriegsordnung bekannt zu machen, vermöge welcher die Krieger wegen ihrer verübten Frevel bei dem Barone ihres Banners angeklagt, dieser aber, wenn er nicht Recht schaffte, selbst zur Verantwortung gezogen wer-

den möchte. Den Herren durfte allein das Salz nachgeführt werden, im Sommer mußten sie Lager beziehen, und hatten dann Holz und Gras unentgeldlich. Im Winter hingegen mußte man ihnen Wohnungen einräumen, das Heu und alle Lebensmittel wurde dann nach einem festgesetzten Maßstabe bezahlt. In den Kriegen wurden die unmenschlichsten Grausamkeiten verübt. In dem erbitterten Kampfe der Ungern mit den Venetianern in Friaul im Jahre 1431 wurden den Gefangenen von beiden Seiten die Arme abgehauen und die Augen ausgerissen. Je dringender die Gefahr vor den Türken wurde, desto besser sah Siegmund die Nachtheile der Banderial-Truppenstellung ein, und sowohl zu Herstellung eines dem königlichen Ansehen günstigen Gleichgewichtes im Innern, als zu besserer Anordnung einer kräftigen Reichsvertheidigung, suchte er die alten Aufgebote des Comitatsadels von neuem ins Leben zu rufen. Am 12. März 1435 kam endlich nach sehr lebhaften Erörterungen, in welchen sich die verschiedenen Stände gegenseitig alle Lasten aufbürden wollten, und zu nichts Gemeinschaftlichem sich vereinigen komten, meist auf Veranstaltung des Kaisers eine neue Kriegsordnung zu Stande. Dieser zufolge sollten vor Allem das königliche Banner, dann, wenn eine allzugroße feindliche Macht herandringe, die Banner der Prälaten, und erst wenn diese nicht hinlänglich wären, die Banner der Barone und der ganze Adel unter den Comitats-Bannern ins Feld ziehen; wer gar nicht zum Heere stieß, oder zu spät, oder zu früh ohne Erlaubniß davon ging, konnte mit Verlust seiner Güter bestraft werden. Im Wahlvertrage König Albrechts wurde für den Adel förmlich festgesetzt, daß er bei dem allgemeinen Aufgebot nicht über die Gränzen geführt werden dürfte, auch wurde den Kriegern von neuem die alte Freiheit bestätigt, Kriegsgefangene für sich selbst zu machen und sie als Sclaven zu behandeln; nur durfte der König Angesehene von denen die sie zu Gefangenen gemacht hatten, auslösen. Auf dem Reichstage von 1447 wurde der Reichsgubernator auch zum einzigen Reichs-Oberfeldherrn bestellt, und ausdrücklich festgesetzt, daß von da an

jedes andere Capitanat, deren sich seit dem Tode des Königs noch mehrere Große nicht entheben wollten, aufhören müßte. Außer den angeführten Bannern und Aufgeboten sollten den Ungrischen Heeren noch andere Unterstützungs-Truppen zuziehen, nämlich die besondern Aufgebote einzelner im Reiche angesiedelter Völker, wie der Wallachen in Croatien und Slavonien, der Cumaner und Jazygen, der Sachsen und Szekler in Siebenbürgen, dann auch die Hülfstruppen der Reichsvasallen, des Freistaats Ragusa, des Despoten von Servien, der Herrscher der Wallachei, Moldau und Bulgarei. Aber das aus allen diesen Theilen zusammengesetzte Heer war meistentheils nur durch einen schwachen Verband zusammengehalten, und konnte den Reichsgrundgesetzen gemäß erst dann aufgeboten werden, wenn es schon viel zu spät war großen Schaden zu verhüten. Auch die schlimmste Erfahrung vermochte nichts wider die Selbstsucht der Einzelnen, wenn sie etwas für das Allgemeine leisten sollten.

Vergebens suchten die beiden Könige des Hauses Anjou, und besonders Karl Robert, das Ritterthum und die Galanterie der südwestlichen Länder Europas nach Ungern zu verpflanzen. Die Lanzenbrechen und andere Ritterspiele entsprachen zwar wohl dem feurigen und kräftigen Sinne der Ungrischen Jugend, aber die zarten Seiten des Ritterthums waren zu auffallend im Widerstreit mit der natürlichen Wildheit des Ungrischen Volkes, und der freiere Umgang mit dem andern Geschlechte, den die Sitte des — Französisch-Italischen Hofes herbeiführte, war den Ungern ein Gräuel. Vielmehr wurde durch die Ausschweifungen des Hofes einer der entsetzlichsten Auftritte veranlaßt, der die Geschichte Karl Roberts durch alle Jahrhunderte hindurch trüben wird. Im Jahre 1330 hielt sich Prinz Casimir von Polen am Ungrischen Hofe bei seiner Schwester, der Königinn Elisabeth, auf. Diese fromme Fürstinn, die mit eigenen Händen Altartücher stickte, Kirchen und Klöster beschenkte und reichliche Almosen spendete, scheute sich nicht ihrem geliebten Bruder durch allerlei Ränke zum unerlaubten Genusse einer

ihrer Hofdamen, der schönen Clara, der Tochter des königlichen Hofbeamten Felician von Jach, zu verhelfen. Im wildesten Grimme hatte der beleidigte Vater das königliche Paar an der Tafel überrascht, und der Königinn vier Finger von der rechten Hand abgehauen, ja, er würde den König selbst und seine Prinzen alle umgebracht haben, wäre es den königlichen Dienern nicht gelungen ihn zu Boden zu schlagen und zu enthaupten. Sein abgehauener Kopf wurde nach Ofen, und jeder Theil seines Leichnams in eine andere Stadt geschickt. Aber bei der gerechten Strafe des Königsmörders ließ man es nicht bewenden. Dem unglücklichen Mädchen, welches zu der ganzen Trauergeschichte den Anlaß gegeben hatte, wurden Nase, Lippen, und vier Finger von jeder Hand abgeschnitten. In diesem Zustande schleppte man sie zu Pferde in mehreren Städten herum, und zwang sie zu dem Ausrufe: „Dieses sey der Lohn der Untreue an dem Könige." Endlich wurde sie nebst Felicians einzigem Sohne, einem zarten Jünglinge, an Pferdschweife gebunden und geschleift. Beide Leichname gab man den Hunden zu fressen. Eine ältere Tochter, die an einen Edelmann Kogni verheirathet, fern vom Hofe lebte, wurde enthauptet, — ihr Mann mußte im Gefängnisse sterben. Auf einem Reichstage wurde diese ungerechte Rache und Verfolgung an den unschuldigen Verwandten des Königsmörders noch weiter getrieben. Solche, nach unsern Begriffen gräuelhafte, Recht und Menschlichkeit in gleichem Maße verletzende, Mittel, — glaubten die Herrscher Ungerns anwenden zu müssen, um die freche Hand erboßter Unterthanen von ihrem gesalbten Haupte abzuhalten. — Aus der Mühe welche die Aufrechthaltung des Landfriedens kostete, und aus den auf den Reichstagen immer wiederholten Klagen über Raub und Gewaltthat, geht die Wildheit der Sitten des Ungrischen Adels auf eine eben so einleuchtende Weise hervor. Viele Burgen waren Raubsitze, und Wegelagerung eine adeliche, keineswegs entehrende Beschäftigung, ungefähr wie die Jagd. In den Städten hingegen führten andere Geschäfte auf andere Gedanken, und reger Gewerbfleiß erzeugte auch bürgerliche Tugend und rechtlichere

Begriffe, die durch die bessere Einrichtung ihres Gerichtswesens noch mehr begünstiget wurden. Im Jahre 1423 ertheilte König Siegmund den damals zuerst einwandernden Zigeunern das Vorrecht, sich in allen königlichen Besitzungen, und bei den königlichen Freistädten und Flecken niederzulassen, und bei vorfallenden Streitigkeiten einen eigenen Woywoden zum Richter zu haben. Aber daß man diese Leute nicht zwang sich ordentlich anzusiedeln und ein bestimmtes Gewerbe, wie den Ackerbau u. s. w. zu treiben, sondern sie ihrer Neigung zum Umherstreifen folgen ließ, konnte für die Sitten der untern Stände auf keine Weise vortheilhaft seyn. Nach den Aeußerungen eines Französischen Edelmanns, der Ungern im Jahre 1438 bereiste, stand die Zuverlässigkeit der Ungern, besonders der Ungrischen Großen geistlichen und weltlichen Standes, damals in sehr schlimmem Rufe, und sein eigenes Mistrauen geht so weit, daß er es unverhohlen ausspricht: „Er würde sich, nach denen zu schließen, mit denen er umgegangen wäre, eben so gern einem Türken als einem Ungern anvertrauen."

Die schweren Lasten, welche den Bauernstand drückten, hielten den Ackerbau darnieder, und überhaupt war der Gewerbssinn den Ungern nicht eigen. Schon in ältern Zeiten hatten sich viele Deutsche im Lande niedergelassen, und Kaiser Siegmund brachte nach einem Aufenthalte in Paris eine Menge Französische Arbeiter dahin, ließ auch späterhin noch ihrer viele nachkommen. Allein sie fanden unter den Eingebornen, deren herrschende Neigung zu einer freiern ungebundenern Lebensart mit dem strengen anhaltenden Fleiße der Gewerbsthätigkeit durchaus unverträglich war, wenig gelehrige Schüler. Am liebsten gaben sich jene mit Viehzucht, besonders mit den Pferden ab, deren man in Ungern eine solche Menge zog, daß die trefflichsten in den großen Marställen um den niedrigen Preis von 10 bis 30 Gulden zu haben waren. Wohl mochten bei den Bergwerken, deren in Ungern bereits mehrere bearbeitet wurden, aus welchen dem königlichen Schatze reiche Summen zuflossen, größtentheils Deut-

sche Arbeiter ihren Fleiß anwenden. Mehrere Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, unter andern Basilius Valentin, erwähnen der Ungrischen Gold-, Silber- und Kupfer-Bergwerke und ihres reichen Ertrags, auch Alaun- und Schwefelwerke, nebst Vitriolsiedereien, waren im Gange. Doch verfielen im funfzehnten Jahrhunderte die Kupferwerke unter dem Drange der Umstände, da die Gegenden in denen sie sich befanden, vom Feinde verwüstet wurden. Endlich waren auch die Salzwerke eine ergiebige Quelle von Einkünften für den König, der viele ihm selbst und dem Staate geleistete Dienste mit Salz bezahlte, woher diese Besoldungen die Benennung Salarien erhielten.

In keiner frühern oder spätern Zeit war jemals der Ungrische Handel so blühend, wie unter der Herrschaft der Könige des Hauses Anjou. Die einfache Kunst mit der diese Fürsten den Handelsverhältnissen ihres Volkes eine so glänzende Richtung, ihren Unterthanen so reichen, am Ende zum Theil auf sie selbst zurückfließenden Gewinn verschafften, war die unbeschränkteste Freiheit des Verkehrs, aus welcher die größte Handelsthätigkeit sich wie von selbst belebte. Fast der ganze Handel des Morgenlandes ging durch Ungern, und die freundschaftlichen Verhältnisse mit Polen und Böhmen hatten den lebendigsten Handelsverkehr zwischen den drei Reichen und die günstigste wechselseitige Aufnahme ihrer Angehörigen in denselben zur Folge. Die Städte Leutschau, Zeben, Bartfeld, Eperies, und Kaschau, wurden Legstädte für den Handel mit Polen und Rothrußland. Durch Oedenburg und Güns ging die Ausfuhr der Weine nach Deutschland. In Agram wurden die Geschäfte mit den Einwohnern der Küstenländer gemacht. Allein über Hermannstadt, Kronstadt und Bistritz ging der große Zug des eigentlichen Morgenländischen Handels. So wurden von Kronstadt aus die Waaren der Siebenbürger-Sachsen nach allen Gegenden Europas, so wie nach Smyrna, Arabien und Aegypten verhandelt. Doch blieben Vieh, Weine, und überhaupt rohe Erzeugnisse immer die Hauptgegenstände der Ungrischen Ausfuhr. König Sieg-

mund ſuchte in einer Verordnung vom 31. Auguſt 1404 durch Einführung des Ofner Maßes und Gewichtes im ganzen Reiche den Binnenhandel zu erleichtern. Dieſe Verfügung wurde zwar im folgenden Jahre von den Abgeordneten der Städte auf ihrer Verſammlung beſtätigt, fand aber an den Ortsübungen ſo viel Widerſtand, daß ſie zu keiner Zeit völlig ins Leben kam. Auf dieſer Verſammlung wurde ferner die Abgabe des Dreißigſten von jeder ausländiſchen eingeführten Waare, und das gänzliche Verbot des ausländiſchen Salzes beſchloſſen. Kein ausländiſcher Kaufmann ſollte von nun an mehr in Ungern ellenweiſe verkaufen dürfen, und zwar ein Großhändler nicht unter ſechs Stücken Tuches zuſammen; ein Kleinhändler der nicht mehr als ſechs Stücke Tuch brächte, doch nicht weniger als ein Stück zuſammen. Endlich wurde das der Stadt Ofen ertheilte Stapelrecht daſelbſt für den Binnenhandel völlig aufgehoben, und inländiſchen Kaufleuten die freie Verſendung durch das ganze Reich verſtattet, ohne daß ihnen irgendwo Mauthgebühren abgefordert werden konnten. Aber ſeit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung fing der Morgenländiſche Durchgangshandel in Ungern an zu ſtocken, und von da an wurde der Austauſch Ungriſcher Naturerzeugniſſe gegen verarbeitete Waaren anderer Länder der Hauptgegenſtand des Ungriſchen Handels.

Eine geraume Zeitlang dauerte noch unter Karl Robert die ärgerliche Plackerei der jährlichen Münzenwechslung fort. Ja der König ſcheute ſich nicht, ſich durch öftere Münzverſchlimmerung aus dringenden Geldverlegenheiten zu helfen. Doch ſah er endlich ſelbſt die großen Nachtheile dieſer verderblichen Maßregel ein, und nahm ſeit 1338 einen beſſern und beſtändigern Münzfuß an. Vier Jahre ſpäter, 1342, ſchaffte Karl Robert endlich auch die jährliche Münzenwechslung gegen die Abgabe des Kammergewinns nach dem Portenſyſteme ab. Von nun an ſollten aus einer Mark feinen Silbers anderthalb Mark Silber-Denarien geprägt werden. Die nach dem Muſter der Floren-

tinischen in Ungern geschlagenen Ducaten sollten 90 jener Silberdenarien gelten, und eine Mark Goldes Ofener Gewicht, von 12 Carat, 7 Mark dieser Silberdenare. Ferner mußten alle ausländischen Münzen, die man von nun an gänzlich verbot, gegen neue inländische ausgewechselt werden. Wider Falschmünzer, Kipper und Wipper, wurden strenge und wirksame Maßregeln ergriffen. König Siegmund führte im Jahre 1404 eine allgemeine Münzrechnung nach Ducaten ein, deren Werth er jetzt zu 100 neuen Silberdenarien festsetzte. Auf der Versammlung der Abgeordneten der Städte kam das Verbot der Ausfuhr des ungemünzten Goldes und Silbers zu Stande, und die im Lande gewonnenen edeln Metalle durften nur der königlichen Kammer um einen bestimmten Preis verkauft werden. Im übrigen wurden daselbst die früher getroffenen Maßregeln bestätigt. Aber dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, verschlimmerte der Kaiser die Münze von neuem im Jahre 1430, und befahl, daß von nun an 100 neugeprägte große Denarien einen Goldgulden gelten sollten, und jeder dieser Denarien vier Vierlinge, — eine neue Scheidemünze; von denen also 400 auf einen Goldgulden gerechnet waren. Allein ungeachtet der kaiserlichen Verordnung wollte man sie doch im Handel und Wandel nur auf dem Fuße von 10 für einen Denar, und 1000 für einen Goldgulden, annehmen, woraus dann im Ungrischen Münz- und Rechnungswesen eine so große Verwirrung entstand, daß am 20. Januar 1432 die Prälaten und Barone mit einigen Abgeordneten des niederen Adels und der Städte, von sich aus, in des Königes Namen einen Beschluß faßten, der diesem in der Uebung angenommenen Werthe gesetzliche Bestätigung ertheilte. Um das Ungrische Volk in der Zukunft ein für allemal vor den für das allgemeine Beste so verderblichen Münzverschlimmerungen zu sichern, mußte sich König Albrecht in seinem Wahlvertrage verpflichten, keine Münzveränderung ohne Beirath der Stände vorzunehmen. Die Vierlinge sollten von nun an abgeschafft seyn, hingegen ward erlaubt, Heller zu schlagen, die die Hälfte eines Denars ausmachen, aber von gleichem Schrot

und Korn seyn sollten wie die Denare. Diese Bestimmungen wurden auf den spätern Reichstagen dieses Zeitraumes durchaus aufrecht gehalten, und auf diese Weise zur Erlangung eines festen Mittelpunctes für den innern Verkehr und viele innere Verhältnisse des Reichs, ein Wesentliches errungen.

Unter allen Königen welche von dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des fünfzehnten herrschten, war Ludwig der Erste wohl der Gebildeteste. Mehrere Sprachen, und zwar besonders die Deutsche, waren ihm geläufig, müßige Stunden widmete er gern den Forschungen über den Lauf der Gestirne. Auf seinen Wunsch ertheilte Papst Urban V. im Jahre 1367 die Bewilligung zur Gründung einer hohen Schule in Fünfkirchen. Alle Wissenschaften, auch das kanonische Recht, aber nicht die eigentliche Theologie, durften daselbst gelehrt werden. In allen übrigen Facultäten konnten Magisterbeförderungen statt haben, allein dem Bischofe, oder dessen Stellvertreter kam es zu, sie zu prüfen und ihnen den Doctorhut zu ertheilen. Dabei machte der Papst die Bedingung, daß der König für den Unterhalt der anzustellenden Professoren sorgen sollte, widrigenfalls die Bewilligung zurückgenommen würde. Auch weckten seine ritterlichen Thaten, wo nicht Geschichtschreiber, doch Verfasser von Chroniken, wie den Archidiakon Johann von Kükülló, der König Ludwigs Leben schrieb. Doch hoben sich diese Versuche wenig über das gewöhnliche Chronikenwesen des Mittelalters. Ferner fing am Ende des vierzehnten Jahrhunderts das Canzleiwesen an, eine regelmäßigere Gestalt zu erhalten, und es wurde sogar eine ars notarialis verfaßt. Allein die Lateinische Sprache blieb als Geschäftssprache im ausschließlichen Besitze ihrer alten Rechte, und die Ungrische wurde auch in diesem Zeitraume auf keine Weise gefördert. Auf der Kirchenversammlung von Kostnitz erschienen zugleich mit dem Erzbischofe von Gran, Doctoren aller Facultäten als Abgeordnete der hohen Schule von Ofen, und im Gefolge des Prälaten selbst befanden sich viele Doctoren und Magister. Diese

hohe Schule war größtentheils mit Italieniſchen und Deutſchen Lehrern beſetzt. Aber die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe aller Art die hier vorgetragen wurden, bildeten nur wenige Gelehrte, und traten durchaus nicht in das eigentliche Leben des Volks, welches das Wenige was es in dieſem Zeitraum an ſelbſtſtändiger Bildung gewann, einzig und allein dem lebendigern und glücklicheren Verkehre, da wo ihm Theilnahme daran verſtattet ward, zu verdanken hatte.

Eilftes Buch.

Tatariſche Völker.

Tatariſche Völker.

Vom 49. bis zum 58. Grad nördlicher Breite liegt an der Nordküſte des ſchwarzen Meeres und im ſüdlichſten Theile des heutigen Europäiſchen Rußlands die ſogenannte Europäiſche oder kleine Tatarei, gegenwärtig die Statthalterſchaften Gerſon, Jekaterinoslawl und Taurien und in deren ſüdlichem Bezirke die Halbinſel Krim. Dieſe letztere iſt in der Südhälfte meiſtens gebirgig, hinlänglich gewäſſert und fruchtbar, auf der gegen das Aſowiſche oder ſogenannte faule Meer abhängigen Oſtſeite der Nordhälfte ebenfalls ſehr ergiebig, auf der Weſtſeite der mitternächtlichen Hälfte hingegen faſt überall ſteppenartig und wüſt. Das feſte Land beſteht aus lauter ſandigen, ſelten durch kleine Sandhügel unterbrochenen Ebenen und Haiden, und das Waſſer iſt überall, die Flüſſe ausgenommen, ſehr ſalzig.

Schon die älteſten Griechiſchen Dichtungen und beſonders die wunderſamen Erzählungen von der Argonautenfahrt enthalten ziemlich deutliche Spuren einer wenn gleich noch höchſt unvollkommenen Kenntniß der Ufer des ſchwarzen Meeres. Den älteſten Begriffen gemäß, ſetzten die Griechen die Wohnungen des Boreas in die Thraciſchen Gebirge, jenſeits welcher man ſich das Land der Hyperboreer dachte, eines Volkes, welches von dem rauhen Nordwinde verſchont, im vollen Genuß einer himmliſchen Natur in näherm Umgang mit den Göttern leben ſollte. Allein mit jeder Erweiterung der Erdkunde mußte man die Wohnungen des Boreas, die Riphäiſchen Gebirge weiter nach Norden hin ſetzen, und mit ihnen entfernte ſich auch das jenſeitige ſchöne Land der Träume. Herodot kannte dieſe Gegenden theils aus eigener Erfahrung auf ſeinen Reiſen, theils aus den Schilderungen Griechiſcher Anſiedler am ſchwarzen Meere,

theils aus den Nachrichten früherer Griechiſcher Forſcher. Zu Herodots Zeiten gehörte die Europäiſche Tatarei zu dem weitläufigen Lande der Scythen, unter welcher Benennung eine ganze Menge im Einzelnen den Griechen unbekannter größtentheils wandelnder Völker zuſammen begriffen wurden. Als ein bloß Viehzucht treibendes und herumirrendes Volk, hatten die Scythen keine Städte, aber nichts deſto weniger waren ihnen einzelne Stellen ihres Landes vorzüglich heilig, und ſo wie ſie das übrige unbebaute Land gern dem einrückenden Feind überließen, um dann erſt in einer günſtigen Stellung und bei günſtiger Gelegenheit über ihn herzufallen, ſo konnte hingegen der Gegner nur über ihre Leichname in dieſe Gegenden dringen, mit deren Erhaltung das Heil und der Ruhm des ganzen Volkes ſtreng verbunden ſchien. So war etwa 14 Schifffahrten öſtlich von der Mündung des Boryſthenes ein Strich Landes, Gerrhi genannt, der bloß zum Begräbniß der Fürſten beſtimmt war. Ein andrer Strich Landes, mit Namen Hyläa, reichte von der Mündung des Boryſthenes gegen Oſten bis zum Fluſſe Hypanis und gegen Norden ungefähr bis über die Ergießung des Dnieper in den Limon. Dieſes Land war nicht das Eigenthum und der Wohnplatz eines einzelnen Scythiſchen Volkes, ſondern alle Scythen beſaßen es gemeinſchaftlich, und hielten daſelbſt wahrſcheinlich ihre Zuſammenkünfte. Schon in uralter, der Forſchung völlig unzugänglicher Zeit, hatten ſich mit Bewilligung der Scythen Griechiſche Pflanzer an den Küſten angeſiedelt und daſelbſt Städte erbaut, deren Herodot in ſeiner Geſchichte jedoch nicht mehr als fünf erwähnt. Die größte und wichtigſte unter dieſen iſt Olbiopolis (Glücksſtadt) im Mittelpunct der vier andern am Hypanis und zwar nicht weit vom Zuſammenfluſſe dieſes Stroms mit dem Boryſthenes etwas über dem heutigen Oczakow. Sie war feſt und nannte ſich wie Athen vorzugsweiſe die Stadt (ἄστυ); ihren Urſprung ſollte ſie den Mileſiern verdanken. An der Mündung des Tyras (Dnieſter) hatten ſich andere Griechen angeſiedelt, die von dem benachbarten Fluſſe den Namen Tyriten trugen. Eben ſo nannte man die an der ſüdlichen Mündung des Iſter wohnenden Iſtrier. Oeſtlich von

Olbiopolis lagen Karkinitis an der Mündung des Flusses Hypanis sechs Stunden westlich von dem Hals der Tauriſchen Halbinsel, und Kremni, ein Handelsplatz an der Mäotiſchen See. Die Griechen theilten die zwiſchen dem Don und dem Dnieper wohnenden Scythen in drei Stämme. Längs dem Boryſthenes wohnten eilf Schifffahrten hoch von der Gegend Hylâa und drei Tagereiſen weit oſtwärts vom Fluſſe die ackerbauenden Scythen. Oeſtlich von dieſen dehnte ſich vierzehn Tagereiſen lang das Land der nomadiſchen aus. Dieſe gränzten endlich gegen Morgen an das Gebiet der königlichen Scythen, welches ſich längs der ganzen Küſte des faulen Meeres bis an den Tanais und gegen Norden zwanzig Tagereiſen lang von der Seeküſte bis an das Gebiet der Melanchlänen erſtreckte. Aus ihrem Mittel war der Oberfürſt König des ganzen Volks, und bei ihnen hielt er ſich auf. Die Scythen waren im Allgemeinen ein wanderndes Volk, welches nur von der Viehzucht und dem Raube lebte. Die Gewalt ihres Königs, der ſeine Würde vererbte, war ziemlich ausgedehnt, doch blieb ſie in vielen Fällen durch das Anſehen der Stammhäupter beſchränkt, welches durch ihren Anhang ſo weit ging, daß ſie es öfter ſogar wagen durften den König abzuſetzen. Den öſtlichen Theil der Tauriſchen Halbinſel bewohnten königliche Scythen, den weſtlichen die Taurer, ein Volk, welches bei den Griechen im Rufe der abſcheulichſten Rohheit und der grauſamſten Behandlung ſeiner Gefangenen ſtand. —

Nach Herodot werden die Nachrichten von dieſen Gegenden immer ſeltener; nur weiß man, daß die Griechiſchen Pflanzſtädte daſelbſt eine gewiſſe Verbindung unterhielten, und daß an der Spitze derſelben einer ihrer Mitbürger ſtand, der ſich auf eine der Geſchichte unbekannte Weiſe zur Würde eines Vorſtehers emporgeſchwungen hatte. Dieſe Bosporiſchen Herrſcher geboten bald über die ganze Küſte des faulen Meeres, und bauten an der öſtlichen Mündung des Fluſſes Tanais die Stadt Tanais, eine Hauptniederlage des Handels. Aber endlich vermochten ſie dem Andringen der benachbarten Scythiſchen Völkerſchaften nicht länger zu widerſtehen, und erkannten deswegen die Oberherrſchaft des Mithridates, mit deſſen Reich ſie in die

theils aus den Nachrichten früherer Griechischer Forscher. Zu Herodots Zeiten gehörte die Europäische Tatarei zu dem weitläufigen Lande der Scythen, unter welcher Benennung eine ganze Menge im Einzelnen den Griechen unbekannter größtentheils wandelnder Völker zusammen begriffen wurden. Als ein bloß Viehzucht treibendes und herumirrendes Volk, hatten die Scythen keine Städte, aber nichts desto weniger waren ihnen einzelne Stellen ihres Landes vorzüglich heilig, und so wie sie das übrige unbebaute Land gern dem einrückenden Feind überließen, um dann erst in einer günstigen Stellung und bei günstiger Gelegenheit über ihn herzufallen, so konnte hingegen der Gegner nur über ihre Leichname in diese Gegenden dringen, mit deren Erhaltung das Heil und der Ruhm des ganzen Volkes streng verbunden schien. So war etwa 14 Schifffahrten östlich von der Mündung des Borysthenes ein Strich Landes, Gerrhi genannt, der bloß zum Begräbniß der Fürsten bestimmt war. Ein andrer Strich Landes, mit Namen Hylâa, reichte von der Mündung des Borysthenes gegen Osten bis zum Flusse Hypanis und gegen Norden ungefähr bis über die Ergießung des Dnieper in den Limon. Dieses Land war nicht das Eigenthum und der Wohnplatz eines einzelnen Scythischen Volkes, sondern alle Scythen besaßen es gemeinschaftlich, und hielten daselbst wahrscheinlich ihre Zusammenkünfte. Schon in uralter, der Forschung völlig unzugänglicher Zeit, hatten sich mit Bewilligung der Scythen Griechische Pflanzer an den Küsten angesiedelt und daselbst Städte erbaut, deren Herodot in seiner Geschichte jedoch nicht mehr als fünf erwähnt. Die größte und wichtigste unter diesen ist Olbiopolis (Glücksstadt) im Mittelpunct der vier andern am Hypanis und zwar nicht weit vom Zusammenflusse dieses Stroms mit dem Borysthenes etwas über dem heutigen Oczakow. Sie war fest und nannte sich wie Athen vorzugsweise die Stadt (ἄστυ); ihren Ursprung sollte sie den Miesiern verdanken. An der Mündung des Tyras (Dniester) hatten sich andere Griechen angesiedelt, die von dem benachbarten Flusse den Namen Tyriten trugen. Eben so nannte man die an der südlichen Mündung des Ister wohnenden Istrier. Oestlich von

Olbiopolis lagen Karkinitis an der Mündung des Fluſſes Hypanis ſechs Stunden weſtlich von dem Hals der Tauriſchen Halbinſel, und Kremni, ein Handelsplatz an der Mäotiſchen See. Die Griechen theilten die zwiſchen dem Don und dem Dnieper wohnenden Scythen in drei Stämme. Längs dem Boryſthenes wohnten eilf Schifffahrten hoch von der Gegend Hylâa und drei Tagereiſen weit oſtwärts vom Fluſſe die ackerbauenden Scythen. Oeſtlich von dieſen dehnte ſich vierzehn Tagereiſen lang das Land der nomadiſchen aus. Dieſe gränzten endlich gegen Morgen an das Gebiet der königlichen Scythen, welches ſich längs der ganzen Küſte des faulen Meeres bis an den Tanais und gegen Norden zwanzig Tagereiſen lang von der Seeküſte bis an das Gebiet der Melanchlänen erſtreckte. Aus ihrem Mittel war der Oberfürſt König des ganzen Volks, und bei ihnen hielt er ſich auf. Die Scythen waren im Allgemeinen ein wanderndes Volk, welches nur von der Viehzucht und dem Raube lebte. Die Gewalt ihres Königs, der ſeine Würde vererbte, war ziemlich ausgedehnt, doch blieb ſie in vielen Fällen durch das Anſehen der Stammhäupter beſchränkt, welches durch ihren Anhang ſo weit ging, daß ſie es öfter ſogar wagen durften den König abzuſetzen. Den öſtlichen Theil der Tauriſchen Halbinſel bewohnten königliche Scythen, den weſtlichen die Taurer, ein Volk, welches bei den Griechen im Rufe der abſcheulichſten Rohheit und der grauſamſten Behandlung ſeiner Gefangenen ſtand. —

Nach Herodot werden die Nachrichten von dieſen Gegenden immer ſeltener; nur weiß man, daß die Griechiſchen Pflanzſtädte daſelbſt eine gewiſſe Verbindung unterhielten, und daß an der Spitze derſelben einer ihrer Mitbürger ſtand, der ſich auf eine der Geſchichte unbekannte Weiſe zur Würde eines Vorſtehers emporgeſchwungen hatte. Dieſe Bosporiſchen Herrſcher geboten bald über die ganze Küſte des faulen Meeres, und bauten an der öſtlichen Mündung des Fluſſes Tanais die Stadt Tanais, eine Hauptniederlage des Handels. Aber endlich vermochten ſie dem Andringen der benachbarten Scythiſchen Völkerſchaften nicht länger zu widerſtehen, und erkannten deswegen die Oberherrſchaft des Mithridates, mit deſſen Reich ſie in die

Abhängigkeit der Römer geriethen. Diese Letztern bekümmerten sich indessen nur wenig um die ihnen nur mittelbar unterworfenen Völker unter diesem Himmelsstriche, mit Ausnahme dessen, was etwa einzelne durch Handelsvortheile Dahingelockte von ihrem Daseyn erfuhren. Erst Ptolemäus verbreitete, wahrscheinlich durch Handelsnachrichten belehrt, wieder neues Licht über diese Länder, deren Kenntniß von spätern Schriftstellern des Alterthums nicht mehr erweitert wurde. Die Könige von Macedonien hatten gegen die Scythen mit wechselndem Glück, aber ohne für die Geschichte wichtige Folgen, Krieg geführt. Nach der Uebergabe des Bosporischen Reichs an den Mithridates wurden die Scythen von diesem kraftvollen Fürsten aus der Taurischen Halbinsel und von der benachbarten Küste verdrängt, und von da an verliert sich ihr Name aus der Geschichte. Freilich mag zu diesem Umstande auch die nähere Kenntniß der besondern Völker beigetragen haben, welche den Glauben an eine gemeinsame Volksthümlichkeit und mit ihm die gemeinsame Benennung umstürzen mochte. Statt des Scythischen Namens trat jetzt der Sarmatische ins Leben. Sauromatische Völker, Jazygen und Roxolanen nahmen die Sitze der Scythen ein, vom Dnieper bis gegen die Küste des faulen Meeres. Im dritten und vierten Jahrhundert wurden die Roxolanen in der Gegend des schwarzen Meeres von den Gothen bezwungen, welche daselbst in großer Ausdehnung eine mächtige Herrschaft gegründet hatten. Aber gegen das Ende des vierten Jahrhunderts mußten sich alle diese Länder den Hunnen unterwerfen, welche wie ein verderblicher Waldstrom über das östliche Europa hereinbrachen. Seit uralter Zeit hatten nomadische Hunnen, deren Stammhäupter einen Tanju oder allgemeinen Oberherrn erkannten, im Norden von China in einer lockern Staatsverbindung gelebt. Ihre Tapferkeit und die innern Unordnungen des Chinesischen Reichs hatten dieses letztere lange in ein nachtheiliges Verhältniß gegen die Hunnen gesetzt. Aber im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt nahmen diese Angelegenheiten eine andere Wendung, die Macht der Hunnen gerieth immer mehr in Verfall, und die Herrscher von China konnten jetzt stol-

ze und gebieterische Worte gebrauchen, wo sie vordem einer demüthigen, bisweilen flehenden Sprache gewohnt waren. Eine im Jahr 48 nach Christi Geburt erfolgte Theilung der Hunnen in nördliche und mittägliche, bereitete den gänzlichen Untergang des Asiatischen Hunnenstaats vor. Die mittäglichen hatten sich von da an China angeschlossen und mit noch größerer Erbitterung als die Chinesen das Verderben ihrer Brüder gesucht. Daher hatten endlich im Jahr 91 die nördlichen Hunnen den vereinigten Anstrengungen ihrer Nachbaren unterliegen müssen. Sie zogen sich westlich gegen die Bukarei und das Land der Baschkiren zu. Aber im dritten Jahrhundert wurden sie von den Topaischen Tataren auch hier vertrieben, und immer mehr in die Nähe von Europa und dem Römischen Reiche gedrängt. Im Jahr 376 ging endlich ein Theil der Hunnen über das faule Meer und den Don nach Europa, und dehnte sich nördlich vom schwarzen Meere gegen die Donau hin aus. Wie sie nun im fünften Jahrhundert Pannonien, Germanien und andere Theile des Römischen Reichs überschwemmt und eine Zeitlang die Geisel Europas gewesen, ist in andern Büchern dieser Geschichte erzählt. Allein nach dem Tode des großen Attila im Jahr 454 verfiel die Herrschaft der Hunnen, eines ihrer zinsbaren Völker nach dem andern riß sich los und im sechsten Jahrhundert verschwand endlich ihr Name aus der Geschichte.

Mittlerweile hatten sich, während der nördliche, ebenere Theil der Taurischen Halbinsel den Schicksalen des im Norden vom faulen Meere gelegenen Landes folgte, im südlichen gebirgigten sowohl Stämme der Ureinwohner, als Griechische Pflanzstädte, wie Chersonesus, Pantikapäum und andere mehr, unabhängig oder unter morgenländisch-römischer Herrschaft erhalten. Auch behaupteten sich nach dem Eindringen der Hunnen die unter dem Eigennamen Tetracitä bekannten Gothen in den südlichen Gebirgen der Halbinsel. Das feste Land nördlich vom faulen Meere hingegen blieb noch bis ins sechste Jahrhundert im Besitz Hunnischer Stämme, die unter dem Namen Utruguren und Cutruguren bald in Römische Dienste traten, bald dem schwa-

chen Reiche durch feindſelige Einbrüche etwas abzudrängen ſuchten; aber Uneinigkeit unter den Stämmen führte bald ihren Untergang herbei. Uguren und andere Völker hatten, von den Türken aus der großen Tatarei verdrängt, den Namen tapferer Nachbaren, der Avaren, angenommen, und vermittelſt dieſer Täuſchung die erſchrockenen Bewohner des nordweſtlichen Aſiens, größtentheils Hunniſchen Stamms, überwältigt. Gegen das Ende der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts waren ſie an die Wolga und den Don gedrungen, hatten ſich aber nicht lange in dieſen Gegenden aufgehalten, ſondern im Jahr 563 in zwei Theile getrennt, von denen die einen nach Circaſſien gingen, wo ſie noch zu finden ſind, die andern aber nach Pannonien vordrangen. Schon früher hatten von der Wolga bis gegen das faule und das ſchwarze Meer hin andere Tatariſche Völker, die Bulgaren, ihre Wohnſitze aufgeſchlagen; allein nachdem ſie die Ueberreſte der Hunnen am Ende des fünften Jahrhunderts bezwungen, hatten ſie ſelbſt in der Mitte des ſechsten dem wilden Andrange der Avaren nicht widerſtehen können. Erſt in der Mitte des ſiebenten verdankten ſie einem tapfern Anführer, dem Kuvrat, die Wiederherſtellung ihrer Freiheit. Ihre Trennung nach ſeinem Tode iſt in der Slaviſchen Geſchichte erzählt. Nur Bajan, der älteſte unter Kuvrats fünf Söhnen, blieb in den väterlichen Sitzen. Allein noch während Bajans Regierung drangen Chazaren, ein Türkiſches Volk, vom Kaſpiſchen Meer her, unaufhaltbar an das ſchwarze Meer, und machten die daſelbſt zurückgebliebenen Bulgaren zinsbar. Die Chazaren ließen ſich in der ganzen ſpäter Europäiſchen Tatarei nieder, und beſetzten noch einige von derſelben nördlich gelegene Striche, ja ſelbſt der nordweſtliche Theil der Tauriſchen Halbinſel wurde von ihnen eingenommen. Mit dem Griechiſchen Reiche abwechſelnd in freundſchaftlichen und in feindſeligen Verhältniſſen, bald im Griechiſchen Heere als Hülfstruppen dienend, bald als höchſt gefährliche Nachbarn die Gränzen des Reichs bedrohend, blieben ſie Herren der nördlichen Ufer des ſchwarzen Meeres, bis ihnen dieſe Herrſchaft durch die ſich immer mehr ausbreitenden Petſchenegen ſtreitig gemacht wurde. Die Pet-

schenegen hatten ursprünglich wahrscheinlich an der Wolga und dem Jaik gelebt, waren aber am Ende des neunten Jahrhunderts von den Chazaren und Uzen, einem andern Türkischen Stamme, aus diesen ursprünglichen Sitzen verdrängt worden, und hatten dafür die Magyaren aus Atelkufu nach Pannonien getrieben. Ihr Land war hingegen von den Uzen eingenommen worden. Im Anfange des eilften Jahrhunderts wurden die Chazaren von den Griechen unterjocht. Später war ihr Land eine Beute der Uzen und ihrer Waffenbrüder, der Cumaner. Im dreizehnten Jahrhundert wurden die Länder vom Dnieper bis an die Wolga und den Jaik, wie das ganze nordöstliche Europa, von den Mongolen heimgesucht. Die Nachkommen Dschingischans gründeten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in den Gegenden an der Wolga und dem Jaik, die unter dem Namen Kaptschak begriffen wurden, ein Reich, dessen Völker die Russen und Polen mit häufigen Einfällen beunruhigten. Sarai, welches Batu, ein Enkel Dschingischans, gegründet hatte, war die Hauptstadt desselben. Auch die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres und die Krim wurden von der goldenen Horde, so nannte man jene Mongolen, erobert. Auf der Halbinsel Krim blühten die Städte Kaffa und Krim. Die letztere gehörte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu den bedeutendsten Städten der damals bekannten Welt. Ihren Umfang konnte man nur in einem halben Tage umreiten. Prächtige Moscheen, Schulgebäude, in denen alle Wissenschaften gelehrt wurden und Paläste verzierten ihr Inneres. Die Einwohner hatten durch einen blühenden Handel ungeheure Reichthümer erworben, die sie durch strenge Wirthschaftlichkeit zu bewahren strebten. Von Chowaresm her, zogen Caravanen in drei Monaten nach Krim, waren unterwegs sicher und fanden überall Herbergen. Als aber in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu viele Abkömmlinge Dschingischans die oberste Gewalt auf einmal in Anspruch nahmen und der Chan Thokatmisch gegen den Tamerlan, dem er seine Erhebung verdankte, zwei unglückliche Kriege führte, gerieth das Reich Kaptschak in Verfall und einzelne Länder, wie Kasan, Astrachan und Krim, wur-

den am Ende des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert davon abgerissen um eigene Herrschaften zu bilden. Im J. 1453 herrschte über Kaptschak Mohamed-Chan, ein mächtiger und tapferer Herr, über Krim hingegen Hadgi Kerai, der Gründer des Krimischen Reichs, der die Genueser zum Theil aus ihren Besitzungen im südwestlichen Theile der Halbinsel vertrieb, und mit König Casimir von Polen aufs engste verbunden war.

Zwölftes Buch.

Griechenland, die Türkei.

I. Capitel.

Die alten Griechen.

Vom 34. bis zum 47. Grad östlicher Länge und vom 46. bis über den 36. nördlicher Breite hinaus erstreckt sich ihrer natürlichen Beschaffenheit gemäß die Halbinsel Griechenland, von ihren Asiatischen Eroberern Türkei genannt. Unter einem noch weit günstigeren Himmelsstrich gelegen als die beiden andern großen Europäischen Halbinseln, Italien und Hispanien, durch hohe Gebirge vor Einfällen aus dem rauhen Norden geschützt, durch die Meere welche es überall umgeben im Verkehr mit der ganzen Welt, schien Griechenland noch durch seine nahe Verbindung mit Asien vorzüglich dazu geeignet, den Hauptinhalt der hohen Bildung des uralten Asiens in sich aufzunehmen, um ihn nach Jahrhunderten mit vielem Großen und Schönen vermehrt mit dem Gepräge seiner vielfachen Eigenthümlichkeit der sich neu gestaltenden nordischen Welt zu überliefern. Aber nicht nur seine äußere Lage und das aus dieser hervorgehende Verhältniß zu den übrigen Ländern der damals bekannten Erde, sondern auch seine innere natürliche Beschaffenheit, die mannigfaltigen Berge und Thäler, welche die einzelnen Stämme eines großen Volks in eigene Genossenschaften sonderten, die vielen Meerbusen, Buchten und Inseln, welche thätige und sinnvolle Völker zu Ansiedlungen und zur Gründung selbstständiger Gemeinwesen einluden, dabei die Fruchtbarkeit des Bodens in den meisten Theilen, wo die Natur alles gewährte, was dem Menschen auch bei erhöhter Bildung Bedürfniß ward, hatte Griechenland vor allen Europäischen Ländern dazu geeignet, der Mittelpunct des geistigen Strebens der ganzen Welt zu seyn. Aber kein Land hatte

auch nach solchem Glanze eine so große Schuld an die Nemesis abzutragen; und wenn wir da, wo der göttliche Plato gelehrt hat und wo das menschliche Ohr die Gesänge eines Homer, eines Anakreon und eines Pindar vernahm, auf den öffentlichen Plätzen des freisinnigen Athen und auf den Gräbern der Helden von Thermopylä das erbärmliche Getreibe entarteter Knechte und ihrer verächtlichen Herren sahen, so fühlten wir uns im Innersten aufgeregt, die Vorsehung mit der wärmsten Theilnahme anzuflehen, daß sie in den ungeheuren Bewegungen einer so rastlos thätigen Zeit auch jene tief Gesunkenen wieder aufrichten möge.

Diese lange Sehnsucht hat der allgewaltige Lenker aller Dinge in der neusten Zeit endlich befriedigt. Das Volk der Hellenen warf die schmähliche Fessel von sich, die Jahrhunderte auf ihm gelastet, und wenn auch von ihren christlichen Brüdern verlassen und von der lauernden Selbstsucht und Gemeinheit jedes Lasters und Verbrechens beschuldigt, straften die Hellenen doch alle ihre Neider durch die Größe der That, welche sie bereits den Heroen des Griechischen Alterthums wohl an die Seite gestellt hat. Auch wenn sie untergingen in dem ruhmvollen aber ungleichen Kampfe gegen ihre Würger, hätten sie in der Geschichte eine unvergängliche Krone des Ruhms errungen. Wer dürfte sich unter den Zeitgenossen diesen Helden an die Seite stellen — wer hat einen solchen Kampf gefochten? Aber ungeachtet der Größe der Gefahr wollen auch wir einen bessern Ausgang der schönen Unternehmung erwarten, und aus dem Siege der Befreiten wird desto herrlicher hervorgehen die Macht Gottes gegen die engherzigen Berechnungen der Menschen.

Das natürliche Griechenland, denn die alte Hellas umfaßte es nicht ganz, und die Türkischen Eroberer überschritten seine Gränzen, ist vom nördlichen Europa durch die großen Gebirgsketten geschieden, welche sich vom Adriatischen Meere bis zum schwarzen hinziehen, und deren östlicher Theil unter dem Namen des Hämos oder des großen Balkan bekannt ist. Gegen Abend umschließen es das Adriatische und das Jonische Meer, gegen Morgen das schwarze Meer, das Mar di Marmora

und der Archipel, und im Süden endlich, wo die durch die schmale Landenge von Corinth mit dem festen Lande verbundene Halbinsel Morea, der alte Peloponnesus, noch einmal das Bild des Ganzen in verkleinertem Maßstabe darstellt, das große Mittelmeer, die Hauptstraße der alten Welt.

Die Geschichte eines Volkes umständlicher zu erzählen, welches durch seine innere Mannigfaltigkeit und durch den Reichthum seiner Geistesbildung eine eigene Welt in sich selbst gestaltete und dessen Haupteigenthümlichkeiten längst zu Grunde gegangen wären, ehe der Zeitraum begann, dessen Schilderung uns als vorzüglicher Zweck obliegt, kann hier nicht unsere Absicht seyn, und zwar um so weniger als das schöne Erbe desjenigen, was die Griechen durch Anstrengung und Göttergabe im hohen Reiche des Geistes errungen, keineswegs besonders auf dasjenige Volk übergegangen ist, welches sich der körperlichen Abstammung von ihnen rühmen darf, noch weniger auf die rohen Sieger, denen die Entartung der Enkel und das ewige Geschick das Land der Hellenen in die Hände gaben. Vielmehr haben der Hauptinhalt und die unschätzbaren Ueberbleibsel dieser schönen Blüthen etwas so rein Menschliches in sich, die Eigenthümlichkeit des Volkes dem sie angehören, steht auf einer so hohen Stufe desjenigen was Menschen zu erreichen vermögen, daß sie dadurch zum Eigenthum der ganzen gebildeten Menschheit wurden, und bis zum Untergang aller Geschichte den Vortang unter allem demjenigen behaupten mögen, was aus menschlichen Begriffen hervorgegangen, sich der Idee genähert hat. Daher können wir uns hier keineswegs mit der innern Geschichte des Griechischen Volkes beschäftigen, deren Hauptzüge wir als jedem gebildeten Leser bekannt annehmen dürfen, sondern wir können nur die äußern Schicksale mehr noch des Landes als des Volkes andeuten, in sofern sie zur Aufklärung des spätern Ganges der Begebenheiten in demselben nothwendig sind, und am zweckmäßigsten mag es seyn, wenn wir bei der großen Mannigfaltigkeit und Getrenntheit der Griechischen Geschichte diese Andeutungen aufs genauste mit der Beschreibung des Landes ver-

bunden, welche durch die Einrichtung unſeres Werkes unumgänglich nothwendig wird.

Die erſte Völkerſchaft welche im natürlichen Griechenlande den ſchönen Landſtrich ſüdlich vom Hämus bewohnte, waren die Thracier, wahrſcheinlich ein eingeborner Stamm, oder wenigſtens ein ſolcher, über deſſen Einwanderung gar nichts mit Beſtimmtheit aufgewieſen werden kann. Zuweilen begriffen die Alten unter der Benennung Thracien auch die Länder nördlich vom Hämus bis an den Iſter, die ſpäter dem Römiſchen Reiche als Moesia secunda einverleibt wurden, und wo eine Zeitlang die furchtbaren Geten ihre Wohnſitze aufgeſchlagen hatten. Im engern Sinne nennt man aber Thracien nur den beſondern Theil ſüdlich vom Hämus zwiſchen dieſem Gebirge, Cercine, dem Pontus Eurinus, der Propontis und dem Aegäiſchen Meere. Die hohen Gebirge, die es umgaben, ſicherten die Freiheit des Landes, deſſen von den Griechiſchen und Italiſchen Völkern des Alterthums verkannte Fruchtbarkeit eine zahlreiche Bevölkerung ernähren konnte. In der Mitte wird Thracien vom Hebrus durchſtrömt, in den ſich eine Menge andrer geringerer Flüſſe und Bäche ergoſſen, die ihn von Philippopolis an für kleinere Fahrzeuge ſchiffbar machten. So wie der Hebrus entſprangen am Fuße des Scomius — auch der Strymon und der Neſtus, beide geringer als der Hebrus, der letztere in der Folge aber als öſtliche Gränze Macedoniens wichtig. Schon in dem früheſten Zeitpunct, in welchem ſie in der Geſchichte auftreten, erſcheinen die Thracier als ein über die unterſten Stufen menſchlicher Bildung ſchon ziemlich erhabenes Volk; denn uralte Griechiſche Sagen leiteten den Urſprung der Dichtung, der Tonkunſt und der Verehrung der Götter von ihnen her. Hingegen lebten ſie unter ſich während langer Zeit nur in der allerlockerſten Staatsverbindung, beſonders die überall freiſinnigen Bergsbewohner. Die einzelnen Stämme die aus der Vereinigung der Geſchlechter und Sippſchaften entſtanden waren, gehorchten Oberhäuptern welche die Griechen Könige nannten, die aber in ihrer Herrſchaft die Wünſche der Vornehmen berückſichtigen mußten, ohne deren Anhänglichkeit ſie wohl nicht mit Sicherheit auf den

Gehorsam des Volkes hätten zählen können. Die Bevölkerung war kriegerisch; die Bewohner der Ebene fochten zu Pferd, die der Gebirge zu Fuß. Eine große Thätigkeit und Wachsamkeit machte besonders ihre unvermutheten Anfälle gefährlich, vermittelst deren sie in der Folge den Römern unsäglichen Schaden zufügten und ihnen die Eroberung ihres Landes unendlich erschwerten. Uebrigens hatten sie in ihren Sitten vieles, woraus man vielleicht auf eine Verwandtschaft mit den alten Deutschen schließen möchte; nur war das Tattowieren der Vornehmen ihnen durchaus eigenthümlich. An den Küsten hatten die Griechen viele Pflanzstädte angelegt. In diesem Zustande blieben die Thracier Jahrhunderte, bis ihre Getrenntheit vom Perserkönige Darius auf seinem Scythenzuge benutzt wurde, um wenigstens die zunächst am Pontus Eurinus angesiedelten Stämme zu unterjochen. Die Eroberung des übrigen Landes vollendete sein Feldherr Megabazus, bis auf die Gebirgsgegenden, deren Bezwingung erst dem Mardonius gelang. Aber nach den Unglücksfällen und dem Abzuge der Perser aus Griechenland konnte sich der Stamm der Odryser der Herrschaft über das jetzt bereits an Abhängigkeit gewöhnte Volk leichter bemächtigen und ihrem Fürsten Sitalkes gehorchte, bis auf wenige Gebirgsgegenden, beinahe das ganze Thracien im weitern Sinne bis an den Ister. Indessen war diese Gesammtherrschaft von keiner langen Dauer, sondern es traten in Thracien etwa 400 Jahre vor Christi Geburt schon wieder Verhältnisse ein, die den ältern nicht unähnlich waren. Erst zur Zeit König Philipps, kam Thracien wieder auf eine für die Geschichte merkwürdige Art mit den südlichen Völkern in Berührung. Philipp eroberte das Land zwischen dem Strymon und dem Nestus, welches von nun an stets die östliche Gränze Macedoniens bildete, und die reichen Goldbergwerke dieser Gegend, in welcher der neue Eroberer die Stadt Philippi anlegte, wurden in den Händen desselben bald eines der Hauptmittel zur Bezwingung der Griechen. Auch die Länder zwischen dem Nestus und Hebrus mußten sich dem König von Macedonien unterwerfen, der ohne Zweifel die Eroberung von ganz Thracien vollendet haben würde, wenn nicht die Zwistig-

keiten des getrennten Griechenlands seine Aufmerksamkeit auf einen ihm wichtigen Punct geleitet hätten. Nach dem Tode Alexanders erhielt Lysimachus die Herrschaft über das Macedonische Thracien. Zu seiner Zeit erhoben sich die Odryser wieder zu einer bedeutenden Macht und seine Anstrengungen sie zu bezwingen blieben ohne Erfolg. Bald nach Lysimachus Tode fand der merkwürdige Einfall Keltischer Wanderstämme statt, von denen die meisten zwar nach Kleinasien gingen, einige aber doch sich in der Gegend von Byzanz ansiedelten, und nördlich von demselben ihre Hauptstadt Thule anlegten. Diese unterjochten die kleinen Thracischen Stämme in ihrer Nachbarschaft und legten sogar Byzanz schwere Abgaben auf. Allein nach sechszig Jahren wurden sie schon wieder ebenfalls nach Kleinasien vertrieben. Nach ihrer Entfernung traten wieder die alten Verhältnisse in Thracien ein, bis endlich nach der Eroberung von Macedonien die siegreichen Waffen der Römer auch an den Hämus drangen. Marcus Lucullus war der erste, der die Griechischen Pflanzstädte bezwang und in Thracien festen Fuß gewann, Marcus Crassus vollendete die Eroberung desselben. Die Länder nördlich von Macedonien und dem Hämus wurden eine eigene Provinz unter dem Namen von Mösien. Das eigentliche Thracien blieb zwar noch eine Zeitlang unter der Herrschaft seiner eigenen Fürsten. Allein da ein von den Thracischen Völkern zur Erledigung von der Römischen Vormundschaft versuchter Kampf mislang, so mußten sie sich endlich der gänzlichen Einführung der Römischen Einrichtungen unterwerfen. Unter Vespasian wurde Thracien eine Römische Provinz. Obgleich eine große Vorliebe zum freien Landleben zu den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der Thracier gehörte, so gab es doch längst vor der Römischen Besitznahme sowohl an den Küsten als im Innern des Landes bedeutende Städte, die theils von Griechischen Eingewanderten, theils von den Eingebornen selbst angelegt waren. Längs der Küste des Pontus Eurinus nennt die Geschichte Mesembria, eine beinahe am südlichen Fuße des Hämus von Megara und Chalkedon zur Zeit des Scythenzugs des Königs Darius gestiftete Colonie, Apollonia von den Milesiern etwa fünf-

zig Jahre vor Cyrus gegründet, Anchialos, Thynias, Salmydeſſos, und Phinea. Außer Propontis kennen wir Selymbria eine Pflanzſtadt der Megarer, Perinthos eine Colonie der Samier und andere geringere mehr. Längs dem Hellespont erſtreckte ſich im Zuſammenhange mit dem ſüdlichen Thracien in einer Länge von 10 geographiſchen Meilen der Thraciſche Cherſoneſus. Dieſe Halbinſel urſprünglich von Thraciern bewohnt, hatte ſpäter Griechiſche Einwanderer von verſchiedenen Orten aufgenommen. Die bedeutendſte Einwanderung geſchah unter Miltiades, der zu Athen der Herrſchaft des Piſiſtratus entflohen war, und völliger Beherrſcher der Halbinſel wurde. Allein unter ſeinem Neffen, dem Helden von Marathon, ging der Cherſoneſus wieder verloren, und wurde von den Perſern bis nach der Flucht des Xerxes aus Europa beſeſſen. Seit dem behaupteten die kleinen Gemeinen auf demſelben eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, jedoch nicht ohne Einfluß von Sparta oder Athen. Unter Philipp kam die Halbinſel an Macedonien und theilte von da an die Schickſale des Macedoniſchen Thraciens. Der bedeutendſte Ort auf derſelben war Lyſimachia von dem Feldherrn und Fürſten dieſes Namens gegründet. An der Südküſte blühten die alten Aeoliſchen Städte Aenos, Meſembria, Strymа, Abdera, eine Pflanzſtadt von Klazomená und Tejos, Datos ſpäter unter dem Namen Neapolis bekannt, Orſyme und Galepſos. In der Nähe der Südküſte von Thracien lagen mehrere im Alterthum hochberühmte Inſeln. Vor allen Thaſus eine Colonie der Phönicier und Hauptniederlage ihres Handels mit einer Stadt gleiches Namens, Samothraka der geweihte Sitz der älteſten und wichtigſten Myſterien des Griechiſchen Götterglaubens, Lemnus und einige kleinere. Zu den berühmten Städten des innern Landes gehörten im ſüdlichen Theile das uralte Kypſela, Philippi, vom ältern Macedoniſchen Philipp in der Nähe reicher Goldbergwerke angelegt, und durch die Schlacht bekannt, welche den Untergang der Römiſchen Freiheit zur Folge hatte, und Amphipolis auf einer Inſel des Strymon nicht weit von der Mündung deſſelben. Die Städte des mittlern Thraciens ſind durchgehends neuern Urſprungs. Im

nördlichen blühten das ebenfalls vom ältern Philipp angelegte Philippopolis am Ufer des Hebrus, nicht weit vom südlichen Fuße des Hämus, und Beroe, dessen Ursprung unbekannt ist. Viele Namen kleinerer Städte der Eingebornen gingen in der Geschichte völlig unter. Allein alle übrige Thracischen Städte wurden in der Folge durch die Größe von Byzanz überstrahlt, welches ungefähr 700 Jahre vor Christi Geburt von Megarensern unter der Leitung eines Thracischen Fürsten gegründet ward. Mit der Ausdehnung des Griechischen Handels nach dem Pontus Euxinus erhielt Byzanz je länger je mehr Wichtigkeit. Sein Hafen, in dem der Tiefe wegen die größten Schiffe sich bis an die Häuser herannähern konnten, und in dem die größte Flotte vor allen Stürmen gesichert war, erhielt von seiner langen gebogenen Gestalt den Namen des goldenen Horns, und schien die Stadt die ihn einschloß, von jeher zur Hauptstadt der Welt zu bestimmen. Während der Unterjochung Kleinasiens durch die Perser, die den Untergang des Griechischen Handels zur Folge gehabt hatte, sank auch Byzanz, und als sich die Persische Flotte seinen Mauern näherte, wanderten seine Bewohner nach Mesembria an den Küsten des Pontus aus, und ließen den Feind in seinem Unwillen die leere Stadt verheeren. Nach der Flucht des Xerxes erhob sich Byzanz von neuem und blieb nun unter dem Einflusse der herrschenden Griechischen Seemacht Athen oder Sparta, bis auch die Macht dieser Städte gebrochen ward. Von da an erhielt sich Byzanz größtentheils durch eigene Anstrengung, auch gegen die überlegenen Kräfte Macedoniens in der Unabhängigkeit; nur mußte sie den in Thracien eingewanderten Kelten ziemlich harte Steuern bezahlen, um von ihnen verschont zu werden. Während des Kriegs der Römer gegen den jüngern Philipp von Macedonien, schloß sie sich an Rom an, unter dessen Schutz sie sehr große Handelsfreiheiten ungestört genießen konnte, und eine Zeitlang ganz bei ihren eigenen Gesetzen blieb, bis man auch sie endlich als Römisches Municipium behandelte. Die Stärke der Mauern, welche die Römer daselbst anlegten, machte sie bald zu einer Hauptfestung des Reichs.

Westlich von Thracien, südlich vom Scordischen Gebirge, östlich von Illyrien, von welchem es durch das Gebirg Bernus getrennt war, und nördlich von Epirus, von Thessalien von dem es der Olympus schied, vom Thermäischen Meerbusen, dem Aegäischen Meer und der Halbinsel Chalkidike lag die Landschaft Macedonien zu verschiedenen Zeiten von sehr ungleicher Ausdehnung, einst ein kleiner Strich Landes am Thermäischen Busen, dann durch zwei unvergleichliche Fürsten Herrscherinn der Welt, später wieder eine der weniger bedeutenden Provinzen des ungeheuren Römerreichs. Nach der Beschaffenheit des Landes kann es in zwei völlig verschiedene Bezirke getheilt werden. Die Gebirgsgegend ist kalt und rauh, aber mit großen Wäldern und reichen Weiden für eine sehr ergiebige Viehzucht bedeckt. Die Berge selbst waren ziemlich reichhaltig an Metallen aller Art, die jedoch die Römer aus Staatsgründen unbenutzt ließen. Die Ebenen und besonders das Küstenland durften mit den schönsten und fruchtbarsten Theilen des Griechischen Bodens wetteifern. Ihre Bewohner näherten sich mehr der Griechischen Bildung und von dem königlichen Hofe aus verbreitete sich unter ihnen die Hellenische Rede. Die Bergbewohner hingegen blieben den Illyrischen Sitten und der Sprache der Väter getreu, und die Römer konnten sich ihres Gehorsams nur durch Verpflanzung der mächtigsten Geschlechter versichern. Die ältesten Nachrichten über diese Gegenden belehren uns, daß sie von Thracischen Stämmen, den Bisalten, Edonen, Pieren, Bottiäern, Brigern oder Phrygen und Mädern bewohnt waren, zwischen welche sich aber auch Illyrische Völkerschaften die Päonier und Emathier hinein gedrängt hatten, die mit ihnen in beständiger Fehde lebten. Nach einer alten Sage sollten drei Brüder aus dem Geschlechte des Temenus, eines Sohns des Hercules, von Argos aus eingewandert seyn, und nach mannigfaltigen Schicksalen unter den Illyriern, der jüngste von ihnen, Perdiccas oder Karanus, wie ihn Alexandrinische Sagen nennen, in dem fruchtbaren Emathia den Grund zum Macedonischen Reiche gelegt haben. Doch konnte sich dieser Staat bis zu den Perserkriegen zu keiner Bedeutung erheben. Die Schwächung und

Gebirg Kerkine; auch die Griechiſchen Städte an der Thraciſchen Küſte zwiſchen den Flüſſen Neſtus und Bernus. Hauptſtadt war Amphipolis. Zum zweiten Bezirke gehörte das Land zwiſchen den Mündungen des Strymon und dem Fluſſe Axius nebſt der Halbinſel Chalkidike. Hauptſtadt war Theſſalonike. Der dritte umfaßte die Ebene ſüdlich vom Fluſſe Axius bis an die Gränze Theſſaliens oder den Fluß Peneus. Hauptſtadt war Pella. Der vierte enthielt endlich die weſtlichen Berggegenden, welche der Bernus von Illyrien und Epirus trennt. Hauptſtadt war Pelagonia oder Heraklea. In dieſem Zuſtande blieb das Volk, welches eine kurze Zeit die Herrſchaft der halben Welt inne gehabt hatte, bis ein unglücklicher Verſuch zu Wiedererringung der alten Selbſtſtändigkeit den Siegern eine willkommene Gelegenheit darbot das Land völlig in eine Römiſche Provinz umzuwandeln. Bei der Gründung des Macedoniſchen Staats war die älteſte Hauptſtadt Edeſſa geweſen, allein bei der Erweiterung des Reichs hatten die Könige ihren Sitz bald nach Pella verlegt und nur die königlichen Grüfte waren in Edeſſa geblieben. Pella genoß den Vorrang unter den Macedoniſchen Städten bis zum Untergange des Reichs; aber unter der Römiſchen Herrſchaft verfiel es bald. Deſto blühender erhob ſich Theſſalonike, welches Kaſſander an der nordöſtlichen Spitze des Thermäiſchen Buſens ſeiner Gemahlinn zu Ehren anlegte und nach ihr benannte. Nach der neuen Eintheilung Macedoniens wurde ſie die Hauptſtadt eines Bezirks, und in der Folge ſogar der Sitz der Verwaltung Griechenlands und Illyriens. Auch Heraklea oder Pelagonia war eine der vier Bezirkshauptſtädte. Im ſüdlichen Macedonien ſind die merkwürdigſten Städte Pydna, Dium und Beröa, eine der älteſten in Macedonien. Im Lande der Päonier bemerkt man vorzüglich Stobi, welcher die Römer die Rechte eines municipium ließen, Idomene, Europus, Doberus, und Syris. Endlich blühte auf Chalkidike das mächtige Olynth, eine Stiftung der Athener und der Thraciſchen Bottiäer, welches während des Peloponneſiſchen Kriegs den Grund zu ſeiner Größe legte und bis zu König Philipps Zeiten in den glänzendſten Verhältniſſen

besonders zur See stand. Schon vor der Eroberung von Olynth hatte Philipp Potidäa, eine ursprüngliche Colonie der Corinther, zerstört, welches später von Athenern besetzt worden war. Auf ihren Trümmern gründete Kassander das von ihm benannte Kassandria, welches unter seinem Schutz eine der ansehnlichsten Städte Macedoniens wurde. Neben diesen kennt man noch Mende, Skione und Stagira, die Vaterstadt des Aristoteles, aber durch nichts Anders berühmt.

Von der Spitze der Ceraunischen Berge bis über den Meerbusen von Ambracia hinaus erstreckt sich längs der Küste des Jonischen Meeres in einer Länge von 33½ geographischen Meilen, durch den Pindus auf der östlichen Seite von Thessalien getrennt, das alte Epirus, ein zwar von vielen Gebirgsästen durchschnittenes, doch in seinen schönen Ebenen auch fruchtbares, jedoch im Ganzen mehr für Viehzucht als für Ackerbau geeignetes Land. Ursprünglich hatte es keinen allgemeinen Namen, da die einzelnen Völkerschaften denen die Hellenische Rede fremd war, in keiner Verbindung standen. Erst die Korkyräer nannten das ihnen gegenüberliegende Land im Allgemeinen ἡ Ἤπειρος, das feste Land, und von ihnen verbreitete sich diese Benennung auch unter den übrigen Griechen. Die Hauptstämme die diese Gegend bewohnten, waren die Chaoner, welche eine Strecke von 15 geographischen Meilen von der Ceraunischen Spitze an, bis zur Meerenge einnahmen, die Thesproten, im westlichen Theile südlich von den Chaonern, und die Molosser beiden im Rücken an der Macedonischen und Thessalischen Gränze. Die Chaoner kannten weder Städte noch Fürsten, sondern lebten in Flecken und Dörfern unter der Verwaltung jährlich abwechselnder Vorsteher aus gewissen vornehmen Geschlechtern. Ihr Ursprung war Pelasgisch, doch hatten sie in Sitten und Sprache vieles von den benachbarten Illyriern angenommen. Auch die Thesproten, die Gründer des Orakels von Dodone, waren Pelasger, die ebenfalls stammweise in Dörfern und Flecken ohne königliche Oberherrschaft blieben. Die Molosser waren hingegen Thessalischen Ursprungs und nahmen in Epirus die Gegenden ein, welche diejenigen Thesprotischen Pelasger bewohnt hatten,

von denen sie selbst aus Thessalien vertrieben wurden. Unter ihren Königen wurden sie bald mächtiger, als ihre in getrennten Haufen lebenden Nachbarn. Nach dem Peloponnesischen Kriege gelang es ihnen bei der allgemeinen Schwäche der Griechischen Staaten Ambracia zu erobern, welches von da an statt des alten Passaro ihre Hauptstadt wurde. Glückliche Kriege unterwarfen ihnen die Nachbarvölker und ihre Fürsten nannten sich seitdem Könige von Epirus. Nach dem Tode eines Enkels des berühmten Pyrrhus verfiel das Reich wieder und löste sich in mehrere kleine demokratische Freistaaten auf, welche im letzten Kampfe gegen die Römer noch soviel Widerstand leisteten, daß die Römer theils aus Erbitterung, theils zur Befestigung ihrer Herrschaft in diesen Gegenden 70 ihrer Städte zerstörten, die größtentheils im Gebiete der Molosser lagen. Die bedeutendsten Orte längs der Küste waren Buthrotum erst durch die Römer angelegt, und Phönike, eine der reichsten und ansehnlichsten Städte des Landes, im südlichen Theile von Epirus, Ambracia, eine uralte Stadt von Hellenischen Dryopern gegründet, und später von Corinth aus verstärkt, welchem sie ihre Griechischen Einrichtungen und ihre Griechische Bildung verdankte. Der König der Molosser verlegte, als er ganz Epirus eroberte, seinen Sitz dahin. Im Gebiete der Molosser sind die alte Hauptstadt Passaro und das älteste Orakel zu Dodone merkwürdig. Ungefähr in der Mitte der Epirischen Küste gegenüber lag die sichelförmige Insel Korkyra mit der Stadt gleichen Namens, von den Einheimischen Scheria genannt, der Wohnsitz der Phäaker, später von Corinthern eingenommen und neu gegründet, zur Zeit der Persischen Kriege schon die mächtigste Griechische Seemacht nach Athen. Die abscheulichen Auftritte welche durch den Kampf der demokratischen von Athen unterstützten Partei gegen die mit Corinth im Bunde stehenden Vornehmen veranlaßt wurden, sind durch Thucydides vortrefflich geschildert. Als die Römer sich in die Griechischen Angelegenheiten mischten, hielt es Korkyra mit ihnen und wurde allmählig aus einer freien Bundsgenossinn zur gewöhnlichen Landstadt.

Unter der allgemeinen Benennung Theſſalien begriff man in ſpätern Zeiten, d. h. nach dem Peloponneſiſchen Kriege, das ganze Land, welches auf der Nordſeite durch die Mündung des Peneus, den Berg Olympus und ſeine Fortſetzung von Macedonien, gegen Abend durch den Pindus von Epirus, gegen Mittag durch die Bergkette des Oeta von Doris und Locris und dem ganzen eigentlichen mittäglichern Griechenlande geſchieden, gegen Morgen aber durch das Aegäiſche Meer und den von der Inſel Euböa gebildeten Buſen begränzt wird. Das eigentliche Theſſalien, bisweilen auch Theſſaliotis genannt, war nur ein ſchmaler Strich Landes an den Ufern des Peneus und urſprünglich nach ſeinen Bewohnern, den Magneten, Magneſia genannt worden. Der älteſte in dieſen Gegenden bekannte Name iſt jedoch Phthiotis, die ſüdlichſte Landſchaft zwiſchen den Gebirgen Othrys und Oeta. Allein überhaupt ruht auf der älteſten Geſchichte von Theſſalien das größte Dunkel, welches durch die Ueberlieferung nur ſehr ſpärlich erleuchtet wird. Der erſte bekannte Name von Theſſalien iſt Hämonia von den Hämonen einem Pelasgiſchen Stamme, ſeinen damaligen Bewohnern. Allein ſechs Menſchenalter nach der erſten Pelasgiſchen Einwanderung ſoll eine zweite aus dem ſüdlichen Griechenlande ſtatt gefunden haben. Von den neuen Eroberern erhielt das Land vom Paſſe von Thermopylä bis zur Mündung des Peneus und von der Seeküſte bis zum Gebirge Pindus den Namen des Pelasgiſchen Argos, oder Pelasgiſchen Reichs. Bald zerfiel indeſſen dieſer anfängliche Geſammtſtaat in mehrere kleinere von einander unabhängige Staaten. Im mittäglichſten Theile entſtand Phthiotis, auf dem Pelion die Centauren, am Oſſa und der großen Ebene die Lapithen, zu beiden Seiten vom Laufe des Peneus im Oſten die Perrhäber und im nordweſtlichen Theile die Hiſtiäer. Alle ſuchten ſich aus der Hauptſtadt Lariſſa und den ſchönen Ebenen in ihrer Nachbarſchaft zu verdrängen. Aber durch den Sieg über die berittenen Centauren erfochten die Lapithen den Vorrang. Allein indeſſen wurde Phthiotis durch Griechiſche Völker unter Deukalion eingenommen. Dieſer Griechiſche Stamm nannte ſich Hellenen und deswegen giebt man

ihnen einen Hellen zum Fürsten, den man bald zu dem Sohn des Deukalion, bald zum Sohne Jupiters macht. Unter seinem Enkel Dorus soll sich ein Zweig derselben, die Dorier, nach Vertreibung der Histiäer, Perrhäber und Lapithen in ihren Wohnsitzen festgesetzt haben. Im südlichen Theile blieben die Achäer und die Aeoler — und allmählig errangen die Erstern die Oberherrschaft. Aber nach dem Trojanischen Kriege drangen aus Epirus die Enkel jener Pelasger, welche der Uebermacht der Hellenen hatten weichen müssen unter dem Namen Thessaler wieder über den Pindus und nach und nach so weit vor, daß die Phocenser, um sich gegen sie zu schützen, die Mauer von Thermopylä errichteten. Ihre Hauptniederlassung fand am Flusse Peneus statt, weswegen das benachbarte Land auch die Benennung des eigentlichen Thessaliens im engern Sinne erhielt; doch mußte ihnen auch Phthiotis gehorchen, während hingegen Magnesia seine Unabhängigkeit zu erhalten wußte. Von den vertriebenen Hellenen wanderten die Dorier erst in die Berge des Oeta, dann in der Folge mit andern nach dem Peloponnesus aus; die Aeolier hingegen gründeten nach allerlei Schicksalen die Bundsgenossenschaft der zwölf Aeolischen Städte auf der Küste von Kleinasien. So lange Thessalien unabhängig blieb, vereinigte es sich nie zu einem Gesammt-Staate. Die Herrschaft vieler kleiner Fürsten wurde allmählig fast überall durch die Verwaltung weniger Vornehmen ersetzt; aber die innerlichen Gährungen benutzten öfters ehrgeizige Bürger, um sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Zu gewissen Zeiten schickten die einzelnen Landschaften ihre Abgeordnete auf allgemeine Landtage, aber sie waren nicht gehalten, sich den Beschlüssen derselben zu unterziehen. Uebrigens bildeten diese Landschaften selbst wieder neue Bundsgenossenschaften freier Städte und Länder, die sich selten mehr als auf eine höchst vorbeigehende Weise zu gemeinschaftlichen Zwecken verbanden. Etwa 370 Jahre vor Christi Geburt war Jason, Tyrann von Pherä, durch außerordentlichen Geist und unermüdliche Thätigkeit zu einer solchen Macht in Thessalien gelangt, daß er vielleicht einen Theil der großen Entwürfe Philipps und Alexanders ausgeführt haben würde, wenn

ihn nicht zu früh der Dolch eines Meuchlers getroffen hätte. Die ehrgeizigen Absichten des angesehenen Geschlechts der Alevaden führten den König Philipp nach Thessalien und Jasons Nachfolger mußten unterliegen. Von da an blieb Thessalien bei Macedonien; denn wenn auch die Römer für gut fanden, ihm nach dem Umsturze des Macedonischen Reichs eine Zeitlang Freiheit und eigene Verfassung zu lassen, so wurde es doch nach der völligen Unterjochung und Umgestaltung in eine Römische Provinz wieder mit demselben vereinigt. Thessalien war ein schönes fruchtbares Land mit einer großen Abwechslung von Bergen und reichen Ebenen. Oel, Wein und Getreide konnte in Menge ausgeführt werden. Unter den zahlreichen Flüssen, welche es durchströmten, war der Peneus der bedeutendste und diente gewöhnlich zu dem Mittelpunct der Niederlassungen der einwandernden Völker. Die Bewohner des Landes waren sehr feuriger aber unruhiger und veränderlicher Natur. Glänzender Aufwand und sinnliche Schwelgerei aller Art waren ihnen Bedürfniß. Im Kriege zeigten sie Muth und Beharrlichkeit, aber keine besondere Treue gegen ihre Verbündeten. Ihre Reuterei gehörte zu den trefflichsten und ältesten die man in der Geschichte kennt.

Im nordöstlichsten Theile von Thessalien, wo der Peneus sich in beinahe schauderhafter Tiefe zwischen den schroffen Felsen des Olymp und dem Ossa hindurchdrängt, liegt das im Alterthum so hochberühmte Tempe, wo das frische Grün anmuthiger Haine durch zahlreiche Quellen und den Gesang der Vögel belebt wurde, zugleich der Eingang Thessaliens von Macedonien her. An der westlichen Seite bewahrte ihn die feste Stadt Gonnos. Am Fuße der Gebirge kennt man Gyrtone, und das von Dichtern oft angeführte Olosson. Aber die wichtigste und ansehnlichste Stadt in ganz Thessalien war Lariſſa, einst die allgemeine Hauptstadt der Pelasger in der schönen Ebene am Peneus. Hier galt die Volksherrschaft, aber zugleich der Einfluß des mächtigen Geschlechts der Alevaden, bis sie sich mit ganz Thessalien von diesen verrathen, dem Macedonischen Philipp unterwerfen mußte. In Histiäotis im westlichen Thessa-

lien waren besonders Gomphi und Phaleria als feste Plätze gegen Epirus wichtig. Unter den Städten südlich vom Peneus nehmen Pharsalus, durch die Niederlage des Pompejus berühmt, das uralte Pherá, mit seinem 90 Stadien weit entfernten Hafen Pagasa, und Demetrias, von Demetrius Poliorketes am Pagasatischen Meerbusen angelegt und später ein gewöhnlicher Sitz der Macedonischen Herrscher, unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. In dem Lande Magnesia lagen die Städte Volkos, Ormenium, Methone, Olizon und Meliboa, in Phthiotis die alte Statt Thebá vor der Erbauung von Demetrias der wichtigste Küstenplatz in Thessalien, nach der Eroberung durch den dritten Philipp mit Macedonischen Colonisten neu bevölkert und von dem Eroberer Philippopolis genannt, Pyrasus, Halos, Ptelmon, Antron und ein zweites Larissa Kremaste genannt. In dem Lande der Malienser kennt man Echinus, Phalara, Lamia, Melitea, Trachis und Heraklea, eine der bedeutendsten Thessalischen Städte zwischen den Flüssen Melas und Asopus. Endlich finden wir noch in dem südlichen Lande der Enianes Hypata, welches die Aetolier eroberten und zur Gränzfestung gegen Thessalien machten, und welches lange wegen der Zauberkünste seiner alten Weiber berüchtigt war.

Durch den Paß von Thermopylá kam man in das Gebiet der Epiknemidischen Lokrer. Denn die in Griechenland gebliebenen Lokrer theilten sich in drei Hauptstämme, die Epiknemidischen zunächst am Passe von Thermopylá längs dem Euböischen Meerbusen, die Opuntischen, im Südost der erstern ebenfalls am Euböischen Busen, dann die Ozolischen auf der andern Seite von Phocis und dem Parnassus am Corinthischen und Crissäischen Meerbusen. Von der Geschichte der Lokrer ist wenig bekannt, nur weiß man, daß sie die Alleinherrschaft früh mit republicanischen Verfassungen vertauschten. Die wichtigsten Städte der Epiknemidischen Lokrer waren Nicäa und Thermopylá. Bei den Opuntischen ist ihre Hauptstadt Opus merkwürdig, von der sie ihren Namen haben, und bei den Ozolischen Amphissa, im Innern des Landes, und an der See Naupaktus, der Zufluchtsort der vertriebe-

nen Messenier und im Peloponnesischen Kriege die treuste Anhängerinn von Athen.

In der Mitte zwischen beiden Theilen des Gebietes der Lokrer, südlich von Thessalien, von welchem es durch den Oeta geschieden ist, südöstlich von Doris, nordwestlich von Böotien und nördlich von den Meerbusen von Crissa und Corinth lag das von Bergen eingeschlossene Phocis, ein schönes fruchtbares Land, der Wohnsitz eines freisinnigen tapfern, mehr dem Ackerbau, der Viehzucht und der bildlichen Gottesverehrung als städtischer Bildung, Wissenschaften und Künsten ergebenen Volkes. Und doch erhob sich in seiner Mitte in ehrwürdiger Gestalt der unersteigliche Parnassus, der Sage nach der alte Sitz des Sohnes der Latona und der Musen, an dessen Fuß der Cephisus von Doris nach Böotien hin das Land durchströmte. Phocis soll ursprünglich von Lelegern aus dem Stamme der Hellenen bewohnt, dann noch durch eingewanderte Corinther bevölkert worden seyn. Zur Zeit der Dorischen Wanderung löste sich die anfängliche Alleinherrschaft in eine Menge kleiner Freistaaten auf, deren jeder seine Abgeordneten auf einen allgemeinen Landtag schickte, wo die Angelegenheiten der Gesammtheit berathen wurden. Als sie sich aber an dem Orakel von Delphi vergingen, führten die Griechen unter der Anführung Philipps von Macedonien einen Krieg gegen sie, den man den heiligen nannte, und der viel Unglück über Phocis bringen mußte. In der Folge fielen sie mit dem übrigen Griechenland unter die Herrschaft der Römer. Die größte Stadt der Phocenser war Elatea, aber viel berühmter ist Delphi, der Sitz des berühmtesten Orakels im Alterthum, in einer felsigten, einer Schaubühne nicht unähnlichen Gegend, wegen der vielen Wallfahrten eine sehr ergiebige Quelle des Wohlstandes für Phocis. Außer diesen beiden Städten waren noch Crissa, wovon der Meerbusen den Namen trägt, und Anticyra merkwürdige Orte.

In einem kleinen Winkel zwischen dem Oeta, dem Pindus und dem Parnassus, oder zwischen Locris, Phocis, Thessalien und Aetolien, lag das an sich wenig bedeutende Doris, ehemals Dryopis, von seinen vier Städten Pindus, Erineus,

Bojon und Kytinion auch Tetrapolis genannt. Merkwürdig ist, daß die Einwohner dieses kleinen Landes, deren Dorische Voreltern aus dem Thessalischen Histiäotis hiehin geflüchtet waren, allein unter allen ihren Nachbaren noch immer die rauhere Dorische Mundart beibehielten. Aber ihre Verbindung mit Xerres in dem Perserkriege hatte die Dorier bei den Rettern Griechenlands lange in große Verachtung gebracht.

Westlich von Doris, den Ozolischen Lokrern und einem Theile von Thessalien, südlich von einem andern Theile dieses Landes, östlich von Akarnanien, von welchem es durch den Fluß Achelous geschieden war und nördlich vom äußern Meerbusen der Corinthischen Meerenge lag Aetolien, ein in seinen innern Theilen treffliches, in der Nähe des Meeres hingegen völlig unfruchtbares Land. Ursprünglich soll es von Cureten aus Euböa bewohnt gewesen seyn; aber später wanderten Aeolier vom Hellenischen Stamme ein. Die sehr kriegerische Bevölkerung war in verschiedene Freistaaten getheilt, die ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu Thermus wie die Thessalier und Phocenser auf einem Landtage beriethen. Uebrigens hatten die Aetolier wenig Achtung für Bündnisse und Verträge, hielten den Raub zu See und Land eher für ehrenvoll als entehrend und waren sehr gewandt in der Benutzung fremder Zwistigkeiten zu ihrem Vortheile. Während der letzten Zuckungen der Griechischen Freiheit trugen die Anstrengungen des Aetolischen Bundes auch zur Verlängerung eines Kampfes bei, dem sie vielleicht bei größerer Mäßigung und Eintracht mit den übrigen Griechen eine günstigere Wendung gegeben hätten. Außer Thermus, dem Sitze ihrer Bundesversammlung, war im Gebiete der Aetolier von ihren Städten auch Kalydon besonders durch die Sage von dem daselbst durch Meleager erlegten Eber bekannt.

Zunächst von Aetolien und bloß auf der Westseite dieses Landes durch den Fluß Achelous von demselben geschieden, lag Akarnanien. Dieses Land hatte die Gestalt eines rechtwinklichten Dreiecks, dessen rechter Winkel an einen kleinen Theil von Thessalien gelehnt war, während die Aetolische Gränze die östliche, die Epirische hingegen die nördliche Cathete, die Küste des

Jonischen Meeres endlich die Hypotenuse bildeten. Die Gegend um den Ausfluß des Achelous war sehr sumpfig und auch das übrige Land nicht sehr fruchtbar. Die Einwohner von sehr verschiedenem Ursprung, ein sehr tapferes kräftiges Volk, zeichneten sich durch ihre Gewandtheit in Leibesübungen in den Olympischen Spielen vorzüglich aus.

Ihre Verfassung war diejenige, die wir in den meisten Landschaften Nordgriechenlands gefunden haben. Aber die Festigkeit und Unzertrennlichkeit des Akarnanischen Bundes gab ihm viel mehr Kraft. Mit unerschütterlicher Treue, die sie in allen Verträgen heilig beobachteten, an Macedonien auch im Unglücke festhaltend, unterlagen die Akarnanier endlich vereint mit demselben der Römischen Uebermacht. Die berühmtesten ihrer Städte waren Argos Amphilochicum und Stratus; Actium wurde erst durch den in seiner Nähe errungenen Sieg des Augustus berühmt.

Oestlich von Phocis und den Opuntischen Lokrern erstreckte sich in einer Länge von sechszehn Meilen zwischen dem Euböischen und Halcyonischen Meere nach Attika und Megaris hin die Landschaft Böotia, ein fruchtbares Land, dessen dichte Luft aber der Geistesentwicklung so nachtheilig gewesen seyn soll, daß seine Einwohner im Alterthum sowohl wegen ihrer natürlichen Gaben, als ihrer Bildung überall das ungünstigste Vorurtheil gegen sich erweckten. Dessenungeachtet hatte die Sage auf einen Berg dieser Landschaft, der zugleich der höchste in ganz Griechenland war, auf den Helicon den Sitz der Musen verlegt. Auch hatte Böotien den Hesiodus, den Pindar, die schöne Dichterinn Corinna, den Epaminondas und Pelopidas hervorgebracht, deren Namen allein das Vorurtheil bekämpfen würden, wenn man nur mit einiger Richtigkeit von den Vorzüglichen auf die Menge schließen könnte. Uebrigens bildete Böotien einen großen von Bergen eingeschlossenen Kessel, in welchem der See Copais eine sehr merkwürdige Erscheinung war. Denn da ihm durch die Beschaffenheit des Landes kein natürlicher Ablauf gegeben schien, mußte er durch drei künstliche Buchten in das Euböische Meer abgeleitet werden. Aber die Geschichte giebt uns gar keinen Aufschluß über Zeit und Art der Vollendung

dieſes Rieſenwerks. Der nördliche Theil der Landſchaft war rauher und gebirgiger, der ſüdliche fruchtbarer, aber wegen dichter Luft und häufiger Nebel ungeſunder. Als Cadmus 1500 Jahre vor Chriſti Geburt an der Spitze einer Phöniciſchen Einwanderung Böotien betrat, fand er dieſes Land von Pelasgern bewohnt. Aber ſeinen Namen erhielt es erſt durch die ſpätere Ankunft der Böotier aus den Stamme der Hellenen. Die Böotier waren tapfer und kriegeriſch. Ihre an ſich ſchon bedeutenden Körperkräfte wußten ſie durch häufige Leibesübungen unendlich zu ſteigern. Uebrigens waren ſie den ſinnlichen Genüſſen ziemlich ergeben, vorzüglich der Tafel, die man mit den Erzeugniſſen ihres Gebiets reichlich und gut verſehen konnte. Unter den edlern Genüſſen liebten ſie beſonders die Tonkunſt, und die Geſchicklichkeit mit welcher er die Querpfeife ſpielte, gehörte zu den anerkannten Vorzügen eines wohlgebildeten Jünglings. Auch Böotien hatte urſprünglich eine völlig freie Bundesverfaſſung freier Städte; allein im Ablauf der Jahrhunderte hatte Theben zuerſt den Vorrang, dann eine ſolche Obergewalt an ſich gebracht, daß ſie wohl eigentlich zur Fürſtinn des Landes geworden wäre, wenn ſich nicht die mächtigen Nachbarſtaaten bisweilen aus Eiferſucht und andern Staatsrückſichten der bedrängten Böotiſchen Städte angenommen hätten. Auf einem allgemeinen Landtage zu Theben wurden die Geſchäfte vollendet, die vorher jeder der vier Bezirke in ſeinem eigenen Rathe erörtert hatte. Eilf Böotarchen in dieſen Bezirksverſammlungen gewählt, und bei Todesſtrafe gehalten, ihre Stellen nach einem Jahre niederzulegen, leiteten die Berathung. In Theben ſelbſt hatte man 1226 Jahre vor Chriſti Geburt nach dem Tode des Königs Xanthus die Volksherrſchaft eingeführt. 382 Jahre vor Chr. Geb. bemächtigte ſich der Spartaner Philidas der Burg Cadmea und unter dem Einfluſſe von Sparta ward eine ariſtokratiſche Verwaltung eingeführt, die durch den Pelopidas wieder geſtürzt wurde. Zwei große Männer, Pelopidas und Epaminondas, gaben ihrem Volke einen ſolchen Schwung, daß es eine Zeitlang den Vorrang unter den Hellenen behaupten konnte. Allein mit ihnen ſank auch ſchnell wieder, was in ſo kurzer

Frist nicht die Gesammtheit durchdringen konnte. In der Schlacht von Chäronea unterlagen die Thebaner mit den übrigen Griechen, und ein Aufstand gegen Alexander wurde mit Zerstörung der Stadt gebüßt. Das von Cassander wiederhergestellte Theben erhob sich nie wieder zu einiger Bedeutung, und von der Zeit an, da es in dem Kriege der Römer gegen den Mithridates sich für den letztern erklärt hatte, und von den Siegern hart gezüchtiget worden war, verschwand es aus der Geschichte. Theben war zur Zeit seiner Blüthe eine große Stadt, denn es soll 7 Thore, und ohne die Burg 43 Stadien, über anderthalb Stunden, und mit derselben 70 Stadien, über dritthalb Stunden, im Umfang und etwa 50,000 Einwohner gehabt haben. Die Thebaner waren tapfer bis zur Kühnheit, aber auch eitel, jähzornig und blutdürstig. Die Böotischen Sprichwörter, mit denen man sich gegenseitig zu necken suchte, behaupteten, in Theben wäre die Heftigkeit, in Tanagra, der Vaterstadt der Dichterinn Corinna, der Neid, in Oropus der Wucher und Betrug, in dem durch die Niederlage des Mardonius berühmten Platäa die Großthuerei, in Thespiä der Widerspruchsgeist, in Anthedon die Habsucht, der falsche Eifer in Chäronea und die Dummheit in Haliartos zu Hause. Außer den erwähnten Städten waren in Böotien noch Lebadea wegen der Nachbarschaft der Höhle des Trophonius und der so verderblichen Betriegereien des daselbst befindlichen Orakels, Chäronea und Leuctra wegen der daselbst vorgefallenen Entscheidungsschlachten merkwürdig.

Südlich von Böotien, kam man denn nach Attika, welches gegen Osten und Süden vom Aegäischen Meer und gegen Westen von Megaris und dem Saronischen Busen begränzt war. Dieses kleine Land, welches vor allen andern Hellenischen Ländern vom Schicksal so hoch begünstiget, die schönsten Blüthen des Hellenischen Geistes erzeugen sollte, hatte die Gestalt eines Dreiecks und in seiner größten Länge sechszehn, in seiner größten Breite nur neun Meilen. Von vielen Bergen durchschnitten, aber von keinem beträchtlichen Flusse durchströmt, war es im Ganzen trocken und unfruchtbar, und das zum Unterhalt Nöthige konnte dem Boden nur mit äußerster Anstrengung abgewon-

nen werden. Dessenungeachtet wurde die Bevölkerung durch die Reinheit der Luft und die lebendige Gewerbsamkeit der Bewohner bald auf einen sehr hohen Grad gebracht. Indessen scheint die Unfruchtbarkeit des Bodens lange fremde Gäste abgeschreckt zu haben, und die einheimischen Ureinwohner in völliger Getrenntheit und im rohsten Zustande geblieben zu seyn, bis endlich Cecrops ihre Sitten gemildert und die ersten Anfangsgründe des Landbaus und eines gesetzlichen bürgerlichen Zustandes bei ihnen eingeführt haben soll. Ihren künftigen Bestrebungen einen Gemeinpunct zu sichern, gründete er Athen. Da aber beim allmähligen wiewohl langsamen Fortschreiten der Bildung, das erwachte Bedürfniß auch andern Städten und Flecken den Ursprung gab, so entstand unter diesen von neuem Zwietracht, bis Theseus sie alle vermochte, der größern Sicherheit und dem ruhigern festern Fortgange das Opfer ihrer Unabhängigkeit zu bringen und Athen als Vorsteherinn anzuerkennen. Aus der Zeit der Könige haben sich nur dunkle Sagen erhalten, von denen die meisten so offenbar das Gepräge der Dichtung tragen, daß beinahe gar nicht auszumitteln ist, was der Geschichte angehören mag. Im eilften Jahrhundert vor Chr. Geb. scheint die königliche Würde nach dem Tode des Königs Kodrus ohne heftige Auftritte vermuthlich durch allgemeinen Wunsch abgeschafft worden zu seyn. Doch dauerte die Alleinherrschaft noch 316 Jahre fort, mit dem Unterschiede, daß die neuen Herrscher Archonten hießen, und ihr Amt zwar lebenslänglich behielten, aber nicht auf ihre Nachkommen vererbten.

Allein jetzt wurde die Verwaltungszeit auf zehn Jahre, und dann 70 Jahre später sogar auf ein Jahr beschränkt, während man hingegen die Zahl der Archonten bis auf neun vermehrte. Von da an war mit Ausnahme vorübergehender Einschränkungen jede neue Veränderung zu Gunsten der Volksherrschaft. Vaterlandsliebe, Ruhm der Tapferkeit, der Tugend, der Kunst und Wissenschaft fanden in dieser freien Verfassung einen Altar, auf welchem ihnen die herrlichsten Gaben geopfert wurden; aber diese schönen Erscheinungen wurden durch Mängel getrübt, welche bisweilen den Zustand verwünschen ließen, aus dem selbst

jenes Göttermäßige unmittelbar hervorgegangen zu seyn schien. Denn so wie aus einem edlen Wetteifer sich das Herrlichste und Glänzendste entwickelte, so wurde auch die reinste Tugend das Opfer der Engherzigkeit, des Neides und der Misgunst, die ein bethörter und wandelbarer Haufe gegen denjenigen empfand, der seine strenge Pflicht und die heilige Wahrheit mehr als die Launen der Menge beachtete. Und da ein solches Hin- und Herwanken der Volksgunst mit einer festen Verfolgung bestimmter Staatszwecke durchaus unverträglich war, so konnte das kühne Gebäude der äußern Macht, welches der außerordentliche Geist einiger ausgezeichneter Führer errichtet hatte, niemals feste Grundlagen finden, welche die Dauer desselben versichert und für alle Hellenischen Staaten zu einem wohlthätigen Haltungspunct erhoben hätten. Nach der ruhmvollen Beendigung des Persischen Krieges gelangte Athen auf den Gipfel seines Ansehens, welcher besonders in den Zeitpunct der Verwaltung des Perikles fällt. Allein der Peloponnesische Krieg nahm besonders durch den unglücklichen Versuch auf Sicilien eine schlimme Wendung. Athen mußte Sparta's Waffen und Verwaltung in seinen Mauern dulden. Nur ähnliche Unglücksfälle seiner Bezwingerinn konnten es wieder einigermaßen heben. Doch mußte es nach der Schlacht von Chäronea bald wieder seinen Nacken beugen. Nach Alexanders Tode wechselten Freiheit und Abhängigkeit öfters ab. Noch ward es der ehemaligen Vorsteherinn Griechenlands eine Zeitlang vergönnt, als Bundesgenossinn der Weltbeherrscherinn Roms seine Stellung zu behaupten, bis ein mislungener Versuch, diese letztere mit dem König Mithridates verbunden zu bekämpfen, mit der Eroberung Athens durch Sylla endigte, welcher jedoch erst unter Vespasian völlige Umgestaltung zur Römischen Statthalterschaft folgte. Außer der Hauptstadt Athen waren in Attika noch Eleusis, der Sitz alter Mysterien in denen das Hehrste und Heiligste der Griechischen Cultur aufbewahrt gewesen seyn mag, und Marathon durch die Niederlage der Perser berühmt.

Das letzte Land in der größern Halbinsel war das kleine Megaris, westlich von Attika, südlich von Böotien und dem

Alcyonischen Meer, östlich vom Corinthischen Isthmus und nördlich vom Saronischen Busen. Eben so trocken und unfruchtbar wie Attika, war es ganz ohne Berge. Die Megarenser hatten lange Zeit Könige gehabt, welchen später Volksherrschaft und der Einfluß Weniger in öfterer Abwechslung folgten. Zwischen mächtigen Nachbaren eingeengt, mußten sie immer unbedeutend bleiben, und von dem Schicksal der Größern ihre Bestimmung erwarten. Den größten Ruhm hatte die Hauptstadt Megara wohl davon erhalten, daß Euklid in ihren Mauern das Daseyn erhielt.

Durch den schmalen Bergrücken der unter dem Namen des Corinthischen Isthmus bekannt ist, kommt man zu Lande in den Peloponnes, der noch einmal die Form des Ganzen in verjüngtem Maße darzustellen scheint, und zwar betrat man zuerst das Gebiet der Corinther, welches klein, bergigt und unfruchtbar seinen Wohlstand nur dem ausgebreiteten Handelsverkehr seiner Hauptstadt verdankte. Gegen Norden war es vom Meerbusen gleiches Namens, gegen Osten von Megaris und dem Saronischen Busen, gegen Süden von Argolis und gegen Westen von Sicyon begränzt. Corinth selbst lag am Fuße eines hohen Berges, auf welchem eine Burg Acrocorinthos errichtet war. Gegen Mittag durch den Berg gesichert, decken es hohe und starke Festungswerke auf den drei übrigen Seiten. Mit dem Corinthischen Busen ist es durch den 12 Stadien weit entfernten Hafen Lecheus und mit dem Saronischen durch den 70 Stadien entfernten Cenchreos verbunden. In jenem liefen Schiffe aus Italien, Sicilien und allen abendländischen Gegenden, in diesem von den Inseln des Aegäischen Meeres, Kleinasien und Phönicien ein. Zu Lande wurden die Waaren von einem Hafen zum andern fortgeschafft und so diente Corinth als Hauptstapelplatz des Handels zwischen Europa und Asien. Aber die ungeheuren Reichthümer, welche aus dieser ergiebigen Quelle den Corinthern zuflossen, verdarben ihre Sitten, und seine Bewohner zeichneten sich bald eben so sehr durch ihre Verdorbenheit und Schwäche als durch Reichthum und Prachtliebe aus. Nirgends waren die Buhlerinnen so zahlreich, so schön und angese-

hen als in Corinth. 1376 Jahre vor Chr. Geb. soll die Stadt und das kleine Reich, dessen Gebiet vorher von Pelasgern bewohnt war, von dem Aeolier Sisyphus gegründet worden seyn, dessen Nachkommen es bis zu Agamemnons Zeiten beherrschten. Diesem Fürstenstamme folgten die Herakliden vierhundert Jahre hindurch, bis bei der allgemeinen Umgestaltung der Griechischen Verfassungen auch Corinth die königliche Würde abschaffte, und eine Aristokratie einführte, in welcher die Herrschaft 200 Bürgern übertragen wurde, die nur unter ihren Geschlechtern Heirathen schlossen. Jährlich wählte man ein Haupt mit dem Namen eines Prytanen. Aber 90 Jahre nach Einführung dieser Verfassung benutzte Cypselus die Gunst des Volks um sich der Herrschaft zu bemächtigen, welche 73 Jahre in seinem Hause blieb. Sein Sohn war der berühmte Periander, der in den frühern Zeiten seiner Verwaltung verdiente, unter die sieben Weisen Griechenlands gezählt zu werden, allein den Abend seiner Tage durch alle Verirrungen verdunkelte, welche die argwöhnische mit dem Gesetze zerfallene Willkür zu einer der furchtbarsten Qualen der Menschheit machen. Bald nach Periander's Tode wurde wieder eine freie Verfassung eingeführt und da man diesmal eine weise Mischung des Einflusses der Vornehmen mit der Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten vornahm, so behauptete sich diese Verfassung lange, und Corinth erhielt auch den Ruf, die weisesten Staatsmänner in seinen Mauern zu bilden, die durch Umsicht und Mäßigung den größten Theil der Uebel vermieden, in welche die Griechischen Staaten jener Zeit wie in einen Strudel immer wieder von neuem hineingezogen wurden. Dieser Zustand dauerte, bis bei der Römischen Eroberung Corinth, welches gewagt hatte mit den Achäischen Staaten den Kampf für Freiheit nnd Vaterland zu beginnen, bei dem unglücklichen Ausgange desselben 143 Jahre vor Chr. Geb. durch den Consul Mummius der furchtbarsten Verheerung preisgegeben wurde, und von da an sich nie wieder zu alter Bedeutung erhob.

Westlich von Corinth erstreckte sich kaum vier Meilen weit längs dem Corinthischen Busen das kleine aber fruchtbare Si-

cyon, einer der schönsten Theile Griechenlands, nicht größer als etwa 24 Quadratmeilen, gegen Abend an Achaja, gegen Mittag an Arkadien gränzend. Der Ursprung dieses Staats verlor sich in das tiefste Alterthum. Bei der Aufhebung der Alleinherrschaft war sogleich alle Gewalt an das Volk gekommen, dessen unruhige Verwaltung aber öfters durch die Anmaßungen von Tyrannen unterbrochen wurde. In seinen schönen Zeiten zeichnete sich Sicyon vorzüglich durch die Kunstliebe seiner Einwohner aus, welcher eine berühmte Malerschule ihren Ursprung verdankte. Bei der Unterjochung Griechenlands theilte es das Schicksal des Achäischen Bundes, mit dem es in die engsten Verhältnisse getreten war. In seinem Gebiete hatte Phlius ein schönes Beispiel von Treue und Standhaftigkeit für ganz Griechenland gegeben, indem es den Spartanern auch dann noch entschlossen beistand, als alle übrigen Bundesgenossen sie nach dem Tage von Leuktra im Stiche gelassen hatten.

Den übrigen nördlichsten Theil des Peloponnesus nahm Achaja ein, welches gegen Mitternacht den Corinthischen Busen, gegen Morgen das Gebiet von Sicyon, gegen Mittag Arkadien und Elis und gegen Abend das Jonische Meer zu Gränzen hatte. Das ganze etwas unregelmäßig gestaltete Land mochte etwa 90 Quadratmeilen enthalten. Fast überall mit schroffen Felsen bedeckte Küsten machten es den Schiffen unzugänglich, sein Inneres war bergigt und im Ganzen unfruchtbar, doch hin und wieder mit vortrefflichem Wein gesegnet. In uralter Zeit sollen es Jonier bewohnt haben, die sich dann später auf den Küsten von Kleinasien ansiedelten. Die Achäer hingegen drangen von Argos und Laconien her ein, als sie durch die Einwanderung der Herakliden aus diesen Gegenden vertrieben wurden. Lange blieben sie den Verhandlungen der Griechischen Staaten völlig fremd. Erst im Peloponnesischen Kriege wurden sie gewissermaßen zur Theilnahme gezwungen und neigten sich bald zu Athen, bald zu Sparta, doch vorzugsweise zu jenem hin. Schon in den frühesten Zeiten bildeten zwölf Achäische Städte eine freie Eidgenossenschaft. Jede von ihnen schickte Abgeordnete auf den Landtag der zu Anfang des Jahres in der Mitte des Frühlings

zu Aegium gehalten wurde. Alle Städte hatten ungefähr die nämliche demokratische Verwaltungsform. In dem weder durch Handel noch durch bedeutenden Gewerbsfleiß bereicherten Lande war die Gleichheit der Bürger nicht schwer zu erhalten, und die Uebereinstimmung der bürgerlichen Einrichtungen in den verschiedenen Städten konnte gewissermaßen an die Stelle eines nähern Staatsverbandes treten. Ueberhaupt hatten sich die Achäer solchen Ruf der Gerechtigkeit und Weisheit erworben, daß ihnen Griechische und Italische Städte die Entscheidung schwerer Streitigkeiten überließen und ihr Vertrauen streng gerechtfertiget wurde. Um den Achäischen Bund sammelte sich in den letzten Zeiten der Freiheit Griechenlands alles was noch Kraft und Begeisterung genug fühlte, lieber für eine schwer zu behauptende Freiheit das Aeußerste zu wagen, als sich einer bequemen aber schmählichen Knechtschaft hinzugeben. Diese letzten Anstrengungen brachten einen Aratus und Philopömen hervor. 146 Jahre vor Chr. Geb. unterlagen die Achäer endlich dem furchtbaren Gegner. Aber die Römer hatten sie in einer so wichtigen Stellung gesehen, daß sie der ganzen Griechischen Provinz den Namen Achaja gaben. Außer der Hauptstadt Aegium, waren Dyme, Paträ, Aegiäa und Pellene die wichtigsten Orte.

Südlich von Achaja erstreckte sich in einer Länge von etwa 20 Meilen längs dem Peloponnesischen Meere bis an die Nordgränzen von Messenien und die Abendseite von Arkadien hin, das dem Jupiter geheiligte Elis, ein vom Alpheus und andern geringern Flüssen durchströmtes Land, welches schon von der Natur reichlich ausgesteuert, dem Frieden und einer weisen Verwaltung einen hohen Grad von Fruchtbarkeit verdankte. Das Ganze war in drei Theile getheilt, dessen Gränzen aber nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Nur weiß man, daß Triphylia im Süden, Pisatis in der Mitte und das eigentliche Elis im nördlichsten Theile war. Die Hauptstadt des Landes war Elis, eine sehr schöne mit prachtvollen Gebäuden verzierte Stadt, deren Magistrat den Vorsitz bei den Olympischen Spielen führte. Neben ihr blühten Pisa und das ihr an dem linken Ufer des Alpheus gegenüberstehende Olympia, die Bewahrerinn einer der

Hauptstützen eines allgemeinen volksthümlichen Verbandes in Griechenland. Die Olympischen Spiele, welche ursprünglich Hercules veranstaltet haben sollte, wurden nach langer Unterbrechung auf den Rath Lykurgs von dem Iphitus, einem Eleischen Fürsten, wieder erneuert. 108 Jahre später wurde zum erstenmale der Name des Siegers im Laufe in die öffentlichen Staatsverzeichnisse eingetragen. Es war der des Corebus und von da an fuhr man mit dieser Gewohnheit fort, nach welcher jetzt die Olympiaden gezählt wurden, die man als den Mittelpunct der Zeitrechnung des Alterthums betrachten kann. Während der Olympischen Spiele das Gebiet von Elis feindlich zu betreten, war doppelter Frevel. Die erste bekannte Verfassung von Elis war die Einzelherrschaft. Nach ihrer Abschaffung bildeten die unabhängigen freien Städte eine Bundsgenossenschaft, in welcher jedoch Elis immer mehr Ansehen erwarb, so daß sie am Ende einen bestimmten Vorrang, wo nicht die Oberherrschaft behauptete. In den letzten Zeiten Griechenlands, schloß sich Elis an den Achäischen Bund an, und theilte dessen Schicksale.

Von der Morgenseite von Elis hinweg zog sich zwischen der mittäglichen Gränze von Achaja und der mitternächtlichen Gränze von Messenien und Laconien hin, bis an die Abendseite von Argolis das von den Dichtern so viel besungene Arkadien, der Mittelpunct und erhabenste Theil des Peloponnesus. Zwischen einer Menge hoher und steiler Berge schlängelte sich eine große Anzahl von Flüssen und Bächen hindurch, welchen viele Thäler eine besondere Fruchtbarkeit verdankten, während hingegen andere wegen häufiger Ueberschwemmungen für den Landbau völlig verloren gingen. Die Arkadier rühmten sich Ureinwohner ihres Landes zu seyn, und niemals eine fremde Oberherrschaft anerkannt zu haben. Als Bewohner eines kalten und rauhen Gebirgslandes hatten sie lange Zeit eine sehr einfache und rohe Lebensweise geführt, bis es einigen vorzüglichen Männern gelang, durch Kunstgefühl ihre Sitten zu entwildern und ihnen den Geschmack der Dichtung, des Gesanges und Tanzes beizubringen, der sie von da an nebst der Vorliebe für ländliche Beschäftigung nicht wieder verließ und welcher der idyllischen

Dichtungsart, die so gern ihren Schauplatz daselbst wählte, den reichsten Stoff darbot. Die Arkadier waren wohlthätig, gastfrei und ausdauernd in ihren Unternehmungen, bei deren Verfolgung ihnen weder Hindernisse noch Gefahren die geringste Scheu einflößten. Im Kriege unerschrocken, machten sie, wenn keine Gefahr ihrem Vaterlande drohte, gerne um Sold die Feldzüge Anderer mit, so daß sie öfters in feindlichen Reihen gegen einander kämpfen mußten. Nach dem Sturze der Alleinherrschaft hatten sie sich in eine Menge kleiner Freistaaten zertheilt, welche auf den gemeinschaftlichen Landtag ihre Abgeordneten schickten. Mantinea und Tegea standen an der Spitze der Arkadischen Bundsgenossenschaft, welche vereint ihren Nachbaren eine gefährliche Macht entgegengestellt haben würde, allein gewöhnlich durch Entzweiung der Mächtigsten völlig geschwächt war. Außer den beiden angeführten gab es noch eine Menge Arkadischer Städte, von denen die berühmteste Megalopolis war, welches die Arkadier auf den Rath des Epaminondas zum Sitz ihrer Bundesverwaltung und zum Sammelplatz ihrer Streitkräfte anlegten. In den spätern Zeiten wurde Arkadien ebenfalls in die allgemeinen Schicksale Griechenlands verwickelt, und theilte nach dem Falle der Griechischen Freiheit das Loos der Uebrigen.

Oestlich von Arkadien, südlich von Corinth und nördlich von Laconien erstreckte sich zwischen dem Saronischen und Argolischen Busen die schöne Landschaft Argolis tief ins Meer hinein, in welchem sie eine eigene Halbinsel zu bilden schien. Hier fand man vortreffliche Weiden und in der Gegend von Argos waren die Ufer des Inachus besonders an Oel und Korn ergiebig. Im westlichen Theile des Landes war der bekannte Lernaische See, der in den Griechischen Heldensagen durch die Schlange berühmt ist, welche Hercules daselbst erlegt haben soll. Die Argier waren ein tapferes Volk, welches öfters mit seinen Nachbaren harte Kämpfe zu bestehen hatte, und sich selbst mit den Spartanern zu messen nicht scheute. Kunst und Wissenschaft galten ihnen weniger, als Ueberlegenheit in den Waffen, die sie lange ruhmvoll zu behaupten wußten. Die Gründung

des Argiſchen Reichs, welches den Inachus zum Stifter haben ſoll, fällt in das neunzehnte Jahrhundert vor Chr. Geb. Inachus war aus Aegypten gekommen. Zu Ende des ſechzehnten Jahrhunderts fand unter Danaus eine neue Einwanderung von daher ſtatt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gründete Perſeus ein neues Reich zu Mycene und im Anfang des dreizehnten gerieth ganz Argolis in die Gewalt der Pelopiden, und da dieſe ihren Sitz in Mycene aufſchlugen, ſo fing Argos an immer mehr zu ſinken. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurden endlich die Herakliden Herren von Argolis; aber ſchon 1080 verlor Meltas, der letzte von ihnen, Krone und Leben, als er es unternahm die geſchwächte königliche Gewalt wieder zu heben. Man führte die Volksherrſchaft ein und alle Verſuche der Vornehmen ihren Einfluß auf eine geſetzliche Art daſelbſt zu befeſtigen, liefen fruchtlos ab. Nach langer Behauptung ihrer Unabhängigkeit wurden ſie endlich im Kampfe von Sparta beſiegt, unter deſſen Herrſchaft ſie bis zur Zeit des Tyrannen Nabis blieben. 146 Jahr vor Chr. Geb. unterlagen ſie zuletzt der Uebermacht des ewigen Roms. Die Hauptſtadt Argos lag am Fuße eines Hügels im weſtlichen Theile des Landes. Neben ihr blühten Mycene am Ende eines unglücklichen Kampfes für ſeine Selbſtſtändigkeit von den Argiern zerſtört, Tyrinthos, deſſen Einwohner nichts ohne zu lachen verrichten konnten, Hermione, Trözen, Epidaurus und Nemea. Epidaurus gegenüber lag, im Saroniſchen Meerbuſen, die durch ihren Handel blühende, einen eigenen Staat bildende Inſel Aegina.

Den äußerſten ſüdöſtlichſten Winkel des Peloponneſus und von ganz Griechenland bildete Laconien, der Wohnſitz des Volks, welches jeglichem andern Genuſſe entſagend, über der Befeſtigung eines kräftigen Bürgerthums ſich beinahe allem Menſchlichen zu entziehen ſtrebte; und welches, wenn es auch durch Darſtellung eines beinahe unerſchütterlichen und auf wie vielerlei Weiſe Ehrfurcht gebietenden Ganzen ſich in der Geſchichte ein unverwüſtliches Denkmal geſtiftet hat, dennoch vielmehr unſere Bewunderung als unſere Sehnſucht in Anſpruch nimmt, ſo daß

die größten und edelsten Seelen schwerlich zu Erkaufung Spartanischen Ruhms mit Spartanischen Opfern geneigt seyn möchten. Laconien, gegen Mitternacht von Arkadien und Argolis und gegen Abend von Messenien begränzt, hatte von der Südseite den Laconischen Busen, und gegen Osten den Argolischen zu Marken. Auf der Abendseite war der Taygetus ein ziemlich hohes stark bewaldetes und mit vielem Gewild bevölkertes Gebirge. Das ganze Land ward von dem Eurotas, von Mitternacht gegen Mittag, durchströmt. Die Thäler und Flußufer waren fruchtbarer als die übrigen Theile, welche durch ihre Unebenheit dem Landbau wenigstens große Schwierigkeiten in den Weg legten; doch wurde eine Art von leichtem und nicht sehr nahrhaftem Korn in großer Menge hervorgebracht, auch fand man daselbst einen Ueberfluß von Oel, Seiden, Feigen und Hülsefrüchten. Die Hauptstadt selbst Lacedämon oder Sparta lag am westlichen Ufer des Eurotas, Sie bestand aus fünf Theilen, den Wohnsitzen der einzelnen Zünfte, die nicht völlig mit einander verbunden waren, sondern vielmehr fünf nahe bei einander gelegene Flecken schienen. Bis zur Zeit des Tyrannen Nabis waren sie von keiner gemeinsamen Mauer umschlossen, sondern nach dem Geiste der Verfassung sollte die Tapferkeit ihrer Einwohner die einzige Brustwehr seyn. Ihr Umfang enthielt ungefähr 48 Stadien. In der Helden- und Sagenzeit hatten zu Sparta die Tyndariden geherrscht, deren männliche Abstammung mit Castor und Pollux zu Grunde ging. Durch Heirath war die Herrschaft an Oreſtes, den Sohn Agamemnons, gekommen, unter dessen Sohn und Nachfolger Tisamenus das Land von den Heraklíden erobert und daselbst bei der Zwillingsgeburt des Eurysthenes und Prokles, die Dyarchie oder Herrschaft zweier Könige eingeführt wurde. Diese Verfassung war im größten Verfall, und eine gänzliche Ordnungslosigkeit zu befürchten, als Lykurg dem Staat durch seine merkwürdige Gesetzgebung ein verjüngtes Daseyn schuf, so daß er sich nun in einer höchst eigenthümlichen Gestalt bis ans Ende der schönern Zeit des Griechischen Lebens erhielt. Gleich im Anfang des Persischen Kriegs hatte der Heldentod des Leonidas seinem Vaterlande einen hohen

Rang unter den Griechiſchen Staaten angewieſen. Die Schlacht von Platäa befeſtigte ihn. Nach Vertreibung der fremden Heerſchaaren verſuchten ſie ihre Kraft gegen die Nachbaren und es begann die lange Nebenbuhlerſchaft mit Athen, welches zur See überlegen, zu Lande nur der Spartaniſchen Feſtigkeit gleichkommen konnte. Allein während die Spartaniſchen Könige ihre ſiegreichen Schaaren in ganz Griechenland herumführten, wurde im Innern die Lykurgiſche Verfaſſung in ihren wichtigſten Theilen erſchüttert. Der übermäßige Einfluß, welchen die Ephoren an ſich zu bringen wußten, die Sittenverdorbenheit und die überhandnehmende Prachtliebe bereiteten dem Spartaniſchen Gemeinweſen den Untergang. Der gegen Philipp verſuchte Widerſtand wurde nicht mit Erfolg gekrönt. Später gelang es noch einmal dem Kleomenes die Lykurgiſche Verfaſſung wiederherzuſtellen. Aber ſie paßte nicht mehr für die damaligen Verhältniſſe der Spartaner; noch viel weniger für ihren Geiſt. Der Verſuch endigte unglücklich für den Urheber. Der Staat gerieth von neuem in die abſcheulichſte Unordnung und am Ende unter die Zwangsherrſchaft des Machanidas und des Nabis, von denen der Letztere zwar die äußere Macht des Staates wieder hob, aber im Innern ſich die empörendſten Frevel zu Schulden kommen ließ, welche man nur immer im Geleite der Willkür und der Verachtung alles Guten und Edlen finden mag. Nach dem Falle des Achäiſchen Bundes mußte auch Sparta ſeinen Nacken unter die Römiſche Herrſchaft beugen. Nie hatten übrigens alle Einwohner Laconiens der gleichen Rechte genoſſen, ſondern es gab unter denſelben vier weſentlich verſchiedene und höchſt ungleich berechtigte Stände. Den erſten bildeten die Bürger der Hauptſtadt, aus welchen das urſprünglich 10,000 Mann ſtarke Heer genommen war, welches die eigentliche bewegliche Kraft des Lacedämoniſchen Gemeinweſens ausmachte. Die übrigen Laconiſchen Städte waren mit Sparta in einer Art von Bundsgenoſſenſchaft, deren Angelegenheiten auf den Landtagen in der Hauptſtadt beſtimmt wurden. Ihre Einwohner wurden nicht auf Lykurgiſche Weiſe erzogen. Die unterſten erhielten von der Stadt Helos, der einzigen welche einen unglücklichen Widerſtand

gegen Sparta versuchte und daher am härtesten behandelt wurde, die Benennung Heloten. Sie bildeten ungefähr wie die Leibeigenen des Mittelalters einen Mittelstand zwischen dem Stande der Freien und dem Stande der völligen Sclaverei im Sinne des Alterthums. Oefters brachte sie eine ungerechte und harte Behandlung zur Empörung. Doch wurden sie bei der großen Abnahme der eigentlichen Spartanischen Bevölkerung öfters mit den Rechten Spartanischer Bürger beschenkt um den Abgang zu ersetzen. Endlich gab es noch in Laconien eine Menge eigentliche Knechte beiderlei Geschlechts, welchen alle diejenigen häuslichen Geschäfte und Gewerbe aufgetragen waren, deren Besorgung das Gesetz den freien Bürgern und Bürgerinnen völlig untersagt hatte. Außer der Hauptstadt Sparta, waren Amyclä, wo besonders Apoll gefeiert wurde, Helos in der Nähe des Meeres, Gythium mit einem beträchtlichen Hafen und Tänarus am Fuße eines Vorgebirgs merkwürdige Landstädte.

Endlich lag noch im südwestlichsten Theile des Peloponnesus das am meisten durch seinen unglücklichen Kampf gegen Sparta berühmt gewordene Messene, welches von Norden nach Süden hin, vom Pamissus durchströmt wurde. Das Land war bergigt und nicht überall fruchtbar. Zu den uralten Königen desselben gehörte Nestor, später gehorchten sie statt Königen nur kriegerischen Befehlshabern, unter denen Aristomenes das Vaterland unter glücklichen Umständen gerettet haben würde. Die Zeit der unglücklichen Kämpfe der Messenier gegen Sparta fallen in das achte und siebente Jahrhundert vor Chr. Geburt. Nach der Eroberung ihres Landes zerstreuten sich die Messenier in benachbarte und entferntere Länder und gründeten unter anderm Messina in Sicilien. Doch wurden nach mehrern Jahrhunderten ihre Enkel, nachdem die Macht ihrer Feinde gebrochen war, wieder in das Stammland eingesetzt. Allein es war schon am Abend der Griechischen Freiheit und bald darauf mußten sie das Loos der übrigen Griechen theilen. Die Hauptstadt Messene lag im nördlichen Theile der Landschaft am Fuße des Berges Ithome, auf welchem die Bergfestung dieses Namens erbaut war. Außer diesen beiden Hauptplätzen waren die bedeutenden

Orte Ira, Pylus, wo Nestor geherrscht haben soll und Steniclarus, welches Pausanias die Königsstadt nennt.

Außer dem festen Lande gehörte noch eine Menge von Inseln zu Griechenland, welche theils durch ihre geographische Lage, theils durch geschichtliche Verhältnisse entweder völlig unabhängig waren, oder aber mit diesem oder jenem Theile von Griechenland in näherer oder entfernterer Verbindung standen. So haben wir unter den Inseln des Jonischen Meeres Korkyra schon bei Anlaß von Epirus geschildert. Von Akarnanien nur durch eine schmale Meerenge getrennt, war Leucadia ursprünglich eine Halbinsel gewesen, aber die Corinther hatten sie dadurch, daß sie die schmale Landenge durchbrachen, zur Insel gemacht. Die Südseite war durch einen Felsen berühmt, von dem unglücklich Liebende sich ins Meer hinabstürzten um sich von ihrer Thorheit zu heilen. Etwas südlicher von Leucadia war Dulichium, das alte Ithaka, und nur durch eine schmale Meerenge von diesem getrennt, Kephallenia, die größte der Jonischen Inseln. Zakynthos war vom nördlichen Elis durch den ziemlich breiten Cheloniticischen Busen getrennt. Südlich von diesen lagen die Strophaden oder Rückkehrsinseln, wohin sich die Harpyen bei ihrer Vertreibung aus Bithynien geflüchtet haben sollen.

Nicht weit von der Südostspitze von Laconien fand man im Aegäischen Meere die Insel Cythera, die im Alterthum durch den uralten Dienst der Venus Urania berühmt war. Aber bei näherer Betrachtung entsprachen weder die Insel noch ihre Bewohner der Erwartung, zu welcher dieser Umstand zu berechtigen schien. Dem felsigten und dürren Boden konnte nur mit äußerster Anstrengung etwas abgewonnen werden, und von den Eigenschaften der Einwohner war die auffallendste, die Habsucht. Im südlichsten Theile des Aegäischen Meeres und gleichsam im Mittelpuncte der drei bekannten Welttheile lag die größte und berühmteste der Griechischen Inseln, Kreta, wo die Griechische Bildung zum Theil ihren Ursprung genommen hatte. Ihre Länge sollte von Morgen gegen Abend 2500 Stadien betragen. Neben den vielen Bergen, die man daselbst fand, waren die Thäler und besonders die Seeküsten sehr fruchtbar und die Luft

rein und gesund, weswegen sie im hohen Alterthume vorzugsweise die glückliche Insel genannt wurde. Ihre frühere Geschichte verliert sich in die älteste Griechische Sagenzeit. Hier sollten im goldenen Zeitalter Saturn und seine Söhne geherrscht haben, der ganze Olymp und die vornehmsten Götter der Unterwelt stammten aus Kreta. Die ersten Einwohner, die Kureten sollten aus Phönicien eingewandert seyn, und von daher eine Menge nützlicher Kenntnisse des Lebens auf Griechischen Boden verpflanzt haben. Später sollen noch Dorier, mit Aeoliern und Pelasgern vermischt, eingewandert seyn. Diesem Volke gehörte Minos und sein Bruder Rhadamanthus an. Zur Zeit Homers galt Kreta für so blühend, daß es 100 Städte zählte und 80 Schiffe nach Troja abschicken konnte. Einer solchen Macht mußten sich die benachbarten kleinern Inseln des Aegäischen Meeres bald unterwerfen. Die Gesetze die sie noch von ihrem alten Königsstamme her hatten, dienten dem Lykurgus zum Vorbild, nur daß sie nicht das von allem Fremden Abschließende enthielten, welches der Spartanische Gesetzgeber bei seinem Volke einzuführen für gut befand. Dieser Umstand und die Zertheilung der Insel in mehrere Staaten die sich mit großer Eifersucht wechselseitig befehdeten, obgleich das Gesetz des Synkretismus sie zur Vereinigung gegen jeden äußern Feind verpflichtete, erschütterten das Kretische Gemeinwesen und die Kretischen Sitten und Gesetze viel früher als, die Spartanischen wankend gemacht werden konnten. Kreta verlor seinen alten Ruhm und seine alte Kraft. Erst schlugen Cilicische Seeräuber daselbst ihren Sitz auf, dann wurde es den Römern zur Beute.

Auf der Morgenseite von Griechenland lagen im Aegäischen Meer die sogenannten Cycladen im Kreise um Delos her, welches dem Apoll geheiligte Eiland zum beständigen Aufenthalt des Friedens auserkoren schien. Die Stadt gleiches Namens war ohne Mauer, und nur durch die Gegenwart des Gottes beschirmt, den man hier auf jede nur denkbare Weise verherrlichte. Das Innere derselben hatten die prachtvollsten Gebäude verziert. Die übrigen waren Myconos, welches nur dem Weinbau günstig war, Rhenea, der Begräbnißort der Einwohner von

Delos, welches durch keine Leiche entweiht werden durfte, das schöne und fruchtbare dem Neptun geweihte Tenos, Andros, welches mit Tempe wetteifern konnte, das Felsennest Gyaros, das schöne Ceos, welches vier Städte hatte, das Vaterland des Simonides, Bacchylides und Prodicus, das von Dunst umhüllte, aber fruchtbare und mit zwei Häfen versehene Paros, Naxos, woselbst der freudige Gott des Trunkes unter verschiedenen Namen verehrt ward, und welches in seinen blühenden Zeiten 8000 Mann ins Feld stellen konnte; das felsigte Seriphos und Siphnos, wo die reinste Luft das Leben in einem reizenden Garten zur Götterwonne erhob, endlich das fruchtbare Melos, welches die Athenienser im Peloponnesischen Kriege nur mit Mühe unterjochten. Alle diese Inseln wurden ursprünglich von Fürsten beherrscht und dann im Ablauf der Zeit in freie Gemeinwesen umgewandelt, die sich gegenseitig mit der größten Eifersucht beobachteten und durch Bündnisse mit den Staaten des festen Landes in Schranken zu halten suchten. In den spätern Zeiten Griechenlands mußten sie sich den Herren des Meeres unterwerfen, und standen daher lange Zeit unter Athen. Beim Untergang der Griechischen Freiheit theilten sie das Loos der Uebrigen.

Vom festen Lande auf verschiedenen Puncten nur durch eine sehr schmale Meerenge getrennt, erstreckte sich die Insel Euböa in einer Länge von 1200 Stadien mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Breite von der Südostspitze von Thessalien längs den Ufern von Phocis und Böotien bis in die Nähe der Südspitze von Attika. Das fruchtbare, vorzüglich an Eisen und Kupfer ergiebige Land war von einem Volke bewohnt, welches unter gelinder Attischer Oberherrschaft unter seinen eigenen Gesetzen in einer demokratischen Verfassung lebte. In der Hauptstadt Chalcis wurden allgemeine Versammlungen gehalten, wo das Wohl des Ganzen und die Verhältnisse der einzelnen Städte erörtert wurden. Mit der Hauptstadt Chalcis wetteiferte besonders Eretria, beide nicht weit von einander in der Mitte der Insel gelegen. Endlich lag etwas östlich von Euböa die Insel Scyros, durch die Schönheit ihres Marmors berühmt.

II. Capitel.

Griechenland unter der Herrschaft Roms und der morgenländischen Kaiser.

Dem Verluste der äußern Selbstständigkeit der Griechen folgte nur allzubald der Verfall der innern Freiheit ihrer Sieger. Aber die freie Verfassung hatte auf so festen Grundlagen geruht, sie war so innig mit dem ganzen Römischen Wesen verbunden gewesen, daß ihr Umsturz erst nach langer Zeit durch die gewaltigsten Stöße und auch dann nicht ohne tiefe Erschütterung des Staatsgebäudes vollendet werden konnte. Während dieser langen Gährung und des hartnäckigen Kampfes hatten viele von den weitläufigen Provinzen des Römerreichs und besonders auch Griechenland unendlich gelitten. Die Sieger hatten den Griechen wenigstens in der innern Gestaltung ihrer Staaten vieles von den alten Einrichtungen gelassen. Die Städte waren noch kleine Gemeinwesen, und das Volk durfte auf den Marktplätzen über die öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme geben, wenn es auch oft schlimm genug für das Vaterland ausfallen mochte. Die Beibehaltung dieser Formen täuschte die Griechen über ihren Zustand, sie veranlaßte sie eine Sprache zu führen und Versuche zu wagen, die in keinem Verhältnisse mit der gegenwärtigen Kraftlosigkeit des Volkes waren, und die dann der Sieger das unbedachtsame Volk eben so schnell als schwer büßen ließ. Solcher Auftritte hatte es in den Bürgerkriegen mehrere gegeben, und unter andern der Versuch in Verbindung mit dem Mithridates der Weltherrschaft zu widerstreben mit der Verwüstung Athens durch den Sulla geendet. Bei jedem dieser Anlässe war die Römische Verwaltung mit größerer Strenge eingeführt worden, die Verbindungen der kleinen Staaten unter ihnen wurden

völlig aufgelöst, und auch der Schatten von selbstständigen Gemeinwesen verschwand immer mehr. Indessen sank doch der Einfluß Griechenlands auf die spätere Entwicklung des Römischen Wesens nicht in eben dem Maße, als die kleinen Griechischen Staaten an Bedeutung verloren. Denn wenn auf der einen Seite das Treiben dieser beschränkten Gemeinwesen in den großen Verhandlungen des Riesenstaates in keine Betrachtung kam, so war hingegen auf der andern der Einfluß der Griechischen Bildung auf die Verhältnisse des Staates und den Geist seiner Bürger nicht zu verkennen. In vielen Theilen des Reichs war die Lateinische Sprache mit Ausschluß der einheimischen Mundart die herrschende gewesen. In Gallien, Hispanien, Britannien, Pannonien und Africa hatten ihr Römische Schulen diesen Sieg errungen. Nicht so in Griechenland. Die Herrscher waren den Bezwungenen wohl an Kraft und Einheit, nicht aber an Gedankenreichthum und Kenntniß überlegen gewesen. Daher hatte ihre Sprache in dem eroberten Lande nicht festen Fuß gefaßt, eben so wenig in den übrigen Theilen des Reichs, in welchem Griechische Ansiedlungen die Griechische Rede verbreitet hatten. Doch hatten die Römer auch nicht ihre eigenthümliche Sprache der der Besiegten geopfert. Man ließ die letztere in den Wissenschaften vorherrschend werden, jeder Gebildete las, sprach und schrieb beide; aber nur die alte Lateinische wurde in den Staatsverhandlungen gebraucht, und mußte sich daher nach dem Bedürfnisse späterer Zeiten umbilden. Dennoch war der große Einfluß so vieler Griechen, denen ihr Geist und ihre Kenntnisse die Freundschaft der Cäsaren und ansehnliche Staatsämter erworben, nicht zu verkennen. Viele von ihnen vergaßen im Glücke des bedrängten Vaterlandes, andere benutzten edler und größer die vortheilhaften Umstände in denen sie sich befanden, zur Beglückung desselben. Zu den Ausgezeichnetsten unter diesen letztern gehört der berühmte Herodes Attikus, welcher im zweiten Jahrhundert n. Ch. den alten Glanz von Athen wiederherzustellen suchte.

Bei der Theilung der Provinzen zwischen dem Kaiser und dem Senat unter August, war Griechenland dem Senat zuge-

kommen, der die Verwaltung daselbst einem Proconsul übertrug. Als aber späterhin die Ernennung zur höchsten Würde in die Hände der Legionen und Prätorianer fiel, erneuten sich die Auftritte der ältern Bürgerkriege, und die Länder wurden im Kampfe der Mitbewerber aufs härteste mitgenommen. So mußte es am Schlusse des zweiten Jahrhunderts (J. 196) Byzanz strenge büßen, daß es der Partei des Pescennius Niger gegen den Septimius Severus treu geblieben war. Nach einer dreijährigen Belagerung wurde es durch Hunger erobert, die Besatzung und die vornehmsten Bürger umgebracht, die übrigen aller Vorrechte und Freiheiten beraubt, die Ueberreste der Stadt selbst hingegen, nach Schleifung der Mauern, einem offenen Dorfe ähnlich, dem benachbarten Perinthos unterworfen. Zu den innern Uebeln, die das Reich zerrütteten, gesellten sich im Ablaufe der Zeit noch äußere Feinde, welche bei der Unordnung im Staate, der Auflösung der Kriegszucht und dem Verschwinden der Tapferkeit und aller großen Tugenden der Alten, der Römer Macht mit jedem Tage gefährlicher wurden. Zu den beschwerlichsten gehörten die Gothen, welche seit der Mitte des dritten Jahrhunderts das Römische Reich auf mehrern Puncten bedrohten, immer kühner geworden, endlich auch für die betreffenden Länder äußerst verderbliche Einfälle wagten. Schon beim ersten derselben unter Kaiser Decius im Jahr 250 wurde Thracien sehr hart mitgenommen, und das nach einer langen Belagerung mit Sturm eroberte Philippopolis der grausamsten Verwüstung preisgegeben. Der Krieg nahm überhaupt eine für Rom sehr unvortheilhafte Wendung, und zwei Jahre später war sein Nachfolger Gallus froh, sich dieser stürmischen Schaaren durch sehr große ihnen bewilligte Vortheile entledigen zu können. Unter Gallien eroberten sie das kleine Königreich Bosphorus, bauten Schiffe, und machten sich durch Unternehmungen zur See doppelt furchtbar. So wurde von ihnen Kleinasien geplündert. Eine neue Unternehmung zur See im Jahr 267 führte die Gothen auch ins südliche Griechenland, welches sie fast gänzlich verwüsteten. Zu Athen sollen sie jedoch die Schätze der Gelehrsamkeit geschont haben, weil einer unter ihnen vorstellte, die

Griechen würden, so lange sie den Wissenschaften oblägen, die Waffen vernachlässigen. Zwei Jahre später erschienen die Gothen wieder in Griechenland und diesmal wurde Thessalonich von ihnen belagert, Macedonien besetzt und übel mitgenommen. Nur eine Niederlage die ihnen Kaiser Claudius II. bei Naissa beibrachte, konnte Griechenland retten. Aurelian setzte sich mit ihnen durch Abtretung Daciens.

Unter spätern kriegerischen Fürsten wurden die Gränzen des Reichs besser geschirmt, ja sogar erweitert. Allein die Verwaltung bot mit jedem Tage mehr Schwierigkeit dar. Da gerieth Diokletian zuerst auf den Einfall, statt wie es bisher in ähnlichen Fällen gebräuchlich war, Fürsten des zweiten Rangs, Cäsaren zu Gehülfen anzunehmen, Ansehen, Gewalt und Beschwerden mit einem Mitherrscher zu theilen, der, wie er selbst, gleichfalls Augustus seyn sollte. Maximian erhielt den abendländischen Theil des Reichs und verlegte seinen Sitz von der alten Hauptstadt nach Mailand, so wie Diokletian den morgenländischen von Nicomedien aus beherrschte. Unter Diokletian erlitt der Geist der Verwaltung eine völlige Umänderung; jeder Schatten der alten freien Verfassung schwand, und mit der Benennung Herr und Imperator wurden morgenländische Pracht und Fürstenanbetung eingeführt. Die Enkel der Fabier und Scipionen gehorchten einem Zwangsherrscher der das Diadem trug, von Verschnittenen bewacht wurde, und sich auf den Knien anbeten ließ, wenn man ein gnädiges Gehör von ihm verlangte. Nach langer innerer Zwietracht und nach einem hartnäckigen Kampfe der Nachfolger Diokletians und Maximians kam das Reich endlich nach der Unterdrückung seines Nebenbuhlers Licinius in die Hände Constantins des Großen, aus dessen Verwaltung denn eigentlich wieder eine ganz neue Schöpfung hervorging.

Bei wenigen Erscheinungen in der Geschichte ist der wechselseitige Einfluß des Mannes auf die Zeit und der Zeit auf den Mann so auffallend wie bei Constantin dem Großen. Denn wenn ihn einerseits die Natur mit den herrlichsten Gaben eines ausgezeichneten Herrschers beschenkt hatte, so daß selbst seine Fehler wenigstens das Gepräge eines großen Geistes trugen, so

ist hingegegen eben so wenig zu läugnen, daß die Umstände und Verhältnisse seiner Zeit mit solcher Gewalt dahinrissen, daß der Einzelne keinen Damm mehr wider den Strom der Zeit zu errichten oder zu behaupten vermochte. Selbst die edelsten Zwecke mußten durch zweideutige Mittel erreicht werden und der Ehrgeiz, ohne den es auch den Vortrefflichsten an Kraft zum Guten gebricht, war selten ohne Abweichung vom strengen Pfade reiner Tugend zu befriedigen. Ohne die so oft bestrittene Frage ausmachen zu wollen, ob Constantins Begünstigung des Christenthums und endliche eigene Glaubensänderung weltliche Rücksichten oder aufrichtige Herzensmeinung zum Grunde gehabt habe, so scheint doch nicht zu läugnen, daß dieser öfters so schwer angeklagte Fürst, im Allgemeinen an der Beförderung reinerer Humanität den wärmsten Antheil genommen habe, wenn er sich auch häufig durch die Gewalt der Leidenschaften und den Drang der Umstände in besondern Verhältnissen zu Handlungen hinreißen ließ, welche ihn dem gerechten Tadel der Nachwelt unterwerfen müssen. Schon die Umänderung des Verhältnisses der beiden ausgebreitetesten Religionen in dem Weltstaate würde seine Verwaltung zu einer der denkwürdigsten gemacht haben. Um desto wichtiger wurde sie noch durch die Gründung einer andern Hauptstadt der Welt, welche gleich bei ihrem Entstehen nach dem Geiste des gegenwärtigen Staatswesens eingerichtet werden sollte, und durch ihre Lage von der Natur zum Hauptsitze des Verkehrs der ganzen gebildeten Welt bestimmt schien. Diese neue Schöpfung war Constantinopolis.

Constantin brachte die kräftigste Zeit seines Lebens auf Feldzügen gegen Feinde des Reichs und Nebenbuhler zu. Erst am Abend seiner Tage fühlte er das Bedürfniß eines beständigen Aufenthalts und eines festern Sitzes der Staatsverwaltung. Fern von der alten Hauptstadt geboren, im Felde aufgewachsen und gebildet, hatte er keine Vorliebe für Rom und seinem geübten länderkundigen Blicke entgingen die Vortheile nicht, welche die Lage von Byzanz unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Reichs darbot. Der Weltbeherrscher nahm daher keinen Anstand hier ein zweites Rom zu gründen, welches ebenfalls

auf sieben Hügeln stand, und nachdem zu seiner Verzierung die Städte von Griechenland und Asien der Meisterwerke der Kunst beraubt worden waren, an Pracht und Bevölkerung bald das erste übertraf. Alle Mächtigen des Reichs mußten ihren Wohnsitz daselbst aufschlagen und die wichtigsten Städte wurden durch Constantinopel entvölkert.

Als nun auf diese Weise die Staatsverwaltung einen festen Hauptsitz erlangt hatte, glaubte ihr Constantin, auch durch neue Einrichtungen und eine zweckmäßige Vertheilung der Gewalten eine festere Grundlage geben zu müssen. Die hohen Ehrenstellen des alten Freistaats wurden dem Namen nach nicht abgeschafft, wohl aber zu bedeutungslosem Gepränge umgewandelt. Noch wurde das Jahr nach Consuln bezeichnet; allein statt der Volksversammlung ernannte sie die Gnade des Kaisers, und wenn sie am Morgen des ersten Tages im Jahre mit dem Purpurmantel bekleidet und von Lictoren umgeben ihren feierlichen Aufzug gehalten und nach altem Herkommen einem Sclaven die Freiheit ertheilt hatten, so genossen sie das übrige Jahr hindurch, was ihre Consularische Würde betraf, der vollkommensten Muße. Auch die Benennung Patricier zog Constantin wieder aus der Vergessenheit hervor, setzte aber an die Stelle des erblichen Standes eine bloß persönliche Würde, welche am Hofe den Lieblingen des Kaisers ertheilt wurde. So wie die alten Würden zum bedeutungslosen Gepränge herabsanken, so erhielten neuere unter veränderten Umständen erschaffene immer mehr Wichtigkeit. Am höchsten wurden die praefecti praetorio gehoben, die von einer ursprünglich wenig bemerkenswerthen Stellung zu einem solchen Gipfel der Macht gelangten, daß sie wohl mit den Großvezieren morgenländischer Höfe verglichen werden möchten. Zwar nahm ihnen Constantin, welcher die bürgerliche Verwaltung von dem Kriegswesen trennte, die Leitung des letztern weg. Desto unumschränkter verfügten sie in dem erstern. Das ganze Reich wurde in vier solche große Präfecturen getheilt. So herrschte der Präfect des Morgenlandes über alle Roms Scepter unterworfenen Länder von den Katarakten des Nils bis zum Phasis und von den Thracischen Gebirgen bis an die Gränzen

von Persien, der von Illyricum über Pannonien, Dacien, Macedonien und Griechenland, der von Italien über diese Halbinsel und ihre im Mittelmeere liegenden Inseln nebst Rhätien bis an die Donau und den zwischen Cyrene und Tingitanien liegenden Theil des festen Landes von Africa, endlich der von Gallien, nebst dem Hauptlande von welchem er den Namen trug, über Spanien und Britannien. In ihrem Gebiete war in bürgerlichen Angelegenheiten Alles der Gewalt jener Präfecten unterworfen, mit Ausnahme der Präfecten von Rom und Constantinopel, welche ihnen wegen der Wichtigkeit der Verwaltung im Range gleichgesetzt wurden. Ferner war das Reich in bürgerlicher Hinsicht in dreizehn große Diöcesen eingetheilt. Den Vorsteher der ersten hieß man Comes des Morgenlandes, den von Aegypten Augustischen Präfect von Aegypten, die der eilf übrigen Diöcesen Vicarien. Endlich fand noch eine Eintheilung des ganzen Reichs in 116 Provinzen statt, von denen drei, Asia, Achaja und Africa durch Proconsuln, 37 durch Consularen, 5 durch Correctoren und 71 durch Präsidenten verwaltet wurden. Alle bürgerlichen Beamten mußten Rechtsgelehrte seyn, und in der Regel fünf Jahre lang studirt haben. Als Beisitzer an den Gerichten begannen sie ihre Laufbahn, welche sich oft mit den höchsten Staatsämtern endigte. An der Spitze des Heeres standen acht magistri militum, unter ihren Befehlen 35 duces, von denen drei in Britannien, sechs in Gallien, einer in Spanien, einer in Italien, fünf an der obern, und vier an der untern Donau, acht in Asien, drei in Aegypten und vier in Africa waren. Nur zehn von ihnen erhielten den Titel Comes (der Begleiter), der erst an Constantins Hofe aufgekommen war, als Auszeichnung. Eine höchst gefährliche Spaltung führte Constantin unter dem Heere durch den Unterschied ein, welcher von ihm zwischen Hof- und Gränztruppen festgesetzt wurde, über welchen sich die letztern, die für ihre weit größern Mühseligkeiten und Gefahren nur schlechtern Sold zum Lohne hatten, mit Recht beschwerten. Außer den eigentlichen Staatsbeamten und den Vorstehern des Kriegswesens gab es noch eine Anzahl von Hofbeamten, welche, je mehr sich das Reich seinem Verfalle

lentinian getheilt worden. Theodosius der Große, der dem Valens auf dem morgenländischen Throne nachfolgte, brachte die Gothen durch ähnliches Zaudern und Hin- und Herhalten wie ehemals Fabius von neuem zur Unterwürfigkeit. Den Gedemüthigten gestattete er gern sich in Thracien niederzulassen. Indessen ließen sie sich eingedenk der frühern unglimpflichen Behandlung, die sie von den Römern erfahren, nicht durch das Reich hindurch vertheilen, sondern blieben beisammen und gehorchten unter Römischer Hoheit ihren eigenen Führern. Vierzigtausend von ihnen traten in Römische Dienste und wurden der Kern des Römischen Heeres.

Theodosius ließ sich taufen; das Christenthum wurde wieder vorherrschend, und da der Kaiser dem strengen katholischen Glaubensbekenntnisse zugethan war, so mußte der Arianismus, welcher in Constantinopel seinen Hauptsitz aufgeschlagen hatte, unterliegen. Die Anhänger desselben büßten ihre Meinung je nach den Umständen mit Leben und Freiheit. Grausamkeit in Verfolgung der in Glaubenssachen Abweichenden war einer der Hauptfehler des sonst ausgezeichneten Fürsten, welcher kurz vor seinem Tode am Schlusse des vierten Jahrhunderts den großen Römerstaat noch einmal vereinigte, als dessen einzige Stütze man ihn schon lange betrachten konnte. Wie die scheidende Sonne im Augenblicke des Untergangs noch einmal die schönsten Strahlen auf die Erde zurückschickt, so sollte man auch die Römerwelt unter dem edelsten und geistreichsten Herrscher jener traurigen Zeiten noch einmal in ihrem Glanze sehen, ehe sie ihrem gänzlichen Verfalle entgegenwanken mußte. Nach dem Tode des Theodosius, der im Jahr 395 erfolgte, wurde das Reich zwischen seinen beiden Söhnen Arcadius und Honorius auf immer getheilt und von da an nie wieder vereinigt. Honorius erhielt die Herrschaft über Italien, Africa, Gallien, Spanien und Britannien, und von der wichtigen Präfectur von Illyricum fielen ihm Noricum, Pannonien und Dalmatien zu, welche Provinzen das abendländische Reich ausmachten. Als Kaiser des morgenländischen Reiches hingegen herrschte Arcadius über Thracien, Kleinasien, Syrien und Aegypten, während

ihm von Illyricum die zwei weitläufigen Diöceſen von Dacien und Macedonien zu Theil wurden. Dieſes war der Umfang des morgenländiſchen Reichs, als es ſich für immer vom abendländiſchen trennte.

Gleich bei ſeinem Urſprung entwickelte ſich der Keim des Verderbens in dieſem Staate, der ſchon von ſeiner Entſtehung an abgelebt, ſein Greiſenalter noch mehr als tauſend Jahre hindurch fortſiechte, ohne ſich weder zu einem kräftigern des alten Griechiſchen und Römiſchen Ruhms würdigern Zuſtande verjüngen, noch von ſeinen faſt immer ſiegreichen Nachbarn völlig zerſtört werden zu können. Mit der Trennung vom abendländiſchen Reiche, in welchem das Römiſche Weſen entſtanden und groß und kräftig gebildet war, wurde die Erinnerung an daſſelbe immer ſchwächer, und der Geiſt morgenländiſcher Zwangsherrſchaft nahm immer mehr überhand. Jeder Tag ſah die Entweihung der ehrwürdigen Einrichtungen und Formen des alten Freiſtaats durch ihre Anwendung in dem verächtlichen Getreibe des Griechiſchen Hofes, jeder Tag den Sieg der Ränkeſchmiederei und niederträchtigen Schmeichelei entarteter Knechte über Tapferkeit, Tugend und Vaterlandsliebe. Bloß in dem häufigen Wechſel der durch die kaiſerliche Gunſt allmächtigen Inhaber der oberſten Staatsgewalt war noch einige Erleichterung zu hoffen. Schwerer Druck der Unterthanen im Innern, elende Kraftloſigkeit gegen äußere Feinde finden ſich beinahe immer im Gefolge der Zwangsherrſchaft. Der Anfang der Regierung des Arcadius in den letzten Jahren des vierten Jahrhunderts wurde durch einen Einfall der Gothen in Griechenland merkwürdig, in welchem dieſes ganze Land von Alarich aufs entſetzlichſte verwüſtet, nur Athen mit ſtrenger Beobachtung des Uebergabsvertrags gegen ein ſchweres Löſegeld verſchont blieb. Zwar waren die ſiegreichen Deutſchen von dem vortrefflichen abendländiſchen Feldherrn Stilicho zurückgedrängt worden; aber Eiferſucht gegen den Hof von Ravenna und die Perſon des Befreiers veranlaßten den Hof von Byzanz ſich lieber mit den Gothen zu ſetzen, und ihrem Anführer mit der Würde eines magister militum und einer unumſchränkten Gewalt in Griechenland

im Namen des Kaisers den gefährlichen Lohn seiner Kühnheit freiwillig darzubieten. Die letzten Jahre des vierten Jahrhunderts sahen endlich die für Kaiser und Volk so schmähliche Allgewalt des Verschnittenen Eutropius nnd die Schändung der Consulswürde durch seine Bekleidung damit.

Das fünfte Jahrhundert sah den Untergang des abendländischen Reichs, ohne daß die Herren von Constantinopel etwas für seine Rettung gethan hätten. In morgenländischen Prachtaufwand und Schwelgerei versunken, waren sie selbst kaum durch die Kraft der Mauern von Byzanz vor der Vernichtung geschützt, und ohnedies das Verhältniß der beiden Höfe immer auf so gespanntem Fuße, daß jeder sich eher über das Unglück des verhaßten Nebenbuhlers als über die Rettung des Bruders erfreut haben würde. Die Nachfolger des Arcadius, der im Jahre 408 starb, Theodosius der jüngere, Pulcheria, Marcian, die beiden Leo, Zeno und Anastasius, waren nicht geeignet den Geist der Zeit zu verbessern. Den Kaisern blieb bei den Gefahren, die ihnen stets von neuem an ihrem eigenen Hofe drohten und bei ihrer Theilnahme an den heftigen Religionszwistigkeiten, welche die damalige christliche Welt zerspalteten, weder Zeit noch Kraft den Feinden des Reichs mit Würde zu begegnen. Unter Theodosius dem jüngern wurde ein Krieg mit Persien nicht unrühmlich geführt (J. 422), und hatte sogar eine Erweiterung des Römischen Gebiets durch Theilung Armeniens mit den Persern zur Folge. Die spätern Kriege mit den Deutschen und Hunnischen wandelnden Schaaren wurden gewöhnlich auf eine für Kaiser und Reich weniger ehrenvolle und noch weniger vortheilhafte Weise beigelegt. Entweder ließen sich die Barbaren durch schwere Zahlungen für eine kostbare Beute entschädigen, welche die Römischen Legionen nicht vor ihnen verwahren konnten; oder durch schlaue Unterhandlungen, allenfalls auch Bestechung der Vornehmsten wurde die Kraft der siegreichen Fremdlinge auf andere Unternehmungen, vorzüglich Italien, abgelenkt. Dessenungeachtet entgingen die Byzantinischen Provinzen dem Ungestüm der fremden Schaaren nicht und ganz Griechenland

bis unter die Mauern von Constantinopel trug furchtbare Spuren ihrer Verwüstung.

Die Herrschaft des Emporkömmlings Justin des ältern, der, nachdem er sich vom Dacischen Hirten durch alle Stufen kriegerischer Ehrenstellen emporgeschwungen hatte, erst im 68. Jahr zur Kaiserwürde gelangte (J. 518), wurde vorzüglich dadurch merkwürdig, daß er seinem Neffen Justinian den Weg auf den Thron bahnte, indem er ihn zu seinem Sohne und Herrschaftsgenossen annahm und ihm, obwohl öfters von der heftigsten Eifersucht gequält, die Nachfolge durch den Senat feierlich versichern ließ. Justinian bestieg den Thron im 45. Jahre in einem Alter, in welchem er die volle Reife der Männlichkeit bereits erlangt hatte und herrschte 38 Jahre lang, also bis in das 83. Jahr über das Byzantinische Reich — und der Zeitraum seiner Verwaltung wurde einer der denkwürdigsten in der Geschichte des siechenden Staatskörpers. Dieses geschah weniger durch ausgezeichnete Gaben, ernstere Tugend oder edlere Thätigkeit des Herrschers als durch einen Zusammenfluß von Umständen, der mitten im Strom des Verderbens Ereignisse veranlaßte, die mitunter an das alte Rom erinnern konnten. Was ihm vielleicht am eigenthümlichsten angehört, ist die Bearbeitung und Umgestaltung des Römischen Rechts in ein geordnetes Gesetzbuch, welches bis auf unsere Zeiten in der ganzen gebildeten Welt sein Ansehen behauptet hat. Schon Julius Cäsar hatte die schwere Arbeit unternommen, aus dem alten Römischen Recht, den Gesetzen der 12 Tafeln, den Volksbeschlüssen, Edicten der Prätoren u. s. w. ein vollständiges Rechtssystem zu erbauen, welches dem Richter und Bürger die Kenntniß der einheimischen geltenden Rechte erleichtern und gegen die Misgriffe und Irrthümer schützen könnte, die aus der Verwirrung und dem Widerspruch der Gesetze entstehen mußten. Sein Tod hatte die Arbeit unterbrochen, und erst Hadrian konnte die wichtige Unternehmung mehr oder weniger vollkommen zu Stande bringen. Sein edictum perpetuum galt lange Zeit als Grundlage des Römischen Rechts. Aber bei den großen Veränderungen der Verhältnisse und Begriffe seit den Zeiten der frühern Kaiser ent-

ſtanden die alten Schwierigkeiten von neuem. Die Verſuche wurden ungenügend wiederholt; ſelbſt der Codex des jüngern Theodos entſprach dem Bedürfniſſe nicht. Gleich im erſten Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung noch mit dem vollen Eifer eines neuen Herrſchers entſchloß ſich Juſtinian zu dem großen Werke. Die Leitung deſſelben übertrug er dem Tribonian, einem der gebildeteſten und aufgeklärteſten Männer ſeiner Zeit, der aber in Hinſicht ſeiner Sitten keineswegs von der Verderbniß ſeiner Zeit freizuſprechen war. Mit neun Gehülfen brachte er in vierzehn Monaten aus der ungeheuern Maſſe der Römiſchen Rechtsvorſchriften den Juſtinianeiſchen Codex zu Stande, der vom Kaiſer ſogleich beſtätigt und öffentlich bekannt gemacht wurde. Allein bei dieſer Arbeit hatte man nur die Geſetzbücher und Verordnungen zum Grunde gelegt, welche von der Staatsgewalt ausgefloſſen waren. Noch blieben die vielen Werke der Rechtsgelehrten unberückſichtigt, welche doch in zweifelhaften Fällen in der Anwendung in großem Anſehen ſtanden, und in den Gerichtshöfen faſt immer zur Entſcheidung der Rechtshändel beitrugen. Aus den Werken der vierzig ausgezeichneteſten Schriftſteller in dieſem Fache mußten nun ſiebzehn Rechtskundige unter der Aufſicht Tribonians das Beſte und Wichtigſte in ein Syſtem zuſammenbringen, und aus ihren Bemühungen ging in der kurzen Zeit von drei Jahren die berühmte Sammlung der Pandekten oder Digeſten hervor, deren Bekanntmachung indeſſen verzögert wurde, bis man einen Auszug aus denſelben vollendet hatte, der noch früher herausgegeben wurde. Dieſer Auszug, die Inſtitutionen, gab eine Ueberſicht und einen allgemeinen Begriff des Geiſtes der ganzen Geſetzgebung und die wichtigſten Lehren erhielten daſelbſt ſogar einige Entwicklung. Die ſpätern Verordnungen Juſtinians, deren er dem Zwecke der großen Geſetzumarbeitung zuwider noch eine Menge hinzufügte, wurden unter dem Namen Novellen dann noch als ein eigener Theil in das Juſtinianeiſche oder das in neuern Zeiten ſogenannte Römiſche Rechtsſyſtem aufgenommen. Zeit und Umſtände unter denen ſie zu Stande kam, übten natürlicherweiſe auf den Geiſt dieſer Geſetzgebung einen großen Einfluß. Auch die Glau-

bensveränderung hatte viele Begriffe der Römer völlig umgestaltet und daher auch das Bedürfniß neuer Rechtsverhältnisse herbeigeführt. Die Hausrechte der Väter, und die Bestimmung der Gewalt der Herren über ihre Sclaven wurden gemildert. Der mannigfaltige Verkehr eines zwar in vieler Hinsicht gebildeten, aber auch in der sittlichen Verdorbenheit sehr weit vorgerückten Volkes machte eine Menge gesetzlicher Verordnungen nothwendig, welche bei der ehemaligen einfachen Lebensweise kaum geahnet wurden. Der beständige Argwohn willkürlicher Zwangsherrscher legte ein besonderes Gewicht auf Staatsvergehen, vor denen sowohl der oberste als die niedrigern Gewalthaber in beständiger Besorgniß schwebten. Die Allgewalt des Herrschers wurde im Justinianeischen Recht überall gesetzlich begründet, und dieser Umstand machte nachher im spätern Mittelalter ihre Einführung besonders dem Fürsten willkommen. Nichts desto weniger athmete im Ganzen der Geist der Aufklärung und vernünftiger Untersuchung und Forschung, der sich in den Griechischen Schulen erhalten hatte, und noch weder von der Staatsgewalt noch von den Oberhäuptern der Kirche systematisch unterdrückt wurde, und in so weit blieb die Justinianeische Gesetzgebung sowohl für die Zeitgenossen, als für die Nachwelt eine unverkennbare Wohlthat.

Alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung waren auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt und die Mängel des Zeitalters und des Byzantinischen Hofes sprachen sich hier überall höchst auffallend im Leben aus. Eine Hauptquelle der Unordnung, die Zerrüttung der Finanzen, nahm mit jedem Tage überhand. Die Einkünfte des Reichs wurden theils durch die Veruntreuung der höchsten Staatsbeamten verschwendet, theils gingen sie in dem unmäßigen Hofgepränge des Kaisers und der Lieblingsbeschäftigung Justinians, den kostbaren Bauten, auf. Und doch blühten in seinem Reiche Ackerbau und Handel, die Abgaben waren schwer und Kaiser Anastasius hatte sogar einen bedeutenden Schatz hinterlassen. Aber alles dieses war unter Justinian in kurzem dahin. Völlig dem Willen seiner Gattinn Theodora ergeben, die ihren Lebenslauf als öffentliche Tänze-

cinn und Freudenmädchen begonnen hatte, mußte dieser Fürst allen ihren Lüsten fröhnen, und gab überdies noch Vermögen und Herrscherrechte andern Lieblingen hin, unter denen Johann von Cappadocien, dem lange die wichtigsten Theile der Staatsverwaltung übertragen waren, zu den schlimmsten gehörte. Diejenigen welche wirklich für den Staat arbeiten mußten, waren schlecht bezahlt, da hingegen leere Hofstellen und hohe Staatsbeamte in ungestörtem Müßiggange die Einkünfte des Reichs verschlangen. Während Justinian eine unglaubliche Menge von Kirchen und Schlössern mit einer Pracht erbaute, von welcher die ehemalige St. Sophia — die Hauptmoschee zu Constantinopel noch gegenwärtig ein Denkmal darbietet, wurde die philosophische Schule zu Athen, die sich mitten unter den Stürmen, welche Griechenland verwüsteten, erhalten hatte, theils aus unzeitiger Sparsamkeit, theils aus religiöser Unduldsamkeit geschlossen. So wurde auch unter Justinian die Consulswürde abgeschafft, und auf diese Weise doch wenigstens vor fernerer Entwürdigung bewahrt. Eine Quelle zügelloser Unordnung und wilder Empörung war die Theilnahme des Hofes am Kampfe der Parteien unter den Wettrennern des Hippodroms. Wie später im Abendlande die Benennung Guelfen oder Ghibellinen alle Gemüther entzweite, und der Vorwand zum erbittertsten Kampfe ward, so verursachten auch hier die Namen der vom Hofe begünstigten Blauen und ihrer Gegner, der Grünen, eine Spaltung, die sich im ganzen Reiche verbreitete und bis ins Innerste der Familien drang. In einem solchen durch diese erbärmliche Entzweiung veranlaßten Getümmel konnte der Kaiser mit Mühe seinen Thron aufrecht erhalten; denn die durch keinen kräftigen Mittelpunct gestützte Gewalt ging in solcher Verwirrung leicht von einem Haupte auf das andere über. Bei solchen Fehlern der innern Staatsverwaltung, welche auch die Kraft gegen äußere Feinde lähmen zu müssen schien, kann es beinahe für ein Wunder gelten, daß die Würde des Reichs gegen andere Völker mit Festigkeit, ja sogar auf eine glänzende und ruhmvolle Weise behauptet wurde. Denn nicht nur blieben die Gränzen auf allen Seiten unangetastet, sondern sie wurden selbst

noch bedeutend erweitert und zwei alte Römische Provinzen dem Hofe von Constantinopel wieder unterworfen, die bei dem Untergange des abendländischen Reichs in die Hände der Barbaren gefallen waren. Africa ward den Vandalen, Italien den Ostgothen abgenommen. Und in der That möchte man es ein Wunder nennen, daß Justinian, der persönlich weder kriegerische Thätigkeit noch andere Vorzüge eines Anführers besaß, das Glück hatte einen Feldherrn wie Belisarius zu finden, der nicht frei von allen Mängeln seiner Zeit, wie knechtische Kriecherei und eine oft bis ans Verächtliche gränzende Gefälligkeit gegen seine schamlose Gattinn Antonina, dennoch hohe Einsicht in die Verhältnisse der Staaten und die Bedürfnisse des Kriegs nebst einer unermüdlichen Ausdauer mit einer beispiellosen Treue und Ergebenheit gegen seinen Herrn verband, und daß dieser seltene von seinem durch ihn in seiner Macht erhobenen und in dem gefährlichen Aufstand der Blauen und Grünen geretteten Fürsten mit Undank belohnte Unterthan noch in dem Verschnittenen Narses einen nicht unwürdigen Nachfolger fand. Nur so wurden Eroberungen möglich, die mit der traurigen, zerrütteten Lage des Reichs im völligen Widerspruche zu stehen scheinen. Africa von Gelimer, der sich des Throns Genserichs bemächtigt hatte, und den im dritten Geschlechte entarteten Vandalen schlecht vertheidigt, war den Kaiserlichen eine ziemlich leichte Beute geworden. Auch gelang es durch schlaue Einmischung in die innern Zwistigkeiten des Landes sich einiger Städte in Hispanien zu bemächtigen. Aber in Italien leisteten die Ostgothen unter der Anführung tapferer Fürsten einen äußerst hartnäckigen Widerstand. Belisar bald aus Eifersucht, bald aus Sorglosigkeit oder Mangel an Kräften schlecht unterstützt, bald durch die Gefahr von andern das Reich bedrohenden Feinden abgerufen, konnte die Eroberung desselben nicht vollenden. Die Beendigung des Kriegs gelang erst dem Verschnittenen Narses nach einem entscheidenden Siege über die Franken und Allemannen im Jahr 554, also 20 Jahre nach seinem Ausbruche. Italien wurde von nun an durch kaiserliche Statthalter verwaltet, welche mit der Benennung Exarchen ihren Sitz zu Ravenna auf-

ſchlugen, und Narſes, der erſte, welcher dieſe Würde bekleidete, ſuchte ſowohl in der zum zweiten Range herabgeſunkenen alten Hauptſtadt der Welt, als im übrigen Italien Römiſchen Geiſt und Römiſches Leben wieder anzuregen. Während dieſer glänzenden Eroberungen waren des Reichs Gränzen im Südoſten rühmlich gegen den mächtigen Perſer-Fürſten Nuſhirwan und gegen Mitternacht wider die ſeit der Mitte des ſechsten Jahrhunderts häufiger und gefährlicher werdenden Einfälle der Slaven und Bulgaren behauptet worden. Die Longobarden, die ſich der Donau näherten, hatte man gegen einen ſtarken Sold in des Reichs Dienſte genommen. Und ſo konnte Juſtinian, deſſen gute Eigenſchaften, Keuſchheit, Milde, Gelehrſamkeit und Geſchäftigkeit mehr die eines Mönches als eines ausgezeichneten Fürſten waren, bei übrigens geringen Herrſchergaben und einer bedauernswürdigen Schwäche, nach ſeinem im Jahr 565 erfolgten Tode, den Ruf mit ins Grab nahmen, daß ſeine Regierung noch der glänzendſte Zeitraum des ſinkenden Kaiſerſtaats war.

In der zweiten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts wurde den Griechen nach dem Tode des Narſes, deſſen letzte Tage übrigens ebenfalls kaiſerlicher Undank und kaiſerliche Ungnade trübten, Italien von den Longobarden entriſſen, welche ſich nach dem in Verbindung mit den Avaren über die Gepiden errungenen Siege, von den ſchönen Vorzügen des mittäglichen Himmelsſtriches angezogen, dahin wendeten. Dem Exarchen von Ravenna blieben nur das nachmalige päpſtliche Gebiet, das Genueſiſche, die ſüdlichſten Theile vom heutigen Königreiche Neapel und die drei Inſeln Sicilien, Sardinien und Corſica, im Namen ſeines Herrn zu verwalten. In Perſien, wo nach dem Tode des weiſen Chosroes Nuſhirwan gewaltſame Thronveränderungen und Staatsumwälzungen ſtatt fanden, ward hingegen Nuſhirwans Enkel Chosru durch Römiſche Waffen wieder eingeſetzt. Als Bundsgenoſſen gegen die Perſer, ſtanden dem Kaiſer die Türken bei. Aber deſto ſchlimmer waren die Verhältniſſe des Byzantiniſchen Hofes gegen die Avaren, denn unter dem Namen von Unterſtützungsgeldern bezahlte man ih-

nen eine eigentliche Abhängigkeitssteuer, welche nach jedem ihrer Einfälle drückender ward, und mußte sich von ihren Chaganen den empörendsten Uebermuth und die beleidigendste Begegnung gefallen lassen. Keiner der Griechischen Herrscher dieser Zeit glänzte als Krieger; übrigens entwickelte Tiberius II. in seiner leider allzukurzen Regierung 578—582 alle Tugenden auf dem Throne. Er war kein Anverwandter des Justinianeischen Hauses; denn Justinians Neffe und Nachfolger Justin II. hatte, wider sein ganzes Geschlecht erboßt, lieber seinen getreuen Anführer der Leibwache den verhaßten Anverwandten vorgezogen, und die Kaiserinn Sophia ihren Gemahl, in der Hoffnung noch einmal den Thron mit dem Tiberius zu theilen, in diesem Gedanken bestärkt. Diese Wahl war das Beste, was er während seiner Staatsverwaltung vornahm, denn im übrigen gehörte Justins Regierung zu den schlimmen. Eben so wenig rechtfertigte Mauritius, der Nachfolger des Tiberius, den dieser ebenfalls aus dem Staube emporgehoben hatte, als Herrscher die Erwartung, zu welcher er durch sein früheres Betragen seinen Wohlthäter und sein Volk berechtigt haben mochte. Denn seiner herrschenden Sinnes- und Handlungsart hing ein Zug von Grausamkeit mit einer in verächtlichen Geiz ausartenden Sparsamkeit an, welche ihn dem ganzen Volke, aber insonderheit dem über seine Kargheit empörten Kriegsheere völlig verhaßt machten. Sein unkluges Benehmen in einem Kriege gegen die Avaren hatte einen allgemeinen Aufruhr und die fürchterlichsten Auftritte zu Constantinopel selbst zur Folge. Der Kaiser ward entsetzt und der Centurion Phokas an seine Stelle erwählt. Mauritius hingegen mußte die Welt durch sein fürchterliches Schicksal mit seinem Andenken versöhnen. Denn der Unglückliche starb zu Chalcedon, beinahe schon vergessen, einen Monat nach der Erhebung des Phokas, nachdem man fünf seiner Söhne vor seinen Augen hingerichtet hatte, eines schmählichen Todes (J. 602).

Die Gräuel welche der wissenschaftlich eben so ungebildete als sittlich verwahrloste und höchst leidenschaftliche Phokas während einer Herrschaft von acht Jahren verübte, schienen eine

völlige Abwesenheit alles menschlichen Gefühls anzudeuten. Während er von Constantinopel aus schonungslos gegen seine Unterthanen wüthete, sobald nur irgend eine seiner verwilderten Leidenschaften gereizt wurde, brachten die Waffen der Perser unter ihrem siegreichen Fürsten Chosru, der seinen ermordeten Wohlthäter Mauritius zu rächen vorgab, das Byzantinische Reich an den Rand des Untergangs. Sein Nachfolger Heraklius, der Präfect von Africa, vergalt ihm, was er an seinem Vorgänger verübt hatte. Aber auch in den ersten zehn Jahren der Regierung des Heraklius blieb das Reich in einer so bedenklichen Lage, daß sein gänzlicher Untergang unvermeidlich schien. Während die Persischen Heere bis nach Chalcedon drangen, waren die Umgebungen der Hauptstadt den Avaren preisgegeben. Da wurde Heraklius, wie man glauben möchte, durch das Verzweifelte seiner Lage zum Helden begeistert. Im Augenblicke wo der Persische Herrscher sein Panner auf den Thürmen von Constantinopel zu sehen hoffte, hatte der Griechische Kaiser sein Feldlager im Herzen der Persischen Staaten aufgeschlagen. Nach mehrern Feldzügen waren die vorzüglichsten Persischen Länder in Griechischen Händen. Chosru, der einige Jahre früher die demüthigsten Bitten des Kaisers um Frieden nicht anhören wollte, ward durch einen unnatürlichen Sohn entthront und hingerichtet (J. 627). Serrhoes machte mit den Siegern Frieden. Die alten Gränzen blieben unversehrt. Indessen hatten die Einwohner von Constantinopel die Mauern ihrer Stadt mit unerschrockener Beharrlichkeit wider Perser und Avaren vertheidigt, und die letztern um Geld den Frieden gewährt. Großen Ruhm hatte sich der Kaiser bei der gleichzeitigen Christenwelt durch den Umstand erworben, daß er das wahre Kreuz, welches die Perser bei ihrem Vordringen zu Jerusalem geraubt hatten, wieder an die heilige Stätte zurückbrachte, welches glückliche Ereigniß von der Kirche überall mit den herrlichsten Festen gefeiert wurde. Aber kaum hatte Heraklius einen so ruhmvollen Feldzug beendigt, so wendete sich das Glück der Waffen. Mittlerweile hatte Muhamed seine neue Lehre gegründet, und die Schaaren des Propheten drangen unter seinen Nachfolgern den Chalifen in das Herz der Grie-

chischen Staaten ein. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurde Syrien (632—639) und mit noch geringerer Mühe Aegypten (638—641) von den Saracenen unter Abu-Beker und Omar erobert. Sieben Wochen nach dem Verlust von Alexandrien starb Heraklius an der Wassersucht. Schon vor mehrern Jahren hatte der letzte Kaiser das Recht zur Nachfolge zwischen seinem ältesten Sohne erster Ehe Constantin und Herakleonas, dem Sohn seiner zweiten Gemahlinn und Nichte Martina, getheilt. Die gewöhnlichen Folgen blieben nicht aus. Constantin starb nach einer Regierung von 103 Tagen mit starkem Verdacht von Gift und noch in ebendemselben Jahre wurde auf das laute Begehren des Volks und des Heeres die wahrscheinlich strafbare Martina nebst ihrem unschuldigen Sohne Herakleonas abgesetzt, verstümmelt und verbannt. Des vergifteten Constantin Sohn, Constans II. bestieg den Thron im zwölften Jahre und behauptete ihn bis zu seinem Tode 27 Jahre lang. Sein ganzes Leben hindurch verfolgte ihn der rächende Schatten seines Bruders Theodosius, den er ohne andern Grund, bloß um seinen Thron zu versichern, nach morgenländischer Sitte umbringen ließ (S. 659). Schon im Jahr 647 hatten die Saracenen einen glänzenden Feldzug in Africa gemacht, der einen bedeutenden Theil dieses Landes ihrer Zinsbarkeit unterwarf. Im folgenden Jahre überfielen sie Cypern, im Jahr 652 Rhodus und Armenien. Constans war zu sehr in die theologischen Streitigkeiten seiner Zeit verwickelt, als daß er das Reich mit Ernst und Nachdruck hätte vertheidigen können. Während er diejenigen, die sich seiner Glaubensmeinung nicht unterwerfen wollten, mit den strengsten Maßregeln verfolgte, und selbst der geweihten Häupter der Päpste nicht schonte, ließ er es geschehen, daß die Saracenen in einem Einfalle in Africa mehrere Städte eroberten und 80,000 Gefangene mit sich schleppten (S. 665). Endlich erschlug ihn zu Syrakus ein Knecht im Bade. Nach seinem Tode bestieg sein Sohn Constantin IV., ein Urenkel des Heraklius, den Thron. Der schöne Mezicius, ein unbekannter Jüngling, den die Sicillanischen Truppen zum Kaiser erwählt hatten, wurde geschlagen und hingerichtet. Constantin gehört in

Gutem und Böſem zu den alltäglichern Fürſten. Unter ſeiner Regierung, die bis zum Jahr 685 dauerte, drangen die Saracenen in Africa vor und gründeten daſelbſt die Pflanzſtadt Kairwan, ja ſie belagerten ſelbſt die Hauptſtadt des Reichs, Conſtantinopel, mehr als einmal, ſo daß ſie nur durch äußerſte Anſtrengung der Belagerten, und mit Hülfe des ſogenannten Griechiſchen Feuers erhalten werden konnte. Auf der Nordſeite wurde das Reich in den letzten Jahren Conſtantins durch einen Einfall der Bulgaren bedrängt, welche eine große Strecke Landes zwiſchen der Donau und dem Hämus in Beſitz nahmen. Nach dem Tode Conſtantins IV., mit dem Beinamen Pogonatus oder des Bärtigen, wurde ſein ſechzehnjähriger Sohn Juſtinian II. als Nachfolger anerkannt. Dieſer Wüthrich, ohne höhere Einſicht und den niedrigſten Leidenſchaften hingegeben, war glücklich genug zehn Jahre lang ungeſtört den Thron zu behaupten, und erſann in dieſer Zeit alle Arten von grauſamen Martern, um diejenigen unter ſeinen bedauernswürdigen Unterthanen, die ihr Unglück ihm in den Wurf brachte, auf die peinlichſte Art zu Tode zu quälen. Braten auf einem gelinden Feuer war eine der gewöhnlichen Strafen. Erſt im Jahr 695 wurde er durch den Feldherrn Leontius entthront und halb verſtümmelt in die Verbannung geſchickt. Nach drei Jahren entriß Apſianer, der den Namen Tiberius annahm, dem Leontius die Herrſchaft. Aber im Jahr 705 kehrte Juſtinian mit Hülfe des Bulgaren-Königs Terbel in ſeine Hauptſtadt zurück, und rächte ſich an allem was an ſeiner Entthronung mittelbar oder unmittelbar Theil genommen hatte, auf die gräuelvollſte Art, bis er endlich 711 in einer Empörung umkam. Seinen unmündigen Sohn Tiberius brachte das wüthende Volk am Fuße des Altars um, und mit ihm erloſch der Stamm des Heraklius, nachdem er den Thron von Conſtantinopel 101 Jahre lang inne gehabt hatte. Unter der Regierung Juſtinians ging Africa, welches die eingebornen Mauren oder Barbaren hartnäckiger vertheidigten als die Griechen, endlich völlig verloren.

Innerhalb ſechs Jahren folgten ſich auf gewaltſame Weiſe drei Fürſten, Philippicus, der den Juſtinian entthront hatte,

Artemius, der sich Anastasius II. nannte, und Theodos III., ohne daß dieser rasche Wechsel wichtige Veränderungen für das Reich in seinen äußern oder innern Verhältnissen herbeigeführt hätte. Allein der letzte von diesen Fürsten mußte schon ein Jahr nach seiner Thronerhebung dem Feldherrn Leo weichen, der unter dem Namen Leo des III. oder des Isauriers das Scepter ergriff, und der Stammvater eines Kaiserhauses wurde, welches den Thron 74 Jahre bis 792 behauptete, und dessen Fürsten zum Theil auch unter dem Namen der Bilderstürmer bekannt sind. Kaiser Leo, aus Isaurien gebürtig, hatte sich aus einem sehr niedrigen Stande zu den höchsten kriegerischen Ehrenstellen emporgeschwungen. In dem wankenden Zustande des Reichs war ein kühnes Unternehmen auf den Thron leicht vom Glücke begünstigt. Aber gleich im Anfange seiner Herrschaft war seinem Muthe ein schweres Probestück vorbehalten. Moslemah, der Bruder des Chalifen Soliman, zog mit einem Heere von 120,000 Mann zu Lande und einer Flotte von 1800 Schiffen vor die Hauptstadt, und belagerte sie 13 Monate lang. Das kräftigste Vertheidigungsmittel war das Griechische Feuer. Endlich nach Verfluß jener Zeit mußte Moslemah, dessen Flotte durch Anwendung jenes Feuers ungeheuren Schaden gelitten hatte, und der seit dem Tode seines Bruders und der Thronbesteigung eines ihm ungünstigen Vetters immer schlechter unterstützt wurde, die Belagerung aufheben, und das morgenländische Reich wurde von da an eine lange Zeit nicht mehr von den Saracenen beunruhigt. Der wichtigste Gegenstand mit welchem man sich während der übrigen Zeit der Regierung Kaiser Leo's daselbst beschäftigte, war der berühmte Bilderstreit, von welchem Leo den Beinamen des (Ikonoklasten) Bilderstürmers erhielt. Die Ursache und Entstehung des Bilderstreits werden in der Kirchen-Geschichte erzählt werden. Hieher gehört nur, daß Kaiser Leo der Isaurier der erste christliche Fürst war, der sich wider den Misbrauch der Bilder in der Kirche mit Nachdruck erhob, und daß er, obschon seine Ansicht von der Griechischen Geistlichkeit eben so wenig als von der Römischen gebilliget war, die Bilder mit Gewalt aus der Kirche entfernen ließ. Diese

Maßregel, welche besonders in der Art, wie sie vorgenommen wurde, vielen Gläubigen ein gräuelvolles Aergerniß war, veranlaßte im Innern des Reichs die furchtbarste Gährung. In den morgenländischen Provinzen, in Constantinopel selbst fielen blutige Auftritte vor, und in Rom sagte man sich völlig von einem Fürsten los, den der Bischof wegen so argen Frevels außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen gesetzt hatte. Mehrere Versuche der Griechen, die Widerstrebenden wieder zum Gehorsam zu bringen, blieben fruchtlos. Selbst Ravenna konnte nur durch die Treue der Venetianer erhalten werden. Der Kampf über die Bilder dauerte während des Lebens Leos ununterbrochen fort. Nach einer Regierung von 24 Jahren starb er im Juni 741, was für einen morgenländischen Kaiser selten war, zu Constantinopel eines natürlichen Todes. Ihm folgte sein Sohn Constantin V., von dem Umstande, daß er als Kind bei der Taufe das geweihte Wasser besudelt hatte, Kopronymus genannt. Das Urtheil über ihn ist, da es von seinen Glaubensfreunden und Glaubensgegnern höchst ungleich ausfiel, so daß er von den Einen beinahe ein Heiliger, von den Andern der Antichrist genannt wurde, sehr schwer. Sicher ist, daß er die Bilderstürmerei in den Ländern seiner Botmäßigkeit noch viel heftiger und rücksichtsloser vornahm, als sein Vater es gethan hatte, und daß er dabei vom Vorwurfe der Habsucht und Grausamkeit nebst andern Untugenden, welche der Verdorbenheit seines Zeitalters anhingen, schwerlich freigesprochen werden dürfte. Zu dem Hasse der Bilder gesellte sich auch eine strenge Misbilligung des Klosterlebens, dessen ungeheure Misbräuche im Morgenlande, wo viele Gegenden mit Klöstern völlig überdeckt waren, einem aufgeklärten Fürsten nicht entgehen konnten. Aber die Art, wie er die Abschaffung derselben betrieb, war der dauerhaften Verwirklichung seines Zweckes höchst unvortheilhaft. Der Geist jener Zeit machte aus den Verfolgten Märtyrer, und die Vorurtheile, die er bekämpfen wollte, wurden durch seine Maßregeln eher bestärkt als zerstört. Die Erschütterungen welche der Bilderkampf veranlaßte, vermehrten noch Einfälle der Bulgaren, denen der Kaiser nicht immer so glücklich begegnete wie dem der

Slaven, die er aus Macedonien wieder verdrängte. Auch Constantin V. starb nach einer Herrschaft von 34 Jahren eines natürlichen Todes (J. 775). Da sein Sohn und Nachfolger Leo IV. an Geist und Leib schwächlich war, so hatte man bei der Wahl einer Gattinn für ihn vorzüglich auf die Gaben des Geistes Rücksicht genommen und ihm deswegen die Athenienserinn Irene zur Gefährtinn gegeben. Seinen Sohn Constantin Porphyrogenet, den im Purpur Gebornen, nahm er schon als Kind zum Mitkaiser an, und überließ ihm durch seinen nach fünf Jahren erfolgten Tod die Herrschaft völlig (J. 780). Allein das zarte Alter des Kaisers hielt ihn noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Irene, welche dieselbe wirklich mit großer Treue verwaltete, so lange der Jüngling nicht selbst die Zügel der Herrschaft zu ergreifen suchte. Ein erster Versuch Constantins mislang und zog ihm eine Knabenstrafe zu. Ein zweiter war desto glücklicher und Irene sah sich vom Hofe verwiesen. Solcher Zustand der Unbedeutsamkeit war der herrschsüchtigen Frau unerträglich, sie wußte sich erst mit List wieder in die Gunst ihres Sohnes zu drängen. Eine glückliche Verschwörung gab ihr die Allgewalt wieder und der letzte Abkömmling des Isaurischen Hauses brachte den elenden Rest seiner Tage in Blindheit und Vergessenheit zu, nach Einigen aber starb er sogleich nach seiner aufs grausamste vorgenommenen Blendung. Irene sah sich nun allein im Besitz der Staatsverwaltung. Sogleich nach dem Tode ihres Mannes hatte sich die Kaiserinn durch Wiederherstellung der Bilder in der Gunst der Gläubigen festgesetzt. Die Schlüsse der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicea im Jahr 787 gaben ihnen ihr Ansehen völlig wieder. Aber die Andacht der Gläubigen im Morgenlande wurde durch die Einfälle des berühmten Herrschers der Saracenen Harun al Raschid getrübt. Der Hof von Constantinopel mußte sich zu einer jährlichen Schatzung von 70,000 Golddenaren bequemen. Auf ehrenvollere Weise hatte man mit den Waffen in der Hand die Einfälle der unruhigen Nachbaren auf der Nordseite des Griechischen Reichs zurückgewiesen. Allein mitten in ihrem Glanze wurde Irene, als sie auch nicht den geringsten Argwohn hegte,

mit Hülfe verrätherischer Verschnittener vom Großschatzmeister Nicephorus entthront und nach Lesbos in Verbannung geschickt, wo sie sich das letzte Jahr ihres Lebens hindurch mit ihrer Hände Arbeit erhalten mußte (J. 802).

Heuchelei, Habsucht und Undank waren die Hauptzüge der Sinnesart des Nicephorus, welcher für die Anmaßung mit welcher er dem Chalifen Harun dem Gerechten Schatzung und Frieden aufgekündigt hatte, durch Verheerung seiner Länder, neue Demüthigung und Auflegung einer viel schwerern Schatzung als vorher gezüchtiget wurde. Seine Sittenlosigkeit machte ihn bei seinem Volke so verhaßt und verächtlich, daß man allgemein glaubte, sein Tod könne das Reich für eine von den Bulgaren erlittene gänzliche Niederlage und den Verlust eines Heeres entschädigen (J. 811). Stauracius, sein Sohn und Erbe, entkam nur mit einer schweren Wunde vom Schlachtfeld, an welcher er den geringen Ueberrest seines Lebens hindurch siechte. Eifersüchtig auf das Ansehen, welches sein Schwager der Großmeister Michael genoß, suchte er dessen verhaßte Nachfolge durch Umwandlung des Reiches in eine Volksherrschaft zu verhindern, aber Michael kam ihm zuvor und entthronte ihn. Der neue Herrscher besaß alle Tugenden eines achtbaren Bürgers. Zum Herrscher in so bedenklichen Zeiten fehlten ihm Kriegszucht und Festigkeit in Entwirrung der verwickelten Staatsverhältnisse. Dem Heere misfiel sein unkriegrischer Sinn eben so sehr, als die Gegenwart und Einmischung in das Kriegswesen seiner Gattinn Procopia, einer Tochter des Nicephorus. Nach einem unglücklichen Feldzuge wider die Bulgaren drang das Heer gegen die Hauptstadt vor, und Michael zeigte dadurch noch ächten väterlichen Fürstensinn, daß er, um Bürgerkrieg zu vermeiden, dem Purpur entsagte (J. 813), den ihm die Gunst der übrigen Theile des Volks und die Anhänglichkeit der Asiatischen Truppen vielleicht noch länger erhalten hätte. Michael brachte nach seiner Thronentsagung noch 32 Jahre im Kloster zu.

Leo V. oder der Armenier, der sich an der Spitze des Heeres auf den Thron geschwungen hatte, ein Krieger ohne Bildung, wollte zwar die Strenge der Kriegszucht rücksichtslos in die

Staatsverwaltung einführen; übrigens aber fehlte es ihm weder an natürlichem Verstande noch an Sinn und Eifer für das Gute. Leo begann von neuem die Bilderstürmerei und erhielt daher von den Katholiken den Schimpfnamen Chamäleon. Zu seinem Unglücke war er gegen seinen Waffenbruder Michael, der ihn auf den Thron erhoben hatte, weder dankbar noch schnell genug grausam. Einen Tag früher, als der Empörer Michael lebendig verbrannt werden sollte, stieß er den Kaiser vom Throne (J. 820). Michael, der von seiner Art zu sprechen, den Namen des Stammlers erhielt, war kein Nachfolger, dessen sich das Reich zu erfreuen gehabt hätte. Unter seiner Regierung eroberten die Saracenen Creta (J. 823), welches von der neuen von ihnen daselbst angelegten Stadt den Namen Candia erhielt, und einen großen Theil von Sicilien, von wo aus sie im südlichen Italien herum, und bis nach Rom streiften. Sein Sohn Theophilus, der ihm im Jahr 829 nachfolgte, war tapfer und fromm nach dem Geiste der Zeit. Den Bilderhaß trieb er so weit, daß er alle Maler aus seinem Reiche verbannte, und in seinem Streben nach auffallender Gerechtigkeit verfuhr er aufs willkürlichste und heftigste, so daß er sich in der Regel, um geringerm Uebel abzuhelfen, viel größeres Unrecht zu Schulden kommen ließ. In seinem Kampfe wider die Saracenen bewies er vielen Muth, aber der Ausgang desselben zog ihm doch am Ende den Beinamen des Unglücklichen zu. Er konnte die Fortschritte des Feindes in Italien nicht hindern und in Kleinasien wurden seine Provinzen ebenfalls verwüstet. Sein im Jahr 842 erfolgter Tod machte der Bilderstürmerei ein Ende. Wie einst Irene, so erhob auch seine Witwe Theodore als Vormünderinn ihres Sohnes Michael III. die Bilder wieder zu ihrem alten Ansehen, aber, edler und größer als jene, handelte sie nicht wie sie, als ihr Sohn sich nicht mehr lenken lassen wollte, sondern lebte in ruhiger Gelassenheit von den Geschäften entfernt. Michael III., den man auch den im Purpur Gebornen, oder den Trunknen nennt, und der im achtzehnten Jahre die Zügel der Herrschaft ergriff (J. 854), kann unter seinen Vorgängern nur mit Heliogabalus und Nero verglichen werden. Wie jene der schimpflichsten thie-

rischen Lust dahingegeben, kannte auch er keinen andern Ruhm, als denjenigen, der unter den Wettrennern des Hippodroms zu erwerben war und mitten in seinen verabscheuungswürdigen Schwelgereien gab er Befehle, über deren Nichterfüllung er sich zur Ehre der Menschheit bisweilen, wenn er wieder nüchtern war, erfreute. Der Schatz wurde verschwendet und die Kirchen mußten geplündert werden, um den dringendsten Staatsbedürfnissen zu begegnen. Dazu schämte er sich nicht Glauben und Kirche aufs frevelhafteste zu verspotten, und in seinen possenhaften Aufzügen, einer seiner Lieblingsvergnügungen, die heiligsten Kirchengebräuche auf eine gotteslästerliche Weise nachzubilden und zu entweihen. Es war im ganzen Reich eine allgemeine Freude, als man vernahm, daß ihn sein Nachfolger Basilius, der Gründer eines neuen Herrscherstammes, im 30. Jahr seines Alters und im 25. seiner Regierung umgebracht hatte. Zwei Jahre vor dem Tode Michaels hatte die Unternehmung der Russischen Krieger Askold und Dir auf Constantinopel statt gehabt (S. 867).

Basilius der I., der Stifter des neuen Herrscherhauses der Macedonier, welches den Thron von Constantinopel bis gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts inne hatte, war aus dem Stamme der Arsaciden gebürtig. Seit langer Zeit hielten sich seine Voreltern in Macedonien auf, woselbst ihre Glücksumstände nach und nach in großen Verfall gerathen waren. Ihn selbst hatten als Kind die Bulgaren geraubt, und der in harter Knechtschaft auferzogene Jüngling war mit einer Schaar Griechen, die sich selbst befreit hatten, in die Heimath zurückgekehrt. Seine Gewandtheit und Kraft in der Pferdebändigung verschafften ihm eine vortheilhafte Anstellung in den kaiserlichen Marställen. Die Gunst Michaels erwarb er durch seine Heirath mit einer der Beischläferinnen des Kaisers und durch die Entehrung seiner Schwester, welche sich den Lüsten des Wüstlings preisgab; auch ermordete er auf des Kaisers Geheiß den Cäsar Bardas, seinen Oheim. Einen Monat nach dieser verworfenen That, wurde er mit der Würde eines Augustus zum Mitherrscher erhoben. Als aber eine Laune Michaels sein Leben bedrohte und

er ihm noch einen äußerst verächtlichen Herrschaftsgenossen gab, brachte Basil den Kaiser um, und setzte sich allein auf dem Throne fest. Wie schlimm auch der Weg war, auf dem sich Basil emporgeschwungen hatte, so gehört seine Regierung als Alleinherrscher zu den rühmlichsten, deren Andenken in den Byzantinischen Jahrbüchern aufbewahrt ist. Strenge Gerechtigkeit, Mäßigung und weise Anwendung der Einkünfte in der innern Staatsverwaltung, rühmliche Festigkeit gegen äußere Feinde und kräftige Wiederherstellung einer bessern Ordnung im Ganzen können ihm nicht abgeläugnet werden. Wider die Saracenen erfocht er mehrere Siege im Morgenlande und Italien, obgleich er die Eroberung Siciliens nicht verhindern konnte, und auch die Paulicianer wurden nach hartnäckigem Widerstande gedemüthiget. Außer dieser Glaubenspartei, welche Verzweiflung zu wüthenden Widersachern geschaffen hatte, trübten auch die Händel welche der Ehrgeiz des Patriarchen Photius bald mit den Römischen Päpsten bald mit Nebenbuhlern in Constantinopel selbst erregte, die Regierung des Basilius. Dieser starb im Jahr 886. Sein Sohn und Nachfolger Leo VI., welcher mehr seiner gelehrten als seiner wirklichen philosophischen Bildung oder Weisheit den Beinamen des Philosophen verdankte, hatte wegen seiner öftern Verheirathung, wegen deren er theils mit der Ansicht seiner Zeitgenossen, theils mit seinen eigenen frühern Aussprüchen in Widerspruch kam, harte Kämpfe mit seiner Geistlichkeit zu bestehen, die sogar seinem Sohne und Nachfolger Constantin, den ihm seine vierte Gemahlinn, die schöne Zoe geboren hatte, die Ehre einer rechtmäßigen Geburt streitig machen wollte. In die Zeit seiner Regierung würde die Unternehmung Olegs fallen, wenn das gänzliche Stillschweigen der Byzantinischen Geschichtschreiber nicht die Thatsache bezweifeln ließe. Die Bulgären verwüsteten das Griechische Gebiet; aber in Italien wußten die Griechen den Verfall des Karolingischen Hauses klug zu benutzen, um sich einige Lombardische Herzogthümer zu unterwerfen. Im südlichsten Italien bildete sich eine neue Griechische Herrschaft, welche zu Bari von einem sogenannten Catapan in des Kaisers Namen verwaltet wurde. Leo hinterließ einen Sohn von sechs

Jahren, Conſtantin den im Purpur Gebornen oder den ſiebenten (J. 911). Sein Vormund war ſein väterlicher Oheim Alexander, der ſchon während Leos Leben mit dem Titel Auguſtus den zweiten Rang im Staate erhalten hatte. Sein Ehrgeiz und ſeine Laſter machten es zu einem Glücke für ſeinen Pflegeſohn, daß er ſchon nach einem Jahre ſtarb. Die Mutter Zoe verdrängte jetzt den Patriarchen Niklaus von der Vormundſchaft. Allein nach einigen Jahren wurden die Zügel der Herrſchaft der Kaiſerinn und dem Staatsrathe, der unter ihr arbeitete, von dem Feldherrn Romanus Lecapenus entriſſen. Romanus gab dem jungen Kaiſer ſeine Tochter Helena zur Gattinn und ließ ſich dafür zum Cäſar und Auguſtus erheben, welchen Rang er in der Folge auch ſeinen drei Söhnen Chriſtophorus, Stephan und Conſtantin VIII. mittheilte, ſo daß am Ende Conſtantin ſich mit dem fünften und geringſten Range unter ihnen begnügen mußte. Indeſſen ſchonten ſie ſeines Lebens, und Conſtantin, der ſeine Zeit am liebſten mit ernſten und abgezogenen wiſſenſchaftlichen Forſchungen und Arbeiten zubrachte, überließ ihnen ohne Widerwillen die Staatsverwaltung. Dieſe Lage der Dinge dauerte bis ins Jahr 944, wo die zwei jüngern Söhne des Romanus ihren Vater entthronten und auf eine wüſte Inſel ſchickten. Ein Jahr ſpäter wurden ſie, einer Verſchwörung gegen das Leben Conſtantins überführt, ebendahin geſendet und an dem Ufer von ihrem alten Vater mit bitterm Hohn empfangen. Der älteſte Bruder war ſchon viel früher geſtorben. Erſt jetzt gelangte Conſtantin im eigentlichen Sinne zur Regierung, die er aber größtentheils ſeiner Gattinn überließ. Unter ſeiner langen Titelherrſchaft war Conſtantinopel von den Bulgaren und Ruſſen heimgeſucht und die benachbarten Landſchaften übel mitgenommen worden. Hingegen hatte ſich die Macht der Griechen im ſüdlichen Italien erweitert und befeſtigt. In der eigentlichen Regierungszeit Conſtantins fiel wenig Merkwürdiges vor. Ueberhaupt wurde dieſer Fürſt vielmehr durch den Aufſchluß den uns ſeine hinterlaſſene Schriften über den Zuſtand des Byzantiniſchen Reichs in ſo dunkeln Zeiten geben, als durch ſeine Staatsverwaltung als Herrſcher für die Nachwelt wichtig. Sein Tod

(J. 959) aber wird mitunter einem Verbrechen seines Sohnes zugeschrieben. Romanus II., der mit einem solchen Verdacht beladen, den Thron bestieg, saß nur etwas mehr als drei Jahre auf demselben, denn seine verbrecherische Gattinn, welche vorzüglich an dem Tode ihres Schwiegervaters schuldig seyn mochte, schickte bald auch ihren Mann nach. Unter seiner Regierung hatte der Griechische Feldherr Nicephorus Phokas die Insel Creta wieder erobert, in der Hauptstadt Candia aber hatten sich die Saracenen sieben Monate lang vertheidigt (J. 961). Romanus hatte bei seinem Tode (J. 963) zwei unmündige Söhne, den fünfjährigen Basil und den zweijährigen Constantin hinterlassen, und Theophano schien unter ihrem Namen als Vormünderinn herrschen zu wollen. Allein bald suchte sie eine bessere Stütze und der Sieger von Creta Nicephorus Phocas, der vielleicht auch ohne sie zu seinen Zwecken gelangt wäre, zog im Einverständniß mit ihr vor Constantinopel, ließ sich daselbst zum Kaiser ausrufen und nicht ohne scharfen Widerspruch der Geistlichkeit, welche geistliche Verwandtschaft einwendete, mit der Witwe des Romanus trauen, dessen Söhne deswegen nicht auf die Seite gesetzt wurden. Nicephorus, dem seine Gegner Heuchelei, Geiz und Habsucht vorwerfen, bewährte durch seine Thaten wenigstens seine Einsicht und Tapferkeit. Seine Waffen stellten in Kleinasien und Syrien den alten Ruhm der Römischen Waffen her, und wenn auch Otto in Italien seine Feldherren schlug, so konnte er doch die Griechen aus ihren Besitzungen daselbst nicht völlig verdrängen. Allein schon nach sechs Jahren ward Theophano ihres häßlichen zweiten Gemahls überdrüssig und auf ihre Veranstaltung sank der tapfere Fürst unter dem Dolche seines Nachfolgers Johann Zymisces. Es war ein Glück für das Reich, daß dieser tapfere Armenier, den unverdiente Zurücksetzung zum Todfeinde seines Vorgängers entflammt hatte, auf eine glänzende Weise in die Fußtapfen desselben trat. Während sein Feldherr Bardas dem Russischen Großfürsten Swatoslaw eine Niederlage beibrachte, die für den letztern den Verlust der Bulgarei zur Folge hatte, drangen seine siegreichen Waffen über den Euphrat bis in die Gegend von Bagdad. Auf der

bräuche betraf, aufs genauste gegen einander abgemessen waren. Zu den angesehensten gehörte der Protovestiarius oder Aufseher über die kaiserliche Kleiderkammer, der Logothet, Canzler oder Minister des Innern, der Tsaus oder Einführer der Gesandten, der Dragoman oder Uebersetzer, der Protostrator oder Oberstallmeister u. a. m. Die alte Eintheilung der Länder des Reichs in Provinzen unter Verwaltung der Consularen, praesides, comites u. s. w. ward abgeschafft. An ihre Stelle trat eine Eintheilung in 29 Bezirke, die man Themata nannte, und von denen 12 in Europa und 17 in Asien lagen. Obschon alles im Verfalle war und außer den häufigen Einfällen räubrischer Nachbaren und innern Erschütterungen, die Glaubensunduldsamkeit und die willkürliche Verwaltung der Kaiser nicht geeignet waren, den Wohlstand zu heben, so gehörten doch noch die Völker des morgenländischen Reichs zu denjenigen, unter denen man am meisten Reichthümer und Gewerbfleiß fand. Die Einkünfte der kaiserlichen Schatzkammer waren beträchtlich, doch reichten sie selten hin, die Kosten des kaiserlichen Prachtaufwandes, um so viel weniger die nothwendigen Staatsausgaben zu bestreiten. Aber jener überstieg alles bisher Bekannte, denn es war ein Grundzug der Byzantinischen Staatsklugheit in den Augen der Welt gesunkene Größe und Kraft durch eitles Gepränge zu ersetzen. Beim Anblick der äußern und innern Pracht der kaiserlichen Burg zu Constantinopel und der kaiserlichen Lustschlösser geriethen die Fremden in Erstaunen. Ueberhaupt war der Prachtaufwand in der Hauptstadt so groß, daß reiche Bürger ihres Aufzuges wegen von den Kindern für Könige gehalten wurden.

Der kriegerische Geist war sehr gesunken, und der Umstand, daß der Patriarch und seine Geistlichkeit denjenigen, welcher den Beruf eines Kriegers wählte, auf drei Jahre aus der Gemeinschaft der Gläubigen setzte, wenig geeignet ihn zu heben. Den größten Theil des Heeres machten die nordischen Söldner, Währinger u. s. w. aus, welche das Byzantinische Gold zu den kaiserlichen Feldzeichen anlockte, und welche von dem Magnus Comes stabuli, dem Magnus Aderiarchus

Accolythen befehligt wurden. Das ganze Heer
er der Anführung des magnus domesticus, denn die
i waren von Dienern der kaiserlichen Burg zu Feld-
eworden. Die Truppen wurden in Schaaren von 300
nter Tribunen getheilt. Ihre Waffen waren dieselben,
ehemals in Rom und Griechenland getragen hatte,
verweichlichten Byzantinischen Krieger mußten Helm,
und Panzer auf Wagen nachgeführt werden, um sich
er Nähe des Feindes oft in Unordnung damit zu bekrei-
Der Krieg wurde nach denselben Vorschriften geführt,
schon im Alterthum kannte, allein den kaiserlichen Hee-
te der kriegerische Sinn und die strenge Kriegszucht Spar-
d Roms. Die Lage der Hauptstadt selbst, sowohl als
ganz Griechenland, die nothwendige Verbindung der
des Reichs und der mannigfaltige Verkehr ihrer Völker
en die Herrscher von Constantinopel einen besondern Werth
s Seewesen zu legen. Der oberste Befehlshaber dessel-
ar der magnus dux, unter ihm stand der magnus drun-
s, unter diesem der Admiral, dessen Benennung und Würde
ischen Ursprungs war. In Constantinopel selbst hatte man
großen Schiffbauplatz angelegt, wo man eine Menge
ster und Arbeiter aller Art fand. Die Schiffe wurden
er und kleiner gebaut als zu den Zeiten des Peloponnesi-
und Punischen Kriegs. Die Griechischen dromones hat-
nicht mehr als zwei Reihen Ruder. Jede Reihe bestand
25 Bänken, auf welchen zwei Ruderer auf beiden Seiten
Schiffes ruderten. Diese Mannschaft diente bald mit dem
wert bald mit dem Ruder. Der Schiffshauptmann stand
: seinem Waffenträger auf dem Hintertheile des Schiffes,
ei Steuermänner beim Steuerruder und zwei Männer auf
: Spitze, von denen der eine mit dem Anker umging, der
dere das sogenannte Griechische Feuer durch ein Rohr gegen
n Feind absendete. Bisweilen wurden auch solche Schiffe
uf dem Lande, wie z. B. über den Isthmus von Corinth, weiter
eschafft. Größere Schiffe enthielten 70 Krieger und 230 Schif-
er. In der Schlacht wurden am Tage die Zeichen durch ver-

gläubigkeit anerkannte. Alles dies wirkte in verderblichem Verein zur Vernichtung des Geschmacks und der freien Forschungskraft. Indessen trug noch eine andere Ursache vorzüglich dazu bei, die Mehrzahl des Volkes und selbst der höhern Stände von den Wissenschaften zu entfernen. Diese war der Verfall der einheimischen Sprache. Seit der Römerherrschaft über Griechenland waren die beiden Sprachen in beständigem Kampfe gewesen, ohne daß sich entweder beide vereint oder die eine die andere völlig unterdrückt hätte. Denn in diesem Kampfe setzte die eine ihre natürliche Ueberlegenheit, die andere das siegreiche Schwert und die Staatsklugheit ihres Volkes in die Waagschaale, und beide hielten sich gleich. Doch behielt die Lateinische Sprache im Gebiete des Staatsrechts und der öffentlichen Verhandlungen, die Griechische im Gebiete der Wissenschaften die Oberhand. Selbst nach der Trennung der beiden Reiche, als das Stammland der Lateinischen keinen Theil des Gebiets des morgenländischen Kaiserthums mehr ausmachte, blieb die Lateinische noch die Staatssprache. Die Verlegung eines Lateinischen Hofes nach Constantinopel brachte seine Sprache in Griechenland noch mehr ins Leben, und die Griechische sah sich allmählig gezwungen zur Bezeichnung vieler Römischer Begriffe Ausdrücke aus der Lateinischen aufzunehmen. Noch schlimmern Einfluß übte der mannigfaltige Verkehr mit den sogenannten barbarischen Völkern, den Deutschen, Slaven, Tataren, Türken, Persern und Arabern, mit denen das morgenländische Reich in Berührung kam. Die Wiedereroberung von Rom unter Justinian und die Behauptung des Exarchats in Italien, boten der Lateinischen Sprache im Byzantinischen Reich eine schwache Stütze dar, allein im achten Jahrhundert gingen sie unwiederbringlich verloren. Justinian hatte die frühern Theile seiner Gesetzgebung in Lateinischer Sprache herausgegeben, das lautgewordene Bedürfniß seiner Unterthanen veranlaßte ihn schon den Novellen eine Uebersetzung beizufügen. Von da an wurde das Ansehen und der Gebrauch der alten Hof- und Staatssprache immer schwächer und die Griechische Volkssprache breitete sich immer mehr aus. Allein diese hatte, um die Nebenbuhlerinn zu ver-

ı, eine Menge Ausdrücke und Wendungen aus derselben
nen müssen, und so hatte sich im Ablauf der Zeit eine
echische Mundart gebildet, welche den gegenwärtigen Be-
ſen entsprach, aber in Rücksicht der Reinheit und Be-
heit des Ausdrucks tief unter ihre ältere Schwester gesun-
ır. Die Gelehrten kämpften gegen diese Neuerung. Bald
ı sie durch Nachahmung der Alten in ihren Schriften, die
einheit wieder herzustellen, bald sollte die Sprache durch
uchungen und Aufstellung strenger Regeln wieder neu ge-
ın werden. So entstand eine Bücherſprache und eine
ɔart des gewöhnlichen Lebens, und die erste wurde den wis-
aftlich weniger Gebildeten völlig fremd. Und dennoch lebte
ɔeist der Alten selbst unter denen, die sich einer größern
heit befleißen wollten, nicht wieder auf. Die Byzantiner
ten nur nachahmen, ein so kräftiger, reicher und selbstständi-
Sinn wie ihn die Eigenthümlichkeit der Hellenen geschaffen
e, mochte unter ihnen nie erregt werden. Der gesunkene
chmack und die mannigfaltigen Irrthümer und Vorurtheile,
in den Köpfen der Byzantinischen Schriftsteller vorherrsch-
, sprachen sich beinahe am lebendigsten in der geschichtlichen
rstellung aus, welche, als mehr oder weniger treues Ge-
lde des gleichzeitigen Lebens, als ein Spiegel jener Zeiten zu
rachten ist. Die Reihe der bessern Geschichtschreiber beschloß
ocopius, ein Zeitgenosse Justinians und vertrauter Rath und
chreiber seines Feldherrn Belisarius, der die Geschichte seiner
it auf eine treffliche Weise beschrieb, nur daß er in seinem Lob
ıd Tadel des berühmten Kaisers viel zu sehr auf eigene Ver-
ltnisse Rücksicht nahm. Vor ihm hatte Zosimus in der ersten
ılfte des fünften Jahrhunderts in seiner Kaisergeschichte bis
10 ebenfalls ein sehr tüchtiges Werk geliefert, und einige Aus-
üge die uns Photius von Olympiodors leider für uns verloren
egangener allgemeiner Geschichte seiner Zeit aufbewahrt hat,
assen uns den Verlust dieses um die Mitte des fünften Jahrhun-
derts geschriebenen Werkes innigst bedauren. Nach Procopius
wird der Verfall der geschichtlichen Forschung und Kunst immer
merkbarer. Reinheit der Sprache, Einfachheit und Klarheit der

in seinem Sprengel 84 Bisthümer und 41 Erzbisthümer unterworfen.

Basil II., der im Jahr 1025 gestorben war, hatte sich niemals verehelicht; aber sein Bruder Constantin hinterließ bei seinem im Jahr 1028 erfolgten Tode drei Töchter, Eudoxia, welche schon frühe in ein Kloster gegangen war, Zoe und Theodora. Die letztere war nicht zur Heirath zu bewegen und nahm in der Folge auch den Schleier. Zoe hingegen hatte drei Tage vor dem Tode ihres Vaters im 48. Jahre ihres Alters dem Romanus Argyrus, einem edlen Patricier, den man fast mit Gewalt von einer geliebten Gattinn trennen mußte, ihre Hand gegeben. Dieser folgte seinem verstorbenen Schwiegervater nach, aber ihre Ehe war unglücklich. Trotz ihren heißen Wünschen erhielten sie keine Kinder, und Zoe, die sich, ob mit oder ohne Vorwissen ihres Gemahls ist nicht ganz ausgemacht, allerlei Ausschweifungen überließ, soll ihn endlich nach fünf Jahren erstickt oder vergiftet haben. Zoe wurde für das an ihrem Gemahl Romanus begangene Verbrechen einigermaßen dadurch bestraft, daß sie in ihrem Günstling Michael dem Paphlagonier, einem Kammerdiener ihres ersten Mannes, statt eines liebenswürdigen und kräftigen Liebhabers einen halbwahnsinnigen und mit der fallenden Sucht behafteten Schwächling fand, der sie auf den Rath seines ihn völlig beherrschenden Bruders, des Verschnittenen Johann, in strengem Gewahrsam hielt. Michael bereute sein Vergehen. In seiner Regierung war er mäßig und gerecht. Das äußere Ansehen des Reichs behauptete er mit Würde. Von der Wassersucht ergriffen und beinahe schon sterbend, demüthigte er noch die empörten Bulgaren, und nach einer Herrschaft von etwas mehr als sieben Jahren, starb er, nachdem er kurz vor seinem Tode allen weltlichen Dingen entsagt hatte, in einem Kloster (J. 1041). Mit Einwirkung seines Bruders Johann, hatte er die Kaiserinn Zoe veranlaßt seinen Neffen Michael Calaphates zum Sohne anzunehmen, der ihm unter dem Namen Michael V. folgte. Michael V. blieb nur kurze Zeit auf dem Throne und zeichnete sich in derselben nur durch die schnöde Undankbarkeit aus, womit er seine Wohlthäter, seinen Oheim Jo-

hannes und die Kaiserinn, behandelte, welche letztere er endlich zwang den Schleier zu nehmen. Von seinen Verwandten ließ er sogar viele entmannen. Aber das Volk vergaß jetzt über dem traurigen Schicksale der Enkelinn so vieler Kaiser ihrer frühern Verirrungen. Zoe wurde in einem festlichen Zuge wieder nach der Hauptstadt gebracht. Der undankbare Emporkömmling hingegen entthront und geblendet (J. 1042). Bei diesem Anlasse wurde auch Theodora wieder aus ihrem Kloster hervorgeholt und mit ihrer Schwester Zoe zu gleicher Macht erhoben. Etwa zwei Monate herrschten die beiden Weiber allein und niemand sträubte sich das Scepter in weiblichen Händen zu sehen. Aber Zoe fand ihre Rechnung besser dabei, sich noch einmal zu verheirathen und bereits im Juni 1042 erhielt Constantin X. mit dem Beinamen Monomachus die Krone mit ihrer Hand. Ihm war es gestattet neben seiner rechtmäßigen Gattinn, der Kaiserinn, auch seiner Geliebten, der schönen Sclerena, beinahe denselben Rang anzuweisen und selbst öffentlich mit beiden Frauen zu erscheinen. Die Kaiserinn duldete es und die Begriffe über die Heiligkeit des ehelichen Bundes waren so schwankend geworden, daß die öffentliche Meinung nicht dawider auftrat. Constantins Regierung dauerte zwölf Jahre lang, und im Anfang derselben wagten die Russen eine Unternehmung auf Constantinopel, die keine bedeutende Folgen hatte. Im Morgenlande waren seine Waffen nicht glücklich. Seine Verschwendung brachte dem Staate großen Schaden. Die Kaiserinn Zoe war schon vor ihm gestorben. Wider seinen Willen wurde nach seinem Tode seine Schwägerinn Theodora als Herrscherinn anerkannt (J. 1054). Die kurze Zeit ihrer Regierung war eine der glücklichsten für das Reich, welches während derselben weder von äußern noch innern Feinden getrübt wurde. Aber Theodora starb ungeachtet aller Weissagungen der Mönche und Schmeichler schon im Jahr 1056, nachdem man sie in ihren letzten Tagen zur Ernennung des Greises Michael VI. oder des Stratioten zu bewegen gewußt hatte. Michael VI. suchte vergebens die Anmaßungen des Heeres zurückzudrängen. Die Unvorsichtigkeit mit welcher er seine Abneigung gegen den Kriegerstand

zeigte, mußte ihm verderblich werden. Michael konnte ungeachtet seiner vielen trefflichen Eigenschaften und der Zuneigung des Volkes den Thron nicht behaupten. Vielmehr wurde Isaak Comnenus, einer von den misvergnügten Feldherren, schon im Jahr 1057 nach einem glücklichen Kampfe wider die Getreuen des Kaisers von dem Heere mit dem Purpur bekleidet.

Isaak Comnenus stammte aus einem Hause, welches seinen Ursprung von Rom ableitete, aber seit langen Zeiten schon in die Gegend der Küsten des schwarzen Meeres verpflanzt worden war. Sein Vater Manuel hatte im Kriege und in wichtigen Unterhandlungen dem Kaiser Basil II. große Dienste geleistet. Isaak gehörte wegen seiner Einsicht, seiner Entschlossenheit und Standhaftigkeit zu den vorzüglichen Fürsten, welche den Byzantinischen Thron zierten, obgleich die rücksichtslose Schnelligkeit und Strenge, mit der er verfuhr, wenn er Misbräuche abstellen oder andere wichtige Absichten erreichen wollte, ihm den Haß vieler Mächtiger zuzog, deren Vortheil durch seine Eingriffe beeinträchtigt wurde. Leider herrschte er aber nur zwei Jahre, in denen er gegen die Ungern glücklicher als gegen die Petschenegen Krieg führte. Nach Verlauf dieser Zeit bewogen ihn Ursachen, die nicht völlig bekannt sind, die aber seine Gegner allerlei innern Vorwürfen zuschreiben, den Purpur mit der Mönchskutte zu vertauschen (J. 1059) und sein Leben in einem Kloster zu endigen. Die bestimmte Weigerung seines Bruders Johann, eines Vaters von fünf Söhnen, die Krone anzunehmen, bewog den Entsagenden sie dem Constantin Ducas, einem ihm in geistiger Hinsicht völlig unähnlichen Fürsten, zuzuwenden. Constantin XI. fehlte es keineswegs an guten Eigenschaften, aber seiner Frömmigkeit, seiner Mäßigung und Milde hing eine bedauernswürdige Schwäche an, die eine Erschlaffung in allen Sehnen der Staatsverwaltung zur Folge hatte. Auch seine übertriebene Sparsamkeit und seine Parteilichkeit entsprangen aus dieser Quelle. Die Vernachlässigung des Kriegswesens wurde durch Einfälle der Uzen, Petschenegen und Tataren bestraft, von denen die bedrängten Unterthanen des morgenländischen Reichs mehr durch glückliche Zufälle, Stürme,

Krankheiten u. s. w. als durch die Kraft des Kaisers befreit wurden. Constantin XI. starb im Mai 1067. Bei seinem Tode glaubte er seinen Söhnen die Nachfolge hinlänglich versichert zu haben, indem er seiner Gattinn ein feierliches schriftliches Versprechen abnahm, sich nicht wieder zu vermählen, und die Vormundschaft mit strenger Treue gegen ihre Söhne, Michael, Andronikus und Constantin, zu führen. Aber schon wenige Monate nach seinem Absterben, als alle Länder des Reichs feindlich bedroht waren, und die Umstände mit gebieterischem Drange einen kräftigen Herrscher zu verlangen schienen, heirathete Eudocia, ihrem Versprechen zuwider, den Romanus Diogenes, den sie kurz vorher, beinahe vom Blutgerüste weg, an die Spitze des Heeres gesetzt hatte, theils aus Staatsklugheit theils aus Liebe. Allein so wie die Kaiserinn die Hoffnungen ihres sterbenden ersten Gemahls getäuscht hatte, so wurde sie selbst in den ihrigen durch den Ehrgeiz des zweiten betrogen. Der Einfluß in die Staatsgeschäfte, den sie verlangen zu können glaubte, wurde ihm unerträglich, so daß er, um sich von demselben zu befreien, einen Krieg wider die Türken unternahm. Der erste Feldzug lief glücklich ab, aber der zweite endigte sich damit, daß der Kaiser selbst in die Hände des Sultans Alp-Arslan fiel. Von dem Sieger aufs großmüthigste behandelt, und nach wenigen Tagen schon wieder entlassen, wollte er in sein Reich zurückkehren, fand aber daselbst nichts als Feinde. Man hatte indessen die Söhne des Constantin Ducas wieder auf den Thron gesetzt und Romanus Diogenes, der das Unglück hatte in ihre Hände zu fallen, wurde den feierlichsten von der Geistlichkeit bekräftigten Versprechungen zuwider aufs grausamste geblendet, so daß er kurz darauf an den Folgen starb. Von den drei Söhnen des Constantin Ducas, welche jetzt die kaiserliche Würde erhielten, Michael VII., Andronikus I. und Constantin XII., herrschte nur der erstere im eigentlichen Sinne, die andern hatten nur den höchsten Rang ohne wirkliche mit demselben verbundene Gewalt inne. Aber niemand war zum Herrscher weniger geeignet als Kaiser Michael, der allen Geschäften abgeneigt, seine Zeit mit philosophischen und rhetorischen Untersuchungen

unter der Leitung des berühmten Pſellus vertändelte, ohne es ſelbſt in dieſen Wiſſenſchaften zu einer gründlichen Gelehrſamkeit zu bringen. Unter ſeiner Regierung wurde das Reich durch Einfälle der Slaviſchen Völker heimgeſucht und auch mitunter durch innere Unruhen getrübt. Auf einmal erklärten zwei kühne Bewerber Nicephorus Bryennius und Nicephorus Brotoniates ihre Abſichten auf den Thron. Michael wußte den beiden Feldherren keine kräftigen Maßregeln entgegenzuſetzen und als ſie ſich der Hauptſtadt näherten, ergriff er die Mönchskutte (J. 1078), nachdem er das Scepter während ſechs Jahren und ſieben Monaten getragen hatte. Statt der Kaiſerkrone erhielt er die Würde eines Erzbiſchofs von Epheſus. Bryennius glaubte ſeinem Nebenbuhler durch Schnelligkeit zuvorzukommen, aber Brotoniates überwand ſeinen Gegner durch Vorſicht und Mäßigung; jener verlor die Augen, dieſer errang den Thron. Brotoniates ſuchte ſich in der Gunſt des Volkes zu befeſtigen, indem er den Schuldnern des Staats ihre rückſtändigen Zahlungen ſchenkte, und dieſes gelang ihm eine Zeitlang. Mit dem vorzüglichſten Vertrauen beehrte er den Alexius Comnenus, den dritten Sohn jenes Johann Comnenus, der ſich weigerte ſeinem Bruder Iſaak auf dem Throne zu folgen. Comnenus diente ſeinem Herrn bei mehrern Anläſſen von Unruhen im Innern des Reichs mit ausgezeichneter Treue; als man ihm aber Mistrauen zeigte, ſchwang er ſelbſt das Panner des Aufruhrs, und Nicephorus konnte einem ſchlimmern Schickſal nur durch Ergreifung der Kutte entgehen (J. 1081).

Alexius erhielt die Krone als Preis der wohlüberlegten und folgerechten Gewandtheit ſeines Betragens und dieſe Schlauheit und Verſtellung, der er ſein Glück verdankte, herrſchte ſein ganzes Leben hindurch in allen ſeinen Entwürfen und Handlungen vor. Die Seljukiſchen Türken hatten ſeinen letzten Vorgängern den größten Theil von Kleinaſien entriſſen und ein Sultan herrſchte von Nicäa aus über das ſogenannte Römiſche Königreich. Die ſteigende Seemacht dieſer Fürſten bedrohte den Kaiſer ſogar in ſeiner Burg zu Conſtantinopel. In Italien hatten die tapfern Normänner die Griechen aus dem letzten Ueber-

este ihrer Besitzungen geworfen. Aber Roberts Eroberungs-
geist konnte sich nicht mit der Italischen Herrschaft begnügen.
Jene Griechen, deren Schwäche er in Italien erprobt hatte,
chienen ihm eine leichte Beute. Zweimal trugen ihn seine Schiffe
ach Griechenland; die Einnahme der übrigens wohl vertheidig-
en Stadt Durazzo war die Folge einer gewonnenen Feldschlacht
nd nur der Tod, der den Helden mitten in seiner zweiten Un-
ernehmung überraschte, konnte den Griechischen Kaiser von ei-
nem Gegner befreien, den er selbst mit Hülfe des Deutschen
Königs Heinrich und des Freistaats Venedig nicht zu bezwingen
vermochte. Der Ungestüm mit welchem er angegriffen wurde,
hatte ihn gezwungen den Türken einen vortheilhaften Frieden zu
gewähren, um wenigstens von dieser Seite her gesichert zu blei-
ben. Der erste Kreuzzug, bei dem sich die Gewandtheit des
Kaisers Alexius in Behandlung der äußern Staatsverhältnisse
und seine Schlauheit in einem auffallenden Lichte zeigte, ver-
schaffte den Griechen wieder Vortheile über die Türken. Alexius
wußte von diesen Unternehmungen für sich den größten Nutzen
zu ziehen und dasjenige was für die Unabhängigkeit des Reichs
bedenklich seyn mochte, mit unendlicher Kunst abzuwenden.
Dem großen Zwecke der Kreuzfahrer blieben die Griechen völ-
lig fremd, aber der glückliche Erfolg des ersten Kreuzzugs gab
ihrem geschwächten Staate neue Kraft. Alexius wußte seine
Staaten vor den Ausschweifungen der rohen Krieger zu bewah-
ren und als sie siegreich Kleinasien durchzogen und den Seljuki-
schen Sultan von Nicäa nach Iconium verdrängten, kamen diese
Länder von neuem unter die Herrschaft des Hofes von Byzanz.
Ja, Alexius wußte die übermüthigen Abendländer sogar dahin zu
bringen, daß sie sich dazu verstanden, ihm für alle ihre Erobe-
rungen in Asien zu huldigen, und von der Rache Boemunds,
der das ganze Abendland wider ihn zu bewaffnen drohte, befreite
ihn dessen Tod. Wider die nordischen, Slavischen, Ungrischen
und Tatarischen Völker focht er mit abwechselndem Glücke. Doch
war das Ende dieser Kämpfe für Griechenland eher günstig.
Im übrigen gab sich Alexius während seiner ganzen Regierung
immer sehr leicht der Weiberherrschaft hin. In jüngern Jah-

ren hatte seine Mutter, in spätern Zeiten seine Gattinn Irene den unbeschränktesten Einfluß auf ihn geübt. Der Kaiser und die Kaiserinn schützten die Wissenschaften und liebten den Umgang gebildeter Männer, aber dem Geiste der Zeit gemäß erweckten Glaubensstreitigkeiten die größte Theilnahme. Die strengen Vorschriften der Hofsitte und das Titularwesen wurde unter Alexius wo möglich noch weiter ausgebildet. Besonders veranlaßten ihn die Umstände unter denen er den Thron bestieg, das eitle Titelgepränge noch weiter zu treiben. Mehrere deren Ansprüche wenigstens ebenso gültig, wo nicht gültiger als die seinigen waren, mußten durch eine desto glänzendere Außenseite für die Macht entschädigt werden, die sie ihm überlassen hatten. Isaak, sein Bruder, erhielt die Würde eines Sebastokrators, so viel als Augustus imperator im Lateinischen, und von seinen zwei jüngern Brüdern wurde Adrian Protosebastus (Primus Augustus), und Nicephorus Augustus, und Drongarius der Flotte seine beiden Schwäger, endlich den Melissenus Nicephorus und Michael Taronites nannte er Panhypersebastos (omnium augustissimi) und dieses überladene nichts sagende Wortgepränge wurde später als Hofsitte beibehalten. Alexius starb nach einer Herrschaft von 37 Jahren an einer schweren Krankheit, als er sich eben zu einer Unternehmung wider die nördlichen Feinde des Reichs rüstete, und steht er auch als Mensch und als Fürst im edlern Sinne nicht sehr hoch, so kann ihm doch unter den damaligen Umständen eine Stelle unter den vorzüglichern Herrschern des morgenländischen Reichs nicht abgesprochen werden. Alexius hinterließ zwei Söhne, Johann der ihm folgte (J. 1118) und Isaak. Aber die Kaiserinn strebte seit langer Zeit darnach, die Krone ihrer geliebten Tochter Anna und ihrem Schwiegersohne Bryennius, einem Sohne des geblendeten Nebenbuhlers des Brotoniates, zuzuwenden, denn so wie die Tochter, so stand auch der Schwiegersohn sehr hoch in ihrer Gunst. Indessen waren weder der sterbende Alexius noch die Großen des Reichs diesem Vorhaben günstig, und Johannes sah sich im Besitze der Herrschaft, ehe seine Gegner ihre Pläne ins Werk zu setzen vermochten. Zwar konnte sich die lebhafte,

geistreiche, der Nachwelt als merkwürdige Geschichtschreiberinn ihres Vaters bekannte Anna Comnena nicht so leicht in ihren Verlust finden, und suchte noch einmal selbst wider den Willen ihres Gemahls den Thron auf dem verbrecherischen Wege einer Verschwörung. Aber auch diesmal schirmte die Vorsehung denjenigen, welcher eine der edelsten Zierden eines so oft beschimpften Thrones werden sollte. Johann gehört zu den vorzüglichsten Herrschern, die das Schicksal je auf den Thron von Byzanz gesetzt hatte. Mit den liebenswürdigsten Tugenden des Menschen vereinigte er die ausgezeichnetesten Gaben des Herrschers, und dieses ward so allgemein anerkannt, daß Johann, was in den damaligen Zeiten beinahe ein Wunder war, nach der Verschwörung seiner Schwester, die er mit der größten Milde behandelte, während einer 25jährigen Regierung keine einzige mehr zu bestrafen hatte, da hingegen sein Vater in einem fort solche Unternehmungen bekämpfen mußte. Einer der vornehmsten Zwecke seines Strebens war die Wiederherstellung besserer Sitten durch Mäßigung des Prachtaufwandes und das treffliche Beispiel eines streng tugendhaften Wandels. Ihm schien es christlich gut und für die Sittenentwilderung des durch den häufigen Anblick grausamer Hinrichtungen immer roher gewordenen Volkes vortheilhaft die Todesstrafe abzuschaffen, und er hatte es nicht zu bereuen. Vielmehr setzte ihn die vortreffliche Staatsverwaltung der er die innere Ruhe und Kraft seines Reiches verdankte, in den Stand, die Feinde des Reichs mit Vortheil zu bekämpfen. Perser, Türken, Petschenegen und Ungern fühlten sein siegreiches Schwert. Aber als er die Lateiner aus Syrien vertreiben und dieses Land wieder mit dem Reiche vereinigen wollte, überraschte ihn, in der Gegend von Antiochien, der Tod, da er sich unglücklicher Weise auf der Bärenjagd mit einem seiner vergifteten Pfeile verwundet hatte. Johannes Sohn und Nachfolger Manuel, dessen Unternehmungen das ganze nördliche Asien, einen Theil von Africa und das südöstliche Europa erschütterten, mag in Hinsicht seines kriegerischen Sinnes dem Vater, in Betreff seiner übrigen Eigenschaften und Denkungsart hingegen mehr dem Großvater Alexius verglichen zu werden verdienen.

Sein rastlos thätiger Geist wurde von unbezähmtem Ehrgeiz angefacht, an persönlicher Tapferkeit und körperlicher Kraft soll er nach dem Zeugniß der Griechen alle seine Zeitgenossen übertroffen haben und zu Erreichung seiner mannigfaltigen Entwürfe wußte er jedes Mittel aufzubieten, seinen Gesinnungen jeden Ausdruck und seiner Handlungsweise jede Gestalt zu geben, die zum Zwecke führen konnte. Manuel wurde als der jüngere Sohn des Johannes dennoch seinem ältern Bruder Isaak vorgezogen, weil Isaaks Jähzorn und Schwäche seinem Vater einen schlimmen Herrscher zu versprechen schienen. Sein ganzes Leben brachte Manuel Comnenus bis auf die letzten Jahre seiner Regierung in weitläufigen Kriegen und Unternehmungen zu; allein der kühne Fürst besaß eher den Muth eines gemeinen Kriegers als die Einsicht eines Feldherrn und deshalb gehörten die Feldzüge, in denen er selbst an der Spitze des Heeres focht, nicht immer zu den glücklichsten. In Europa führte er mit den Ungern, Serviern, Sicilianern und Venetianern schwere Kriege, deren endlicher Erfolg für keine Partei von großer Bedeutung war. Bei seinem Kampfe in Italien, den sein trefflicher Feldherr Palälogus eine Zeitlang mit großem Glücke führte, schwebte dem Griechischen Kaiser nichts Geringeres im Sinne, als der Riesenentwurf, die Deutschen über die Alpen zu treiben, um die morgenländische und abendländische Krone wieder auf seinem Haupte zu vereinigen. König Roger von Sicilien hatte den Kampf durch die Eroberung von Corfu und einen glücklichen Einfall in das eigentliche Griechenland begonnen. Aber Manuel hatte sich durch Vertreibung des Feindes aus seinen Gränzen den Namen eines Alexander oder Hercules seiner Zeit erworben, und den Schauplatz des Kampfes nach Apulien und Calabrien verlegt. Eine Zeitlang schien das Glück die kühnsten Hoffnungen Manuels begünstigen zu wollen, denn die Entzweiung Friedrich des Rothbarts mit dem Papst, und der Kampf der Lombardischen Städte wider jenen, hatte alle Gegner der Deutschen der Griechischen Sache geneigt gemacht. Aber ein unglückliches Zerwürfniß mit Venedig lähmte den Griechischen Einfluß in Italien völlig und vereitelte alle Entwürfe des ehr-

geizigen Kaisers, der sich mit einer scheinbaren Oberlehensherrschaft über die Besitzungen des Sicilianischen Hauses begnügen mußte. Die Kreuzfahrer behandelte Manuel ganz nach dem Beispiele seines Großvaters Alexius, d. h. er gab ihnen öffentlich hie und da gute Worte, und legte ihnen im Grunde alle mögliche Hindernisse in den Weg, wobei er nicht nur das Wohl seiner von diesen Durchzügen aufs äußerste beläſtigten Völker, sondern auch seine eigenen von den Kreuzfahrern beeinträchtigten Vergrößerungsplane in Asien im Auge hatte. Seine langen Kämpfe mit den Ungern, denen er mit seinem Hause verwandte Herrscher aufdringen wollte, hatten für niemand große Folgen. An der Ungern Standhaftigkeit und Freisinn scheiterten alle seine Versuche. Nach so viel mislungenen Vergrößerungsplanen in Europa, scheint endlich Manuel sein Auge vielmehr auf Asien gerichtet zu haben. Aber auf einem Feldzuge nach Persien erlitt der graue und doch noch mit jugendlicher Unvorsichtigkeit vorrückende Feldherr die entsetzlichste kriegerische Demüthigung. Nur des Perserkönigs Großmuth und billiger Gesinnung verdankte Manuel einen früher mit Uebermuth verschmähten Frieden und vermittelst desselben seine eigene Rettung und die der schwachen Ueberreste des Heeres. Die übrigen Folgen seines Unglücks machte er durch Staatskünste gut, mit welchen er die Persische Großmuth eben nicht auf die edelste Weise vergalt, und daß er bis an das Ende des Lebens seine großen Absichten nicht aufgab, beweisen seine Streitigkeiten mit der Geistlichkeit seines Reichs über die Verwünschung des Muhamedanischen Gottes. Denn so wie er der Vereinigung beider Römischen Kaiserkronen wohl die Unabhängigkeit der Griechischen Kirche geopfert haben würde, so leuchtet auch hier die Absicht hervor, sich durch Mäßigung im Urtheil über ihren Glauben die Saracenen geneigter zu machen. Diese Ansicht, welche man edel, großartig und menschenfreundlich nennen könnte, wenn sie nicht dem Ehrgeiz ihren Ursprung verdankte, mag ihm auch über andere Verhältnisse manches harte Urtheil von der Geistlichkeit zugezogen haben, welches er nicht verdiente. Indessen scheint er auch durch verbotene Zuneigung zu seiner Nichte Theo-

angeblich vom Kaiser ausgegebenen Briefen der Insel Cypern bemächtigt.

Isaak Angelus, dem die Gunst des Volkes die Krone geschenkt hatte, zeichnete sich weder durch die auffallenden Fehler noch durch die guten Eigenschaften seines Vorgängers aus. Denn so wie viele Ausschweifungen und Vergehen des Andronikus in dem Uebermaße der Regsamkeit seines Geistes ihren Ursprung hatten, so war hingegen sein Nachfolger in die verächtlichste Schlaffheit versunken, und alle aus derselben entspringenden Laster füllten die Zeit seines Lebens aus. Die Gunst des Volkes und ein wider die Sicilianer geführter glücklicher Krieg verbreiteten über den Anfang der Regierung Isaaks einen gewissen Glanz, der ihn selbst über die Lage des Reichs und seine eigenen Fähigkeiten verblendete. Aber die im Jahr 1186 ausgebrochene Empörung der Bulgaren und Wlachen endigte die Täuschung, und die vielen Unglücksfälle dieses Kriegs durch welchen der Staat in seinem Innersten erschüttert, und die Hauptstadt selbst vom Feinde bedroht ward, zeigten die Schwäche des Kaisers in ihrer ganzen Blöße. Peter und Asan, zwei Brüder, schwangen das Panner der Unabhängigkeit, die Tapferkeit und Staatskunst des Fürsten Johannes gründete ein neues Bulgarisches Reich, welches er schlau genug vom Papste zu Lehen empfing, im Norden des Hämus, so daß die Griechischen Besitzungen in Europa jetzt ungefähr auf das natürliche Griechenland beschränkt wurden. Dem Kaiser Friedrich dem Rothbart suchte Isaak durch allerlei Hinterlist beizukommen, vermochte aber gegen die Tapferkeit des kaiserlichen Kreuzfahrers nichts auszurichten. Als er zehn Jahre hindurch in einem unglücklichen Kriege und den zwecklosesten Verschwendungen die Kräfte des Reichs geschwächt hatte, entriß ihm sein ehrgeiziger und thätigerer Bruder Alexius das Reich (J. 1195) und beraubte ihn nach Griechischer Sitte des Lichts. Wundersam genug schonte Alexius, der sonst ein Verbrechen, wodurch er an Sicherheit gewann, nicht scheute, seines Neffen, des jungen Alexius, dem es nach einiger Zeit gelang nach Italien zu entfliehen. Zu Venedig fand der Flüchtling die Blüthe der abendländischen

Ritterschaft versammelt; denn Fulko von Neuilly hatte den vierten Kreuzzug gepredigt und die Venetianer hatten sich gegen Bezahlung bedeutender Summen anheischig gemacht die Kreuzesschaaren auf ihren Flotten über das Meer zu schaffen. Aber da die Krieger das Geld nicht zusammenbringen konnten, so hatte man einstweilen den Feldzug mit Unterwerfung empörter Venetianischer Städte in Dalmatien begonnen. Unter diesen Umständen war das Anerbieten des jungen Alexius, der die Unterstützung der Kreuzfahrer mit vielem Golde und andern ihr Unternehmen begünstigenden Vortheilen, ja selbst mit Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl lohnen wollte, allen willkommen; denn Constantinopel war auf dem Wege nach dem gelobten Lande, und mochte in vieler Hinsicht als der Schlüssel desselben betrachtet werden. Man ging mit dem jungen Ansprecher des Byzantinischen Thrones eine Verbündung ein und das Heer brach von Zara nach Constantinopel auf. An der Spitze desselben waren von Venetianischer Seite, der Doge Dandolo, ein blinder Greis, aber darum unter allen Führern nicht weniger ausgezeichnet an Muth und Einsicht, von Fränkischer Seite, Markgraf Bonifaz von Montferrat, die Grafen Balduin und Heinrich von Flandern, die Grafen von Blois und St. Paul u. s. w. Der Aufbruch fand im April 1203 statt und im Juni war man vor Constantinopel. Unterwegs hatte man ohne Mühe mehrere Griechische Inseln und andere Theile des Griechischen Gebiets eingenommen, denn die Anwesenheit des jungen Alexius beim Lateinischen Heere bot der Feigheit einen erwünschten Vorwand dar, die Waffen niederzulegen. Beim Anblick der Fortschritte der Verbündeten verlor der Kaiser Alexius beinahe alles Vertrauen zu sich selbst und seinem Volke. Vergebens setzte sich sein tapferer Schwiegersohn Theodor Lascaris an die Spitze der Wäragischen, d. h. Englischen und Dänischen Leibwache; vergebens brachte die Ueberzahl der Griechischen Truppen die Belagerer bei gefährlichen Ausfällen ins größte Gedränge. Der Thronräuber entfloh in der Nacht mit einem Schatze von 10,000 Pfund Goldes und ließ alles im Stich um für sich selbst einen sichern Zufluchtsort in Thracien

zu finden. Nach seiner Flucht blieb den treulosen Griechischen Großen nichts übrig als mit verstellter Gesinnung den blinden Isaak wieder aus dem Kerker zu holen und durch seine Erhebung auf den Thron die Wuth der Lateiner abzuwenden. Dieses geschah, Isaak und Alexius wurden wieder eingesetzt, und der Erstere mußte die von dem Letztern eingegangenen Verpflichtungen mit seinem kaiserlichen Worte bekräftigen. Dennoch herrschte ein schwerer Zwang in dieser Verbindung. Denn die Kaiser befanden sich in der schwierigen Lage jedes durch fremde Waffen eingesetzten Fürsten, ohne Liebe und Achtung ihres Volks, ohne Zutrauen ihrer Beschützer. Besonders lagen der Vereinigung mit der Römischen Kirche beinahe unübersteigbare Hindernisse im Wege. Indessen hatte man den Franken und Venetianern ihre Wohnungen in der Stadt angewiesen und besonders den Letztern sehr wichtige Handelsvortheile eingeräumt. Die Kaiser sahen mit großer Angst dem Augenblicke des Abzugs der Lateinischen Truppen entgegen. Mit einer schweren Summe erkauften sie die Unterstützung derselben und ihren verlängerten Aufenthalt. Der Markgraf von Montferrat zog mit dem jungen Alexius und einem Theile des Heeres in Griechenland umher, alle Theile dieses Landes zu unterwerfen, während Balduins starker Arm die Hauptstadt hütete. Aber alle diese Anstrengungen vermochten nichts wider die Abneigung der Griechen. Die Spannung zwischen beiden Völkern wurde immer größer und brach am Ende in laute Empörung von Seiten der Griechen aus. Man verlangte vom Senat einen würdigern Fürsten, und ein gewisser Niklaus Canalis wurde zum Kaiser ausgerufen. Allein dieser unschuldige Jüngling war nur ein Werkzeug in den Händen des Alexius Dukas mit dem Beinamen Murzuflos, der vermittelst einer abscheulichen Treulosigkeit sich des Alexius Angelus bemächtigte, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, und den betrogenen Jüngling, nachdem er sich selbst die Krone aufgesetzt, erst vergiften, und als das Gift nicht schnell genug wirkte, erdrosseln ließ (J. 1204). Isaak starb bald nach seinem Sohne. Der neue Gewalthaber suchte zu unterhandeln, aber die verlangte Unterwerfung unter den Papst machte der Unter-

handlung ein schnelles Ende. Ueberhaupt zeigte sich Murzuflos der zwar auf unedle Weise erlangten Krone nicht völlig unwürdig. Die Stadt wurde von neuem belagert, aber viel besser vertheidigt als zum erstenmal. Mit einer eisernen Keule besuchte der Kaiser die gefährlichsten Plätze und gab das erste Beispiel der Wachsamkeit und Tapferkeit. Allein es gelang ihm nicht die feigen Griechen zu ähnlichem Widerstand zu begeistern. Nach dreimonatlicher Belagerung wagten die Lateiner endlich den Sturm, und nach einem mehrtägigen Angriff wurden die Griechen dahingebracht, um Gnade zu bitten, nachdem Murzuflos, der die Unmöglichkeit eines fernern Widerstandes einsah, und von den Lateinern eine schlimme Behandlung erwartend, sich heimlich auf einem Kahne aus der Stadt entfernt hatte. Auf diese Weise ward Constantinopel zum zweiten Male die Beute der Lateiner, und da man diesmal keinen rechtmäßigen Ansprecher der Krone mitbrachte, so wurde das Reich als Eroberung betrachtet, und unter die glücklichen Sieger vertheilt. Im übrigen litt Constantinopel alles Ungemach einer im Sturm erobetten Stadt. Trotz dem besten Willen der Heerführer gute Ordnung zu erhalten, verloren viele Männer das Leben, viele Frauen und Jungfrauen die Ehre, und neben den häufigen Unglücksfällen, die den Menschen begegneten, gingen eine Menge Schätze der Wissenschaften und Kunst im allgemeinen Gedränge zu Grunde.

III. Capitel.

Das lateiniſche Kaiſerthum.

Schon vor der Eroberung der Hauptſtadt des Griechiſchen Reichs waren die Verbündeten in einem beſondern Vertrage, zu folgender Theilung übereingekommen, welche nach dem Falle von Conſtantinopel wirklich vorgenommen wurde. Es ſollte nämlich der neue morgenländiſche Kaiſer von zwölf Wahlfürſten je ſechs aus einem Volke erwählt werden. Bei ungleichen Stimmen ſollte die Mehrheit, bei gleichen das Loos die Wahl deſſelben entſcheiden. Dasjenige von den beiden Völkern, aus deſſen Mitte der Kaiſer nicht genommen ward, ſollte den Patriarchen geben. Jenem hingegen, dem Kaiſer, kam von dem Griechiſchen Reiche, wie man es damals fand, ein vierter Theil zu. Von den übrigen drei Viertheilen ſollte die eine Hälfte dem Freiſtaat Venedig, die andere dem Fränkiſchen Heere übergeben werden, doch ſo, daß mit Ausnahme des Doge jeder Beſitzer eines Grundeigenthums dem Kaiſer als höchſtem Oberhaupte die Lehenspflicht ſchuldig war. Zudem ſollten die Kreuzesſchaaren noch ein Jahr zur Unterwerfung des übrigen Griechenlandes anwenden. Die ſechs Fränkiſchen Wahlfürſten waren alle Geiſtliche, die Venetianiſchen gehörten zu den angeſehenſten Staatsbeamten. Viele Augen waren auf den Helden Dandolo gerichtet, aber ſeine Mitbürger erklärten ſich, ſey es aus Staatsklugheit, ſey es aus Eiferſucht, dagegen, und nachdem man eine Weile zwiſchen dem Markgrafen von Montferrat und dem Grafen Balduin gezaudert hatte, wurde endlich einhellig Graf Balduin von Flandern und Hennegau zum Kaiſer des Morgenlandes erwählt, und mit den purpurfarbenen Halbſtiefeln bekleidet. Eben dieſe Zierde erhielt auch der Doge Dandolo, der zum

espoten von Romanien ernannt wurde. Aber die Venetianer
den bald, daß es der Macht und Festigkeit ihres Gemeinwe-
s viel zuträglicher sey, wenn der Staat auf diese Besitzun-
, deren Behauptung für ihn mit unendlichen Kosten verbun-
war, Verzicht leiste, und seinen mächtigern Bürgern die
schwerden und Vortheile derselben zugleich überlasse. So
ielt das Haus der Sanuti das Herzogthum Naxos, welches
größten Theil des Archipelagus in sich faßte. Von dem
arkgrafen von Montferrat kaufte Venedig die Insel Creta um
,000 Mark und dieser Fürst vertauschte die mit der königli-
n Würde erhaltenen Länder jenseits des Hellesponts gegen
s viel bequemer gelegene Königreich Thessalonich oder Mace-
nien. Alle Griechischen Länder wurden auf diese Weise un-
die Eroberer vertheilt und das bisher nach den Grundsätzen
orgenländischer Zwangsherrschaft verwaltete Reich fand sich
f einmal in eine Menge kleiner Besitzungen zersplittert, die nur
ch den äußerst lockern Verband der abendländischen Lehens-
rfassung zusammengehalten wurde. Ehe die Eroberung voll-
det ward, litt Griechenland unendlich in dem Kriege —, und
s endlich das Vaterland der Hellenen gänzlich in den Händen
r Sieger war, konnte es unter der Bedrückung einer Menge
n abendländischen Herren nicht von neuem in einen blühenden
stand gebracht werden.

Die kurze Regierung Balduins konnte nach einer so gänz-
jen Staatsumwälzung unmöglich ruhig seyn. Die Griechen
tten sich mit äußerstem Widerwillen unter das Joch der Latei-
r gebeugt, und sobald sich eine Gelegenheit darbot, schwan-
n sie die Fackel des Aufruhrs. Zwar geriethen die beiden letz-
n Besitzer der kaiserlichen Krone bald darauf in die Hände ih-
r Feinde, und Murzuflos wurde nach einer gerichtlichen Unter-
hung von der Höhe eines Thurmes herabgestürzt, Alexius hin-
gen büßte die Entthronung und Blendung seines Bruders viel
lder mit Gefangenschaft. Aber Theodor Laskaris, des Ale-
s tapferer Schwiegersohn, hatte sich nach Anatolien gerettet
d sich daselbst erst mit dem angenommenen Namen eines Des-
ten, dann eines Kaisers an die Spitze eines unabhängigen

Heeres gesetzt. Nicea war der Hauptsitz seiner Regierung, und die Türken seine Bundsgenossen. Viel weiter längs der südöstlichen Küste des schwarzen Meeres gründete Alexius Comnen, ein Enkel des letzten Andronikus, die Herrschaft von Trapezunt. Die Kaiser aus dem Hause Angelus hatten ihm Trapezunt als Statthalter oder Herzog überlassen. Der Fall seiner Herren machte ihn unabhängig. Endlich eroberte sich in Griechenland selbst Michael, ein wilder Sprößling des Hauses Angelus, von Durazzo aus, ein ansehnliches Fürstenthum in Epirus, Aetolien und Thessalien mit der Benennung eins Despoten. Die angesehensten Griechen flohen, als sie sich überzeugten, daß sie in der Heimath unter der Lateinischen Herrschaft weder Ehre noch Ansehen mehr zu erwarten hatten, in jene Länder. Die übrigen verbanden sich heimlich mit Johannes, dem Haupte der empörten Bulgaren und Wlachen. Eine Menge Lateiner wurden unversehens ermordet und Johannes drang an der Spitze seiner Wlachen und Bulgaren, deren Zahl er durch 14,000 Cumaner verstärkt hatte, über den Hämus. Ihm zog Balduin entgegen, ehe er seine Streitkräfte hinlänglich gesammelt hatte, und büßte seine ritterliche Unbesonnenheit mit einer schweren Niederlage seiner Völker und seiner eigenen Gefangenschaft, in welcher er wahrscheinlich durch die Grausamkeit des Johannes einen sehr traurigen Tod fand (J. 1205). Dies war das Ende Kaiser Balduins I., der in jeder Rücksicht als ein Muster aller ritterlichen Tugenden seiner Zeit gelten konnte.

Der alte Doge und der Feldherr des Kaisers, der als Geschichtschreiber berühmte Marschall von Champagne und Romanien, Gottfried von Ville Hardouin hatten Balduins unbesonnenen Schlachteifer getadelt und nach dem Unglück seines Fürsten trat Gottfried einen von jedem erfahrnen Krieger als meisterhaft anerkannten Rückzug an. Balduins Bruder Heinrich hingegen übernahm die Herrschaft erst als Reichsverweser und erst nach einem Jahre, als man sich von dem Tode des Kaisers überzeugt hatte, als sein Nachfolger im Reich. Heinrich war der schwierigen Lage, in welche ihn das Schicksal gesetzt hatte, ziemlich gewachsen. Die Umstände besserten sich, und

Heinrich sah sich im Stande mit dem Nachfolger des Johannes
wie mit den Fürsten von Epirus und Nicea einen vortheil-
aften Frieden zu schließen. Dies wilde Verfahren der Bulga-
n nach dem Siege über Balduin, ihre Verwüstungen in Grie-
enland und die Wegführung so vieler Einwohner über die Do-
au hatte die Griechen ihrer Sache entfremdet und sie den La-
inern geneigter gemacht, und da ihnen Heinrich in diesem Au-
enblicke ganz zu rechter Zeit großmüthige Verzeihung und Schutz
ewährte, so wurden sie durch ein engeres Band an den Staat
eknüpft. Heinrich starb, wie Einige glauben an von den Grie-
en erhaltenem Gift, in der Vertheidigung von Thessalonich
ach einer eilfjährigen Regierung (J. 1217). Unterdessen hatte
uch Theodor Laskaris seinem Gebiete von Nicäa aus größere
usdehnung gegeben und daselbst den Grund zu einem Griechi-
hen Kaiserthum gelegt, welches mit dem Lateinischen wettei-
rte und dasselbe nach einer kurzen Zeit endlich wieder über den
Haufen stürzte.

Mit dem Tode Kaiser Heinrichs war der Mannsstamm des
Hauses Flandern erloschen, und die Großen des morgenländi-
hen Reiches hatten Peter von Courtenay, Grafen von Auxerre,
nen Prinzen vom königl. Französischen Geblüte und Gemahl
r Jolantha, einer Schwester der beiden Flandrischen Kaiser,
f den Thron gesetzt. Aber Peter hatte nur das Schicksal ei-
s verunglückten Abenteurers. In Frankreich mußte er seine
hönen Besitzungen verpfänden, um sich zur Reise und Besitz-
hme von Constantinopel auszurüsten. Die Venetianer ver-
rachen ihn über das Adriatische Meer und seine Frau und Kin-
r bis in die Burg von Constantinopel zu bringen, wenn er
m Despoten von Epirus, Theodor, dem anerkannten natür-
hen Bruder und Erben Michaels, die Stadt Durazzo wieder
nähme. Nach einem vergeblichen Sturm hob Peter die Be-
gerung auf, und suchte nun zu Lande von Durazzo nach Thes-
lonich zu kommen. Allein in den Gebirgen von Epirus fiel
nebst seinem Heere von Allem abgeschnitten in Theodors Hände
J. 1219), und endigte sein Leben in trauriger Gefangenschaft,
hne daß Zeit und Art seines Todes genau bekannt wären. Die

Ungewißheit seines Schicksals verzögerte gegen zwei Jahre die Wahl eines Nachfolgers. Da sein ältester Sohn Philipp lieber eine Markgrafschaft ungestört beherrschte, als sich auf den unsichern Kaiserthron zu setzen, so kam die Krone seinem Bruder Robert zu, dessen Herrschaft eine Reihe von traurigen Ereignissen für das Lateinische Reich darbietet. Die siegreichen Schaaren Theodors von Epirus drangen nach Eroberung des Königreichs Thessalonich bis Adrianopel vor und die glänzenden Fortschritte des Siegers berechtigten ihn zur Annahme des Kaisertitels, während in Asien der Ueberrest der noch von Constantinopel abhängigen Länder von Johann Dukas Vataces, dem Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris, abgerissen wurden. Der schwache Robert hatte weder Muth gegen seine äußern Feinde noch Kraft im Innern des Reichs. Eine verunglückte Liebesgeschichte, bei der die grausame Wuth seines Nebenbuhlers in der Hauptstadt beinahe allgemeinen Beifall erhielt, veranlaßte den Kaiser Robert in Rom Hülfe zu suchen, woselbst er vom Papste wieder nach seinem Reiche zurückgeschickt, aus Kummer starb. Mittlerweile hatte Johann Dukas Vataces vorzüglich mit Hülfe Lateinischer Söldner sein Gebiet vergrößert, und dem Lande über welches er gebot, durch Verbesserung des Ackerbaus viel höhern Werth gegeben. Mit jedem Tage wurden die Kaiser von Nicea gefährlichere Nebenbuhler; dem jungen Balduin, einem nach Peters Unglück gebornen Sohne desselben, eine kräftigere Stütze zu geben, übertrug man dem gewesenen König von Jerusalem Johann von Brienne nebst der Vormundschaft des jungen Fürsten die lebenslängliche Kaiserwürde, und der Greis machte sich des Vertrauens der Lateinischen Großen durch die bei der Vertheidigung von Constantinopel verrichteten beinahe wundervollen Heldenthaten in vollem Maße würdig. Aber sein Tod war für seinen Zögling Balduin II. ein großes Unglück. Ihm hatte der tapfere Vormund keine Heldenseele einhauchen können. Er mußte als Kaiser gleich einem Bettler an den Europäischen Höfen herumirren, um von der oft übellaunigen Gnade der Fürsten mäßige Summen zu erbitten, die dennoch sein Geldbedürfniß nicht erfüllten. Ver-

ebens suchte er sich durch Bündnisse mit Türken und Cuma-
ern zu stützen. Vergebens verpfändete er den Venetianern
inen eigenen Sohn. Nichts konnte den unvermeidlichen Um-
urz des Lateinischen Thrones mehr abwenden. Denn ihm stand
s Gegner Johann Dukas Vataces gegenüber, die edelste männ-
he Kraft der lebenslänglichen kindlichen Schwäche. Den Waf-
n des Griechischen Kaisers von Nicea unterwarfen sich Epirus
nd Thessalonich und die Lateinische Schattenherrschaft war bald
inahe auf die Hauptstadt allein beschränkt. Allein Johann
)ukas starb (J. 1255) und der Bulgarische Krieg und die wil-
en Leidenschaften seines Sohns und Nachfolgers Theodor Las-
ris II. verlängerten das Leben des Lateinischen Staatskörpers
och um wenige Jahre. Erst als Theodors Sohn, der unmün-
ige Johann, in dem mit jeglicher Eigenschaft, die menschliche
)röße begründen kann, ausgerüsteten Michael aus dem alten
nd seit Jahrhunderten in Griechenland geschichtlich berühmten
Beschlechte der Paläologen einen sich selbst aufdringenden, aber
ür die kräftige Leitung der Angelegenheiten des Reichs trefflis-
hen Vormund und Throngenossen erhielt (J. 1259), erfüllte
ich das Schicksal. Im zweiten Jahre dieser Herrschaft eroberte
er zum Cäsar erhobene Feldherr Alexius Strategopulus mit ei-
er kleinen Schaar Constantinopel durch Ueberrumplung. Der
ateinische Kaiser entfloh nebst den Vornehmsten seines Volkes
uf Venetianischen Schiffen erst nach Euböa und dann nach Ita-
en, wo er den Ueberrest seines Lebens von päpstlichen und Si-
lianischen Almosen unterstützt, mit vergeblichen Aufforderungen
i alle Europäischen Höfe, wie vormals als Bettler dahin-
hleppte. Der Lateinische Thron zu Constantinopel hingegen
ar durch dieses Ereigniß für immer umgestürzt.

IV. Capitel.

Von der Wiederherstellung des Griechischen Kaiserthums zu Constantinopel bis auf die Festsetzung der Türken in Europa. 1261 — 1355.

Schon 21 Tage nach der Wiedereroberung der alten Hauptstadt hielt der ungeduldige Herrscher seinen feierlichen Einzug. Aber Erstaunen und Wehmuth bemächtigte sich der Sieger beim Anblick der durch Vernachlässigung und die gewaltsamen Ereignisse der letzten Zeiten verwüsteten Gebäude und verödeten Straßen. Die Enkel der vertriebenen Großen wurden in die Paläste ihrer Väter wieder eingesetzt, und vom offenen Lande eine zahlreiche Bevölkerung in die Mauern berufen, um den auffallenden Abgang zu ersetzen. Gegen die Lateiner, welche nicht entflohen waren, verfuhr man mit großer Mäßigung, und mit besonderer Aufmerksamkeit suchte Michael die Handelsniederlassungen der Italischen Seestädte in der Hauptstadt zu fesseln, ja ihnen wurden bald eigene Bezirke der Stadt zur Ansiedlung eingeräumt. Indessen war es dem ehrgeizigen Sinne Michaels unmöglich, so glänzende Herrschaft zu theilen. Das lange verschobene Verbrechen wurde ausgeführt und der sechzehnjährige Mitkaiser Johann mußte seine besser berechtigte Geburt mit dem Verluste seiner Augen büßen. Kräftiger als man es von so verdorbenen Zeiten erwarten durfte, zeigte die Geistlichkeit ihren Abscheu vor der Schandthat, und ihren Antheil an dem traurigen Schicksale des Knaben. Der Zwangsherrscher wurde aus der Gemeinschaft der Gläubigen gestoßen, und wenn ihm gleich der weltliche Stab nicht entrissen werden konnte, so mußte er sich doch unglaubliche Demüthigung gefallen lassen, um die Kirche zu versöhnen. Indessen hatte Michael nichts desto weniger

einen Zweck erreicht, und um die kaiserliche Würde in seinem Hause desto gewisser fest zu halten, nahm er, wie die ältesten Könige von Frankreich des Capetinischen Stammes, seinen Sohn Andronikus noch bei seinem Leben zum Mitherrscher an. Seine Feldherren entrissen den Lateinern Lesbos, Chios und Rhodos nebst andern Inseln des Archipelagus und auf Morea Sparta nebst dem Küstenlande von Argos und Napoli bis an das Vorgebirge Tänaros. Aber in Asien wurden die schönsten Länder des Reichs den Einfällen der Türken preisgegeben. Indessen waren Balduins Bemühungen die katholischen Fürsten zu thätiger Hülfe zu bewegen, nicht ohne Erfolg geblieben und Michael glaubte nur durch Anerkennung der päpstlichen Gewalt das Ungewitter, welches ihm vom Abendlande her drohte, beschwören zu können. Der Kaiser bot alles auf, die Sache durchzusetzen; allein ob es gleich zu einer feierlichen Kirchenversammlung zu Lyon kam, so vermochte er doch weder durch List noch durch Gewalt es bis zur wirklichen Unterwerfung zu bringen. Dem päpstlichen Botschafter wurden vier Fürsten des kaiserlichen Hauses in Ketten gezeigt und ungeachtet dieser Mittel vermochte die päpstliche Sache dennoch nicht obzusiegen und Michael trug keinen andern Lohn von seinen Bemühungen, als daß er am Ende seines Lebens im Banne des Papstes und der Griechischen Kirche stand und nach seinem Tode seinem Körper selbst von seinem eigenen Sohne die Ehre einer christlichen Begräbniß versagt ward. Glücklicher war der Stifter des neuen Kaiserhauses in seinen Unternehmungen wider König Karl von Neapel, der die Sache Balduins oder die seines Sohnes Philipp mit Nachdruck unterstützen wollte, denn durch Veranstaltung der Sicilianischen Vesper wurde die Kraft dieses Fürsten völlig gelähmt. Michael starb im Jahr 1282 in doppeltem Kirchenbann, und ohne daß ihn sein Sohn hätte begraben lassen dürfen.

Viele schätzbare Eigenschaften seines Sohnes, Mitherrschers und Nachfolgers Andronikus mit dem Beinamen des ältern waren durch einen Aberglauben verdunkelt, dessen nahe und traurige Folgen sich in seiner langen Regierung durch äußere und innere Zerrüttung des Reichs mannigfaltig bewährten. Die

Wahl eines Patriarchen wurde selbst für die weltlichen Angelegenheiten des Staats wichtiger als sie es je gewesen war. Die Geistlichkeit suchte auf alle erdenkliche Weise das Gewissen des leichtgläubigen Herrschers zu ängstigen, damit sie aus seiner Bekümmerniß um sein ewiges Heil Vortheil für ihr zeitliches ziehen möchte. Neben den Zwisten der Geistlichkeit wurde das Reich auch durch Mishelligkeit im kaiserlichen Hause zerrüttet. Andronikus hatte nach dem Beispiele seines Vaters seinen Sohn Michael zum Mitherrscher genommen; aber Michael starb früh und aller Augen waren auf dessen Sohn den jüngern Andronikus, den anerkannten Erben des Reichs, gerichtet, der indessen die Vorliebe seines Großvaters durch die schmählichsten Ausschweifungen verscherzte, die sich nur ein verzogener und durch frühe Schmeichelei irre geführter Thronerbe zu Schulden kommen lassen mag. Als aber der durch seinen verwerflichen Wandel beleidigte Großvater Ernst gebrauchen und den sogar des Brudermords schuldigen Enkel dem Ausspruche eines Gerichts unterwerfen wollte, entfloh dieser mit Hülfe einiger Freunde und unter andern des nachmaligen Kaisers Johann Cantacuzen und sammelte ein Heer um sich. Die Folge der zwischen beiden Fürsten ausgebrochenen bürgerlichen Kriege war erst die erzwungene Anerkennung des jüngern Andronikus als Mitherrscher, dann endlich die Entsagung des ältern (J. 1328), den man zuletzt in die Mönchskutte nöthigte, wo er bald nach seinem Unglück in Hoffnung einer bessern Zukunft starb (J. 1332). Eine der schwersten Plagen des Reichs während der Herrschaft des ältern Andronikus waren die Unordnungen der sogenannten Catalonier, eines Haufens zusammengelaufener Söldner aus verschiedenen Völkern, hauptsächlich Arragonische Unterthanen und Genueser, welche nach Beendigung des Sicilianischen Kriegs, eines ruhigen Lebens ungewohnt, in Griechische Dienste traten und eine Zeitlang gegen die Türken in Asien Vortheil errangen, endlich aber durch ihr ungeregeltes Herumschweifen, Plündern und Aussaugen der Länder, welche sie besetzt hielten, viel größern Schaden brachten, als man je von ihren glänzendsten Siegen Nutzen gezogen hatte. Noch kurz vor der Entsagung des ältern

ndronikus eroberten die Türken mit Prusa den Schlüssel zu den Byzantinischen Besatzungen in Kleinasien. Glücklicherweise war er Tatarische Strom, der sich am Ende des dreizehnten und n Anfang des vierzehnten Jahrhunderts so furchtbar und vererblich über das nordöstliche Europa ergoß, durch verschiedene lmstände von dem Griechischen Reiche und dessen Hauptstadt bgelenkt, da dieses sonst kaum einem Stoße widerstanden haen würde, der viel kräftigere Staaten beinahe im ersten Zuammentreffen zu Boden geworfen hatte.

Zwar erreichte auf diese Weise der jüngere Andronikus das iel seines ehrgeizigen Strebens, aber dieses Ziel wurde für ihn nd sein Volk vielmehr eine Quelle bittern Schmerzes und herer Trauer als eine Ursache zur Zufriedenheit und ein Grund ur Wohlfahrt. Andronikus brachte die Laster seiner Jugend uf den Thron, und die Kräfte seines Geistes entsprachen keieswegs dem Drange seines Ehrgeizes. Seinen Vergnügungen ingegeben, hatte er nicht Zeit auf die Regierungsgeschäfte zu achten, und dem gänzlichen Verfalle der innern Staatsverwaltung wurde von ihm nicht Einhalt gethan. Eben so wenig konnte er ie Fortschritte der Türken hemmen, ob er sich ihnen gleich perönlich zum Kampfe entgegenstellte. Geschlagen und verwundet ußte er Asien wieder verlassen und mit Nicea, der Nebenbuhrinn Constantinopels, gerieth nach und nach ganz Bithynien in ie Hände der Türken. Mit den nordischen Nachbarn des Reichs, it den Serviern und Bulgaren, konnte man sich so ziemlich uf demselben Fuße behaupten. Im nördlichen Thracien waen einige Gränzstädte abwechselnd von Griechen und Bulgaren esetzt; hingegen wurden durch die Tapferkeit Cantacuzens, seies Feldherrn, die Insel Lesbos und das Fürstenthum Aetolien ieder erobert. Andronikus aber hatte sich durch jugendliche lusschweifungen das Leben so sehr abgekürzt, daß er in einem lter von nicht mehr als 45 Jahren beinahe als ein Greis starb.

Von seiner zweiten Gemahlinn, einer Fürstinn von Savoyen, hinterließ der jüngere Andronikus einen neunjährigen ohn mit Namen Johann, dessen Vormundschaft übertrug er n seinem letzten Willen nebst der obersten Reichsverweserschaft

seinem Feldherrn und Freunde Johann Cantacuzen, der ihn einst in jüngern Jahren vor dem Zorne seines Großvaters gerettet hatte. Cantacuzen schildert uns selbst in seinem geschichtlichen Buche die Treue und den Eifer womit er seinem Amte vorgestanden. Aber sey es aus gewöhnlichem Ehrgeiz oder gekränkter Eigenliebe, oder endlich aus gerechtem oder ungerechtem Argwohn gegen den Reichsverweser, bald sah er eine höchst gefährliche Verschwörung gegen ihn zwischen der verwitweten Kaiserinn Anna von Savoyen, die ein natürlicheres Recht auf die Vormundschaft ihres Sohnes zu haben glaubte, dem Großherzog oder Befehlshaber der Flotte Apocaucus, den er selbst emporgehoben hatte, und dem Patriarchen Johann von Apri entstehen. Diese Verschwörung brach bald in einen offenen Kampf aus. Seine Freunde wurden entsetzt und verfolgt, seine alte Mutter in einen Kerker geworfen, er selbst seines bedeutenden Vermögens beraubt, und als Hochverräther und Feind des Vaterlandes erklärt. Unter diesen Umständen floh er nach Demotika, einer befestigten Stadt seiner eigenen Botmäßigkeit, schwang daselbst das Panner des Aufruhrs und ließ sich mit den kaiserlichen Zeichen bekleiden. Der Bürgerkrieg den dieser Entschluß zur Folge hatte, gehörte zu den verderblichsten für das gemeinsame Vaterland. Er wurde lange und mit Erbitterung gefochten und von beiden Seiten abwechselnd des Reichs gefährlichste Nachbarn und natürliche Feinde, die Bulgaren, Servier und Türken, zu Hülfe gerufen, die zu diesem Kampfe gerne erschienen, und den dabei errungenen Vortheil, auch wenn die ihnen befreundete Partei gesiegt hatte, nicht wieder räumten. Insonderheit war Cantacuzen mit den Türken in enge Verhältnisse getreten, denn ihn vereinten die Bande jugendlicher Freundschaft mit dem edeln Amir, dem Herrscher von Jonien, von dem er sich in Zeiten der Bedrängniß, der thätigsten Hülfe zu erfreuen hatte. Nach dem Tode des Apocaucus erhielt Cantacuzen das Uebergewicht und durch Verrath des neuen Großherzogs bemächtigte er sich sogar der Hauptstadt. Ungeachtet seiner über das Haus des Andronikus errungenen Vortheile, vergaß der Sieger doch nicht, daß er der Freundschaft und dem Vertrauen jenes

seine gegenwärtige Größe dankte. Johann Paläologus
n Besitze seines Erbrechts und wurde zum Mitherrscher
mmen. Seine Heirath mit der Tochter Cantacuzens
as Verhältniß zwischen beiden befestigen. Indessen konnte
r Letztere ebenfalls nicht schmeicheln, ruhig im Besitz ei-
oberten und durch die bedrängte Lage des Reichs an sich
so unsichern Thrones zu bleiben. Gleich im Anfange sei-
errschaft hatte er einen schweren Kampf mit den in der
adt Pera oder Galata angesiedelten Genuesern, welche
thum und überhandnehmende Macht zur See zum über-
gsten Betragen gegen die auf allen Seiten geschwächten
ntiner verleitete. Bei dem Mangel an eigenen Schiffen
der Hof von Byzanz seine Zuflucht zu einer Verbindung
Genua's mächtiger Nebenbuhlerinn Venedig. Aber dieses
re war im Kampfe zur See unglücklich und Cantacuzen sah
genöthiget mit den Siegern einen höchst demüthigenden Ver-
einzugehen, in welchem die Venetianer und ihre Bundes-
ssen die Catalonier auf immer vom Byzantinischen Handel
geschlossen und dieser allein den Genuesern zum ungestörte-
Genusse überlassen werden sollte. Eben so wenig konnte
der Kaiser eines vollständigen Sieges über seine innern Feinde
euen. Denn als der junge Johann Paläologus dem männ-
en Alter näher kam, stand er mit Widerwillen in einem un-
geordneten Verhältnisse zu dem, den der natürliche Gang der
nge zu seinem Unterthanen bestimmt zu haben schien. Auf
em Zuge wider die Servier sah man die beiden Fürsten noch
gu ter Eintracht. Aber bald darauf ließ sich Johann durch
limme Rathgeber verleiten, mit dem Kral von Servien einen
ondern Vertrag einzugehen und den Bürgerkrieg von neuem
beginnen. Indessen war das Glück Anfangs dem Jünglinge
ineswegs günstig. Mit Hülfe der Türken behielt Cantacuzen
e Oberhand und der junge Kaiser mußte auf Tenedos unter
en Lateinern eine Zuflucht suchen, und von da aus zusehen,
ie der Sieger seinen eigenen Sohn Matheus zum Reichsge-
hülfen und Nachfolger erhob. Allein dieser letztere Schritt, der
ie Herrschaft in seinem Hause befestigen sollte, hatte für Can-

tacuzen keine günstigen Folgen. Die Anhänglichkeit an das Haus der Paläologen erwachte wieder. Mit Hülfe eines Genuesischen Edelmanns, der mit 2500 Bewaffneten eindrang, wurde in der Hauptstadt eine Umwälzung bewirkt. Cantacuzen selbst war endlich froh die unruhige und immer zweifelhafte Herrschaft mit der Mönchskutte zu vertauschen, und unter dem Namen Joasaph auf dem Berge Athos über die Vergänglichkeit menschlicher Größe nachzudenken.

Das wichtigste Ereigniß unter Cantacuzens Herrschaft war die Festsetzung der Türken in Europa. Denn dieser Fürst, der erst durch seinen Freund Amir in nähere Verhältnisse mit den Türken gekommen war, hatte sich, um seiner Herrschaft eine festere Stütze zu geben, sogar durch die nächsten Bande des Bluts mit ihnen verbunden. Die schöne Kaiserstochter Theodora wurde ohne Widerspruch von Seiten der Griechischen Geistlichkeit dem Sultan Orchan angetraut, mit dem Bedinge, daß sie im Harem zu Prusa den Glauben ihrer Väter bewahren sollte. In seinem letzten Kampfe mit Johann Paläologus hatte der Kaiser die mächtigen Bundsgenossen wieder zu Hülfe gerufen. Sie schützten ihn zwar nicht gegen das den rechtmäßigen Erben des Reichs zurückbegehrende Volk; aber sie bemächtigten sich bei dieser Gelegenheit theils durch List, theils durch Gewalt vieler Griechischen Städte und Burgen, und der Umstand, daß der Gegner ihres Schützlings die Krone erwarb, bot einen natürlichen Vorwand dar, das Eroberte, welches ihnen die Schwäche der Griechen doch nicht wieder entreißen konnte, zu behalten. Von da an hatten sie in Europa festen Fuß gefaßt und ihre Macht gewann mit jedem Tage an Ausdehnung und innerer Kraft.

Das Volk, welches, ursprünglich eine unbedeutende, bald hier bald dorthin verschlagene Räuberschaar, zu solcher Macht anwuchs, daß die Unabhängigkeit des Europäischen Staatensystems von ihm gefährdet wurde, war Tatarischen Stammes, und scheint aus den Steppen hergekommen zu seyn, welche sich vom Berge Altai bis an die Kaspische See erstrecken. Seit dem sechsten und siebenten Jahrhundert traten sie in der Ge-

schichte des morgenländischen Reichs auf, und hatten den Kaisern als Bundsgenossen, zum Beispiel wider die Perser, gute Dienste geleistet. Unter diesen Verhältnissen waren sie mit den Schwächen des Reichs bekannt geworden, konnten sie aber erst benutzen, als die Macht der Araber, die sie unter den Islam und unter ihre Heere gezwungen hatten, gesunken war. Da wurde im neunten Jahrhundert das Reich des Gazneviden Mahmud gegründet, dessen siegreiche Waffen bis nach Hindostan drangen, und der im Tempel des Gottes der Hindu das Panner des Propheten schwang, und in Gegenwart der entsetzten Braminen das Bild jenes Gottes zertrümmerte. Noch kräftiger erhob sich im eilften Jahrhundert ein anderer Türkischer Stamm, dessen Herrscher Togrul-Beg, ein Enkel Seljuks, die Stütze des ohnmächtigen Chalifen von Bagdad ward. Sie stürzten jene frühere Herrschaft der Gazneviden und Massud, der Sohn jenes Mahmuds, Herrscher von Transoxiana und Kharizim verlor im Kampfe wider sie Krone und Reich. Togruls berühmter Sohn Alp-Arslan, der tapfere Löwe, drang zuerst an der Spitze eines Türkischen Heeres in die Byzantinischen Länder; Armenien und Cappadocien unterwarfen sich, von den Griechen schlecht vertheidigt, seinem Joche. Vergebens suchte sie Romanus Diogenes dem Sieger zu entreißen. Romanus ward dahin gebracht in der Gefangenschaft die Großmuth Alp-Arslans zu preisen, und wenn auch diese dem bezwungenen Feinde nicht neue Besitzungen abdrang, so wurde doch die Herrschaft der Türken über die früher abgerissenen befestigt. Alp-Arslan fiel unter dem Dolch eines Verzweifelnden, und seinem Sohne Malek-Schach war vom Schicksale eine noch glänzendere Laufbahn bestimmt. Seine Schaaren setzten über den Oxus und Jaxartes, sie unterwarfen seiner Herrschaft Turkestan und das Reich Cashgar an den Gränzen von China. Von der Chinesischen Gränze bis an die Berge von Georgien, die Städte Constantinopel und Jerusalem gehorchte Alles den Befehlen dieses Herrschers, der zu Gott gebetet hatte, daß er ihm Krone und Leben nehmen sollte, wenn sein Bruder würdiger sey das Scepter der Moslemin zu führen. Allein nach Maleks Tode zerfiel das unermeßliche

Reich, über deſſen Länder nach heftigen Bürgerkriegen zwiſchen den Söhnen des Alleinherrſchers eine Theilung zu Stande kam. Der Hauptſtamm des Seljukiſchen Hauſes ließ ſich in Perſien nieder, ihm ſollten die Fürſten von Kernim, Syrien und Roum als Schützlinge unterworfen ſeyn. Noch während ſeiner Regierung hatte Malek-Schach einem ſeiner Vetter, dem tapfern Suleimann, ebenfalls aus dem Stamme Seljuks, erlaubt, an der Spitze eines Heeres ſein Glück wider die Griechen zu verſuchen und ſich daſelbſt eine eigene Herrſchaft zu gründen. Seiner eigenen und ſeiner Völker Tapferkeit nebſt der Zwietracht und Schwäche der Griechen verdankte Suleimann die Eroberung eines weitläufigen Staates in Kleinaſien und Syrien. Nicea ward die Hauptſtadt deſſelben, Cilicien, Iſaurien, Pamphylien, Lycien, Lycaonien, Piſidien, Cappadocien, Bithynien, Pontus und Syrien ſeine Länder. Allein mit Hülfe der Kreuzfahrer drängte Alexius Comnen den Türkiſchen Sultan wieder nach Iconium zurück, und der Ueberreſt der Seljukiſchen Herrſchaft in dieſen Gegenden wurde völlig geſchwächt, als ſich die Fürſten dieſes Stammes mit den Nachfolgern Dſchingiskhans meſſen wollten.

Unter den zahlreichen Trümmern des Heeres mit welchem der tapfere aber unglückliche Geladeddin, Herr von Kharism, die Würde des Seljukiſchen Hauſes wieder herzuſtellen getrachtet hatte, wendete ſich eine irrende Türkiſche Schaar gegen den Euphrat, in welchem der Anführer Suleimann Schach beim Ueberſetzen unglücklicher Weiſe ertrank. Ertogrul, ſein Sohn, trat mit ſeinem Heere in die Dienſte Aladins, Sultans von Iconium, und ließ ſich mit den Bewohnern von 400 Zelten zu Sogut am Ufer des Fluſſes Sangara ungefähr 15 Stunden vom ſchwarzen Meere nieder. Ertogrul baute die größten Hoffnungen auf ſeinen Sohn Othman, und um die Erfüllung dieſer glänzenden Hoffnungen deſto ſicherer zu machen, hielt er ihn zum Umgange mit weiſen Männern an, und ließ ihn in allem unterrichten, deſſen Kenntniß ihm zu Gründung einer künftigen Herrſchaft nützlich ſeyn konnte. Von jener Niederlaſſung ſeines Volkes aus that Othman häufige Einfälle in das benachbarte

der Byzantiner, welches, seitdem nach Vertreibung der
r der Sitz der Regierung wieder in Constantinopel war,
chlässiger vertheidiget wurde. Die Unternehmungen der
ı waren meistentheils gut ausgeführt und vom Glücke
tigt; doch gelang es erst am letzten Abende der Lebenstage
pfern Othman seinem dem Vater an Heldenmuth und
)t ähnlichen Sohne Orchan die Stadt Prusa einzuneh-
welche nun der Sitz der Othmannischen Herrschaft in Bi-
n ward. Die Tataren hatten Aladin, den letzten Selju-
ı Sultan, und Othmans Wohlthäter, aus Iconium ver-
n und seine Besitzungen waren sieben kleinern Fürsten oder
n zu Beute geworden, die sie unter sich theilten, und eine
ıng in lauter unabhängigen Herrschaften neben einander be-
en. Selten war eine Zeit zu Verwirklichung großer Erobe-
ɜplane günstiger. Die Vertheilung Kleinasiens in sieben
ichere Fürstenthümer und die innern Zerwürfnisse des Grie-
)en Reichs während der Regierung des ältern und jüngern
ronikus und des Streites Cantacuzens mit dem Hause der
ádologen schienen die schönsten Länder im Mittelpuncte der
nnten Welt demjenigen als leichte Beute darzubieten, den
cksumstände und geistige Gaben nur einigermaßen über seine
enbuhler erheben mochten. Orchan hatte die glänzenden
enschaften und den Ehrgeiz seines Vaters geerbt; an seinem
schlusse war nicht zu zweifeln. Die wichtigen Städte Ni-
und Nicomedien waren seine ersten Eroberungen und seine
ißigung und Weisheit gewannen ihm nicht nur die Thore und
uern, sondern selbst die Herzen der Bewohner, deren viele
Beibehaltung ihres Eigenthums in der Heimath unter Or-
ns Scepter selbst dem Glauben ihrer Väter vorzogen. Can-
uzen glaubte den Sturm zu beschwören, indem er taub gegen
s muthmaßliche Urtheil seiner christlichen Unterthanen und Zeit-
nossen und gegen die Vorwürfe seines eigenen Gewissens
ne Tochter Theodora dem häßlichen und schon bejahrten Tür-
nherrscher zur Gattinn gab. Aber selbst dieses harte Opfer
)nnte ihn nicht vor neuen Verlusten und Demüthigungen ret-
en. Während des bürgerlichen Kriegs Cantacuzens mit dem

Hause des Paläologus, schickte man gern Türkische Hülfsvölker nach Europa, um sich bald angeblich zu Gunsten der einen, bald zu Gunsten der andern Partei der verlassenen oder schlecht vertheidigten Städte und Burgen zu bemächtigen, aus denen man sich, wenn man sie einmal besetzt hatte, höchstens nur noch durch Entrichtung schwerer Summen wieder herausbringen ließ. Ja die Erniedrigung des Griechischen Hofes erreichte ihren Gipfel, als man den Türken in einem feierlichen Vertrage gestatten mußte, in Constantinopel selbst einen Marktplatz für die in Europa gefangenen Christen zu haben. Hier sah man christliche Männer und Weiber aller Alter und jeden Standes bisweilen aus den angesehensten Geschlechtern Griechenlands in der Hauptstadt ihrer Kaiser von einem fremden Volke halb nackt und gebunden dem Meistbietenden überlassen. Oefters suchten sogar ihre Peiniger durch Peitschenhiebe das Mitleid ihrer Verwandten und Mitbürger desto lebendiger zu erregen, um die Preise ihrer Erlösung desto höher zu steigern. Aber besonders wurde der letzte Kampf Cantacuzens mit dem jungen Johann Paläologus durch den Umstand verderblich, daß Orchans Söhne, Suleiman und Murad, sich bei dieser Gelegenheit in Thracien festsetzten und den Grund zur künftigen Eroberung Griechenlands durch die Türken legten.

V. Capitel.

Von der Festsetzung der Türken in Europa bis zum gänzlichen Untergange des Griechischen Reichs mit der Eroberung von Constantinopel durch dieselben. 1355—1453.

Die Regierung des Johann Palälogus hatte unter höchst bedenklichen Umständen begonnen, und die persönlichen Eigenschaften des Herrschers waren keineswegs geeignet dem Schicksal eine günstigere Wendung abzugewinnen. Seine verdorbene Phantasie kannte keinen andern Schwung als die gesteigerte Weiberliebe, und wenn er sich je den Armen seiner Buhlerinnen entriß, so war es nicht um als geborner Feldherr an der Spitze seiner Krieger den Erbfeind des Reichs zu bekämpfen, sondern entweder diesem Erbfeinde selbst als Söldner oder untergeordneter Bundsgenosse zu dienen, oder wenn er ja etwas gegen die Türken unternehmen wollte, wie einst der Lateinische Kaiser Balduin, zu Rom und an andern fürstlichen Sitzen als Bettler herumzuschweifen und die Würde seiner Krone um die schnödeste Unterstützung preiszugeben. Seit langer Zeit versuchten die Griechischen Kaiser, wenn ihre Lage im Morgenlande verzweifelt schien, durch Rückkehr zur Lateinischen Kirche die Freundschaft und Hülfe der Abendländer zu gewinnen. Aber noch viel mehr als der Stolz des Römischen Oberhaupts, welches sich zur Wiedererwerbung des abgerissenen Zweiges noch gefällig genug bezeigte, hinderte sie die hartnäckige Weigerung ihrer eigenen Völker, deren Hauptursache die Abneigung der hohen Geistlichkeit seyn mochte, sich dem höhern Ansehen einer fremden Behörde zu unterwerfen. Im vierzehnten Jahrhundert hatte der

jüngere Andronikus in dem für die Wiederherstellung der Wissenschaften im Abendlande so wichtigen Mönche Barlaam einen schlauen Unterhändler nach Rom geschickt, um die Sache einzuleiten, daß man von Europa her Unterstützung erhielt, ohne daß die Glaubensanhänglichkeit der Griechen durch zu auffallende Schritte beleidigt wurde. Allein Benedict XII., einer der geistlosesten Fürsten, welche die dreifache Krone trugen, war einer so großen Unternehmung unfähig und die Könige von Frankreich und Neapel zeigten sich zu thätigerm Beistande völlig abgeneigt. Eine Bemühung Cantacuzens bei dem geistreichen Clemens VI. zu Avignon hatte zwar glänzendern Eingang gefunden, aber bei dem bald darauf erfolgten Tode dieses Papstes und der Abdankung des Kaisers keine Folgen gehabt. Dem Johann Paläologus war von seiner Mutter Anna von Savoyen von Jugend auf die größte Hochachtung für den päpstlichen Stuhl eingeflößt worden. Für eine Unterstützung von 15 Ruderschiffen, 500 Mann schwer Bewaffneten und tausend Bogenschützen versprach er dem Papst ihn für immer als geistlichen und weltlichen Oberherrn anzuerkennen. Allein da der Papst die zugesagte Hülfe nicht leisten konnte, blieb der Vertrag ohne Wirkung und den Griechen unbekannt. Als endlich dem schwachen Kaiser Murads Siege Adrianopel und Romanien entrissen hatten, suchte Johann Paläologus durch seine persönliche Gegenwart in Rom, wo er sich die demüthigste Stellung gegen den Papst Urban V. gefallen ließ, bessere Bedingungen und thätigere Unterstützung zu erhalten, und in der That bemühte sich Urban nach Kräften, die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge wider die Türken zu entflammen. Aber die Zeit schwärmerischer Begeisterung für solche Unternehmungen war vorbei. Die in weit nähere und für sie unendlich wichtigere Kämpfe verwickelten Könige blieben taub gegen seine Ermahnungen. Der Kaiser schickte sich zur Rückkehr in die Heimath an, ohne etwas erlangt zu haben, als ihn in Venedig seine Gläubiger festhielten, bis endlich sein jüngerer Sohn Manuel mit Verkaufung und Verpfändung des größten Theiles seiner eigenen Habe den Vater löste.

em Schwächling Johann ſtanden Türkiſcher Seits die
Orchan, Suleiman und Murad entgegen. Zwar ſtarb
an bald nach dem Regierungsantritt Johanns durch ei-
glücklichen Sturz vom Pferde, und ſein alter Vater Or-
lgte dem zärtlich geliebten Sohne in kurzer Zeit ins Grab.
Murad hatte die Kühnheit, die Wißbegierde und den Ehr-
iner Ahnen geerbt, und ſo konnten die Griechen aus dem
der beiden Andern keinen Vortheil ziehen. Murads Herr-
war eine Reihe von Siegen, deren jeder die Unterjochung
enlands mit Rieſenſchritten beſchleunigte. Seine erſte Er-
ig war die feſte Stadt Ankyra; ihr folgten die viel wich-
von Adrianopolis und Philippopolis, von welchen die erſte
eue Hauptſitz des Türkenreichs wurde. Eine Hauptſtütze
Heeres wurden die ſogenannten Janitſcharen, ein damals
ch geordnetes Fußvolk, welches den ungeregelten Schaa-
einer Gegner in Allem überlegen war. Einem alten Ge-
he zufolge gehörte der fünfte Theil der Beute dem Herr-
der Gläubigen. Dem zufolge wählte man die ſchönſten
kräftigſten unter den jungen Chriſten-Sclaven, um ſie Tür-
erzogen, gebildet, und bewaffnet zu einer begeiſterten
ar zu ſammeln, die den Namen Jengi-Cheri, neue Krie-
erhielten und denen der Mufti den Segen ertheilte, ihre
ung möge immer glänzend, ihre Hand ſiegreich, ihre Klinge
f ſeyn, ihre Speere ſollen immer die Köpfe ihrer Feinde be-
en, ſie ſelbſt aber aus jeglichem Kampfe mit weißem Ge-
e zurückkehren. Während ſich der Türkiſche Eroberer der
chiſchen Städte des feſten Landes in Thracien und Theſſa-
bemächtigte, wagte es der Griechiſche Kaiſer nicht, ſeinem
ner als offener Feind entgegenzutreten; vielmehr ließ er ſich
ihm in dem Verhältniſſe eines treuergebenen Bundsgenoſſen
die ſchonungsloſeſte Weiſe Geſetze vorſchreiben. Nicht nur
einem Staate, nicht einmal in ſeinem Hauſe durfte er ohne
iſung des Sultans verfahren. Auf deſſen Befehl mußte er
en älteſten Sohn, der mit dem älteſten Sohne des Sultans
der beide Väter in eine Verſchwörung getreten war, blenden
ſen, ja ſelbſt ſeinen unſchuldigen Enkel, ein Kind, opferte

er Murads Unwillen. Nur in der unvollkommenen Vollziehung dieſer Strafe wagte man es ſeinem väterlichen Gefühle Rechnung zu tragen. Die Zerwürfniſſe des kaiſerlichen Hauſes erzeugten gefährliche Unordnungen, man entthronte ſich wechſelſeitig und die Ruhe konnte nur durch Theilung des ohnehin auf einen unbedeutenden Winkel beſchränkten Reichs mit dem halbgeblendeten Prinzen hergeſtellt werden, ſo daß dem Kaiſer von allen ehemaligen morgenländiſchen Beſitzungen Roms beinahe nur die Hauptſtadt Conſtantinopel übrig blieb. Mittlerweile hatten Murads furchtbare Waffen die Macedonier, Albanier, Servier und Bulgaren heimgeſucht, und auf allen dieſen Zügen jeden Widerſtand beſiegt. Aber auf dem Schlachtfelde von Coſſowa, wo er den Serviern eine furchtbare Niederlage beigebracht und ihren Kral Lazarus gefangen genommen hatte, fand Murad durch die verzweiflungsvolle That eines verwundeten Serviers einen unvermutheten Tod (J. 1389). Ihm war ſein Sohn Bajezid zwar an Stolz und Kühnheit, aber nicht ſo an Großmuth und höherer Einſicht ähnlich. Seine neue Herrſchaft begann mit der Hinrichtung des gefangenen Krals Lazarus, und ſeines eigenen Bruders Jakob Tſchelebi, der ihm die Krone ſtreitig machen wollte.

Johann Paläologus folgte ſeinem Bundsgenoſſen oder Gegner Murad ſchon nach zwei Jahren vor den Thron des ewigen Richters, und ſein Lieblingsſohn Manuel eilte ſich durch ſeine Gegenwart in der Hauptſtadt ſein Erbe zu verſichern; denn es erhoben ſich gegen ihn die Anſprüche ſeines Vetters, des halbgeblendeten Prinzen Johann, deſſen Hof zu Selymbria war, und der ſich mit ziemlich trifftigen Gründen auf das Recht der Erſtgeburt ſtützte. Bajezid mit dem Beinamen Ilderim, der Blitz, hatte ſeine kriegeriſche Laufbahn nicht mit Glück begonnen. Einen Feldzug gegen die Moldau hatte er zwar mit glänzen Vortheilen eröffnet, aber Stephan, der Moldauiſche Fürſt, ermannte ſich wieder, und überfiel mit einer tapfern Schaar die ſiegtrunkenen Türken. Die Moldauer eroberten das Türkiſche Lager und Bajezid ſelbſt entkam mit genauer Noth nach Adrianopel. Dieſer Unfall hatte ihn vorſichtiger gemacht und ſeine klügere Lei-

tung fesselte von da an lange den Sieg an seine Panner. Seinen trefflichen kriegerischen Anstalten verdankte er den glänzenden Ausgang der Schlacht bei Nikopolis, wo er dem König Siegmund von Ungern, in dessen Heere unter Anführung verschiedener Französischer Großer ein zahlreicher Französischer Adel focht, eine fürchterliche Niederlage beibrachte, die wahrscheinlich die Eroberung eines großen Theils des Ungrischen Reichs zur Folge gehabt hätte, wäre für Bajezid die Vergrößerung und Befestigung seiner Besitzungen im Griechischen Reiche nicht wichtiger gewesen. Der Sultan ward eine Zeitlang durch die Vorstellung seines Wessirs, daß der Besitz von Constantinopel ihm die Feindschaft aller christlichen Mächte auf einmal zuziehen würde, von einem ernstlichen Angriffe auf diese Hauptstadt abgehalten. Der Griechische Schattenkaiser kaufte einen zehnjährigen Waffenstillstand mit einer jährlichen Abgabe von 30,000 Goldkronen und der Bewilligung einer Moschee und eines Türkischen Kadis zu Constantinopel. Indessen fand Bajezid bald darauf einen Vorwand den eingegangenen Vertrag zu brechen, indem er sich Johanns, des Fürsten von Selymbria, annahm und die Uebergabe von Constantinopel, in seinem, als des dem Rechte der Erstgeburt nach rechtmäßigen Fürsten, Namen, von Manuel verlangte. Nachdem dieser eine Zeitlang mit Hülfe des Französischen Marschalls Boucicaut die Belagerung ausgehalten, gab er endlich in Betreff Johanns nach, nahm ihn zur Mitherrschaft auf, und begab sich selbst in der Absicht kräftigere Unterstützung zu erlangen nach dem Abendlande. Bajezid hingegen, der durch diese Griechische Staatsveränderung für seinen Hauptzweck nichts gewonnen hatte, fuhr auch unter Johann mit der Belagerung fort, und dieser wäre bald aufs Aeußerste gebracht worden, hätte nicht eine außerordentliche Weltbegebenheit die Türken von Constantinopel abgelenkt und durch augenblickliche gänzliche Lähmung der Türkischen Macht die Fortdauer des Griechischen Kaiserstaates noch um ein halbes Jahrhundert verlängert.

Im Jahr 1370 hatte der unter dem Namen Tamerlan in der Weltgeschichte bekannte Timur den Thron von Zagatai bestiegen. Sein kriegerischer Sinn und ein von Jugend auf rastlos thäti-

ger Geist hatten ihn an der Spitze siegreicher Schaaren beinahe durch ganz Asien geführt und am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts war er auf seinen Gränzen mit der neuen Ottomannischen Macht in Kleinasien in Berührung gekommen. Eine Zeitlang schienen sich die beiden gewaltigen Herrscher vor dem entscheidenden Schlage zu scheuen, der bei einem feindseligen Zusammentreffen nicht zu vermeiden war, und den keiner für sich völlig günstig zu erwarten getraute. Dessenungeachtet war bei der ähnlichen unruhigen, herrschsüchtigen, keinen Nebenbuhler duldenden Gemüthsart beider Fürsten ein ruhiges Nebeneinanderseyn auf längere Zeit unmöglich. Das Gewitter brach los. Bajezid soll mit 400,000, Timurlank mit 800,000 Mann ins Feld gerückt seyn. Am 28. Juli 1402 ward bei Angora die Entscheidungsschlacht gefochten, die nach einem blutigen Tage zum Nachtheile Bajezids ausfiel, der mit seinem Sohne Musa nach einer gänzlichen Niederlage seiner Völker in Mogolische Gefangenschaft gerieth und nach Persischer Erzählung von Timur sehr gütig aufgenommen, nach der weit größern Mehrzahl der gleichzeitigen Geschichtschreiber hingegen in einem eisernen Käfig herumgeführt wurde, in welchem der stolze Fürst sein Leben nach wenigen Monaten kümmerlich beschloß. Der Tag von Angora hatte die Türkische Macht in ihrem Innersten erschüttert, um so mehr als Unsicherheit über die Nachfolge in der Herrschaft eintrat, so daß die getrennten Trümmer der Türkenmacht mit leichter Mühe völlig vernichtet worden wären, hätten sie einen weniger elenden Gegner als den Griechischen Kaiser und unter den christlichen Mächten mehr Einigkeit gefunden. Aber in der Freude über das augenblickliche Verschwinden der Gefahr vergaßen die Erretteten der Zukunft, und ließen die einzige Zeit vorüber, in welcher sie noch dem Schicksal eine bessere Wendung abgewinnen konnten. Manuel hatte mittlerweile in Rom, Paris und London vergebliche Unterhandlungen angeknüpft. Ueberall war er aufs glänzendste empfangen und bewirthet worden, überall hatte er glänzende Hoffnungen und Versprechungen erhalten, aber nirgends zeigte sich eine feste Aussicht thätiger Hülfe. Bei der Nachricht vom Unglücke der Türken kehrte Manuel freudig nach Con-

tinopel zurück und schickte seinen halbblinden Vetter wieder in Verbannung nach Lesbos. Ein zehnjähriger Kampf unter den nen Bajezids ließ dem Griechischen Kaiser jetzt Zeit zur Ruhe, e er sie besser angewendet, zur That. Von den vier Brü- Mustapha, Suleiman, Musa und Muhammed, war der ste in der Schlacht bei Angora umgekommen oder völlig ver- unden, denn man hatte auch unter den Todten seinen ent- ten Körper nicht finden können, und mehreremal traten in em Namen Männer auf, von denen es niemals mit Be- mtheit ausgemacht werden konnte, ob sie alle Betrüger oder der wirkliche Mustapha auch unter ihnen gewesen sey oder t. Der zweite, Suleiman, hatte sich nach dem Unglücke sei- Vaters mit dem Schatze aus Prusa geflüchtet und nach Eu- a gerettet. Nie konnte ihn Timur bewegen, gegen eine Hul- ung irgend etwas von ihm anzunehmen. Musa hingegen, die Gefangenschaft Bajezids getheilt hatte, erhielt von Ti- ur Natolien zu Lehen und wurde deswegen von seinen Lands- uten immer als Tatarenknecht angesehen und verachtet. Mu- mmed, der jüngste, endlich war als unbedeutender Befehlsha- r in Amasia der Aufmerksamkeit der Tataren entgangen und tte diese kleine Herrschaft mit dem Gebiete von Ancyra und inope vergrößert. Muhammed war klug genug den Streitigkei- n seiner ältern Brüder gänzlich fremd zu bleiben, bis sich eine nstige Gelegenheit zeigte, den Musa, der seinen Bruder Su- iman entthront hatte, ebenfalls zu verdrängen, und sich unter m allgemeinen Beifall seiner Landsleute zum Einzelherrscher erheben (J. 1413). Während ihrer innerlichen Kriege hat- n sich die Türken alles feindseligen Betragens gegen die Grie- en enthalten, und ihnen selbst Thessalonich wieder eingeräumt. uch Muhammed I. vergaß nach seiner Thronbesteigung nicht, aß er sein Glück der Unterstützung Manuels verdankte, und be- andelte diesen stets als seinen Wohlthäter und Vater. Seine egreichen Waffen wendete er gegen die Wlachen, die ihm zins- ar wurden, und seine übrige Zeit konnte er mit Ausnahme ei- iger Unruhen die gedämpft werden mußten, zur Ordnung und Befestigung des seit Bajezids Unglück so gewaltig erschütterten

Türkenreichs benutzen. Als aber im Jahr 1421 Murad II. seinem Vater Muhammed auf dem Throne folgte, wurden die freundschaftlichen Verhältnisse beider Reiche zerrissen; denn als sich der Divan weigerte, dem letzten Willen des verstorbenen Sultans zufolge die beiden jüngern Brüder Murads zu ihrer Erziehung an den Hof von Constantinopel zu schicken, beschloß man daselbst einen Gefangenen, der sich Mustapha nannte, und den man bei Muhammeds Leben nie zu entlassen versprochen hatte, frei zu geben, um die furchtbare Türkische Gewalt durch Zwietracht zu brechen. Mustapha fand im Europäischen Theile einen zahlreichen Anhang und Murad sah sich eine Zeitlang auf Asien beschränkt, ja selbst in Gefahr auch da seine Herrschaft zu verlieren, bis es endlich seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit und der Treue und Weisheit seines Wessirs Ibrahim gelang, die Türken wieder für seine Sache zu begeistern. Mustapha wurde zur Flucht genöthigt, aber bald eingeholt und in Murads Gegenwart hingerichtet. Nach Beendigung dieses schweren Kampfes rückte Murad, um sich an den Urhebern desselben zu rächen, mit 150,000 Mann vor Constantinopel (J. 1422). Auf beiden Seiten waren die Völker von dem heftigsten Glaubenseifer angefeuert. Aber diesmal widerstand noch die Kraft der Mauern allen Anstrengungen der Belagerer. Murad hatte in Asien einen Aufstand seines jüngern Bruders Mustapha zu dämpfen, und fand, nachdem er ihn überwunden hatte, in der Hinrichtung seiner beiden Brüder das sicherste Mittel ähnlichen Versuchen zuvorzukommen.

Im Jahr 1425 starb der Griechische Kaiser Manuel und hinterließ den Thron, den er schon seit mehrern Jahren mit seinem Sohne Johann getheilt hatte, diesem letztern allein. Johann besaß größere Thätigkeit und kühnern Muth als sein Vater, aber der Drang der Zeit und die Verdorbenheit seines Volks gestatteten ihm nicht, seine Kräfte zur neuen Belebung des beinahe schon gänzlich erstarrten Staatskörpers anzuwenden. Seine Regierung ward beinahe nur durch die vergebliche Bemühung merkwürdig, sich durch das heilige Band der Kircheneinheit dem Abendlande näher anzuschließen. Die nähern Umstände dieses

lnfange ſcheinbar gelungenen, dann aber durch das hartnä-
Widerſtreben des Biſchofs Marcus von Epheſus und des
mmten Griechiſchen Volks gänzlich geſcheiterten Verſuches,
)en in der Kirchengeſchichte erzählt werden. Hier genügt
zu wiſſen, daß der Kaiſer ſelbſt an der Spitze ſeiner hohen
tlichkeit ſich während mehr als drei Jahren auf den Kirchenver-
mlungen zu Ferrara und Florenz aufhielt (J. 1437—1440),
daß in dieſer letztern Stadt endlich der Einigungsvertrag zu
ınde kam, welcher von den Häuptern beider Parteien feier-
beſchworen wurde, daß aber, als es im Griechiſchen Reiche
Ausführung kommen ſollte, ſich wie gewöhnlich ein allge-
ner Widerſtand zeigte, und die hohen und niedern Geiſtlichen,
der Verhandlung von Florenz beigetreten waren, ſich nur
ch demüthige Unterwerfung unter den Ausſpruch der öffent-
en Meinung und den Ausdruck der lebhafteſten Reue dem
ß und der Verachtung ihrer Heerde entziehen konnten. Un-
ıchtet vom Abendlande aus nun an keine Unterſtützung mehr
denken war, hatte doch Johann Paläologus II. während ſei-
r Regierung wenig von den Türken zu befürchten. Denn ei-
:ſeits hatte er außer der Hauptſtadt wenig mehr zu verlieren,
)rerſeits fand Murad in Aſien und Europa wichtigere Feinde
bekämpfen, als den Herrn von Conſtantinopel, der ihm für
ne wankende Herrſchaft 300,000 Aspern zahlte und außer
tand war ihm irgendwo auf eine bedeutende Weiſe zu ſchaden.
ie gefährlichſten Gegner Murads waren die Ungern, welche
ter der Anführung des tapfern Johann Hunyád die Türken
t großem Verluſte von Belgrad zurückgewieſen, und einen
)r vortheilhaften Frieden errungen hatten, in welchem Murad
ie ſeine über die Servier und Bulgaren erkämpften Vortheile
ıückgeben mußte. Dieſes Misgeſchick mag nebſt andern bloß
ıs ſeinem Glauben herrührenden Gründen den Sultan Murad
ım erſtenmal bewogen haben dem Throne zu entſagen, um
ch nach Magneſia unter Derwiſche in gottesfürchtige Einſam-
:it zu begeben. Wie ſich nun der junge König Ladislaus von
ngern und Polen deſſenungeachtet von dem Papſte durch den
ardinal Julian zu der eben ſo tollkühnen als treubrüchigen Un-

zum Siege zu führen. Die Eroberung von Constantinopel, der natürlichen Hauptstadt seiner weiten Länder, war der nächste und heißeste Wunsch seiner thatendürstigen Seele, und die Griechen waren noch unklug genug durch höchst unzeitige Forderungen und Neckereien seine Aufmerksamkeit zu erwecken. Sein erster feindseliger Schritt war die Erbauung einer neuen festen Burg auf der Europäischen Seite des Bosporus in der Nähe von Constantinopel. Die Abgeordneten der Griechen, welche ihm gegen diese Maßregeln die lebhaftesten Vorstellungen machen sollten, empfing er mit Hohn. „Auf seinem Gebiete habe ihm niemand Gesetze vorzuschreiben," so lautete die Antwort, „übrigens sollte man ihn mit keinem der frühern Ottomannen vergleichen, denn seine Entwürfe gingen weit über das Ziel ihrer Wünsche hinaus, eben so weit als seine Thaten über ihre Entwürfe; den gegenwärtigen Abgeordneten sollte freier Abzug gestattet seyn, schickte man ihm aber neue um eines ähnlichen Gegenstandes willen, so würde er sie lebendig schinden lassen." Der Hof von Constantinopel konnte sich über des Sultans Gesinnungen und sein eigenes Schicksal nicht mehr täuschen, obschon der Sultan noch bei dieser Gelegenheit den Gesandten feierlich erklärt hatte, daß er keine Absichten auf Constantinopel habe. Indessen ward die Feste unter Muhammeds eigener Leitung erbaut. Die Türken kamen immer näher, Neckereien und Scharmützel wurden unvermeidlich. Im Juni 1452 brach nun der lange gefürchtete Krieg endlich aus. Doch wurde die Belagerung der Hauptstadt wegen der vielen dazu nöthigen Vorbereitungen bis auf das nächste Frühjahr verschoben. Aber ein Türkisches Heer rückte in Morea ein, um die Brüder des Griechischen Kaisers zu beschäftigen, und vom Entsatze Constantinopels abzuhalten. Der Winter ging unter Hoffnung und Furcht unter beiderseitigen Anstalten zum Angriff und zur Vertheidigung vorüber. Muhammeds Thätigkeit entsprach seinem rastlosen Geiste. Ein Stückgießer, den die Griechen schlecht bezahlten, ging zu den Türken über, und goß ihnen ein ungeheures Stück, dessen Durchmesser 12 Handbreiten gehalten, die Kugel aber 600 Pfund gewogen haben soll und der Knall in einem Umkreise

mehr als 40 Stunden gehört worden seyn. Zwei Monate
en gebraucht um das Stück nur 50 Stunden weit zu brin-
Constantin, an Geist und Muth der alten Cäsaren würdig,
weder bei den abendländischen Fürsten noch bei seinem ei-
n Volke Unterstützung, ob er gleich in seiner äußerst be-
gten Lage noch einen Versuch machte die Kirchenvereinigung
Florenz in wirkliche Erfüllung zu bringen. Der Cardinal
or von Rußland erschien in der Eigenschaft eines Cardinal-
ten zu Constantinopel, und am 12. December 1452 genos-
beide Parteien das Abendmahl vereint in der Sophienkirche.
r dem Volke war diese Feierlichkeit ein Gräuel, und der
nch Gennadius entflammte den Glaubenseifer desselben aufs
ste. Seitdem das Abendmahl nach der Weise der Lateiner
er Sophienkirche genossen worden war, floh man sie als
ch heidnische Gräuel besudelt. Und doch war dieses dem
cheine nach für den Glauben seiner Väter so hoch begeisterte
lk keineswegs geneigt die Sache desselben mit dem Schwerte
er die Türken zu verfechten. Denn als im April 1453 das
rkische Heer endlich vor den Mauern von Constantinopel er-
ien, und die Belagerung begann, fand der edle Constantin
ter einer Bevölkerung von 100,000 Seelen kaum 5000 Män-
r, welche mit den Waffen in der Hand als freie Leute im
mpfe für Heimath und Herd siegen oder sterben wollten.
diesen gesellten sich noch 2000 Genuesen unter Anführung
s tapfern Justiniani. Man hatte dem Kaiser angetragen,
nstantinopel gegen eine lebenslängliche Herrschaft über Mo-
a den Türken zu übergeben. Constantin verwarf mit edlem
tolz ein Anerbieten, dessen Annahme er für eben so unklug als
impflich hielt, und die feigen Griechen machten ihm darüber
orwürfe. Das Türkische Heer vor Constantinopel mochte
gen 250,000 Mann stark seyn, und auf dem Meer waren
20 Segel, von denen aber höchstens etwa achtzehn für eigent-
che Kriegsschiffe gelten konnten. Die Genuesische Niederlas-
ung zu Galata nahm keinen Antheil am Kampfe. Aber vier
Genuesische Schiffe brachten mit einem kaiserlichen von Chio her
Unterstützung und Erfrischung, sie schlugen sich durch die Türki-

thümlichkeit gesunken. Die übrigen Theile des Reichs leisteten mit Ausnahme Albaniens keinen bedeutenden Widerstand, und das neue Volk, dessen Tapferkeit ihm eine Stelle unter den mächtigsten von Europa errungen hatte, gewann eine unbedingte Herrschaft über das alte. Das Unglück dieses letztern war für alle Völker jener Zeit eine traurige Lehre. Die herrlichsten, größten Erinnerungen waren an den Namen und die Sprache der Griechen geknüpft. Rom und Hellas, die Blüthen des Alterthums, hatten sich in demselben vereiniget. Zwar schienen die spätern Abkömmlinge beider Völker auf den Römischen Ursprung größeres Gewicht zu legen. Noch jetzt nannten sie sich Römer. Aber das alte freie, ernste und strenge Rom hatte Griechenlands ersten Fall nicht erlebt, und selbst von dem spätern, war mit Ausnahme des kaiserlichen Titels und der leider nicht mehr sieggewohnten Adler keine Spur mehr vorhanden. Vom alten Hellas war hingegen noch zum Theile die Sprache übrig geblieben. Aber die Byzantinische Griechheit war ein trauriges Gemische der schlimmern Seiten der alten Griechischen Eigenthümlichkeit mit der wunderbaren Geistesrichtung des Mittelalters. Das Volk war entkräftet, ein öffentliches Leben gab es nicht mehr, hatte es im eigentlichen Sinne zu Constantinopel nie gegeben. Ueberhaupt konnte daselbst der Funke eigenthümlicher, selbstständiger Geistesthätigkeit nie mehr entglimmen. Gelehrsamkeit wurde im geistlichen und weltlichen Stande, ja selbst am üppigen Kaiserhofe noch häufig gefunden, aber der Reichthum derselben war todt, sie befriedigte weder die Bedürfnisse der höhern Vernunft noch die des thätigen Lebens. Gewöhnlich wurden ihre Schätze in Glaubensstreitigkeiten, oder in eiteln gepränkvollen, gehaltlosen und von Wahrheit entblößten Lobeserhebungen der Fürsten verschwendet. Zu dichterischem Schwung oder einbringender Forschung war alle Kraft verloschen. Die lange unbeschränkte Herrschaft eines nach morgenländischer Weise üppigen Hofs hatte die Sitten völlig verdorben. Der kriegerische Geist war gänzlich gesunken. Als Vormauer der Christenheit konnte man die Byzantinischen Griechen, die auch in kirchlicher Hinsicht von ihren abendländischen Glaubensgenossen getrennt

blieben, nicht mehr betrachten und die wissenschaftlichen Schätze Constantinopels waren mit Ausnahme der Bücherſammlungen durch viele Gelehrte nach Europa gekommen, welche besonders seit der spätern Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich hauptsächlich im aufblühenden Italien niederließen. Es war also nicht sowohl der Fall des Griechischen Kaiserthums als der vollständige Sieg und die Feſtſetzung eines so furchtbaren Volks, wie die Türken, in Europa, die das ganze Abendland mit Schrecken erfüllte. Die siegreichen Schaaren, welche das morgenländische Reich gestürzt hatten und bereits nach Norden über die natürlichen Gränzen Griechenlands gedrungen waren, mußten allen ihren Zeitgenossen im Kampfe überlegen seyn. Mit der Begeisterung des heftigsten und unbedingtesten Glaubenseifers verbanden sie den Vortheil der Uebung, denn in ihren Reihen focht bis jetzt noch das einzige stehende meisterhaft geübte Fußvolk. Eine Reihe von trefflichen Fürsten waren sich auf dem Throne der Ottomannen gefolgt. Eben so sehr als unbezwingbarer Muth und tiefe Einsicht zeichneten sie Liebe zur Wissenschaft und eigene Bildung aus, und von der Kraft und dem Geiste der Sultane, von den reinern einfachern Sitten ihres Volks und seiner kriegerischen Unerschrockenheit ließ sich die Begründung eines ganz neuen Lebens, vielleicht eine völlige Unterwerfung und Umgestaltung Europas, auf jeden Fall Ereignisse von der größten Wichtigkeit erwarten, deren Entwicklung aber so wie die Schilderung der Türkischen Einrichtungen in dem neu eroberten Lande schon in die Geschichte der neuen Zeit gehört.

sche Flotte hindurch, und fügten dieser letztern im Angesicht des vom furchtbarsten Unwillen gereizten Muhammeds noch großen Schaden zu. Dieses blieb jedoch die letzte und einzige Hülfe, die Constantinopel von den christlichen Seemächten erhielt. Muhammed sah ein, daß die Stadt nur durch einen gleichzeitigen Angriff zur See und zu Lande erobert werden konnte, und da in den gut vertheidigten Hafen zur See nicht einzudringen war, so ließ er endlich mit unsäglicher Mühe und Kosten 80 leichtere Schiffe über drei Stunden weit zu Lande von der Meerenge in den höhern Theil des Hafens auf Rollen hinüberschaffen, wobei ihm die Genuesen von Galata kein Hinderniß in den Weg legten. Dieser Kunstgriff brachte die Griechen in die äußerste Noth und gegen Ende Mai fingen die Türken an Anstalten zum Sturme zu machen, zu welchem Muhammed nach dem Ausspruch der Sterne den 29. Mai bestimmt hatte. Mittlerweile hatte Constantin die Vertheidigung mit äußerstem Muth und Beharrlichkeit geleitet. Die Mauer- und Wallbrüche waren oft mit bewundernswürdiger, dem Feinde unbegreiflicher Geschwindigkeit wiederhergestellt worden und auf jeder gefährlichen Stelle sah man gewöhnlich den Kaiser zuerst. Allein ungeachtet seiner Thätigkeit täuschte sich Constantin doch nicht über den Ausgang des ungleichen Kampfes.

Am Abend des 28. Mai begab sich der Kaiser mit wenigen Begleitern in die Kirche der heiligen Sophia und empfing daselbst unter Thränen und Gebet das heilige Abendmahl. Dann brachte er kurze Zeit in der kaiserlichen Burg zu seiner Erholung zu, bat alle diejenigen, die er beleidigt haben mochte, um Vergebung und bestieg dann sein Pferd, die Wachsamkeit seiner Krieger und die Stellung des Feindes zu besichtigen. Mit Anbruch des Tages begann der Sturm. Der Sultan selbst mit einer eisernen Keule in der Hand, leitete ihn. Die fliehenden Türken hatten im Rücken nur das Beil des Henkers zu erwarten. Der Kampf ward fürchterlich. Die spätern Türkischen Schaaren drangen über die Leichen der frühern vor, welche die Gruben angefüllt hatten. Aber eine Kugel oder ein Pfeil, welche Justinianis Panzerhandschuh durchdrungen, schlugen den Muth die-

ses Kriegers nieder, der, uneingedenk seines frühern Heldensinns, seine Stelle verließ, und durch sein Beispiel eine Menge seiner Landsleute dahinriß. Die Kraft der Griechen fing jetzt an der Menge zu unterliegen. Wälle und Thürme wurden von den Türken erstiegen, und die Griechen in Unordnung von der ungeheuern Mehrzahl zurückgedrängt. Da warf Paläologus den kaiserlichen Mantel fort, und focht noch wie ein Löwe als Gemeiner. Die letzten Worte, die man aus seinem Munde hörte, drückten den Wunsch aus, von der Hand eines Christen zu sterben. Nach Eroberung der Stadt fand man den besserer Zeiten und eines bessern Schicksals würdigen Helden unter einem Haufen von Leichen und erkannte ihn an den gestickten goldenen Adlern, womit seine Schuhe geziert waren. Ihm war für die kurze schöne Zeit seines edeln Waltens ein ehrenvoller Tod zu Theil geworden. Beim Eindringen der Türken hatten sich die Einwohner aller Alter, Geschlechter und Stände so viel möglich nach der Sophienkirche geflüchtet. Von hier sollte nach einer alten Sage ein Engel des Herrn die Türken bis an die Gränzen von Persien zurücktreiben. Allein die Geängsteten hofften vergebens; die Thüren wurden eingeschlagen und die wehrlose Menge war dem Sieger preisgegeben. Muhammed hatte sich nur die Gebäude vorbehalten. Die Einwohner wurden, die Männer mit Stricken, die Weiber mit ihren Schleiern und Gürteln gebunden, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, Stand und Geschlecht in die Knechtschaft geführt. Die Plünderung dauerte 7 Stunden, von 1 Uhr Morgens bis 8 Uhr, wo endlich Muhammed seinen Einzug hielt, bei der Hauptkirche abstieg und sie sogleich in eine Moschee umwandeln ließ. Schon am folgenden Tage rief der Murzin vom höchsten Thurme herab die Muselmänner zur Andacht. Und als der Sultan von da die öde Burg der Cäsaren besuchte, rief er mit einem Persischen Dichter aus: „Die Spinne spinnt ihr Gewebe in dem kaiserlichen Schlosse, und die Eule singt ihren Wachgesang auf den Thürmen von Efrassiab.“

Mit der Hauptstadt des morgenländischen Reichs war das letzte Bollwerk Griechischer, obgleich völlig entarteter, Volks-

thümlichkeit gesunken. Die übrigen Theile des Reichs leisteten mit Ausnahme Albaniens keinen bedeutenden Widerstand, und das neue Volk, dessen Tapferkeit ihm eine Stelle unter den mächtigsten von Europa errungen hatte, gewann eine unbedingte Herrschaft über das alte. Das Unglück dieses letztern war für alle Völker jener Zeit eine traurige Lehre. Die herrlichsten, größten Erinnerungen waren an den Namen und die Sprache der Griechen geknüpft. Rom und Hellas, die Blüthen des Alterthums, hatten sich in demselben vereiniget. Zwar schienen die spätern Abkömmlinge beider Völker auf den Römischen Ursprung größeres Gewicht zu legen. Noch jetzt nannten sie sich Römer. Aber das alte freie, ernste und strenge Rom hatte Griechenlands ersten Fall nicht erlebt, und selbst von dem spätern, war mit Ausnahme des kaiserlichen Titels und der leider nicht mehr sieggewohnten Adler keine Spur mehr vorhanden. Vom alten Hellas war hingegen noch zum Theile die Sprache übrig geblieben. Aber die Byzantinische Griechheit war ein trauriges Gemische der schlimmern Seiten der alten Griechischen Eigenthümlichkeit mit der wunderbaren Geistesrichtung des Mittelalters. Das Volk war entkräftet, ein öffentliches Leben gab es nicht mehr, hatte es im eigentlichen Sinne zu Constantinopel nie gegeben. Ueberhaupt konnte daselbst der Funke eigenthümlicher, selbstständiger Geistesthätigkeit nie mehr entglimmen. Gelehrsamkeit wurde im geistlichen und weltlichen Stande, ja selbst am üppigen Kaiserhofe noch häufig gefunden, aber der Reichthum derselben war todt, sie befriedigte weder die Bedürfnisse der höhern Vernunft noch die des thätigen Lebens. Gewöhnlich wurden ihre Schätze in Glaubensstreitigkeiten, oder in eiteln gepränkvollen, gehaltlosen und von Wahrheit entblößten Lobeserhebungen der Fürsten verschwendet. Zu dichterischem Schwung oder eindringender Forschung war alle Kraft verloschen. Die lange unbeschränkte Herrschaft eines nach morgenländischer Weise üppigen Hofs hatte die Sitten völlig verdorben. Der kriegerische Geist war gänzlich gesunken. Als Vormauer der Christenheit konnte man die Byzantinischen Griechen, die auch in kirchlicher Hinsicht von ihren abendländischen Glaubensgenossen getrennt

en, nicht mehr betrachten und die wissenschaftlichen Schätze
tantinopels waren mit Ausnahme der Bücherſammlungen
) viele Gelehrte nach Europa gekommen, welche besonders
)er spätern Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich haupt=
ich im aufblühenden Italien niederließen. Es war also nicht
)hl der Fall des Griechischen Kaiserthums als der vollstän=
Sieg und die Festsetzung eines so furchtbaren Volks, wie
Türken, in Europa, die das ganze Abendland mit Schre=
erfüllte. Die siegreichen Schaaren, welche das morgenlän=
)e Reich gestürzt hatten und bereits nach Norden über die
ürlichen Gränzen Griechenlands gedrungen waren, mußten
n ihren Zeitgenossen im Kampfe überlegen seyn. Mit der
)eisterung des heftigsten und unbedingtesten Glaubenseifers
)anden sie den Vortheil der Uebung, denn in ihren Reihen
)t bis jetzt noch das einzige stehende meisterhaft geübte Fußvolk.
ie Reihe von trefflichen Fürsten waren sich auf dem Throne
: Ottomannen gefolgt. Eben so sehr als unbezwingbarer
uth und tiefe Einsicht zeichneten sie Liebe zur Wissenschaft und
)ene Bildung aus, und von der Kraft und dem Geiste der
ultane, von den reinern einfachern Sitten ihres Volks und
ner kriegerischen Unerschrockenheit ließ sich die Begründung ei=
s ganz neuen Lebens, vielleicht eine völlige Unterwerfung
)d Umgestaltung Europas, auf jeden Fall Ereignisse von der
)ßten Wichtigkeit erwarten, deren Entwicklung aber so wie
e Schilderung der Türkischen Einrichtungen in dem neu ero=
erten Lande schon in die Geschichte der neuen Zeit gehört.

Und Gott ſchuf den Menſchen ihm zum
Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf Er ihn.

Inhalt.

Dreizehntes Buch.

Philosophie. S. 3

Vierzehntes Buch.

Religions- und Kirchengeschichte.

I. Capitel. Ursprung der christlichen Lehre. . . . — 67
II. Capitel. Von Christi Tod bis auf die Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahr 325. . . — 77
III. Capitel. Vom Concilium zu Nicäa bis auf Muhammed. 325—604. . . . . — 86
IV. Capitel. Von der Erscheinung Muhammeds bis zum Tode Gregors VII. 1088. . . . . — 97
V. Capitel. Von Gregors VII. Tod bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon. 1087—1305. . . . . — 117
VI. Capitel. Vom Tode Benedicts XI. oder der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon bis zur Eroberung von Constantinopel. 1304—1453. . . . . — 150

Fünfzehntes Buch.

Mathematische Wissenschaften.

I. Capitel. Die ältesten Zeiten bis auf die Belehrung der Griechen durch Thales. . . . — 179
II. Capitel. Von Thales bis auf die Gründung der Schule zu Alexandrien. (Von 7. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. Geb.) . . . . — 185

III. Capitel. Von der Gründung der Schule zu Alexandrien bis auf den Tod des Ptolemäus. (Vom 3. Jahrhundert v. Chr. Geb. bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb.) . . . . . S. 192

IV. Capitel. Vom Tode des Ptolemäus bis auf den Tod des Mönchs Gerbert, nachmaligen Papstes Sylvesters II. (Von der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb. bis auf das Jahr 1003.) . . . . . — 203

V. Capitel. Vom Tode Gerberts bis zur Eroberung von Constantinopel. 1044—1453. . . . . S. 214

Sechzehntes Buch.

Geschichte der Naturwissenschaften.

I. Capitel. Die frühesten Zeiten bis auf Aristoteles, starb 326 v. Chr. Geb. . . . . — 225

II. Capitel. Von Aristoteles bis zum Untergang des abendländischen Reichs oder dem Anfange des sogenannten Mittelalters. . . . . — 247

III. Capitel. Vom Untergange des abendländischen Reiches bis auf den Untergang des morgenländischen. 476—1453. . . . . — 268

Siebenzehntes Buch.

Geschichte der in der Wissenschaft und im Leben herrschenden Begriffe über den Staat und die allgemeinen Verhältnisse der Völker.

I. Capitel. Das Alterthum. . . . . — 293

II. Capitel. Vom Untergange des abendländischen Reichs bis zum Ende des ersten Jahrhunderts. . . . . — 343

III. Capitel. Das eilfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert. . . . . — 375

Dreizehntes Buch.

Philoſophie.

III. Capitel. Von der Gründung der Schule zu Alexandrien bis auf den Tod des Ptolemäus. (Vom 3. Jahrhundert v. Chr. Geb. bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb.) . . . . . S. 192

IV. Capitel. Vom Tode des Ptolemäus bis auf den Tod des Mönchs Gerbert, nachmaligen Papstes Sylvesters II. (Von der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb. bis auf das Jahr 1003.) . . . . . — 203

V. Capitel. Vom Tode Gerberts bis zur Eroberung von Constantinopel. 1044—1453. . . . . S. 214

Sechzehntes Buch.

Geschichte der Naturwissenschaften.

I. Capitel. Die frühesten Zeiten bis auf Aristoteles, starb 326 v. Chr. Geb. . . . . — 225

II. Capitel. Von Aristoteles bis zum Untergang des abendländischen Reichs oder dem Anfange des sogenannten Mittelalters. . . . . — 247

III. Capitel. Vom Untergange des abendländischen Reiches bis auf den Untergang des morgenländischen. 476—1453. . . . . — 268

Siebenzehntes Buch.

Geschichte der in der Wissenschaft und im Leben herrschenden Begriffe über den Staat und die allgemeinen Verhältnisse der Völker.

I. Capitel. Das Alterthum. . . . . — 293

II. Capitel. Vom Untergange des abendländischen Reichs bis zum Ende des ersten Jahrhunderts. . . . . — 343

III. Capitel. Das eilfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert. . . . . — 375

Dreizehntes Buch.

Philoſophie.

Philoſophie.

Die erſten Forſchungen über den Urſprung aller Dinge trifft man ſchon in uralten Zeiten des Lebens der Menſchheit an. Aber wenn man den Zuſtand der Geiſtes-Bildung erwägt, der erfordert wird, um auf dieſen Gedanken zu führen, ſo fällt dennoch die Nothwendigkeit der Annahme eines bedeutenden Zeitraums zwiſchen dem erſten Anfang der menſchlichen Entwicklung und jener Periode in die Augen. Zwar ſcheint an ſich ſelbſt die Forſchung nach dem Urſprung vorhandener Dinge eine ſehr natürliche Richtung der Geiſtesthätigkeit; allein da bei rohen Menſchen die körperliche Entwicklung einen großen Schritt von der geiſtigen voraus hielt, ſo konnten ſie ſchwerlich zu einem beſtimmten Begriffe über Hervorbringung und Hervorgebrachtes, Urſache und Wirkung, ja Grund und Folge kommen, ehe ſie durch Anſchauung eigener Arbeit darauf geleitet wurden.

Weit ſpäter noch als er auf die Forſchung nach dem Urſprunge der außer ihm vorhandenen Dinge fiel, konnte ſich der menſchliche Geiſt mit Nachdenken über ſich ſelbſt, über ſeine verſchiedenen Kräfte und ſeine Verhältniſſe zu dem was außer ihm lag, oder ihm ſelbſt das Daſeyn gegeben haben konnte, beſchäftigen. Aber der Umſtand, daß wir über den vor der Erfindung der Buchſtabenſchrift und den ſeit ihr verfaßten geſchichtlichen Ueberlieferungen verfloſſenen Zeitraum weit entfernt etwas Beſtimmtes zu kennen, kaum die dunkelſten Ahnungen haben, verhindert uns, die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes geſchichtlich zu verfolgen. Schon in den Urzeiten unſerer bekannten oder gemuthmaßten Geſchichte findet man in Indien, Babylonien und Aegypten Spuren von Philoſophie. Forſchungen nach dem Urſprunge des Weltalls und der Einrichtung deſſelben wur-

den von Einzelnen in diesen Völkern vorgenommen; aber bei der damaligen niedrigen Stufe der allgemeinen Bildung gelang es bald Wenigen, sich der Ergebnisse dieser Forschungen zu bemeistern, dieselben zu bestimmten Glaubenssätzen umzuschaffen, und als Priester sich und ihre Nachkommen in ihrem ausschließlichen Besitze zu erhalten. Dieser eigennützige und vollkommen zweckwidrige Gebrauch der bisher erlangten Kenntnisse machte bald den weitern Fortschritten derselben ein Ende. Als dogmatisches Lehrgebäude blieben sie fest und unveränderlich, und die Oberaufseher aller geistigen Bildung fanden es ihrem Vortheile gemäß, sie so zu behaupten.

Den Griechen war es vorbehalten unter großen Begünstigungen des Klimas, der Verfassungen, einer sichern Schifffahrt u. s. w. neue, unabhängige Forschungen anzustellen. Linus, Musäus, Orpheus, Homerus und Hesiodus können für die Heroen der Griechischen Philosophie gelten.

In allegorischen Gedichten hatten sie philosophische Lehren besungen, welche das Volk in seinen Glauben aufnahm, und aus denen eine Religion entstand, in welcher die Urkräfte nebst großen Naturerscheinungen und Naturkräften auf eine sinnbildliche Weise verehrt wurden. Aber wenn auch diese ersten Anfangsgründe der Philosophie, theils Ergebnisse eigener Forschungen, theils Ueberlieferungen fremder Völker, eine bestimmte Volksreligion bildeten, so wurde dennoch in Griechenland das freie Streben nach weiterer Erkenntniß durch den herrschenden Glauben nicht unterdrückt. Die Griechische Religion wurde nicht auf einmal nach bestimmten Dogmen festgesetzt, sondern bildete sich erst nach und nach, je nachdem einzelne Allegorien durch das Sinnreiche ihres Inhalts oder ihre gefällige Darstellung Eingang fanden, und einen bleibenden Eindruck auf die Menschen begründeten. Daher ward auch die Griechische Religion nie ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes, mit welchem neue Zusätze oder andere von ihm unabhängige Forschungen — insofern sie mit dem positiven bestehenden Glauben nicht in offenbaren Widerstreit geriethen — unverträglich gewesen wären. So gewöhnte man sich endlich unvermerkt, Glaube und Forschung zu trennen,

und jedem von ihnen im Reiche des Geiſtes ſeine beſondere Herrſchaft anzuweiſen, ſo daß der Gang, welchen ſie von nun an nahmen, im Ablaufe der Zeit ſie nach und nach von unbedeutenden Abweichungen zu den verſchiedenſten Endergebniſſen führte, bis endlich der erſte unter den Trümmern der alten Welt zu Grunde ging, während die letztere den wichtigſten Einfluß, ſelbſt in den neuſten Zeiten noch, fortdauernd behauptete.

Die erſten bedeutenden Fortſchritte auf dieſer neuen Bahn machte am Ende des ſiebenten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt Thales von Milet. Statt wie ſeine dichteriſchen Vorgänger die Verhältniſſe der Natur durch ſinnbildliche Götterzeugungen zu bezeichnen, zeigte er natürliche Urſachen und Wirkungen, und brachte den Urſprung aller Dinge auf ein materialiſtiſches Grundprincip zurück, wofür er für ſeine Perſon das Waſſer (ſeine Schüler andre Elemente) annahm. Thales war Stifter der Joniſchen Schule. Seine Nachfolger hingegen begnügten ſich nicht damit, ein Element als Grundſtoff anzunehmen, welches die Form der Sinnenwelt und ihren mannigfaltigen Wechſel nicht erklären konnte, ſondern ſie ließen vielmehr dieſen Wechſel durch eine der Materie einwohnende Kraft der Verdichtung und der Verdünnung entſtehen, wobei ſie indeſſen Urſache mit Wirkung verwechſelten. Empedokles ſtellte das Urbild der Form als Freundſchaft und Feindſchaft, Heraklit als Harmonie und Zwietracht dar. Die Joniker im Allgemeinen, aber beſonders die beiden letztern Philoſophen nahmen den Zufall als Regel der Wirkſamkeit jener Urkräfte an. Der Urſtoff und die demſelben einwohnende Kraft der Veränderung waren ihre Gottheit. Empedokles behauptete neben dieſer noch das Daſeyn geiſtiger Weſen, bei denen das Körperliche weit ätheriſcher war, als bei den Menſchen, und die zum Theil über die Veränderungen walteten, ihnen aber auch zum Theil ſelbſt unterworfen wären. Dieſe Dämonologie der Joniſchen Philoſophen, welcher jedoch Heraklit nicht beitrat, war weſentlich von der Griechiſchen Götterlehre verſchieden, obſchon man (vielleicht aus Mangel an Nachrichten) keine Spur von öffentlichem Streite derſelben findet. Einer ihrer Hauptgrundſätze, daß nur das Gleiche das Gleiche

erkennen könne, veranlaßte sie, der Seele einen materiellen Ursprung zu geben, welchen Empedokles in allen vier Elementen, Heraklit hingegen nur im Feuer suchte, dessen reinste Natur der göttlichen am nächsten kommen müsse.

Während auf diese Art in Jonien die Anfangsgründe der Naturphilosophie sich zu einer größern Vollkommenheit ausbildeten, gründete in Italien Pythagoras von Samos, der erste, welcher sich einen Philosophen genannt haben soll, eine neue Schule, deren Einfluß auf die folgenden Zeiten von ungleich größerer Bedeutung war. Durch das Umfassende seines Genie's und die innere Kraft desselben hatte er sich weit über die Bildung seines Zeitalters zu einer Höhe heraufgeschwungen, auf die es ihm seine edle Seele zum Bedürfnisse machte, die ganze Menschheit zu erheben. Während seines Aufenthalts in Aegypten erlangte er die gründlichsten mathematischen Kenntnisse, und machte sich mit der ganzen Cultur dieses Landes, besonders aber mit der Priester-Verfassung und dem Einflusse derselben auf das ganze Land aufs innigste vertraut. Eine ähnliche, aber darin wesentlich von der Aegyptischen Priesterkaste verschiedene, Verbrüderung, daß sie statt der von jener aufgestellten strengen religiösen Dogmatik, eine auf freie vernünftige Forschung begründete Aufklärung verbreiten sollte, schien ihm besonders dazu geeignet, die Menschheit im Ganzen und in allen ihren Theilen zu jener Harmonie zu leiten, welche ihm als höchster und letzter Zweck des Weltalls in Gedanken vorschwebte. Diesen erhabenen Gedanken suchte Pythagoras in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt in dem zu Kroton gestifteten Philosophenbunde endlich zu verwirklichen. Hier forschten Männer, welche durch ihren staatsbürgerlichen Einfluß in ihrem Vaterlande im Stande waren, die innern und äußern Verhältnisse desselben zu bestimmen, gemeinschaftlich nach der reinen Wahrheit und den zweckmäßigsten Mitteln, ihre Mitbürger für dieselbe empfänglich zu machen. Durch eine sorgfältige Uebereinstimmung in der Bildung des Körpers und der Seele wurden beide zu einer innigen Harmonie verbunden, zu welcher die neu aufzunehmenden Mitglieder eigends erzogen werden mußten.

Durch ſtrenge Reinlichkeit und Mäßigkeit blieben Seele und Körper für höhern Genuß empfänglich, durch Geiſtesthätigkeit und gymnaſtiſche Uebungen gewannen ſie an Kraft. Muſik und Geſang waren am frühen Morgen die Vorbereitung zu den ernſtern Geſchäften des Tages, an welchem philoſophiſche Unterhaltungen und bürgerliche Geſchäfte mit körperlichen Uebungen abwechſelten; den Abend weihte man der Fröhlichkeit, die letzte Stunde vor dem Schlafe aber einer ernſten Prüfung ſeiner ſelbſt. Die gemeinſchaftliche Abſicht, ſich zu veredeln, erzeugte unter allen Mitgliedern die innigſte Freundſchaft, welcher das gemeinſame Streben die wohlthätigſte Wirkung auf das Zeitalter verdankte. Aber nur zu bald gerieth ihre politiſche Wirkſamkeit mit dem Argwohn, den Vorurtheilen und der Selbſtſucht ihrer Mitbürger in feindſelige Berührung, und der Philoſophenbund wurde als ſolcher zerſtört, ehe er etwas Bedeutendes von ſeinen erhabenen Zwecken für die ſittliche Veredlung der Menſchheit verwirklichen konnte.

Ueber den ganzen Zuſammenhang der eigentlichen Pythagoräiſchen Philoſophie zu urtheilen iſt ſchwer, weil man weder von dem Stifter der Schule ſelbſt, noch von ſeinen unmittelbaren Schülern ſchriftliche Denkmäler beſitzt, deren Aechtheit durchaus unzweifelbar wäre. Dennoch ſcheint der Geiſt derſelben, inſofern er ſich aus ſpätern Ueberlieferungen erkennen läßt, im Weſentlichen folgender geweſen zu ſeyn: Pythagoras hatte ſich in der Erforſchung der mathematiſchen Wiſſenſchaften gebildet. Von da aus ſchwang er ſich in die höheren Regionen der Philoſophie hinauf, und kam wohl auf dieſem Wege dazu, gewiſſe mathematiſche Begriffe, die zur Beſtimmung der Größenverhältniſſe dienten, als Grundlagen der ganzen Sinnenwelt anzunehmen, und auf dieſen Grundlagen mit einer ſolchen Beſtimmtheit zu folgern, daß ihn auch die lächerlichſten Ergebniſſe in der Wirklichkeit nicht irre machten. Als Grundlage der Form und Materie nahm er das Eins an. Als Materie ohne Form war das Eins das Gleiche, d. h. ohne alle Merkmale unendlich, mit der Form verbunden war es das Ungleiche, hatte Merkmale und war endlich, begränzt. Form und Materie blieben unzer-

trennlich verbunden. Aus der ewigen Wirkung des Ungleichen auf das Gleiche war die Welt entstanden. Die beiden einzigen Bedingungen der Form, welche die Einheit der Materie zuließ, sind das Gerade und Ungerade, welche ins Unendliche auf die unendliche Materie angewandt werden konnten. Das Gerade und Ungerade war als Zahlenverhältniß nur durch Zahlen bestimmbar, deren Wissenschaft ihm daher für die der Naturprincipien galt. Indessen wurden hier die Zahlen im metaphysischen Sinn als Qualität gedacht, während sie im mathematischen die Quantität ausdrücken. Unter den Zahlen waren dem Pythagoras die geraden, welche ein harmonisches Verhältniß enthielten, vollkommner als die ungeraden, und unter jenen hielt er die Dekas für die vollkommenste unter allen, weil sich durch sie am meisten andere Zahlverhältnisse auflösen ließen. So wie die Dekas unter den Zahlen, so war unter den Figuren der Kreis die vollkommenste. Daher nahmen die Pythagoräer das Weltall für rund an. Im Mittelpuncte desselben war der eigentliche Urquell der Weltseele, hier wohnte die heilige Wache des Zeus. Die Substanz der Weltseele selbst war das reinste Feuer, Centralfeuer. Wahrscheinlich setzten sie dieses in die Sonne, und kamen auf diese Art zuerst auf völlig abgezogenem Wege zu richtigen astronomischen Begriffen. Um das Centralfeuer herum bewegte sich der ganze Sternhimmel mit der Erde in zehn abgemessenen Kreisen, und gerade durch diese Zahl zehn drückte das Weltall seine höchste Vollkommenheit aus. Diese Kreisbewegung bewirkte den berühmten Sphärengesang oder Weltchoral der Pythagoräer, welchen die Erdbewohner nicht hörten, weil sie gleich beim Eintritt ins Leben von ihm betäubt und dadurch für denselben unempfindlich wurden.

Obschon nun die Pythagoräer das Feuer als das Göttliche überhaupt im Weltalle annahmen, so entwickelten sie doch aus diesem Grundsatze die Lehre von der Vielgötterei. In den Gestirnen, welche am meisten von jenem Feuer in sich hatten, wohnten die obersten Götter, welche durch ihre Vollkommenheit die Verehrung der Menschen in Anspruch nahmen.

Die Kräfte in den Elementen der sublunarischen Welt waren Götter niedern Rangs, noch tiefer standen die Menschen selbst, in welchen nur noch ein Funken von jenem göttlichen Feuer war. Die Götter walteten über die Menschen und ihre Schicksale, und je mehr sich die Menschen durch Harmonie in Gesinnungen und Handlungen den Göttern näherten, desto inniger war die Verbindung mit denselben. Da aber das göttliche Feuer selbst aus Zahlen hervorging, waren alle Seelen, sowohl göttliche als geringere, aus den Zahlen entsprungen.

Was endlich den menschlichen Geist selbst betrifft, so unterschieden die Pythagoräer im Allgemeinen Vernunft und Sinnlichkeit. Jene war ihnen ein reiner Ausfluß der Weltseele, ihr Zweck Harmonie; als gesetzgebendes und regierendes Princip blieb sie mit den Anmaßungen der Sinnlichkeit in stetem Widerspruche. Die Sinnlichkeit, als Lebensprincip zwar ebenfalls ein Erzeugniß der Weltseele, sahen sie indessen für mit gröbern Stoffen verwebt und dadurch der Disharmonie fähig an. Als eine für sich bestehende Zahl, wie der Körper, ging die Seele nach dem Tode des Menschen in einen andern menschlichen oder thierischen Körper über, in welchen der Zufall sie führte.

Die oberste Regel des sittlichen Handelns war die Gerechtigkeit, eine Harmonie, von welcher die Harmonie der Handlungen des Menschen mit der Weltharmonie eine Folge war. In der Vernunft, so folgerten die Pythagoräer, ist die Erkenntniß, in den Affecten die Kraft, in den Begierden und Neigungen das Bestreben gegründet. Sind Affecten und Begierden mit sich selbst und dem Gesetze der Vernunft in Harmonie, so ist der Mensch tugendhaft, wo nicht, so fröhnt er dem Laster.

Wie vieles in den erwähnten Systemen, besonders über den Ursprung der Natur, über die Veränderung u. s. w. undeutlich blieb, fällt in die Augen. Spätere Philosophen suchten diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Die ersten unter ihnen waren die Eleatiker: Xenophanes aus Kolophon stiftete diese Schule zu Elea in Groß-Griechenland,

Form ertheilen konnte, ohne ihre urſprüngliche Natur zu verändern. In dem Zurückſtreben der Materie in den einzelnen Dingen zur alten chaotiſchen Miſchung lag der Grund alles Vergehens und alles Uebels. Durch das Trennen und Verbinden der Materie war das Vergehen und Entſtehen der Erſcheinungen bewirkt. Als Erzeugniſſe der Weltſeele waren die Seelen der Menſchen und Thiere von gleichem Weſen, nur hatten die Menſchen eine vorzüglichere körperliche Geſtaltung. Dieſe Ergebniſſe hatte Anaxagoras durch höchſt merkwürdige Naturbeobachtungen erhalten. Mit ſeiner Lehre ſtanden die des Diogenes von Apollonia und Archelaus aus Athen, ſeiner Zeitgenoſſen, in naher Verwandtſchaft; aber man weiß zu wenig von ihren Syſtemen, um ſie eigentlich näher zu würdigen.

Der Umſtand, daß von allen dieſen Syſtemen keines die Angriffe der Vernunft ganz beſeitigen konnte, veranlaßte ſpätere Denker über die Vernunft ſelbſt zu philoſophiren, und die Geſetze, welche ſie bei ihrer Thätigkeit befolgen mußte, die Geſetze des Denkens auszumitteln. Den ältern Philoſophen, welche das Gebiet der Erfahrung in ihren phyſiſchen Syſtemen nicht verlaſſen hatten, war dieſes Bedürfniß weniger fühlbar; allein die Eleatiker, welche von den Grundſätzen der reinen Vernunft ausgingen, empfanden die Nothwendigkeit einer Wiſſenſchaft, vermittelſt deren die Vernunft ſelbſt und das Denken gewiſſen beſtimmten Regeln unterworfen wurden, die alle Undeutlichkeit oder Zweideutigkeit in der Erfahrung aufhöben. Schon Zeno bediente ſich in der Anwendung einer Denklehre. Noch andere Gründe kamen hinzu, die Ausbildung einer ſolchen Wiſſenſchaft zu befördern. Die meiſten Griechiſchen Verfaſſungen, vorzüglich aber die von Athen, veranlaßten öftere Reden vor dem Volke. Anfänglich begnügte man ſich mit ungekünſtelter Darſtellung aus eigener Ueberzeugung. Aus Uebung entſtand Kunſt. Bald wurde man die Vortheile gewahr, welche die Kunſt ihren Jüngern zur Ueberzeugung der Zuhörer verlieh, und richtete von nun an den mündlichen Vortrag nach ihren Vorſchriften ein, um deſto ſicherer zu überführen. So gaben Philoſophie und Politik einer Wiſſenſchaft das Daſeyn,

welche von nun an die Leiterin der Gedanken und Reden wurde, und welche man je nach ihrer Anwendung auf das Denken selbst den Zusammenhang, und die einzelnen Theile der Rede, Dialektik, Logik, Grammatik und Rhetorik, und die Männer, welche sich vorzüglich oder ausschließlich mit derselben beschäftigten, Rhetoren oder Sophisten nannte. Im Anfange und so lange Forschen nach Wahrheit der letzte und einzige Zweck der Sophisten blieb, leisteten sie sowohl in der Philosophie als in der Politik äußerst wichtige Dienste. Sie dachten schärfer und drangen tiefer ein, als man es bisher gethan hatte, und machten in der philosophischen Sprache mehr Bestimmtheit, in der Folgerung mehr Strenge nothwendig, weil sie alles, was nicht eines festen Beweises fähig war, über den Haufen warfen. Besonders zeichnete sich Protagoras aus Abdera aus durch den Scharfsinn, womit er jede objective Wahrheit zu zerstören suchte, indem er von dem Grundsatze ausging, daß keinem Dinge ein absolutes, bleibendes Seyn zukomme; daß einerseits die Materie, andrerseits auch der Zustand der Sinne und ihre davon abhängende Empfänglichkeit in jedem Augenblicke verändert würden. Mit dieser Lehre zog er in Griechenland umher, hielt in den verschiedenen Städten öffentliche Vorlesungen und Disputationen, und gewann durch Unterricht bedeutende Summen. Aber sowohl in der Politik als in der Philosophie verließen die Sophisten ihre ursprüngliche Bahn, die Forschung nach Wahrheit. Das Volk durch eine glänzende Kunst zu blenden und für eigennützige oder ihren Gönnern und Bezahlern vortheilhafte Plane zu gewinnen, wurde jetzt leider der vorzüglichste Zweck der meisten Volksredner, die ihre schöne Kunst zu einem Geldgewerbe entweihten. Auch in der Philosophie machten sie es nicht besser; besonders hatten hier die allgemein eingerissene Sittenlosigkeit der Griechen und der Neuheitsreiz der Athenienser einen verderblichen Einfluß. Beinahe alle weitere Forschung im Gebiete der Philosophie hörte jetzt auf. Eine Art von dialektischen Untersuchungen der bisher aufgestellten Systeme, wobei Witz und Scharfsinn, aber desto weniger Wahrheitsgeist glänzte, und wobei durch künstlichen Trug die Wahrheit entge-

gengesetzten Meinungen beinahe in gleiche Augenscheinlichkeit gesetzt wurde, machte nach und nach die vorzüglichste Beschäftigung der Sophisten aus, und wurde allmählig mit dem Begriffe eines Sophisten verbunden. Aus dieser Behandlung der Wissenschaft mußte bald die furchtbarste Zweifelsucht entstehen, welche alle menschliche Erkenntniß über den Haufen zu werfen drohte. So stellte einer der berühmtesten Sophisten, Gorgias von Leontinum, in einem Buche von der Natur oder dem was nicht ist, die Grundsätze auf: 1) es sey gar nichts vorhanden, 2) wäre etwas vorhanden, so wäre es doch nicht erkennbar, 3) wäre es erkennbar, so ließe sich doch diese Erkenntniß keinem andern mittheilen. Diese Behauptungen suchte er durch scharfsinnige aber trügliche Schlußfolgerungen zu beweisen. Ihr Streben, objective Wahrheit zu vertilgen, machte bald ihre Zuhörer an den Begriffen von Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Vaterlandsliebe, Religion und Sitten irre. Eine abscheuliche Sittenlosigkeit und die Vernachlässigung aller höhern Begriffe waren die nächsten Folgen ihrer Einwirkung auf die gebildetern Stände des Volks, und Staat und Wissenschaft geriethen an den Rand des Verderbens, als die Vorsehung einen außerordentlichen Mann erweckte, sie zu bekämpfen.

Daß schon früher Männer von Gefühl und Vaterlandsliebe das Verderbliche der Sophisterei einsahen, und dem Strome, wiewohl vergeblich, einen Damm entgegen zu setzen suchten, ist der Natur der Dinge nach höchst wahrscheinlich, aber Niemand fühlte das Bedürfniß, dem Geiste seiner Zeit eine bessere Richtung zu geben, lebhafter und inniger als Sokrates, der Sohn des armen Bildhauers Sophroniskus aus Athen (geb. 469 v. Chr. Geb.). Von Jugend auf hatte sein Geist einen Drang nach Bildung und Wahrheit gefühlt, den er selbst während er die Kunst seines Vaters ausübte, wie vorher aufs sorgfältigste zu befriedigen suchte. Die Schulen der Sophisten verließ er getäuscht in seinen Erwartungen von ihnen, und sah sich gezwungen, in seinem eigenen Geiste dasjenige zu suchen, was er im fremden Unterricht vermißte. Die Wiederherstellung der Sitten und der Herrschaft des gesunden Menschenverstands schien ihm das

nächſte und dringendſte Bedürfniß der Zeit. Aber die Schwierigkeiten, welche ſich in den Lehren der Eleatiker und Sophiſten durch den Widerſtreit der reinen Vernunft und der Erfahrung fanden, brachten ihm einen Abſcheu vor der Metaphyſik bei, der ſich bei den damaligen Zeitumſtänden zwar nicht völlig entſchuldigen, aber doch leicht verzeihen läßt, und führte ihn auf eine bloße Erfahrungs-Philoſophie für das Leben. Dieſe beförderte logiſche Richtigkeit im Denken, Kenntniß der Natur und ihrer Zweckmäßigkeit, Aufhellung des Blicks über Welt und Menſchen und des Begriffs von Tugend und Gerechtigkeit, ohne ſie auf die oberſten wiſſenſchaftlichen Grundſätze zurückzuführen. Seine ganze Lehre war mit einem Wort eine Philoſophie und Sittenlehre für die Welt, welche zu allen Zeiten und allen Menſchen nützlich ſeyn könnte. Dabei bediente er ſich in ſeinem Unterricht eines Verfahrens, welches für die freie Entwicklung des Geiſtes ſehr viele Vorzüge hat; er griff nämlich den Fortſchritten der eigenen Forſchung bei ſeinen Zöglingen nicht vor, ſondern ſuchte ſie vielmehr durch angemeſſene Fragen ſelbſt auf die genauere Entwicklung der Begriffe zu leiten, welche er auf dieſe Art aus ihrem Geiſte herausnahm. Sein Moralſyſtem führte er auf einen höchſt weiſen und gütigen Lenker aller Dinge zurück, wodurch er den ſittlichen Glauben der Menſchen zu befeſtigen ſtrebte; aber ſein guter Wille ſcheiterte an der Erbitterung ſeiner Gegner, welche ihm ungeachtet ſeiner unſterblichen Verdienſte unter dem Vorwande der Götterverachtung den Giftbecher reichten.

So ſchön auch die Sittenlehre des Sokrates an ſich ſelbſt war, und ſo großen Nutzen ſeine Erfahrungs-Philoſophie unter den Menſchen ſtiftete, ſo war ſie doch bei der gänzlichen Vernachläſſigung der Metaphyſik und der höhern Dialektik für den menſchlichen Forſchungstrieb keineswegs befriedigend. Schon bei ſeinem Leben, aber mehr noch nach ſeinem Tode wichen mehrere von ſeinen Schülern in vielen und bedeutenden Puncten von ſeiner Lehre ab, und ſtifteten eigene Schulen, welche von neuen Anſichten ausgingen. So gründete Euklides aus Megara kurze Zeit nach dem Tode ſeines Lehrers eine beſondere Schule

in seiner Vaterstadt, welche die Metaphysik der Eleatiker und die Dialektik von neuem bearbeitete. Die strenge Richtigkeit der Beweisführung, welche sie verlangten, ihre Angriffe gegen den formalen und materialen Dogmatismus ihrer philosophischen Zeitgenossen und die öftern Disputationen welche sie hielten, um auf den Grund der wissenschaftlichen Wahrheit zu kommen, zogen ihnen den Vorwurf der Disputirwuth zu, obschon sie dabei ganz andere Absichten als die Sophisten hatten, und zur festen Begründung der Wissenschaft unendlich viel beitrugen. Leider ist uns von den Verhandlungen des Euklides und seiner Schüler nur sehr wenig übergeblieben. Euklides war Stifter der im Alterthume so berühmten sieben Sophismen. Diodor erweiterte die Schlußfolgerung des Eleatischen Zeno gegen die objective Wirklichkeit der Bewegung, und Stilpo leugnete, wie im Mittelalter die Nominalisten, die objective Gültigkeit der allgemeinen Begriffe, weil sie sich auf keinen bestimmten Gegenstand bezögen, und folglich an Inhalt leer wären. Im Allgemeinen bereiteten die Megariker durch die Art ihrer Behandlung der Wissenschaft wesentlich den Skepticismus der neuern Akademie und der Pyrrhonier vor, wodurch später die Philosophie eine ganz neue Richtung erhielt.

Antisthenes aus Athen, ein andrer Schüler des Sokrates, faßte die sittlichen Lehren desselben in einem zu strengen Sinne. Vom Grundsatz ausgehend, daß nur Tugend dem Menschen nothwendig und zur Glückseligkeit hinreichend sey, verwarf er deswegen alle theoretische Philosophie, und predigte die Enthaltsamkeit von allen nicht durchaus nothwendigen Gütern. Er ward Stifter der Cynischen Schule, welche nach ihm Diogenes von Sinope so berühmt machte. Ihr äußerer Aufzug, die vielen Laster, deren sich die spätern Cyniker schuldig machten, und die Satyren, womit sie Lucian deswegen züchtigte, machten sie verächtlich; überhaupt war ihre Zahl nie groß.

Auch Aristipp aus Cyrene in Libyen hatte seine erste Bildung von Sokrates erhalten, verließ aber sein System, um die Cyrenaische Schule zu begründen. Als Grundsatz stellte er auf, nur die subjective Empfindung enthalte für den Menschen Wahr-

heit, nur dieser allein sey sich der Mensch bewußt, nur angenehme Empfindungen seyen ein wünschenswerthes Gut, und diesen müsse man also vorzüglich nachstreben. Er läugnete einen objectiven moralischen Werth der Handlungen, und hielt die in der bürgerlichen Gesellschaft darüber herrschenden Begriffe für bloß herkömmlich, rieth jedoch, sich nach ihnen zu bequemen. Von seinen Schülern und Nachfolgern lehrte Theodor den Atheismus und den höchsten praktischen Egoismus; Euemerus und Bion spotteten gleich ihm, der erstere vorzüglich in seiner heiligen Geschichte der Griechischen Volksreligion. Hegesias predigte, weil das höchste Gut im Leben so schwer zu erreichen sey, den Selbstmord, und fand Narren, welche ihn befolgten.

Anniceris endlich, der die Schwierigkeiten des Cyrenaischen Systems einsah, suchte es, obwohl vergebens, mit den Lehren der Vernunft zu vereinigen.

Dem berühmtesten und geistreichsten unter allen Schülern des Sokrates, dem genialischen, dichterischen Plato war es vorbehalten, in der höchsten Wissenschaft einen Einfluß zu gewinnen, welcher sich bis auf die späteste Nachwelt erhalten sollte. Plato verband mit einem weit umfassenden Genie, welches ihn bald über die Schranken der Sokratischen Moralphilosophie hinausriß, eine feurige, kühne Phantasie, welche ihn, da wo die Vernunft nicht auszureichen schien, die verwegensten Sinnbilder aufstellen ließ, die seiner Philosophie eine eigenthümliche idealische oft aber schwärmerische Richtung gaben, die sie von allen andern unterschied; daher auch in spätern dem Wunderglauben so geneigten Zeitaltern der häufige Misverstand und Misbrauch derselben. — Plato hatte als Jüngling in der epischen, lyrischen und dramatischen Art gedichtet, und dieser seinem Geiste angemessenen Beschäftigung nur zu Gunsten der Philosophie, besonders seit seiner Bekanntschaft mit Sokrates, entsagt, über welchen er den großen Vortheil einer gründlichen Gelehrsamkeit in den positiven Wissenschaften hatte. Später hatte er durch Reisen seine Bildung veredelt, welche auf den praktischen Theil seiner Philosophie einen bedeutenden Einfluß übten.

erzeugt werden, gelangen zu keinem Bewußtseyn wie bei den Menschen; die unvernünftigen Seelen sind vergänglich, sterblich, die vernünftigen sind es nicht. Den Grund der Verbindung der Seele mit dem Körper konnte er sich nicht klar vorstellen, er suchte ihn vielmehr durch ein phantastisches Philosophem von einem frühern Aufenthalt der Seelen in höhern Regionen zu erklären, welches eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Symbolen und Fabeln des Orients hatte. Seinem Systeme gemäß erkannte Plato die vernünftige Seele für unsterblich, und entwickelte die Beweisgründe dieses Satzes noch besonders schön in der merkwürdigen Unterredung, welche von Phädon ihren Namen erhielt.

Die Trennung des Materiellen und Geistigen führte den Plato auch auf neue Begriffe von der Welt, welche nun nicht mehr wie früherhin aus physischen Ursachen erklärt werden konnte. Nach Plato ist die Welt der Inbegriff aller Substanzen überhaupt mit Ausschlusse ihres unbedingten Urhebers (der Gottheit). Sie besteht aus Körper und Seele, und ist also überhaupt ein lebendes Thier. Weil sie empirisch wahrgenommen wird und zufällige veränderliche Bestimmungen hat, so muß sie entstanden seyn, und wegen ihrer Vollkommenheit muß die vollkommenste Intelligenz (Gott) ihre unbedingte Ursache seyn. Gott machte diese Welt nach dem vollkommensten Ideale, Weltideale. Dem Ganzen nach ist die Welt unzerstörbar, weil sie Gott nicht wird zerstören wollen, und sie durch keine andere Ursache zerstört werden könnte. Ihre äußere Gestalt ist kugelförmig, weil diese Figur die vollkommenste ist und alle andern Figuren in sich faßt, auch hat sie eine Bewegung im Kreise, die der Vernunftthätigkeit am angemessensten ist. Die Bewegung der Welt schrieb Plato einer Seele zu und zwar, insofern jene regelmäßig war, einer vernünftigen, guten, insofern sie aber unregelmäßig war, einer materiellen, bösen, welche verbunden die Weltseele ausmachen. Die Gottheit konnte wohl die Kräfte des bösen Princips der Vernunft unterwerfen, aber nicht ganz unterdrücken. Bei dem Menschen war das böse Princip die Quelle aller unordentlichen Begierden und Leidenschaf-

ten, deren Bekämpfung die Tugend ausmacht. Gott hatte dem Menschen die Freiheit gegeben, zwischen dem Guten und Bösen zu wählen, nebst der Kraft, die Reize des letztern zu besiegen.

Obschon Plato die ganze Schwierigkeit der wissenschaftlichen Bestimmung des Begriffes von der Gottheit fühlte, und ihm der Volksglaube hier bedeutende Hindernisse in den Weg legte, so blieb er nichts desto weniger in seinen Folgerungen aus seinem bisherigen Systeme consequent, während er hie und da durch besondere Aeußerungen den Volksmeinungen huldigte. Wie Sokrates leitete er die Existenz der Gottheit von der Zweckmäßigkeit der Welt und der Nothwendigkeit einer ersten absoluten Ursache alles bedingten Vorhandenen ab. Auch die Verbindung der Form mit der Materie und das Daseyn der menschlichen Seelen, als vom Körper wesentlich verschiedener Substanzen, waren ihm Beweisgründe. Aus dem allgemeinen Begriffe von Gott entwickelte er dessen Eigenschaften. Gott ist ewig, sich immer gleich und unveränderlich, er ist der Grund aller Erkenntniß und daher allwissend, er handelt nach einem vollkommenen Ideale, und ist daher der Urquell alles Guten, ferner das sich selbst zureichendste und seligste Wesen, und eben darum einzig. Das Böse liegt in der ewigen Natur der Materie, die Gott nicht hervorbrachte, sondern nur seinem Ideale verähnlichte. Der Hauptzweck der Welt ist die Vervollkommnung, Verähnlichung der vernünftigen Substanzen mit Gott, die Besiegung der Unwissenheit, der Thorheit und des Lasters.

So groß auch das Verdienst des Plato um die theoretische Philosophie durch Erweckung neuer Ideen war, so leistete er doch nach Verhältniß unendlich mehr in der praktischen, wo außer den Anfangsgründen des Pythagoras und später des Sokrates beinahe noch gar nichts geschehen war. Sokrates hatte vorzüglich gegen den praktischen Egoismus gekämpft, ihm aber durch seine Theorie von der Glückseligkeit eher geschmeichelt, als ihn beseitigt. Plato ging auf der Bahn des Sokrates weiter, und baute, indem er dem Grunde des Sittengesetzes und seiner Verbindlichkeit im Wesen der Vernunft nachforschte, eine vollendetere Theorie der Sittenlehre, welche er in Beziehung auf

das Verhalten einzelner Menschen gegen einander, oder in Beziehung auf eine Gesellschaft derselben, in Moral und Politik eintheilte.

Aus der doppelten Einwirkung der Vernunft und der unvernünftigen Seelenkräfte auf das Begehrungsvermögen des Menschen entwickelte Plato den Grundsatz: Handle so, wie es der Vernunftidee des Besten gemäß ist, und zwar um der Vernunft willen; durch Befolgung dieses Grundsatzes erreicht man die Vollkommenheit, welche Zweck des Lebens ist. Das Vermögen des Menschen, dem Sittengesetz gemäß oder entgegen zu handeln, ist der sittliche Wille, die Freiheit des Menschen. Plato hatte eine Ahnung von den Schwierigkeiten der Lehre von der Freiheit, sah sie aber dennoch nicht in ihrem ganzen Umfange ein, wie sie später entwickelt wurde. Da er den göttlichen Ursprung der Vernunft behauptet hatte, so war ihre Nachgiebigkeit gegen die Sinnlichkeit oder das Böse bei seinem System ein Widerspruch, aus dem er sich vergebens mit spitzfindigen Distinctionen zu ziehen suchte. Die vollkommene Sittlichkeit, oder die vollständige Harmonie der praktischen Gemüthsvermögen mit dem Sittengesetz kommt nur der Gottheit zu; der Mensch darf nur in einem künftigen körperlosen Zustand hoffen, die vollkommene Tugend zu erreichen. Die Sittlichkeit setzt Erkenntniß der Vernunft, ihrer Beschaffenheit und ihrer theoretischen und praktischen Beziehung auf den sinnlichen Menschen und die Dinge um ihn her, voraus. Diese heißt, vornehmlich in praktischer Hinsicht, Weisheit. Die Vernunfterkenntniß in Beziehung auf Sittlichkeit kann bloß klar seyn, wenn man sich des Sittengesetzes bewußt ist, ohne es bis zu seinen Gründen verfolgt zu haben, oder sie ist deutlich, wenn man eine wissenschaftliche Einsicht davon hat, jenes ist ein Meinen, was man in der neuern Philosophie moralisches Gefühl heißt, dieses ein Wissen. Auch fühlte Plato den ganzen Einfluß der Vorstellungen vom Wünschenswerthen oder den Gütern auf das Begehrungsvermögen des Menschen und die Nothwendigkeit der Festsetzung eines höchsten absoluten Guts, auf welches alles Streben zurückgeführt

werden konnte; durch Abstraction fand er dieses in der harmonischen Regelmäßigkeit des Denkens, Empfindens und Handelns, also eigentlich in der Sittlichkeit selbst. Bei der weitern Entwicklung des Verhältnisses von Glückseligkeit und Sittlichkeit gerieth er indessen auf Schwierigkeiten, wo er diese beiden Begriffe nur gar zu sehr verwechselte, und sich vergebens durch Distinctionen und Phantasien herauszuhelfen suchte. Das Wort Tugend (ἀρετή) braucht Plato bald für die sittliche Vollkommenheit selbst, bald aber auch für die subjective Handelnsweise, welche die Angemessenheit des Menschen zum Sittengesetze verlangt. In diesem letztern Sinne unterscheidet er vier Hauptarten: 1) die Weisheit, die Erkenntniß der sittlichen Vernunftgesetze in ihrer Anwendbarkeit auf den Willen; 2) die Mäßigkeit, die selbstthätige Unterordnung des sinnlichen Begehrungsvermögens unter das Vernunftgesetz; 3) die Tapferkeit, die beharrliche Gemüthsstimmung, bloß das Böse zu fürchten, das physische Uebel um des moralisch Guten willen standhaft ertragen zu können, und die sittliche Maxime unabhängig von sinnlicher Lust und Unlust zu vollziehen, und endlich 4) die Gerechtigkeit, die vollkommene Erfüllung der Pflichten des Menschen gegen Andere. Die Uebereinstimmung dieser vier Tugenden ist die vollendete Sittlichkeit.

Auf den Grundlagen seiner Moral erbaute Plato das System seiner Politik. Diese ist die Wissenschaft, die Menschen zu einer Gesellschaft zu verbinden unter der Herrschaft des Sittengesetzes, und sie in dieser Verbindung zu erhalten. Er entwickelte sie vorzüglich in seinem Werke von der Republik, in welchem das Ideal der Tugend des Staats dargestellt ist; die in diesem Werke enthaltenen Vorschriften nähern sich mehr dem Ideal, während die in den Büchern von den Gesetzen sich mehr an das Praktische anschließen. Die Staatswissenschaft ist ein Erzeugniß der Vernunft, also ein Theil der Philosophie, eine Wissenschaft der Philosophen, und weil nur diese die Gesetze der Vernunft auf das Leben anzuwenden wissen, so sollten sie allein regieren. Der höchste Staatszweck ist Sittlichkeit und Glückse-

lichkeit der Individuen, diesen müssen die Regenten, das heißt diejenigen, welche die Gesetze geben und vollziehen, zu erreichen suchen. Der Staat wird durch seine Mitglieder und ihre Handelnsweise eine moralische Person im eigentlichen Sinne des Worts, und muß in seiner Gesammtheit die Tugenden des einzelnen Menschen, Weisheit, Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit vereinigen. Nach den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft theilte Plato die Gesammtheit der Staatsbürger vorzüglich in zwei Classen ein: 1) den Nährstand, Ackerbauer, Handwerker und Künstler und 2) den Wehrstand, die Krieger, von welchen jede Classe eine besondere, ihren Bedürfnissen angemessene Erziehung erhalten sollte, aus dem Wehrstand sollten auch die Regenten gewählt werden, die zu Uebernahme der Aemter das fünfzigste Jahr angetreten haben sollten. Die Weiber sollten gleiche Rechte mit den Männern haben, dieselbe Erziehung genießen, und wenn sie durch Talent, Kenntnisse und Verdienst dazu fähig wären, auch zu den öffentlichen Aemtern und Würden gelangen können. Im Wehrstande sollte zur Beförderung des Patriotismus der Krieger und Staatsbeamten Gemeinschaft der Weiber, der Kinder und Güter statt haben. Um die Ausschweifung des Geschlechtstriebes zu verhüten, war die Begattung auf gewisse Tage und ein bestimmtes Alter beschränkt. Plato unterschied die Hauptarten der bestehenden Staatsverfassungen sowohl nach der Zahl der herrschenden physischen Personen, als nach der Beschaffenheit der Triebfedern, welche sich in der Regierungsform verrathen. Um den Mängeln und Ausartungen der einzelnen Arten so viel möglich zu begegnen, hielt er eine gemischte Verfassung, und zwar die aus Monarchie und Demokratie zusammengesetzte für die beste. Das allgemeine Beste ist der oberste sittliche Zweck der Gesetzgebung. Aus der Nothwendigkeit, die Sinne zu bezähmen und dem Egoismus der Einzelnen seine Schranken anzuweisen, leitete er die Eigenschaften des Gesetzgebers und der Gesetzgebung ab; vorzüglich muß der Gesetzgeber für die moralische Erziehung der Grundlage aller Rechtlichkeit der Staatsbürger sorgen. Körper und Geist müssen durch eine sorgsame Behand-

lung der Eigenthümlichkeit des Zöglings mit Verbannung alles Zwanges zu einer vollkommenen Harmonie unter der Regierung der Vernunft geführt werden. Hiebei ertheilt er Vorschriften für die physische, ästhetische, moralische und vernünftige Ausbildung der Kinder, für welche letztere er besonders den Unterricht in den mathematischen Wissenschaften empfahl.

Noch reiht sich an die praktische Philosophie des Plato seine Theorie vom Schönen an, welches nur dem Menschen erkennbar ist, weil er allein Sinn für Harmonie, das Wesen des Schönen hat. Schöne Gegenstände müssen von dem Urschönen an sich unterschieden werden, welches absolut eine Idee der Vernunft, der sichtbare Abglanz des Vollkommenen ist. Das körperliche Schöne liegt in der Harmonie materieller Theile jener Idee gemäß, das geistige Schöne in der Harmonie der Erkenntniß und der Handelnsweise mit den Regeln und den Gesetzen der Vernunft; im Menschen können beide Schönheiten vereinigt seyn.

Aus dieser für die Geschichte der spätern Philosophie nothwendigen Darstellung des Platonischen Systems lassen sich im Allgemeinen die Vortheile und Mängel desselben sehr gut entwickeln. Viele Eigenthümlichkeit läßt sich derselben in keinem Falle absprechen. An Kenntniß des ganzen Umfanges der Philosophie und Würdigung der einzelnen Theile derselben übertrifft Plato alle seine Vorgänger, besonders sah er die Nothwendigkeit der harmonischen Verbindung der Theorie mit der Erfahrung ein, und leitete hiedurch die Spätern auf eine bessere Bahn. Dennoch ist es dem ganzen Gebäude anzusehen, daß man hier noch erst am Schaffen, und das von Plato eröffnete Feld noch vieler Bearbeitung bedürftig war. So ist unter anderm eine Erkenntnißlehre durch das Ideen-System nichts weniger als vollkommen gründlich und erschöpfend erörtert, auch die einzelnen Gemüthsvermögen waren nicht genugsam auseinandergesetzt, und endlich in der Sittenlehre die Schwierigkeiten der Lehre von der Freiheit keineswegs gehoben. Dessenungeachtet erwarb sich Plato durch seine Bearbeitung der Philosophie ein so unsterbliches Verdienst, daß nicht nur sein Ruhm

und seine Werke sich bis auf unsere Tage erhalten haben, sondern man auch lange nach ihm, und als schon viele Spätere im Felde der Philosophie bedeutende Fortschritte gemacht hatten, noch öfters wieder auf sein System zurückgekommen ist, und es neuerdings als Grundlage fernerer Ausbildung gebraucht hat.

Auf dieser Stufe war die philosophische Cultur des Alterthums, als die Zeit in Aristoteles, dem Schüler Plato's und Lehrer Alexanders, einen Mann hervorbrachte, welcher ihren ganzen Umfang in sich faßte. Durch die Begünstigung seines erhabenen, den Musen so huldreichen Zöglings war er im Stande, alle wissenschaftlichen Schätze des Alterthums zu benutzen und auf seine eigene Bildung anzuwenden, in Büchern und auf Reisen sich eine Menge Erfahrungs-Kenntnisse zu sammeln, deren Darstellung für die spätesten Zeiten wichtig seyn sollte. An Umfang und Schärfe des Geistes war er dem Plato gleich, und dessen schwärmerische idealisirende Phantasie war durch den eindringenden Scharfsinn, die Thätigkeit und praktische Urtheilskraft des Aristoteles für das Gedeihen der Wissenschaft als solcher mehr als ersetzt. Ihm gelang es erst, die Wissenschaft eigentlich systematisch zu ordnen.

Vor allem aus suchte dieser große Denker den Begriff von Wissenschaft selbst von neuem genau zu bestimmen, indem er ihn sorgfältig von dem mit ihm Verwandten und mit ihm Zusammenhängenden trennte. Wissenschaft, so folgerte Aristoteles, ist also Erkenntniß der Gegenstände nach ihren wesentlichen Bestimmungen, ihr Zweck ist Wahrheit, deswegen erfordert sie Beweisführung aus Principien. Diese Principien werden durch die Vernunft möglich, die Lehre von dieser ist die Vernunftkunde, die höchste Philosophie. Die Philosophie ist theoretisch, wenn sie Erkenntniß der Gegenstände, praktisch, wenn sie Handlungen anbelangt. Jene umfaßt die Physik, Mathematik und Vernunftkunde. Die Physik betrifft die Natur in ihrer Qualität, die Mathematik in ihrer Quantität. Die Lehre von den Principien der Qualität und Quantität der Erscheinungen führt auf das letzte Princip, das Urding, und die Wissenschaft von diesem ist die Vernunftkunde. Die praktische

Philosophie betrifft entweder die mechanische Hervorbringung materieller Werke nach Ideen von Zwecken, Technik, oder die Handlungen des Menschen nach dem Freiheitsbegriffe überhaupt, Sittenlehre. Insofern sich nun die Lehre von Handlungen des Menschen auf seine Verhältnisse als Mensch, als Bürger oder als Hausvater beziehen, ist die Sittenlehre Ethik (Tugendlehre), Politik oder Oekonomie. Zu der gesammten Philosophie kommt die Wissenschaft der Regeln des Denkens, Dialektik, hinzu, welche alle Erkenntnisse, theoretische oder praktische, voraussetzen.

Alle diese einzelnen Theile der menschlichen Erkenntniß arbeitete Aristoteles wieder systematisch zu einer hohen Vollendung aus, wie sie vor ihm kaum geahnet, und nach ihm bis auf die neusten Zeiten im Ganzen nie verbessert wurde. Von der Kritik des früher Geleisteten ausgehend, verbesserte und vervollkommnete er wo es sich thun ließ, und schaffte aus eigener Kraft neu, wo noch gar nichts gethan, oder das Vorhandene nicht haltbar war, und stellte so das vollendetste Gebäude der philosophischen Dogmatik auf, von welchem man von nun an ausging.

Gern würden wir unsern Lesern eine vollständige Entwicklung eines wissenschaftlichen Systems, welches auf die Cultur späterer Zeiten einen so unendlichen Einfluß hatte, darstellen, wenn sich der weite Umfang desselben mit unserm Plane vernünftiger Weise vertragen könnte; und mit innigem Bedauern sehen wir uns genöthiget, nachdem wir die allgemeine Uebersicht seiner Eintheilungen gegeben, uns bloß mit einer Schilderung der Fortschritte und Verdienste des Aristoteles in dem Gebiete der Wissenschaft überhaupt und seinem Einfluß auf sein Zeitalter und die spätern zu begnügen. Unmöglich können wir uns hier der Aeußerung des Wunsches enthalten, daß unsre philosophischen Leser wo nicht in den Urquellen selbst, doch bei denjenigen Schriftstellern, welche sich ein besonders Verdienst um die Geschichte der Philosophie erworben haben, jene gründlichere Belehrung über die einzelnen Theile des Aristotelischen Systems suchen mögen, welche für die richtige Würdigung der spätern

Philosophie so höchst interessant ist, sich aber mit dem beschränktern Raume, welchen wir diesem Fache widmen können, nicht verträgt.

Schon die systematische Form an sich selbst, welche Aristoteles der Wissenschaft gab, ist der Bewunderung aller spätern Jahrhunderte würdig, wenn man bedenkt, daß er sich nicht allein mit der Ordnung des Ganzen beschäftigen konnte, sondern sogar zu vielen einzelnen Theilen die Materialien sammeln mußte, während das schon Vorhandene höchst zerstreut ja häufig im Widerspruche mit sich selbst aus den Werken der ältern Philosophen herauszureißen war, und er zur Bildung eines Zusammenhangs eine wissenschaftliche Sprache größtentheils neu zu schaffen, sich genöthigt sah. Aber diese systematische Form seines ganzen Lehrgebäudes konnte nicht ohne eine vorhergegangene vollendete Ausbildung der Logik als Wissenschaft statt haben, welche man dem Aristoteles gleichfalls sehr hoch anrechnen muß, um so mehr, da er außer der systematischen Ordnung des Ganzen auch einzelne Theile derselben mit vielem Scharfsinn vervollkommnete. Durch seine Kritik der bisherigen philosophischen Systeme wurden nicht nur in der damaligen Zeit viele Vorurtheile und irrige Meinungen der Frühern gehoben, sondern er hinterließ sogleich in seinen Werken für alle Spätern eine unschätzbare Quelle der Geschichte der Griechischen Philosophie. Durch seine Sorgfalt, die speculative Philosophie mit der Erfahrung in Harmonie zu erhalten, erhielt seine Metaphysik besonders für seine Zeit einen großen Vorzug vor den frühern, und in der Analyse des Erkenntnißvermögens machte er bedeutende Fortschritte, obschon er, abgeschreckt durch die der Erfahrung widersprechenden Behauptungen seiner Vorgänger über die Erkenntniß a priori, diese letztere von der empirischen Erkenntniß nicht genug unterschied. In seiner praktischen Philosophie, wo Aristoteles eben so sehr auf den sinnlichen als den vernünftigen Menschen Rücksicht nahm, und die Sinnlichkeit der Vernunft unterordnete, ohne sie wie die Stoiker gänzlich zu unterdrücken, entwickelte er eine große Kenntniß des menschlichen Herzens und der gesellschaftlichen Verhältnisse, und ertheilte eine Menge

herrlicher Vorschriften für das Leben. Besonders wirkten seine Weltkenntniß und sein Abscheu vor allzu transcendentalen oder schwärmerischen Systemen vortheilhaft auf seine Politik, für welche er weit haltbarere Grundsätze aufstellte als sein Vorgänger Plato, welchen er, vielleicht ohne genugsame Würdigung seiner hohen Ideen, wohl allzu vornehm bespöttelte. Aber nicht nur das Gebiet der Philosophie, sondern der ganze Umfang des menschlichen Wissens wurde durch Aristoteles auf eine unglaubliche Weise erweitert. In den Naturwissenschaften macht er eine Epoche, wie vielleicht keiner vor oder nach ihm. Viele seiner Beobachtungen hat man in unsern Zeiten beinahe für neue Entdeckungen gehalten, und über wie Vieles könnten seine Werke Auskunft geben, wenn sie alle bis auf uns gekommen wären! Auch für die Redekunst in Prosa und Poesie ertheilte er rhetorische und ästhetische Vorschriften; von vielen andern Materien sind uns nur die Titel der Werke, in welchen er sie behandelte, übrig geblieben, welche uns auf die Größe ihres Verlusts schließen lassen. Nachdem er die Erziehung Alexanders vollendet, stiftete er während eines dreizehnjährigen Unterrichts in den Hallen des Lyceums zu Athen die Peripatetische Schule, und starb endlich, durch Neid und Verfolgungen aus Athen vertrieben, im 63. Jahre seines Alters zu Chalcis in Euböa im Jahr 320 vor Christi Geburt.

Unter den unmittelbaren Schülern des Aristoteles namentlich unter Theophrast aus Eresus auf Lesbos, seinem Freund und Erben seiner Handschriften, erhielt sich die Aristotelische Lehre unverfälscht; als aber nach und nach die unmittelbaren Schüler ausstarben, und nach Theophrasts Tode die Handschriften dem Gebrauche der Gelehrten entzogen wurden, artete sie je länger je mehr aus, so daß später Cicero, welcher im Stande war, die Lehren der nachfolgenden Peripatetiker mit den Handschriften des Aristoteles zu vergleichen, zweifelte, ob man sie eigentlich zu der Peripatetischen Schule zählen könne. So läugnete Strato aus Lampsacus gänzlich das Daseyn einer verständigen Ursache der Welt außerhalb derselben, und suchte den Ursprung der Natur aus widerstreitenden Principien, dem Schweren und

Leichten, dem Kalten und Warmen u. s. w. zu erklären. Strato, welcher wegen seiner vorzüglichen Kenntniß der Physik im Alterthum sehr berühmt war, blühte um das Jahr 285 vor Chr. Geb.

Indessen hatte Epikur aus Gargettus, einem kleinen Flecken in Attika, auf das theoretische Atomensystem des Demokrit und die Sittenlehre der Cyrenaiker eine ganz neue philosophische Lehre gegründet, deren Eigenthümlichkeiten unendlich merkwürdig wurden. Er theilte die Philosophie in drei Haupttheile, die Logik, Physik und Ethik, wobei er die sinnliche Erfahrung zum gemeinschaftlichen Princip annahm. Die Empfindung war ihm die einzige Quelle der Wahrheit. Die Art der Empfindung entsteht durch das Object, den Sinnen aber kömmt nur eine bestimmte Fähigkeit zu, Eindrücke aufzunehmen. Die Spur, welche von dem Eindrucke, den ein Gegenstand auf die Sinne macht, zurückbleibt, und zur Wiedererkennung desselben oder eines ähnlichen Gegenstandes dient, ist die Epikurische Anticipation der Wahrnehmung (προλῆψις), durch welche Vorstellungen verschiedener Gegenstände, Begriffe, abstrahirt werden. Von der Uebereinstimmung der Urtheile mit der Evidenz der Empfindung hängt ihre Wahrheit oder Falschheit ab. In der Physik stimmte Epikur in den wesentlichen Puncten mit dem Demokrit überein, nnd gab sich Mühe, es noch besser zu entwickeln und aus Naturerscheinungen zu beweisen.

Das Daseyn einer Gottheit als oberster moralischer Intelligenz, als Schöpfers und Regierers der Welt, läugnete Epikur aus dem Grunde, daß dieselbe als das vollkommenste und seligste Wesen keinen zureichenden Grund gehabt habe, eine Welt ins Daseyn zu rufen, und sich ferner die objective Zweckmäßigkeit der vorhandenen Gegenstände nicht erkennen lasse. Aus Atomen feinerer Natur ließ er indessen Götter entstehen, welche sich in den Zwischenräumen der Himmelskörper befänden, und wegen ihrer vollkommnern Natur von den Menschen verehrt werden müßten, ohne daß sie sich jedoch mit den Angelegenheiten derselben beschäftigten. Der Seele gab er so gut wie dem Körper einen materiellen Ursprung, und glaubte in ihrer Verbindung mit dem letztern hinlängliche Gründe für ihre Ver-

gänglichkeit zu finden. Auf den Grundsatz, daß Wahrheit allein auf Empfindung gegründet sey, baute er auch seine Moral. Das Vergnügen, welches die Empfindnng gewährt, ist das höchste Gut und der Schmerz das höchste Uebel, was weder Vergnügen noch Schmerz gewährt, ist gleichgültig; die Moral sollte ihm dazu dienen, den Werth der Dinge nach diesen Grundsätzen zu schätzen, und die Handlungen nach dieser Schätzung zu bestimmen. Die Klugheit, welche er in ihrer Anwendung zeigte, indem er die mit spätern Schmerz verbundenen Sinnengenüsse verwarf, und den dauernden Genuß zur Folge habenden vorübergehenden Schmerz anpries, nebst dem praktischen Beispiel, welches er selbst durch Mäßigkeit und Standhaftigkeit gab, milderten hier das Verderbliche seiner Grundsätze. Die Sittenlosigkeit der spätern Epikuräer, und der Umstand, daß viele Griechen und Römer bloß um der Wollust zu fröhnen seinem System anzuhängen schienen, warfen in der Folge ein sehr falsches Licht über den großen Stifter dieser Schule, dessen Lehren beinahe zu allen Zeiten misverstanden, bald misbraucht, bald durchaus verketzert wurden.

Nach Plato's Tode erhielt seine Schule von dem Orte, wo er lehrte, den Namen der Akademischen. In spätern Jahren hatte sich ihr Stifter mit seinem ausgezeichnetesten Schüler Aristoteles wegen verschiedener Meinungen überworfen, und ihn zu Gunsten des Speusippus von der Nachfolge in seinem Lehrstuhle ausgeschlossen. Speusippus und seine Nachfolger Xenokrates, Polemo, Krantor und Krates suchten die Platonische Ideenlehre mit der Pythagoräischen Zahlenlehre zu vereinigen, und zwar im spätern Sinne des Pythagoräismus, wo die Einheit als das thätige, und die Zweiheit als das leidende System vorgestellt wurde. Ihr Moralsystem näherte sich mehr dem Aristotelischen; sie hielten die Tugend für eine vernünftige, der menschlichen Natur angemessene Ausbildung und Befriedigung der eigennützigen und uneigennützigen Triebe; wobei sie weit mehr auf die Sinnlichkeit des Menschen Rücksicht nahmen als es Plato gethan hatte. Sie bildeten die sogenannte

ältere Akademie, deren wesentlicher Unterschied von der neuern der ihnen wie allen Frühern eigenthümliche Dogmatismus ist.

Vergebens bemühte sich Zeno, ein Mann von einem vortrefflichen Sinne, durch ein neues System den Streit aller Frühern aufzuheben, und den Forderungen der theoretischen und praktischen Vernunft ein Genüge zu leisten. Die Werke der Sokratiker hatten bei ihm eine vorzügliche Neigung zur praktischen Philosophie erweckt, in welcher er auch allein eigenthümlich wurde, während ihn indessen der Umgang mit Megarikern und Platonikern die theoretische Philosophie nie ganz vernachlässigen ließ, in der er aber nur aus bereits vorhandenen Systemen, was ihm das Beste schien, in Zusammenhang brachte. Von der Stoa, einer mit schönen Gemälden verzierten Halle, wo er lehrte, erhielt seine Schule den Namen der Stoischen. Die Vollkommenheit, welche die menschliche Natur in jeder Hinsicht zu erreichen fähig ist, schien den Stoikern der eigentliche Gegenstand der Philosophie zu seyn. Nach diesem Grundsatze theilten sie die Philosophie ein 1) in die Logik, oder die Lehre von der Vollkommenheit des Denkens, 2) Physik, oder die Lehre von der Vollkommenheit der Erkenntniß der Dinge, und endlich 3) Ethik, oder die Lehre von der Vollkommenheit des Handelns. Alle Erkenntniß hielten sie für empirisch, und läugneten allen Unterschied des Materiellen und Unmateriellen. Zur Wahrnehmung hatte die Seele bloß eine Empfänglichkeit für Eindrücke, die sie Phantasie nannten, wobei sich die Seele bloß leidend verhielt. Aus einer Summe von Wahrnehmungen entstand die Erfahrung und aus dieser wieder die Vergleichung, Zusammensetzung der allgemeinen Begriffe und Grundsätze. Ein gewisses Gefühl der Seele, vermöge dessen sie Erkenntnissen beiflichtet oder nicht, war ihnen das Kriterium des Wahren oder Falschen. Der Grad der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit war ebenfalls ein Eintheilungsgrund für die Phantasien, welche demnach in sehr viele Ober- und Unterabtheilungen geordnet wurden. Die Physik der Stoiker war ganz aus frühern Systemen zusammengesetzt, besonders hatten sie viel von der Heraklitischen Feuerlehre aufgenommen, im Ganzen nahmen sie ein nach

unwandelbaren Geſetzen zu moraliſchen Zwecken geordnetes materialiſtiſches Weltſyſtem an, welches durch das thätige Princip der Materie, die Gottheit, regiert wird.

Aus einer Unterſuchung der Natur des menſchlichen Willens ſchien den Stoikern hervorzugehen, daß die Selbſtliebe, welche aber bloß die Erhaltung des thieriſchen Lebens und der Vernunft nebſt den hiezu nothwendigen Mitteln zur Abſicht hat, einen vorzüglichen Einfluß auf jenen hatte. Was dem weſentlichen Zwecke der Selbſtliebe unentbehrlich iſt, nannten ſie der Natur gemäß, was ihm zuwider iſt oder ihn gar zerſtört, der Natur zuwider Was immer der Natur gemäß iſt, war ihnen ein Gut, und dafür hielten ſie nur die Tugend. Was der Natur immer entgegengeſetzt war, hießen ſie Uebel und dafür erkannten ſie nur das Laſter, alle übrigen Dinge waren ihnen gleichgültig. Aus dieſen Grundſätzen entwickelten ſie ihr ganzes moraliſches Syſtem: Das der Natur Gemäße iſt das Moraliſchgute, das der Natur Entgegengeſetzte das Moraliſchſchändliche; alles Uebrige iſt Scheingut oder Scheinübel, welches der Weiſe mit einer ruhigen Unempfindlichkeit, Apathie, betrachten muß. Zur Tugend gehört die Klugheit, oder die Kenntniß des Guten, Böſen und Gleichgültigen, die Standhaftigkeit, oder die Stimmung des Gemüths, den Vernunftgeſetzen unerſchütterlich zu gehorchen, die Gerechtigkeit, oder die feſte Geſinnung, Jedem zu leiſten was ihm gebührt, und endlich die Mäßigung, oder die Maxime nur das zu wählen oder zu meiden, was man wählen oder meiden ſoll. Nur in der Vereinigung dieſer Eigenſchaften beſteht die Tugend. Umgekehrt ſind Unklugheit, Wankelmuth, Ungerechtigkeit und Unmäßigkeit die Beſtandtheile des Laſters. Nur ein vollkommen Tugendhafter iſt weiſe, alle Uebrigen ſind Thoren. Später wurde die Stoiſche Lehre noch viel mehr ausgebildet und beſonders durch die Vorliebe der Römer, welche ſich faſt ausſchließlich zu ihr bekannten, merkwürdig. Obſchon Logik und Phyſik viele ſpätern Stoiker beſchäftigten, ſo blieb doch die praktiſche Philoſophie immer der Hauptgegenſtand derſelben und wurde von ihnen in der Folge weit mehr dem Bedürfniſſe der

Menſchen angepaßt. Epiktet, Seneca und der Kaiſer Antonin erwarben ſich vorzügliches Verdienſt in derſelben.

Die Stoiker waren die letzte philoſophiſche Schule des Alterthums, welche ein dogmatiſches Syſtem aufſtellte. Schon längſt hatten die entgegengeſetzten Behauptungen der verſchiedenen Schulen und die Widerſprüche, welche man in den einzelnen Lehren derſelben fand, bei vielen Denkern mächtige Zweifel nicht nur gegen die einzelnen Behauptungen der Philoſophen, ſondern gegen die geſammten Ergebniſſe der bisherigen Forſchungen, ja endlich ſpäter gegen die geſammte menſchliche Erkenntniß ſelbſt, erweckt. Der Hang zum Zweifel äußerte ſich jetzt vornehmlich bei den Akademikern, welche mit Arkeſilaus die alte dogmatiſche Bahn verließen, und von nun an nach denjenigen Grundſätzen philoſophirten, welche den weſentlichen Charakter der neuern Akademie ausmachten. Arkeſilaus beſaß ſehr viele Kenntniſſe, einen äußerſt gebildeten und angenehmen Vortrag und vielen Scharfſinn in Behandlung ſeines Gegenſtandes. Dieſe Vorzüge hatte er ſich durch das Studium der ältern Griechiſchen Claſſiker und frühzeitige dialektiſche Uebungen, welche wahrſcheinlich auch einen entſcheidenden Einfluß auf die Richtung ſeines Geiſtes erhielten, erworben. Von dem Grundſatze ausgehend, daß man über nichts entſcheiden könne, und daher ſeinen Beifall über Alles zurückhalten müſſe, läugnete er das Daſeyn eines Kriteriums der Wahrheit, und ſetzte das höchſte Gut in jenes Zurückhalten des Beifalls. Obſchon er mit ſeiner Zweifelſucht alle dogmatiſchen Syſteme angriff, ſo waren doch ſeine Bemühungen vorzüglich gegen die Lehre der Stoiker gerichtet, mit denen er daher in beſtändigem Kampfe lebte. Uebrigens war Arkeſilaus ſehr duldſam und ſeine Handlungen äußerſt ſittlich. Er ſtarb 243. — Die Nachfolger des Arkeſilaus fuhren fort in dem nämlichen Geiſt zu philoſophiren, aber keiner warf einen ſolchen Glanz auf die Akademie wie Karneades aus Cyrene (geb. 145). Wie Arkeſilaus lehrte er dogmatiſch die Ungewißheit der Erkenntniß, wodurch er ſich weſentlich von den Pyrrhoniern unterſchied, welche nicht einmal dieſen Satz gelten laſſen wollten. Vorzüglichen Ruhm erndete er auf der Geſandt-

schaft nach Rom ein, wohin ihn die Athenienser mit Diogenes dem Stoiker und Kritolaus dem Peripatetiker schickten. Aber wenn auf der einen Seite sein erhabenes Rednertalent ihm die höchste Bewunderung vieler geistreichen jungen Römer gewann, so erweckten auf der andern seine blendenden sophistischen Künste den Argwohn des alten Cato und seiner Zeitgenossen gegen die Griechische Philosophie, so daß der Senat endlich die Gesandten durch ein Decret aus Rom verbannte. Besonders hatten seine Schlußfolgerungen für und wider die Gerechtigkeit dazu beigetragen, indem sie dem Karneades, nach den damals noch unter den Römern herrschenden Begriffen, eher die Verachtung als die Bewunderung dieses Volkes zuzogen. Obschon sich dieser dem Pyrrhonischen Skepticismus schon bedeutend näherte, so hob er doch die objective Existenz einer absoluten Wahrheit nicht auf, sondern erklärte sie nur für dem Menschen subjectiv unerreichbar, und empfahl deswegen die Denkart und Handlungsweise nach Gründen der Wahrscheinlichkeit. Seine Nachfolger Klitomachus aus Karthago, Philo von Larissa, Antiochus und Aristo Chius verließen nach und nach die skeptische Bahn, und beschäftigten sich theils mit historischer Aufzählung und Kritik der ältern Schulen, theils mit Bildung eigener aus den frühern zusammengesetzten Systeme, und kehrten auf diese Art zur Dogmatik zurück.

Wie weit auch schon in frühern Zeiten der Skepticismus getrieben worden, und wie weit noch die Stifter der neuern Akademie darin gegangen waren, so hatte er doch seine vollständige wissenschaftliche Ausbildung erst dem Pyrrho aus Elis zu verdanken, einem Zeitgenossen des Aristoteles, dessen philosophischem Forschungsgeiste keines der bisherigen Systeme Befriedigung gewährte, und der deswegen in einsamer Zurückgezogenheit in der Ungewißheit aller Dinge die wahre Gemüthsruhe des Weisen zu finden hoffte. Durch hohe Geistesbildung und ein äußerst sittliches Leben erwarb sich Pyrrho die Achtung seiner Landsleute und Zeitgenossen in einem so hohen Grade, daß ihm jene die Würde eines Oberpriesters ertheilten, und Alexander der Große ihn, als er schon in einem hohen Alter war, zu

seinem Begleiter auf seinem Kriegszuge erköhr, wo der 90 Jahre alte Pyrrho auf Befehl Alexanders getödtet wurde, weil er von ihm die Hinrichtung eines Persischen Satrapen begehrt hattte.

Pyrrho läugnete schlechthin alle Möglichkeit einer wahren Erkenntniß für den Menschen, sey es durch die Vernunft, sey es durch die Sinne, erklärte hiedurch Alles für ungewiß, und nahm nicht einmal diese Erklärung selbst von seiner Behauptung aus. Zur Begründung dieses Systems bediente er sich hauptsächlich zehen Argumente, welche in der Folge seine Schüler vermehrten, und deren Anwendung den vorzüglichen Charakter der Pyrrhonischen Schule wurde. Die fünf ersten waren von der subjectiven Verschiedenheit der Wahrnehmung verschiedener Thiere, Menschen u. s. w. bei verschiedenem Zustande, unter verschiedenen Umständen u. s. w. hergenommen; im sechsten, siebenten und achten behauptete er, daß man die Objecte nie rein und einfach, sondern entweder mit andern vermischt oder zusammengesetzt oder in gewissen Verhältnissen wahrnehme; im neunten schrieb er die Verschiedenheit der Urtheile den häufigern oder seltnern Erscheinungen der Objecte zu. Im zehnten endlich machte er auf die hergebrachten Einrichtungen und Gewohnheiten bei Völkern, Geschlechtern und einzelnen Menschen und auf ihre Vorurtheile aufmerksam, welche ebenfalls eine reine Wahrheit der Erkenntniß unmöglich machten. Das Ergebniß dieser ganzen Schlußfolgerung war die Ungewißheit aller menschlichen Erkenntniß und der Beruf des Philosophen, seinen Beifall zurückzuhalten, und nach jener gleichgültigen Gemüthsruhe zu streben, welche der letzte Zweck alles Philosophirens sey. Pyrrho's berühmtester Schüler Timon von Phlius griff nicht nur alle ältern philosophischen Lehren, sondern selbst ihre Stifter und Anhänger mit Satyren an, in denen er den bittersten Spott auswarf, und um das Publicum durch eine anscheinende Unparteilichkeit zu täuschen, traf er sogar sich selbst auf eine empfindliche Art mit seiner Geisel, und erreichte mehr oder weniger seinen Zweck, die philosophische Dogmatik lächerlich zu machen. Der wenig befriedigende Zustand, in welchem der Pyrrhonismus das mensch-

liche Gemüth zurückließ, war es jedoch ohne Zweifel, der der Ausbreitung dieser Lehre ein wesentliches Hinderniß in den Weg legte, so daß bis auf Aenesidem sich Niemand darin auszeichnete. Ohne neue Hauptsätze aufzustellen, erneuerte dieser die alten Angriffe auf die Dogmatik mit besonderm Scharfsinn, und machte insonderheit merkwürdige Einwürfe gegen die Gültigkeit des Begriffes der Ursachlichkeit, die er vorzüglich aus den verschiedenen Ansichten hierüber und dem Mangel an Gründlichkeit bei den Untersuchungen herleitete.

Dem Sextus Empiricus, einem sehr gelehrten, äußerst scharfsinnigen und witzigen Arzt aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. war es vorbehalten, die skeptische Kunst in der höchsten Vollendung darzustellen, und durch seine treue Schilderung sowohl der ältern dogmatischen Systeme, als der skeptischen Philosophie in ihrem ganzen Umfange uns in seinen Werken ein geschichtliches Denkmal von unschätzbarem Werthe für die Griechische Philosophie zu hinterlassen. Schon früher hatte das skeptische System einen höchst wichtigen Einfluß auf die Arzneiwissenschaft gehabt. Die Unzulänglichkeit der rationalen Medicin, welche durch sichere Schlüsse die innern verborgenen Ursachen der Krankheits-Symptome mit gleicher Augenscheinlichkeit wie die offenbaren ergründen wollte, fiel in die Augen. Daher schränkten die sogenannten Empiriker die Gültigkeit der Arzneiwissenschaft bloß auf die Kenntniß der äußern Krankheitserscheinungen ein, und erklärten die innern Ursachen für schlechthin unbegreiflich. Einige von dieser Schule und unter andern Sextus wurden völlige Skeptiker, und bezweifelten sogar diese Unbegreiflichkeit der innern Ursachen der Krankheit selbst. Sextus hat uns zwei Werke hinterlassen; im ersten, den Pyrrhonischen Hypotypoſen, entwickelt er in drei Büchern das ganze Pyrrhonische System, das andere gegen die Mathematiker enthält in den ersten sechs Büchern skeptische Angriffe gegen die Mathematiker, d. h. Lehrer der Grammatik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Musik und Astrologie, in fünf andern gegen die Logiker, Physiker und Ethiker.

Das Princip der skeptischen Kunst ist: Daß jedem Grunde für ein Dogma ein eben so starker wider dasselbe entgegen stehe. Zu den zehn skeptischen Argumenten des Pyrrho setzte einer seiner Nachfolger Agrippa noch fünf andere hinzu: 1) Von zwei Parteien, die mit einander über einen Satz streitig sind, kann keine als Richter entscheiden; 2) der Skeptiker kann ins Unendliche nach dem Grunde fragen und dadurch beweisen, daß es keinen letzten unmittelbar gewissen Grund gebe; 3) das Argument aus der Relation, das schon in den zehn enthalten war; 4) jeder Hypothese als einem Postulate kann der Skeptiker eine gleiche als Postulat für das Gegentheil entgegensetzen, und endlich 5) der sogenannte Diallelus, wo man zeigt, daß durch etwas bewiesen wird, welches selbst vorher bewiesen werden muß. Ein Unbekannter vermehrte die Zahl der Argumente noch durch zwei: 1) Die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes durch sich selbst, welche aus den widersprechenden Meinungen der Philosophen offenbar erhellt, und 2) die Unbegreiflichkeit des Gegenstandes durch einen andern, wobei man entweder in den Progressus ins Unendliche, oder in eine Hypothese, oder in den Diallelus geräth, wodurch kein Gegenstand begreiflich werden kann. Das Nichtentscheiden weder für ja noch für nein, welches das letzte Ergebniß des Skepticismus war, nannten die Skeptiker Aphasia.

In seinen Werken griff Sextus der Reihe nach alle Theile des menschlichen Wissens und die Meinungen der verschiedenen philosophischen Schulen über dieselben theils mit äußerst scharfsinnigen, theils mit schwachen Gründen an, und warf auf diese Art die Gesammtheit der menschlichen Erkenntniß über den Haufen, ohne selbst die Bedürfnisse des menschlichen Geistes zu befriedigen. Mit Sextus schließt sich die Reihe der alten Skeptiker. Für die freie Ausbildung der theoretischen Philosophie, die sie vor Einschränkung in Gränzen eines bestimmten Dogmatismus bewahrten, hatten die Einwürfe der Skeptiker denselben Nutzen, welchen die ersten Angriffe der Sophisten gehabt hatten; dennoch war zu befürchten, daß sie durch ein ausgebreitetes Ansehen im Gebiete der Philosophie selbst bessere und gründlichere

Denker von den mit Anſtrengung verbundenen Forſchungen nach Wahrheit, die ſie für unzugänglich erklärten, abſchrecken möchten, wodurch der wohlthätige Einfluß, welchen ſie durch ſcharfſinnige Erörterung vieler Gegenſtände und Behauptungen auf die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes hatten, mehr als aufgehoben wurde. Im Gebiete der praktiſchen Philoſophie ſtifteten ſie vollends in einem Zeitalter, in welchem man ſchon zu ſehr geneigt war, alle Schranken des ſittlichen Geſetzes zu übertreten, unſäglichen Schaden. Daher läßt ſich im Allgemeinen der Skepticismus zu denjenigen großen Erſcheinungen im Gebiete der menſchlichen Geiſtesbildung zählen, deren Untergang, nachdem ſie ein mannigfaltiges Streben ja beinahe ein neues Leben aufgeweckt haben, für die Sache der Cultur nicht nur wohlthätig, ſondern ſogar nothwendig war.

Die Verbindung der Griechen mit den Römern zu einer Zeit, wo dieſe letztern in den Wiſſenſchaften noch eine ſehr geringe eigenthümliche Bildung erworben hatten, wirkte auf die Römiſche Cultur bei weitem nicht ſo günſtig, als ſich vielleicht unter andern Umſtänden hätte erwarten laſſen. Der Einfluß des Griechiſchen Weſens zu Rom war bald zu herrſchend, als daß die Römer Zeit gehabt hätten, in den Wiſſenſchaften ſich auf eine eigenthümliche Weiſe auszubilden. Daher blieben die Römer, ſelbſt nachdem ſie Griechenland völlig ihrer politiſchen Herrſchaft unterworfen hatten, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht unter der Vormundſchaft der Griechen, welche ſich ſo weit erſtreckte, daß die Römer nie in irgend einem Zweige der Litteratur etwas völlig Selbſtſtändiges leiſteten.

Schon zu des ältern Cato Zeiten hatten Karneades und ſeine Mitgeſandten die Römer mit der Griechiſchen Philoſophie bekannt gemacht. Der blendende Witz und der Scharfſinn, welcher aus der Skepſis des Karneades hervorleuchtete, hatte ihm unter den jüngern Römern viele Bewunderer erworben; den ältern Staatsmännern hingegen und dem größern Theile des Römiſchen Publicums hatte er ſich durch ſeine Angriffe auf das, was bei ihnen in hoher Achtung ſtand, verhaßt und verächtlich gemacht. Bald fanden es dieſe letztern nothwendig, die Ge-

ſandten und mit ihnen die Griechiſche Philoſophie aus Rom zu verbannen. Dieſe Verbannung dauerte jedoch nicht lange; der Durſt der Römiſchen Jünglinge nach philoſophiſcher Belehrung, die immer engere Verbindung Griechenlands mit Rom, und das Beſtreben der Griechiſchen Gelehrten, ihren Lehren durch Verbreitung ein längeres Leben zu ſichern, brachten die Griechiſche Philoſophie wieder nach Rom. Indeſſen waren nicht alle Syſteme in gleichem Maße dazu geeignet, ſich der Natur des Römiſchen Sinnes anzupaſſen. Die praktiſche Philoſophie der Stoiker war es, welche mit dem Römiſchen Ernſte am beſten übereinſtimmte, ihre unwandelbaren Maximen hatten für den feſten Sinn jener kräftigen Republicaner etwas Ehrwürdiges, die edelſten Männer des Staats gaben ihr den Vorzug. Auch die Sokratiſche Lehre hatte in ihren Augen, wegen der Anwendbarkeit ihrer ſittlichen Vorſchriften auf das wirkliche Leben, einen hohen Werth. Erſt ſpäter und als die alte Kernhaftigkeit ſchon mehr und mehr aus dem Römiſchen Leben verſchwand, fand das Epikuriſche Syſtem Eingang. Die Kühnheit ſeiner theoretiſchen Philoſopheme reizte vorzüglich diejenigen, welche die Unhaltbarkeit der damaligen Volksreligion einſahen, während dem die Grundſätze ſeiner Sittenlehre dem Hange der einen zur Empfindſamkeit und den ſinnlichen Leidenſchaften der andern in gleichem Grade ſchmeichelten. Um die Verbreitung der Griechiſchen Philoſophie zu Rom hat Niemand ein größeres Verdienſt als Cicero. Seine philoſophiſchen Werke, die in dem Studium der Griechiſchen Claſſiker ihren Urſprung haben, enthalten den wahren Maßſtab für die Römiſche Kenntniß Griechiſcher Philoſophie. Auch Lucullus, der während ſeines Aufenthalts in Griechenland und auf ſeinen Feldzügen mit vielen Griechiſchen Philoſophen bekannt wurde, wandte Reichthümer inſonderheit zur Begünſtigung der Platoniſchen Philoſophie an, während durch Sulla die Werke des Ariſtoteles und Theophraſt nach Rom kamen. Allein der Verfall der Römiſchen Freiheit zog bald auch den des gründlichern Studiums der Philoſophie nach ſich: ſtatt Forſchung nach Wahrheit ſah man jetzt Zeitvertreib für den eigentlichen Zweck der Philoſophie an, edle Ge-

Innungen und Heraufschwingen zu erhabenen Gedanken wurden unter der kriegerischen Zwangsherrschaft unmöglich. Bald gewannen Schwärmereien, Mystik und Magie ein höheres Ansehen als die Wissenschaft der Wahrheit. Zwar zeichneten sich immer noch hie und da treffliche Männer unter den Haufen ihrer Zeitgenossen aus, besonders zählte ihrer das Stoische System noch in spätern Zeiten viele unter seine Verehrer. Seneca, die beiden Pline, Tacitus und Marcus Aurelius Antonin sind für alle Zeitalter verehrungswürdige Namen; aber leider wurde die Zahl solcher Männer je länger je schwächer, und endlich hörten sie bei der allgemeinen Verwirrung gänzlich auf.

Eine weit eigenthümlichere Ausbildung als zu Rom erhielt die Griechische Philosophie in Palästina und Aegypten. Der Aufenthalt in Babylon hatte nämlich einen höchst bedeutenden Einfluß auf die Glaubenslehre und Philosophie der Juden gehabt, welcher in den spätern Schriften des alten Testaments sehr leicht zu bemerken ist. Sie waren nämlich in dieser Zeit mit der morgenländischen Zoroastrischen und der Platonischen in Berührung gerathen, und hatten durch diese höchstmerkwürdige Veränderungen in ihr religiöses und politisches Glaubens-System aufgenommen, welche bald auch die sogenannte gnostische Philosophie erzeugten, deren vorzüglichste Quellen Philo und Josephus sind. Lange Zeit hat man sich mit ziemlicher Heftigkeit über das Daseyn jener Philosophie gestritten, wobei man der Griechischen Philosophie und insonderheit dem Plato Grundsätze beimessen wollte, welche mit den seinigen in gar keinem Zusammenhang lagen; aber neuere Entdeckungen und gründlicheres Forschen scheinen sie aufs kräftigste zu bestätigen.

Zu dem Eigenthümlichen dieser morgenländischen Lehren gehört schon der Hauptgrundsatz, daß Gott ein Licht sey und in dem reinsten Lichte wohne; dann die Annahme zweier entgegengesetzter Urprincipien alles Vorhandenen, des Guten (Ormuzd) und des Bösen (Ahriman), ferner die dämonische Hierarchie, welche von beiden Principien abhängt, die Meinung von einer bestimmten Epoche der Dauer der Welt, und endlich die Lehren von einem künftigen Leben, von Auferweckung der Todten, ei-

nem feierlichen Weltgerichte und künftigen Belohnungen und Strafen im Himmel und in der Hölle. Durch die Aufnahme dieser Grundsätze erhielt die spätere jüdische Religion immer mehr Aehnlichkeit mit den Zoroastrischen und magischen Lehren, welche im Morgenland herrschten. Indessen waren die Juden bei der Aufnahme und Anwendung derselben nichts weniger als einig, und so entstanden nach und nach die verschiedenen Secten der Phariſäer, Sadducäer, Essener und Therapeuten, welche alle in wesentlichen Hauptgrundsätzen von einander abwichen. Die Phariſäer nahmen einen Gott an, der Himmel und Erde geschaffen hatte, die göttliche Vorsehung war das Schicksal, welches jedoch die Freiheit nicht aufhob, und aus der Willensfreiheit folgerten sie, daß nur das wirkliche Aeußere einer Handlung nicht die innere damit verbundene Gesinnung ihren Werth bestimme. Moses hatte nach ihnen außer seinen schriftlichen Gesetzen noch ein mündliches hinterlassen; der Mensch konnte sich dadurch, daß er noch mehr leistete, als ihm beide Gesetze vorschrieben, ein überfließendes Verdienst erwerben. Durch eine strenge Befolgung des Gesetzes und insonderheit der äußerlichen gottesdienstlichen Ceremonien war Vergebung der Sünden zu erwarten. Endlich glaubten sie noch an Belohnungen und Strafen in einem künftigen Leben, an die Unsterblichkeit des Geistes und die Auferstehung der Körper. Aber ihre ganze Tendenz ging auf einen Dienst Gottes im eigentlichen Sinne des Worts durch äußere Handlungen, welche bei der größten sittlichen Verderbtheit statt haben konnten, und keineswegs eine Folge jener erhabenen Gefühle des Herzens waren, durch welche allein Tugend denkbar wird.

Die vielen offenbaren Irrthümer der Phariſäischen Lehre hatten die Sadducäer verleitet, in Allem gerade das Entgegengesetzte von dem, was die Phariſäer lehrten, zu behaupten. Daher läugneten sie nicht nur die Existenz des sogenannten mündlichen mosaischen Gesetzes, sondern auch die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung des Körpers, die Existenz der Dämonen und die Belohnungen und Strafen in einem andern als diesem Leben, wobei sie dem Menschen sein Schicksal ganz in seine

Gewalt gaben. Ernſte Sitten, richterliche Strenge gegen Verbrechen und genaue Befolgung des Buchſtabens in den Geſetzen zeichneten dieſe Secte im Leben aus, welche die gebildetern Juden unter ſich zählte, während der große Haufe den Phariſäern ugethan war. Den Sadducäern gleich verwarfen auch die Kaaiten das mündliche Geſetz, glaubten aber an die Unſterblichkeit er Seele, jenſeitige Vergeltung u. ſ. w.

Weit reiner, erhabener und philoſophiſcher als die beiden letztrwähnten war die Lehre der Eſſener, auf welche beſonders er Platonismus in Aegypten einen vortheilhaften Einfluß hatte. Von dem Grundſatze ausgehend, daß Gott nur im Geiſt und n der Wahrheit durch Tugend des Herzens d. h. reine, uneigenützige Liebe Gottes und des Nächſten verehrt werden könne, hatten ſie das ganze moſaiſche Ceremonienſyſtem abgeſchafft, und begnügten ſich damit, am ſiebenten Tage, der ihnen heilig war, n den Synagogen feierliche Hymnen zur Ehre Gottes zu ſingen, und der Jugend die heiligen Urkunden nach einer allegoriſchen Auslegungsweiſe zu erklären. Bruderliebe, Mäßigkeit, Enthaltſamkeit, Ehrfurcht vor dem Alter, Arbeitſamkeit, Geduld und Standhaftigkeit im Leiden, Verachtung aller Ungleichheit der Stände und Vorliebe für die Eheloſigkeit waren die vornehmſten Züge des ſittlichen Charakters der Eſſener, welcher mit dem Geiſte des um die damalige Zeit entſtandenen Chriſtenthums auf eine höchſt merkwürdige Art übereinſtimmt. Während dem die eigentlichen Eſſener die Speculation, inſofern ſie nicht zur religiöſen Erkenntniß durchaus nothwendig war, verwarfen, zeichnete ſich ein Theil von ihnen, die ſogenanten Therapeuten, durch ihren Hang zur myſtiſchen Beſchauung aus, welche ſie zur Zurückgezogenheit in einſamen Wohnungen und zu häufigem Faſten bewog —, die mit dem ſpätern Mönchsleben große Aehnlichkeit hatten. In ihren Verſammlungen an jedem ſiebenten Tage hielt der älteſte von ihnen eine Rede über einen religiöſen Gegenſtand, auch wurden an ſogenannten Liebesmahlen Hymnen geſungen und religiöſe Unterredungen gehalten.

In dieſe Zeit fällt die Stiftung der chriſtlichen Religion, der allumfaſſenden Lehre der Wahrheit, Menſchenliebe, Dul-

dung, Entsagung und Hoffnung. Abgesehen von ihrem religiösen Werth, kann man den Schwung, welchen das System, das jede Schranke der Volksthümlichkeit beseitigend, alle Menschen zu Brüdern verband, die Eitelkeit aller äußern Güter und den unvergänglichen Werth der Geistesbildung predigte, den Forschungen der praktischen Philosophie mittheilte, nicht verkennen. Nie gewährte irgend ein Glaube oder irgend eine Sittenlehre den dringenden und innigsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens so viel Befriedigung wie das reine Christenthum, nie hatte eine Lehre auf die engere Verbindung und allgemeine Cultur der Menschheit einen so vielfältigen und dauernden Einfluß wie diese, so lange sie insonderheit in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit und Erhabenheit blieb.

Während dem die Philosophie in Palästina diese Richtung nahm, bildete sich zu Alexandrien aus einer höchst merkwürdigen Mischung der Griechischen, Aegyptischen und jüdischen Philosophie die sogenannte Alexandrinische unter dem Schutze der Ptolemäer, welche sich durch die Verschiedenheit ihrer Quellen wesentlich von der damaligen Griechischen unterschied, die nur aus Griechischen Systemen entstanden war. Und weil das Platonische System wegen seines Hanges zur Schwärmerei, in welchem es den morgenländischen Lehren in etwas ähnelte, zu jener Vereinigung am tauglichsten schien, so erhielt die Alexandrinische Philosophie auch den Namen der Neuplatonischen. Der beständige Kampf, in welchem die Neuplatonische Schule mit den damaligen Anhängern des Christenthums lebte, machte allegorische Auslegungen der heidnischen Religion auch zu polemischem Behufe zu einer ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen. Unter ihre merkwürdigsten Männer gehört Claudius Galenus, (geb. 131 nach Chr. Geb.) dessen medicinische Kenntnisse ihn und durch ihn sein Zeitalter auf hellere Begriffe sowohl über den physiologischen als psychologischen Theil der Anthropologie führten, während dem sein philosophisches Genie die Lehren des Plato und Aristoteles zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen trachtete. Eine besondere Epoche machte auch Maximus von Tyrus als Stifter der Lehre von der unendli-

chen Stufenleiter der Wesen. Nach ihm war die Unveränderlichkeit Gottes mit seinem unmittelbaren Einfluß auf die Menschen unverträglich, daher mußte eine Reihe von Dämonen verschiedener Art als Mittler zwischen sie hineintreten; eine ähnliche Reihe war zwischen den Menschen und den unvollkommensten Wesen.

Am sprechendsten stellt sich das Alexandrinische System bei Plotin, einem höchst sonderbaren Schwärmer aus der Mitte des dritten Jahrhunderts, dar, welchen leider sein Hang zur mystischen Schwärmerei in einer schwindelnden Höhe transcendentaler Speculationen in solche Irrgänge führte, aus welchen sich der menschliche Geist nicht zurecht zu finden vermag, während der Umfang und die Tiefe seines Geistes bei einer andern Richtung den schönsten Gewinn für die Wissenschaft hätten erwarten lassen sollen. Dennoch darf man diese Richtung nicht nur dem eigenthümlichen Charakter Plotins oder seinen persönlichen Verhältnissen zuschreiben, sondern muß ihre Ursache weit mehr in der ganzen Tendenz des damaligen Zeitalters zur Mystik und zum Wunderglauben suchen, welcher bei den außerordentlichsten Erscheinungen in der politischen und moralischen Welt allgemein herrschend wurde. So wie die meisten Philosophen jenes Zeitalters glaubte sich Plotin nicht nur durch die Bedürfnisse und Kräfte seines Geistes, sondern durch unmittelbaren göttlichen Ruf zu philosophischen Untersuchungen und Belehrung der Menschheit durch ihre Ergebnisse aufgefordert. Unbefriedigt verließ er die Hörsäle der damaligen Philosophen der verschiedenen Schulen, hörte mit Entzücken den Ammonius, mit dem er übereinstimmte, und glaubte endlich nach dessen Tode durch Reisen ins Innere des Morgenlandes zu den Braminen und Magiern seine philosophische Bildung zu vollenden, verfehlte aber diesen Zweck durch den unglücklichen Ausgang des Feldzugs des Kaisers Gordianus gegen die Perser, bei dem er sich an das Römische Kriegsheer angeschlossen hatte. Durch ein äußerst strenges Leben zog Plotin zu Rom, wo er sich niederließ, die Augen der Menge auf sich, gewann viele Anhänger besonders unter dem weiblichen Geschlecht, und verleitete viele von diesen,

vielleicht unvorsätzlich und durch Misverstand, zu den ungereimtesten Aeußerungen einer überspannten Phantasie. Aus der schriftlichen Beantwortung der Fragen, welche er seinen Zuhörern an ihn zu thun gestattete, und welche natürlicher Weise sehr zahlreich wurden, entstanden seine Werke, deren Unzusammenhängendes und Dunkles sich schon aus ihrem Ursprung und dem Charakter ihres Verfassers ergiebt.

Unmittelbare Annäherung zur Gottheit, unmittelbares Anschauen derselben des reinsten Lichts schien dem Plotin der oberste Zweck alles Philosophirens und die Bedingung derselben Ekstase oder Entzückung, welche er Vereinfachung der Seele hieß. Die speculative Philosophie, welche er Dialektik nannte, hielt er für das Mittel, zu diesem Zustande zu gelangen. Nach ihm ist die Gottheit das Urprincip im Mittelpunct alles Vorhandenen; die erste Aeußerung ihrer absoluten Wirksamkeit ist der erste Verstand, das reinste Licht, welches den Mittelpunct im Kreise umschließt; die intellectuale Weltseele, der unmittelbare Ausfluß des ersten Verstandes bildet den zweiten Kreis um das Urprincip; aus ihr geht die Seele des Himmels hervor, der reinen obern Welt, die bis an die sublunarische Sphäre reicht. Aus der Seele des Himmels fließt die Seele der Sinnenwelt, deren endliches ausfließendes Erzeugniß die Materie (die Finsterniß, das Aufhören alles Lichts) ist. In dem ersten Verstand sind alle Formen enthalten, daher ist er das Urbild des Weltalls. Die Formen haben Wesentlichkeit und Kraft, und sind dadurch fähig, die Materie zu beleben und zu bilden. Die besondern Seelen, die Geschlechter, die wirksamen allgemeinen Naturkräfte sind solche Formen, die aus dem Verstande in die intellectuale Weltseele, und aus dieser stufenweise in die niedern Seelen bis endlich in die Materie übergehen. Sowohl unter den Formen selbst, als zwischen ihnen und dem ersten Verstande herrscht die innigste Verknüpfung. Ungeachtet der Verstand die unendliche Mannigfaltigkeit der Wesen begreift, so ist er dennoch eine absolute untheilbare Einheit, die Sinnenempfindung des Mannigfaltigen ist nur etwas Scheinbares; der Verstand führt Alles auf einen Begriff zurück.

Sein Schüler Malchus, oder wie er sich nannte, Porphyr hatte mit Plotin sowohl in Hinsicht des Genie's als seiner schwärmerischen Verirrungen ungemein viel Aehnlichkeit. Das System seines Lehrers veränderte er durch Zusätze aus der Platonischen und Aristotelischen Lehre, und wich von jener hauptsächlich in seinem Begriffe vom Verhältnisse der Seele zum Körper ab, welches er idealischer, unkörperlicher annahm. Seine Schriften sind eine der Hauptquellen der Neuplatonischen Philosophie, und etwas verständlicher als die des Plotin; der polemische Theil derselben ist vorzüglich gegen die Aristen gerichtet. Der alles hinreißende Hang seiner Zeitgenossen zur Mystik, Magie, Theurgie u. s. w. erhob den Jamblich aus Chalcis in Cölesyrien, einen höchst mittelmäßigen Schüler Porphyrs, zu einem verhältnißmäßig weit größern Ansehen als seinen Lehrer, obschon er nach vernünftigen Begriffen unendlich unter demselben steht; so wie auch bei seinen Anhängern, bei welchen der Geist der geheimnißvollen Grübelei und des Zusammenstoppelns je länger je mehr herrschend wurde, alle Selbstständigkeit nach und nach erlosch.

Eigenthümlicher ist bei einem eben so großen Wunderglauben Proklus (412—485) in seiner Beweisführung von der Einheit als Grundprincip aller Dinge, dem Hauptgrundsatze der Alexandrinischen Philosophie, aus welchem er, vom Plotin abweichend, die Sinnenerscheinungen auf eine dem Pythagoras nicht unähnliche Art entwickelt, und in seinen Beweisen für die Ewigkeit der Welt, welche besonders gegen die mosaische Ueberlieferung und die Christen gerichtet sind. Ueberhaupt fing die christliche Religion seit ihrer größern Ausbreitung an, sich der gesammten heidnischen Erkenntniß, welche von so verschiedenen Puncten ausgehend, sich in dem Alexandrinischen System aufgelöst zu haben schien, als bestimmte Gegnerin entgegen zu stellen, und dieser Kampf wurde um so heftiger, als der Natur der beiden Lehren und ihrem Ursprunge gemäß keine Vermittlung möglich war. Dennoch blieb die christliche Religion nicht in gänzlicher Trennung von der Philosophie, im Gegentheil schien ihr diese, wenn sie dem christlichen Lehrgebäude untergeordnet

und von ihr abhängig zur Erklärung und Behauptung einzelner Sätze derſelben gebraucht wurde, für ihre Ausbreitung und beſonders für die Bekehrung der gebildeten Heiden von unendlichem Nutzen zu ſeyn. Allein weit entfernt, ihren Zweck durch die Art, wie die Anwendung gemacht wurde, zu erreichen, wurde der Kampf noch vielmehr erhitzt, indem die neue Methode der Chriſten jetzt ein Schlachtfeld darbot, woran es im Grunde früher eben ſo wohl wie an einem gemeinſchaftlich anerkannten Richter gefehlt hatte. Die Ueberlegenheit der Heiden in den meiſten Realkenntniſſen ſowohl, als in der Kunſt zu philoſophiren, der Nachtheil, in welchem ſich die Chriſten bei freien Unterſuchungen über höhere Begriffe durch ihre Einſchränkung in beſtimmte Gränzen befanden, die Blößen, welche dieſe durch gezwungene Ableitungen der Philoſophie aus poſitiven Quellen (wie z. B. dem alten Teſtament) gaben, verbunden mit dem Umſtand, daß gerade der ſchönſte Theil des Chriſtenthums die anwendbare Sittenlehre von ſeinen Anhängern am wenigſten emporgehoben wurde, hatten, ungeachtet des damals ſchon bedeutenden Verfalls der Vernunftwiſſenſchaft, die chriſtliche Religion in ihrem geiſtigen Kampfe gegen die Philoſophie jener Zeit in eine ſo misliche Lage verſetzt, daß ſie ſich ohne die kräftige Unterſtützung der weltlichen Macht der Römiſchen Kaiſer, ja die gänzliche Unterdrückung der heidniſchen Philoſophie und Religion durch jene Herrſcher nur mit Mühe würde aufrecht erhalten haben.

Wie ein heller Stern an einem bewölkten Himmel erſcheint noch der heilige Auguſtin (354—430) unter den chriſtlichen Kirchenlehrern der damaligen Zeit. Unter allen zeichnet er ſich aus durch Genie, Bildung, Kenntniſſe und wahren philoſophiſchen Geiſt. Ohne die Quellen der Vernunftlehre und des Glaubens auf eine ſo unzweckmäßige Art zu verwechſeln, wie ſeine Vorgänger und Zeitgenoſſen es gethan hatten, ſuchte er auf eine wenn auch nicht alle Kritik überwiegende, dennoch äußerſt ſinnreiche Art die beiden Lehren zu vereinigen, und gegenſeitig durch einander zu begründen. In ſeinen Entwicklungen des Daſeyns und der Eigenſchaften Gottes (deſſen unendlichen

Verſtand er unter anderm aus der Unendlichkeit der Zahlen, welche er umfaſſen muß, folgert), der Dreieinigkeit, der Schöpfung (wobei er die Emanationslehre verwarf), in der Erklärung des Uebels (welchem er, um die Gottheit zu rechtfertigen, die Wirklichkeit abſpricht), der Freiheit (wo er den Schwierigkeiten, welche von der Allwiſſenheit und Vorſehung Gottes herrühren, zu begegnen ſucht), und vielen Gedanken über das Seelenweſen ſpricht ſich ein eigenthümlicher und gehaltvoller Sinn aus, der ſeinen Schriften für den Geſchichtsforſcher der menſchlichen Cultur das höchſte Intereſſe giebt. Aber leider verfielen nach ſeiner Zeit Wiſſenſchaften und Künſte, welche ſchon längſt von dem hohen Glanze, den ſie im claſſiſchen Alterthum erreicht hatten, herabgeſunken waren, immer mehr, und zwar durch Vereinigung äußerer und innerer Umſtände. Die transſcendente Vernunftſchwärmerei, welche Plotin auf ihren höchſten Grad gebracht hatte, und der myſtiſche Aberglaube, welchen man in die Philoſophie nach und nach einführte, entfernten dieſe Wiſſenſchaft ganz aus dem Leben, während es der Unduldſamkeit chriſtlicher Religionslehrer gelang, nicht nur die beſtehenden heidniſchen philoſophiſchen Schulen, ſondern alles freie Denken über höhere Gegenſtände zu unterdrücken, und ſogar viele Denkmäler früherer geiſtiger Cultur, inſofern ſie mit ihren eigenen Dogmen nicht übereinſtimmten, zu vernichten. Zu gleicher Zeit drangen von allen Seiten Völkerſchaften in das alternde Römiſche Reich ein, bei denen die geiſtige Bildung noch in der Kindheit war, und die um die Mitte des fünften Jahrhunderts das abendländiſche Reich ganz überwältigten, wodurch der Ueberreſt der Cultur nach Griechenland und die Morgenländer vertrieben wurde, von wo ſie erſt ſpäter das nordweſtliche Europa wieder belebten. Zwar ſtrebten noch Boethius, Caſſiodorus, Aeneas von Gaza u. ſ. w. darnach, bei der allgemeinen Unwiſſenheit etwas Licht für Gegenwart und Zukunft zu erhalten, beſonders iſt Boethius wegen ſeines herzerquickenden Werkes de consolatione philosophiae, welches er ſelbſt in Zeiten ſchwerer Prüfung ſchrieb, und Caſſiodorus, außer ſeinem mannigfaltigen Wirken im Gothiſchen Hofe zu Gunſten der Cultur, durch ſein Werk

von den sieben Künsten, ein Hauptlehrbuch des Mittelalters, berühmt geworden; allein ihre Anstrengungen gegen den Strom der eindringenden Barbarei waren vergeblich, und Italien sank bald in einen Zustand der Rohheit herab, bei welchem selbst die Spur des alten Glanzes verloren ging.

Bei einer solchen Verwilderung des abendländischen Europas und dem traurigen Zustande, in welchem sich das Griechische Reich, sowohl in politischer, als wissenschaftlicher Hinsicht, durch das Eindringen fremder Völker von allen Seiten und dem abergläubischen Religionszwang seiner Herrscher und Geistlichen befand, war es eine unverkennbare Wohlthat der Vorsehung, daß sie in den Häuptern der neuen Muhammedanischen Glaubenslehre, den Chalifen aus dem Hause Abbas, welche um die Mitte des achten Jahrhunderts zu Bagdad herrschten, eine solche Vorliebe für geistige Bildung erweckte, daß nach ihrem Beispiel die geistreichen Arabischen Völkerstämme, die ihnen unterworfen waren, von dem feurigsten Eifer für Künste und Wissenschaften entflammt wurden. Sie scheuten weder Kosten noch Mühe, sowohl die ausgezeichnetesten Männer Griechenlands durch Religionsduldung, Beförderung, Geschenke u. s. w. an ihren Hof zu ziehen, als auch die unschätzbaren Werke der großen Männer des Alterthums ins Arabische übersetzen zu lassen. Besonders erwarben sich Almansor, Almamun und Harun Alraschid hierin ein unsterbliches Verdienst. Wie eine heilige Flamme verbreitete sich der Geist der Cultur durch die entlegenen Arabischen Besitzungen, und bald ward über die Nordküste von Afrika, Sicilien, vorzüglich aber über Spanien unter der Begünstigung Abdorrahmans III. im Anfang des zehnten Jahrhunderts dasselbe Licht verbreitet, welches Bagdad erleuchtete. Dessenungeachtet erhielt die Arabische Philosophie nie den eigenthümlichen Charakter, zu welchem sich die Griechische ausgebildet hatte; nie konnte sich ihr Ursprung verläugnen. Besonders wirkten auf sie die Platonische und Aristotelische Philosophie (die erstere wegen ihres phantastischen Schwungs, die letztere wegen der Dialektik), obschon sie die letztere nicht aus ursprünglichen Quellen kannten. Aber bei einem so feurigen Volke, wie die Araber waren,

blieb die Philoſophie nicht lange in den Schranken der vernünftigen Forſchung, vielmehr ging ſie in die Phantaſie über, und bildete religiöſe Secten, wie die der Redenden, der Rationaliſten und der Fataliſten. Sajegh, Affarabi, Eben Sina, Algazali, Abu Dſchafar, Eben Tophail, Eben Roſchd (Averroes) ſind ehrwürdige Namen in der Geſchichte der Philoſophie, wenn gleich ihre Syſteme keinen hohen eigenthümlichen Werth in derſelben haben.

Höchſt merkwürdig iſt, daß beinahe gleichzeitig mit den Arabiſchen Chalifen der größte Herrſcher des Abendlandes, Karl der Große, eine Hauptſtütze der Cultur wurde. Nach einem langen kümmerlichen Aufenthalt bald in Fränkiſchen bald in Britiſchen Klöſtern, fanden endlich die Wiſſenſchaften an ihm einen Beſchützer, der ſie dem öffentlichen Leben wieder zu ſchenken verſuchte. Von der Natur mit ſeltenen Geiſteskräften ausgeſtattet, und von den ausgezeichneteſten Männern ſeines Zeitalters umgeben, leiſtete Karl in ſeinen weitläufigen Reichen für die Geiſtesbildung alles, was bei ihrem damaligen Zuſtande derſelben zu leiſten war. Bei der allgemeinen Unwiſſenheit ſeiner Zeitgenoſſen und bei der unſäglichen Mühe, welche es koſtete, nur das beſchränkte Studium des ſogenannten Triviums und Quadriviums aufrecht zu erhalten, iſt man verwundert, unter Karl dem Kahlen einen ſo gelehrten und ſo eigenthümlichen Selbſtdenker wie Johann Scotus Erigena (einen Schotten oder Irländer) anzutreffen. In ſeinem Werke de divisione naturae unterſcheidet er:

1) die Natur, die ſchafft und nicht erſchaffen wird, die Gottheit,

2) die Natur, die erſchaffen wird und ſchafft, der Inbegriff der göttlichen Ideen.

3) Die Natur, die erſchaffen wird und nicht ſchafft, der Inbegriff der Geſchöpfe, und endlich

4) die Natur, die weder ſchaffen wird noch ſchafft; ein Widerſpruch der ſich aufhebt.

Im Allgemeinen beruht ſein philoſophiſches Studium auf der Dialektik, welche er nach dem Geiſte der damaligen Zeit auf philoſophiſche und theologiſche Gegenſtände anwendete und öf-

ters in ein myſtiſches Gewand einhüllte. Durch ſein Talent und ſeine Kenntniſſe hatte ſich Erigena die Gunſt und den Schutz Karls des Kahlen geſichert, mußte aber doch zuletzt den wegen ſeiner Abweichung von den rechtgläubigen Begriffen über die Prädeſtination gegen ihn verhängten Verfolgungen des Papſtes Nicolaus von Paris und ſeinem Lehrſtuhle weichen.

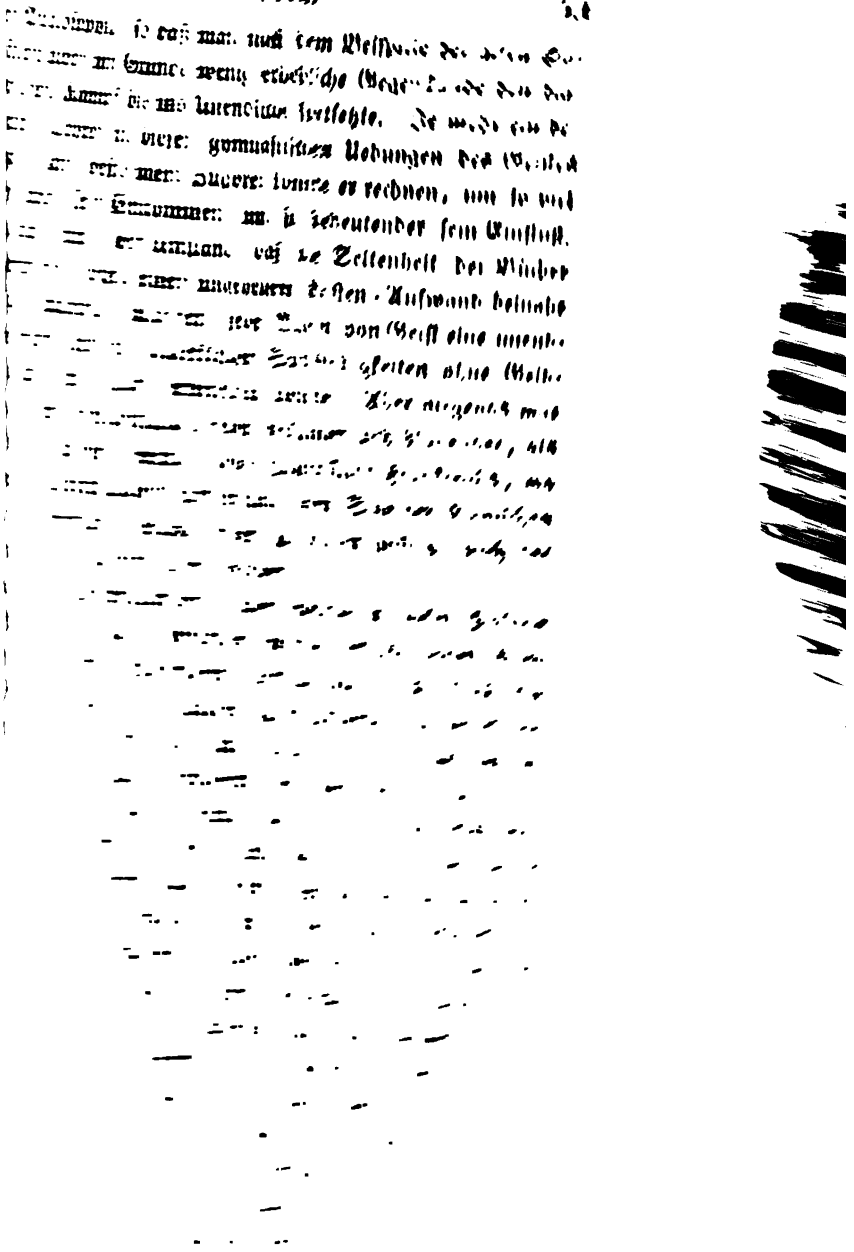
Ueberhaupt fällt in dieſe Epoche der Urſprung der ſogenannten ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche auf den ganzen Geiſt und Sinn des Mittelalters einen ſo weſentlichen Einfluß hatte. Sie erhielt ihren Namen von den öffentlichen Lehranſtalten, deren um dieſe Zeit viele geſtiftet wurden, und welche man ſchlechthin Schulen, scholae, nannte. In dieſen Schulen wurde ein gewiſſes Syſtem logiſcher Regeln und ontologiſcher Begriffe, eine Dialektik, vorgetragen, welche man aus den Werken der ſpätern Bearbeiter des Ariſtoteles, vorzüglich des Auguſtinus und Boethius zuſammenſetzte, und auf die Begründung der dogmatiſchen Religionslehre anwandte. Dieſe Kunſt, die Sätze der Theologie in einer dialektiſchen Form zu beweiſen, nannte man die Schulphiloſophie, Scholaſtik. Ihr weſentliches Erforderniß war, mit der dogmatiſchen Lehre ganz übereinzuſtimmen, und auf ſie als letztern Zweck hinzuführen. Am Ende des zehnten Jahrhunderts wurde die Scholaſtik durch Gerbert, den nachmaligen Papſt Sylveſter II., der aus Spanien eine größere Kenntniß der Ariſtoteliſchen Werke brachte, bedeutend aufgeklärt und mit Zuſätzen aus der Metaphyſik erweitert; aber einen vorzüglichen Ruhm erwarb der Scholaſtik Lanfrank, Erzbiſchof von Kanterbury, indem er durch ihre Waffen ſeinen Gegner Berengar in dem Streit über die Transſubſtantiation nach dem Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen völlig beſiegte. Eben ſo zeichnete ſich ſein Nachfolger Anſelm durch den ihm eigenthümlichen Scharfſinn beſonders in dem Beweiſe vom Daſeyn Gottes aus. Unter dieſen Umſtänden bildete Hildebert aus Lavardin ein dialektiſches Syſtem der Theologie, in welchem man die Einwendungen gegen die Glaubenslehren nebſt ihrer Beantwortung gegen einander aufſtellte, welches nun eine beliebte Methode wurde. Daher wurde jetzt Disputirſucht der vorzüglichſte Charakter

der Philosophie, so daß man nach dem Beispiele der alten Sophisten über im Grunde wenig erhebliche Gegenstände den dialektischen Kampf bis ins Unendliche fortsetzte. Je mehr ein berühmter Lehrer in diesen gymnastischen Uebungen des Geistes glänzte, auf desto mehr Zuhörer konnte er rechnen, um so viel reicher war sein Einkommen, um so bedeutender sein Einfluß. Dazu kam noch der Umstand, daß die Seltenheit der Bücher Realkenntnisse ohne einen ungeheuern Kosten-Aufwand beinahe unmöglich machte, während jeder Mann von Geist eine unendliche Gewandtheit in dialektischen Spitzfindigkeiten ohne Geldunkosten aus sich selbst entwickeln konnte. Aber nirgends war damals das wissenschaftliche Leben regsamer und blühender, als zu Paris; deswegen wurde diese Hauptstadt Frankreichs, wo sich in einer beträchtlichen Entfernung vom Sitze der Römischen Kirche die Universität etwas freier zu bilden anfing, auch der Tummelplatz der scholastischen Fehden.

Von allen Gegenständen, über welche in dieser Periode nach dialektischen Regeln gestritten wurde, erhielt keiner einen allgemeinern und entscheidendern Einfluß auf die philosophische Bildung seiner Zeit und der spätern Jahrhunderte, als der Streit über den Nominalismus und Realismus, welchen im Anfang des zwölften Jahrhunderts ein gewisser Rousselin (Roscelinus) aus Bretagne durch die Behauptung eröffnete, daß die allgemeinen Begriffe nur durch das Bedürfniß der Sprache, Aehnlichkeit der Merkmale durch gewisse Gattungsnamen zu bezeichnen, entstanden wären, und ihnen keine objective Realität zukomme. Dieses hatten schon mehrere Philosophen des Alterthums, unter andern auch Zeno der Stoiker, gelehrt; allein durch die Neuheiten der Entwicklung und Anwendung in einem Zeitalter, wo außer entstellten Uebersetzungen gewisser Werke des Plato und Aristoteles die Alten wenig bekannt waren, gelang es dem Rousselin, die damalige Philosophie auf ein bestimmtes Feld zu führen. Mit der entgegengesetzten Behauptung seines Schülers Wilhelm von Champeaux, dessen dialektische Kunst allgemeine Bewunderung erregte, begann der Kampf, welcher später durch die Theilnahme des durch seine für die da-

ters in ein myſtiſches Gewand einhüllte. Durch ſein Tal
und ſeine Kenntniſſe hatte ſich Erigena die Gunſt und den Sch
Karls des Kahlen geſichert, mußte aber doch zuletzt den we
ſeiner Abweichung von den rechtgläubigen Begriffen über
Prädeſtination gegen ihn verhängten Verfolgungen des Pa
Nicolaus von Paris und ſeinem Lehrſtuhle weichen.

Ueberhaupt fällt in dieſe Epoche der Urſprung der ſoge
ten ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche auf den ganzen Ge
Sinn des Mittelalters einen ſo weſentlichen Einfluß hatte
erhielt ihren Namen von den öffentlichen Lehranſtalten
um dieſe Zeit viele geſtiftet wurden, und welche man ſd
Schulen, scholae, nannte. In dieſen Schulen wurde
wiſſes Syſtem logiſcher Regeln und ontologiſcher Begr
Dialektik, vorgetragen, welche man aus den Werken
tern Bearbeiter des Ariſtoteles, vorzüglich des Auguſ
Boethius zuſammenſetzte, und auf die Begründung d
tiſchen Religionslehre anwandte. Dieſe Kunſt, die
Theologie in einer dialektiſchen Form zu beweiſen, r
die Schulphiloſophie, Scholaſtik. Ihr weſentliche
niß war, mit der dogmatiſchen Lehre ganz übereı
und auf ſie als letztern Zweck hinzuführen. Am En
ten Jahrhunderts wurde die Scholaſtik durch Gerbe
maligen Papſt Sylveſter II., der aus Spanien
Kenntniß der Ariſtoteliſchen Werke brachte, bedeut
und mit Zuſätzen aus der Metaphyſik erweitert; al
züglichen Ruhm erwarb der Scholaſtik Lanfrank,
Kanterbury, indem er durch ihre Waffen ſeinen
gar in dem Streit über die Transſubſtantiation
theil ſeiner Zeitgenoſſen völlig beſiegte. Eben
ſein Nachfolger Anſelm durch den ihm eigenth
ſinn beſonders in dem Beweiſe vom Daſeyn Ge
ter dieſen Umſtänden bildete Hildebert aus Lava
ſches Syſtem der Theologie, in welchem man
gen gegen die Glaubenslehren nebſt ihrer Bear
einander aufſtellte, welches nun eine [redacted]
Daher wurde jetzt Disputirſu



malige Zeit so umfassende Bildung und Gelehrsamkeit sowohl, als durch seine traurigen Schicksale und seine Verhältnisse mit der schönen und unglücklichen Heloise so berühmten Peter Abälard, eines Schülers Wilhelms, das höchste Interesse erhielt. Mit einer Beredsamkeit, in welcher das natürliche Feuer seiner Einbildung mit einer durch das Studium der Alten weit über seine Vorgänger gebildeten Sprache wetteiferte, bekämpfte Abälard sowohl die Lehre Rousselins, daß die allgemeinen Begriffe nur leere Wörter seyen, als die seines eigenen Lehrers Wilhelm von Champeaux, der sie für Realitäten hielt, und näherte sich durch seine Erklärung derselben, als Begriffen von Realitäten, vielmehr den Platonischen Ideen. Durch seine Auseinandersetzung bildeten sich jetzt die Principien des Nominalismus und Realismus zur Klarheit aus, und kamen auf folgende Grundsätze zurück. Die Nominalisten behaupteten: Nur in den individuellen Dingen außer uns sey Realität. Die allgemeinen Begriffe seyen bloß Verstandesbegriffe ohne Wirklichkeit, die nur durch die Sprache objectiv bezeichnet werden, und dadurch den Schein von Realität bekommen, ob sie gleich selbst weder eine Realität enthalten, noch einer Realität entsprechen. Hingegen lehrten die Realisten: In den individuellen Dingen außer uns sey keine Realität, die allgemeinen Begriffe seyen die wahre Realität, und die Individuen als solche unterscheiden sich nur durch die Accidenzen. Sowohl durch den Geist der Zeit als seine eigenen Schicksale wurde Abälard bewogen, die Resultate seiner philosophischen und philologischen Bildung zum Besten der Theologie anzuwenden, wobei er durch eine freiere Entwicklung der Moral, welche trotz der häufigen Kasteiungen und Büßungen und bisweilen selbst durch sie sehr herabgesunken war, großen Nutzen stiftete, und sich selbst seinem Drange gemäß einen glänzenden Ruhm erwarb.

Unter Abälards Schülern zeichneten sich vorzüglich aus der Italiener Peter Lombardus und der Engländer Johann von Salisbury. In seinem Magister sententiarum, welcher ein Hauptlehrbuch wurde, untersuchte der erstere die Streitfragen der Dialektik, Ontologie und Theologie mit vielem

Scharfſinn. Johann von Salisbury, durch dürftige Umſtände gezwungen, Kinder in Realkenntniſſen zu unterrichten, wurde, während er dieſe letztern ſelbſt zu erwerben ſuchte, von ihrer Wichtigkeit und der Zweckloſigkeit der leeren dialektiſchen Spitzfindigkeiten überzeugt, und ſuchte ſeine Zeitgenoſſen wieder auf das Studium der Natur und der Sittenlehre zu führen. In dem großen Streit, welcher damals die Philoſophie beſchäftigte, trat er auf die Seite der Realiſten, und führt in ſeinen Schriften die Porretaner, Albricaner, Robertiner und Partipontaner als einzelne Secten derſelben an. Auch unterſchieden ſich die Realiſten in Platoniſche Realiſten, welche nach Plato die allgemeinen Begriffe als die Realprincipien der Formen der Dinge betrachteten, und Ariſtoteliſche Realiſten, welche nach Ariſtoteles vielmehr die Kategorien dafür hielten.

Bis jetzt war man in Anſehung der Ariſtoteliſchen Schriften lediglich auf die Benutzung des Organons und der Commentatoren beſchränkt geweſen; erſt am Ende des zwölften und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts wurden die phyſikaliſchen, metaphyſiſchen und moraliſchen Werke des Ariſtoteles im abendländiſchen Europa allgemeiner bekannt. Der ungeheure Umfang von Kenntniſſen, welcher durch dieſelben verbreitet wurde, erregte bald Erſtaunen und Bewunderung, dann nach der Sitte des Zeitalters blinden Glauben und Nachbetung. Allein leider kamen dieſe Schriften in einem Zuſtande zur Kenntniß des Abendlandes, in dem ſie auf die menſchliche Erkenntniß den glücklichen Einfluß, welchen man ſonſt von ihnen hätte erwarten ſollen, gar nicht haben konnten. Durch Griechen und Araber beinahe gleich entſtellt, wurden ſie es noch viel mehr durch die Lateiniſchen Ueberſetzer, denen weder die Sprache des Textes, noch die der Ueberſetzung hinlänglich geläufig war, und deren Geiſt vielleicht auch die Größe der Gedanken, welche ſie darſtellen ſollten, nicht aufzufaſſen vermochte. Statt nun ihren Scharfſinn zur Herſtellung des urſprünglichen Sinnes durch eine geſunde Kritik anzuwenden, ſuchten die Philoſophen des Mittelalters vielmehr aus den beinahe ſinnloſen Worten einen verborgenen Sinn herauszupreſſen, durch welchen je länger je mehr

Verwirrung in die Wissenschaft gebracht wurde. Noch größere Schwierigkeiten erzeugte der Versuch, die Grundsätze des Aristoteles mit den Lehren der Kirche zu vereinigen. Der offenbare Widerstreit derselben zog den erstern manche Verfolgungen von Seiten des Oberhauptes der Kirche zu, welche je nach der Politik und der Persönlichkeit der Päpste erneuert oder eingestellt wurden. Trotz dieser Einwendungen der Hierarchie erlangte Aristoteles bald ein solches Ansehen, daß man ihn nicht nur ausschließlich den Philosophen, so wie Virgil den Dichter nannte, sondern ihm sogar häufig in philosophischen Gegenständen die oberste Entscheidung mit einer Art von Untrüglichkeit, so wie in Religionssachen der Kirche zuerkannte.

Ein Deutscher, Albert der Große aus dem adlichen Geschlechte der von Bollstädt (er starb 1280), Bischof von Regensburg, war es, bei dem sich in seinen Arbeiten, als Commentator der Aristotelischen Werke, der Einfluß der neuerdings bekannt gewordenen Werke des Stagiriten zuerst auf eine bemerkbare Art äußerte. Trotz seines ungeheuern Fleißes im Lesen damals bekannter Bücher und im Verfassen neuer Schriften mangelte es ihm bei seinen Compilationen völlig an historische und Sprachkenntniß, während ihn hingegen seine in jenen Jahrhunderten ungewöhnliche Naturkenntniß häufig der Zauberei beschuldigen ließ. Ungleich wichtiger wurde für die Geschichte der Philosophie sein Schüler Thomas von Aquino (aus einer Neapolitanischen gräflichen Familie 1224 — 1253) durch sein größeres Genie und die bessern Hülfsquellen der Lateinischen Kirchenväter, welche er benutzte. Durch seine scharfsinnige Entwicklung der rationalen Theologie, besonders der Lehre vom Daseyn Gottes, erwarb er sich in der katholischen Kirche ein noch jetzt dauerndes Ansehen, wo sich die Anhänger seiner Lehre noch jetzt Thomisten nennen. Noch merkwürdiger wäre er vielleicht geworden, wenn philosophische Forscher die Mühe hätten über sich nehmen wollen, seine weitläufigen Commentare zu durchgehen, statt daß man sich nur mit seinen kleinern philosophischen Abhandlungen begnügt. Gegen ihn trat geradezu als Gegner auf Joh. Duns Scotus aus Dunston in Nordhumberland

(geb. 1271 gest. 1308), welcher die der Thomisten entgegengesetzte Partei der Scotisten begründete. Das Eigenthümliche seiner Methode war nach Art der Skeptiker, Sätze und Gegensätze einander gegenüber zu stellen, um hin und wieder zu disputiren, ohne zu entscheiden. Seinem Scharfsinn verdankte er den Beinamen doctor subtilis. Für den Geist der Scholastik sind seine Schriften, in welchen man die Spitzfindigkeiten dieser Philosophie in Menge antrifft, äußerst lehrreich. Durch ähnliches Talent glänzte sein Schüler Franciscus de Mayronis, welchen seine Zeitgenossen doctor illuminatus et acutus und magister abstractionum nannten. Er stiftete die sogenannten Sorbonnischen Disputationen, wo im Sommer jeden Freitag vom frühen Morgen bis zum Abend ununterbrochen ohne Präses, ohne Speise und Trank ein Respondent gegen beliebige Opponenten disputirte. Ueberhaupt riß der Geist der spitzfindigen Abstractionen je länger je mehr in der Philosophie ein, deren praktischer Theil in Vergessenheit herabsank. Hiezu waren zwei natürliche Ursachen, die Schwierigkeit, ohne ungeheure Geldunkosten Realkenntnisse zu erwerben, und dann der natürliche Hang der meisten Philosophen jenes Zeitalters zur Anschauung und Abstraction, da sie meistens als Klostergeistliche in gänzlicher Trennung von der Welt lebten. Zwar erschütterte schon Wilhelm Durand (st. 1332) den philosophischen Glauben an Thomas und Scotus durch freiere Untersuchungen und größere Klarheit und Bestimmtheit, allein im Wesentlichen dachte er doch noch im Geiste der Scholastiker.

Der Franciscaner Wilhelm Occam aus England (starb 1347) wagte es zuerst gegen die Zwangsherrschaft des Realismus aufzutreten, und den Nominalismus zu erneuern; allein er begnügte sich nicht mit dieser philosophischen Neuerung, sondern griff auch die Anmaßungen der Kirche gegen die weltliche Macht unerschrocken an, und erwarb sich hiedurch den Beifall und Schutz König Philipps des Schönen und Kaiser Ludwigs des Baiers. Hiedurch kam der Nominalismus unmittelbar mit der Hierarchie in Streit, welche die von den Realisten gegen ihn verhängten Verfolgungen begünstigte. Walter Burleigh, Occams Schüler (geb.

1275 geſt. 1331), neigte ſich wieder zum Realismus, wurde aber für die Geſchichte der Philoſophie durch ſein Werk de vita et moribus philosophorum von Thales bis auf Seneca merkwürdig. Ein anderer Schüler Occams hingegen Johann Buridan aus Bethune in Artois (blühte um 1350) blieb dem Nominalismus getreu, und mußte deswegen nach Deutſchland fliehen. Mit ihm ſchlug der Nominalismus ſeinen Sitz zu Wien auf. Das merkwürdigſte bei Buridan ſind ſeine Unterſuchungen über die moraliſche Freiheit, auf die ſich wohl das berühmte Sprichwort von Buridans Eſel bezieht. Je mehr indeſſen ſeit dem Urſprung der ſcholaſtiſchen Philoſophie über abſtracte Begriffe erſchöpfende Unterſuchungen angeſtellt waren, deſto weniger Eigenthümliches konnten die ſpätern Scholaſtiker auf derſelben Bahn hervorbringen, und um ſo nothwendiger war es zur Erhaltung der regen Geiſtesthätigkeit, daß durch beſondere Umſtände, welche die Zeit mitbrachte, eine neue, der Natur der Dinge mehr angemeſſene Bahn der Forſchung nach Wahrheit eröffnet wurde.

In der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts brach in Italien für die Wiſſenſchaften eine ſchöne Morgenröthe an, welche bald durch Begünſtigung der Umſtände zum hellen Tag wurde, und von da aus das ganze Abendland erleuchtete. Obſchon ſich in Italien ſeit dem Untergange des Römiſchen Reichs die Lateiniſche Sprache allmählig aus dem Leben zurück gezogen hatte, ſo wurde ſie dennoch, wenn auch entſtellt, als Sprache der öffentlichen Verhandlungen und der Gelehrten, ſo gut wie in den übrigen weſtlichen Europäiſchen Ländern die ſpätern Jahrhunderte hindurch aufbewahrt. Hie und da wurden Claſſiker geleſen, beſonders Cicero und Virgil, neben ihnen die Lateiniſchen Kirchenväter. Jetzt fingen die neuen Sprachen an, ſich von bloßen Volksdialekten zu gebildeten Sprachen zu erheben; beſonders hatte die Italieniſche durch Dante-Alighieri bedeutende Fortſchritte gemacht, aber zu ihrer weitern Entwicklung und Veredlung waren Muſter nothwendig, welche man nur bei den alten Claſſikern finden konnte; daher erhielten dieſe einen neuen Werth. Allein wenn auch die Römiſchen Claſſiker ſo wichtige Schätze zur

Benutzung darboten, ſo befanden ſich doch theils viele von ihnen in einem ſehr unvollkommenen Zuſtand, theils waren ſie über viele Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens lange nicht ſo reichhaltig, wie die Werke der großen Männer des Griechiſchen Alterthums. Bei dem allgemeinen Drange nach Belehrung und Bildung, welcher um dieſe Zeit die hellſten Köpfe Italiens erfüllte, mußte alſo nothwendig die heftigſte Sehnſucht nach der Griechiſchen Litteratur, welche im Abendland ganz zu Grunde gegangen war, eintreten, und gerade in dieſer Epoche traten Umſtände ein, vermittelſt welcher dieſe Sehnſucht befriedigt werden konnte.

Obſchon im Griechiſchen Kaiſerthume die Wiſſenſchaften im Verhältniß zu ihrer goldnen Zeit ſehr in Verfall gerathen waren, und ihnen der Glaubenseifer der Fürſten und Prieſter in den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus unſäglichen Schaden zugefügt hatte, ſo wurden doch nach und nach die Verhältniſſe hier günſtiger. Seit der Trennung der beiden Kirchen blieb das Griechiſche Reich von der Zwangsherrſchaft der Hierarchie verſchont, und der Geiſt fing an freier zu athmen. Dann gaben die Kaiſer ſelbſt und nach ihnen die Großen des Reichs das Beiſpiel der Vorliebe und Thätigkeit für Wiſſenſchaft und Kunſt. Beſonders hatten die Comnenen hiefür herrlich gewirkt. Die kurze Dauer des Lateiniſchen Kaiſerthums, welches der Cultur nichts weniger als günſtig war, verhinderte den gänzlichen Untergang aller geiſtigen Bildung unter dieſer Herrſchaft der Franken, und nach ihrer Verdrängung wurden die Wiſſenſchaften durch die Paläologen wieder aufs herrlichſte unterſtützt. Unter ſolchen Verhältniſſen hatten ſich, wenn auch während des Streits mit den Lateinern und ihrer Regierung viele Denkmäler des Griechiſchen claſſiſchen Alterthums zu Grunde gegangen waren, dennoch ſchöne Ueberreſte erhalten, aus denen jetzt ein neues Leben aufblühen mochte. Aber gerade um dieſe Zeit, wo ſich aus der claſſiſchen Litteratur vielleicht ein neues Licht verbreitet hätte, wurden auch die äußern politiſchen Verhältniſſe des Griechiſchen Reichs immer mislicher, die Gefahr vor den ſich der Hauptſtadt nähernden Türken immer dringender, und der gänzliche Umſturz des Byzantiniſchen Kaiſerthums unvermeidlicher. Eben dieſe Noth-

wurde in wiſſenſchaftlicher Hinſicht eine Wohlthat für das Abendland und beſonders für Italien. Die Hülfe, welche die Griechiſchen Kaiſer jetzt obwohl vergebens bei den Europäiſchen Fürſten, vorzüglich aber bei den Päpſten öfters und dringend ſuchten, erneuerte die lang unterbrochene Gemeinſchaft mit Griechenland. Der Griechiſche Hof bediente ſich zu dieſen Geſandtſchaften gebildeter und gelehrter Männer, welche während ihres öfters langen Aufenthalts im Abendlande im Stande waren, Vorliebe für die Griechiſche Litteratur zu erwecken, und das Studium derſelben zu befördern. Endlich als die Barbaren im Morgenlande je länger je überwiegender wurden, entflohen Wiſſenſchaften und Künſte aus dem untergehenden Reiche nach Italien, wo ſie jetzt einen zum herrlichſten Fortgedeihen trefflich angebauten Boden fanden.

Der Mönch Bernhard Barlaam, ein Calabreſe von Geburt, welcher ſich aber lange Zeit in Griechenland aufgehalten hatte und eine ausgezeichnete Gelehrſamkeit beſaß, that ſowohl auf einer in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vom Griechiſchen Kaiſer nach Avignon verfügten Sendung, als während ſeines ſpätern Aufenthalts in Italien, wohin er flüchten mußte, den erſten entſcheidenden Schritt zur Verpflanzung Griechiſcher Cultur auf Italiſchen Boden. In Avignon hatte er nämlich das Glück, mit Petrarca bekannt zu werden, deſſen ſchwärmeriſche Liebe für die Wiſſenſchaft den Unterricht des gelehrten Griechen mit Enthuſiasmus auffaßte, und ſeinen Lehrer überall in Italien empfahl, was bei dem Anſehen, in welchem Petrarca daſelbſt ſtand, von unendlicher Wichtigkeit ward.

Ueberhaupt wirkte Petrarca auf ſein Zeitalter entſcheidend. Niemand fühlte lebhafter als er das Bedürfniß, durch das Studium der Claſſiker auf hellere Gedanken über die höhern Begriffe des Lebens zu kommen. Von der höchſten Bewunderung für das alte Rom durchdrungen, ſuchte er mit unermüdlichem Eifer die Ueberreſte ſeiner claſſiſchen Litteratur zu ſammeln, und aus ihren Ruinen wiederherzuſtellen. Aber auch die Griechiſche Litteratur erweckte ſeinen Enthuſiasmus, ſeitdem Barlaam einige Bruchſtücke des Plato, deſſen ſchwärmende Phantaſie mit

der seinigen so verwandt war, mit ihm gelesen hatte. Zu seinem großen Verdrusse konnte es indessen Petrarca in der Kenntniß der Griechischen Sprache nie zur unabhängigen Benutzung ihrer Classiker bringen. Trotz seiner Bekanntschaft mit dem Plato konnte er auch seinem Geiste nie die Fesseln der damals gangbaren Platonischen und Aristotelischen Lehrbegriffe anlegen; vielmehr wollte sein kühnes und unabhängiges Genie nur sich selbst seine höchste Bildung und die Entwicklung der höhern Begriffe verdanken. Wie eine schöne aber einfache Blume mitten unter gigantisch verzogenen Gewächsen steht seine gemüthliche Lebensphilosophie vereinzelt unter den spitzfindigen Abstractionen der Scholastiker. Von dem Abscheu dieser letztern bis zum Vorurtheile gegen alle höhere Speculation erfüllt, philosophirte Petrarca, durch den Hang seines Gemüthes und seine seltsamen Schicksale geleitet, in dialogischer Form über die Vergänglichkeit aller Genüsse des Menschen. Seine feurige Phantasie drang in alle denkbaren Verhältnisse des Lebens ein, faßte sie in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit auf, und schilderte die Unbeständigkeit derselben in einem so wehmüthigen und dennoch so treffenden Tone, daß man bei Durchlesung seiner philosophischen Schriften von den traurigsten Gefühlen ergriffen wird. Selbst die Liebe, welche dem Schwunge seiner dichterischen Phantasie eine so edle Richtung gegeben hatte, verdammt er in seinen philosophischen Werken, wo er dem Menschen die Tugenden der Stoiker als allein befriedigend anpreist.

Gleichzeitig mit Petrarca trat Boccaccio als Dichter und Beförderer der classischen Litteratur auf, wo er durch seine bessere Kenntniß der Griechischen Sprache die Griechischen Musen in Italien noch gemeinverständlicher machen konnte als Petrarca. Aber vorzüglich gedieh das Studium der classischen Litteratur durch die Begünstigung der Italienischen Fürsten und Großen, welche je länger je mehr dafür eingenommen wurden, unter andern König Robert von Neapel, und Johann Galeazzo, Herzog von Mayland aus dem Hause Visconti. Auch die Republiken, in welchen theils ein weitläufiger Handelsverkehr, theils ächte Bürgerfreiheit die Aufklärung beförderten, fingen an sich für jene

Quellen des Lichts eifrig zu bemühen. Dabei führten nun die Umstände immer mehrere Griechen nach Italien, welche daselbst mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurden, und bald berühmte Zöglinge bildeten. So lehrte Manuel Chrysoloras zu Florenz und Ticino, und bildete als Schüler den Leonhard Aretinus, Philelphus Guarinus, Poggius und andere mehr. Außer den Medicis zu Florenz zeichnete sich noch Papst Nicolaus V. durch die Huld aus, welche er während seiner in die Jahre um die Eroberung Constantinopels fallende Regierung den Wissenschaften und ihren Griechischen Bearbeitern schenkte.

So wie überall drehte sich auch in Griechenland das Studium der Philosophie um das Platonische und Aristotelische System, in welchen man die Ergebnisse alles möglichen geistigen Forschens enthalten glaubte. Bald war es ein Versuch, beide Systeme zu vereinigen, aber häufiger Wettstreit zwischen denselben, welcher die vorzüglichsten Denker beschäftigte. Unter diesen Umständen wurde die Griechische Philosophie nach Italien versetzt. Hier fand sie das Aristotelische System seit Jahrhunderten gleichsam eingewurzelt, und die Platonischen Lehren mußten sich, wenn sie Eingang finden wollten, denselben so zu sagen erkämpfen. Beide Parteien thaten daher sogleich das möglichste, ihren Systemen in Italien eine dauernde Herrschaft zu erwerben. Da aber die Griechische Gelehrsamkeit den Zutritt zu den Quellen selbst eröffnete, so bot sich hier die beste Gelegenheit dar, den Kampf wieder gründlich zu erneuern. Die Aristotelische Philosophie hatte für sich neben der langen Gewohnheit die Gründlichkeit, Klarheit, und neben folgerechter Bestimmtheit des Ganzen ihren Umfang und die Masse der darin enthaltenen, seit ihrem Stifter wenig vermehrten Realkenntnisse, die Platonische hingegen die Neuheit, das Treffliche der Darstellung und den erhabenen, Herz und Phantasie weit mehr anziehenden Gedankenschwung seines Urhebers. Vereinigung war bei einem so verschiedenen Geiste der Systeme unmöglich, und bald begann der Kampf mit frischer Kraft. Georg Gemistus mit dem Zunamen Pletho (ein geborner Constantinopolitaner, der aus seinem Vaterlande verbannt wurde, und nach Italien floh) erneuerte den Kampf zuerst am

Ende der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts durch eine Schrift über den Unterſchied der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Philoſophie, zu Gunſten des Plato. Gemiſtus faßte die Platoniſche Philoſophie im Sinne der Alexandriner auf, und vermiſchte ſie noch mit angeblichen Zoroaſtriſchen Grundſätzen. In ſeinem Werke περὶ νομοθεσίας ἢ περὶ νόμων entwickelte er eine Theologie nach Zoroaſtriſchen und Platoniſchen Grundſätzen, ertheilte den darin aufgeſtellten Göttern die alt-Griechiſchen Namen, und verband dieſe Theologie mit einer Moral im Geiſte der Stoiker und einer Politik, welche der des Plato nicht unähnlich war. Hiedurch zog er ſich den allgemeinen Vorwurf einer Vorliebe für die heidniſche Religion vor der chriſtlichen zu, welcher, inſofern er jene mit ſeinen Idealen dem Plato und Zoroaſter übereinſtimmender fand, nicht ungegründet war, und ihn den heftigſten Verfolgungen von Seiten der Geiſtlichkeit ausſetzte.

Pletho's Schüler Beſſarion aus Trapezunt war wegen ſeiner ausgezeichneten Gelehrſamkeit im Jahr 1436 zum Erzbiſchof von Nicäa erhoben worden. Durch ſein Beſtreben, die Griechiſche und Lateiniſche Kirche zu vereinen, dem Griechiſchen Clerus verhaßt, mußte er ſich nach Italien zurückziehen, und erhielt vom Papſt Eugen IV. den Cardinalshut und von deſſen Nachfolger Nicolaus V. ein Bisthum. Seitdem ſtand er immer in großem Anſehen am päpſtlichen Hofe, wo er in wichtigen Geſandtſchaften gebraucht wurde, und fand beſonders Gelegenheit, ſeinen flüchtigen Landsleuten und der Sache der Griechiſchen Cultur außerordentlich nützlich zu werden, bis er endlich 1471 ſtarb. Wie ſein Lehrer war Beſſarion ein eifriger Anhänger Plato's, welchen er jedoch mit weniger Heftigkeit, größerer Würdigung des Ariſtoteles und mehrerer Schonung der chriſtlichen Dogmatik als jener vertheidigte. Vorzüglich ſuchte er den Georg von Trapezunt, welcher auf Veranlaſſung von Pletho's Schrift über dieſen Gegenſtand ſehr heftig gegen Plato geſchrieben hatte, zu widerlegen, worauf ſich zwei ſeiner Werke: adversus calumniatorem Platonis, und das correctorium interpretationis librorum Platonis de legibus a Georgio trapezuntio compositae beziehen. Seinem ſanften und liebevollen Charakter gemäß

wollte er auch die Platonische Philosophie mit der Aristotelischen versöhnen, welches ihm aber eben so wenig gelang, als die Vereinigung der Lateinischen und Griechischen Kirche. Ueberhaupt hatte er eine Ahnung von der Nothwendigkeit einer freiern Forschung, und tadelte das blinde Nachbeten jener beiden berühmten Lehrer des Alterthums. Durch die Wiederbelebung des classischen Studiums, vermittelst dessen die gesammten Ergebnisse der geistreichen und tiefsinnigen Forschungen der alten Meister von neuem zu Tage gefördert wurden, war indessen eine neue Grundlage gegeben, auf welcher der befreite philosophische Geist wieder auf eigenthümlichem Wege Selbstständiges erringen mochte.

Vierzehntes Buch.

Religions- und Kirchengeschichte.

I. Capitel.

Ursprung der christlichen Lehre.

Das Forschen nach Wahrheit und einem obersten Grundsatze, wovon Alles abgeleitet werde, das Streben nach einem höchsten und letzten Gut, welches die Sehnsucht des in uns wohnenden Göttlichen befriedige, ist den Bedürfnissen der menschlichen Vernunft und den edelsten Trieben unsers Herzens gleich angemessen. Aber die menschliche Vernunft ist beschränkt, und nur Wenigen ist jene Geisteskraft und unermüdliche Thätigkeit beschieden, welche durch die wunderbaren Gesetze der Natur und die oft so verwirrten Gänge der Speculation alles dasjenige zu erreichen vermag, was in ihren Schranken erreichbar ist. Daher sorgte die Vorsehung höchst väterlich für den Menschen, wenn sie ihn den unauflösbaren Zweifeln der streitenden Vernunft entriß, und durch das göttliche Geschenk des Glaubens mit sich selbst versöhnte. Der Glaube, welcher mit dem innersten geistigen Seyn des Menschen zusammenhängt, und der Natur der Dinge nach aus einem Leben, welches sich so sehr als vorübergehende Erscheinung bewährt, wie das unsrige, nicht verdrängt werden kann, veranlaßte die Stiftung von Religionen, in welchen dasjenige, was der Mensch als sein Höchstes und Heiligstes ahnet, bestimmt und fest in gewissen Formen als Lehre aufgestellt, und als heilige untrügliche Wahrheit verehrt wurde. Allein in den Jugendzeiten der menschlichen Cultur waren die verschiedenen Stämme durch den gegenseitigen Einfluß der geographischen Lage der von ihnen bewohnten Länder, Sprachen, Sitten und verschiedenartigen Schicksale so getrennt, daß ihre innere Entwicklung natürlich einen sehr verschiedenen, diesen Wechselwirkungen an-

gemeſſenen, und nur in ſehr wenigen von der menſchlichen Natur ſelbſt ausgehenden Richtungen übereinſtimmenden Gang nahm. Auf dieſer erſten Bildungsſtufe der Völker, wo dieſe letztern durch gemeinſame Sprache, gemeinſame von Voreltern ererbte Einrichtungen und gemeinſame Schickſale auf ihr Daſeyn als Völker aufmerkſam gemacht wurden, hatten dieſe nähern und für den Horizont ihrer Gedanken dennoch ſehr erhabenen Begriffe eine wo nicht größere dennoch ungleich nähere Wichtigkeit, als die überirdiſchen der Religion. Daher wurde bei ihnen Volk und Staat die erſte Idee, der ſich religiöſe Gefühle und Meinungen anſchloſſen und unter ihrem Einfluſſe ausgebildet wurden, unter welchen ſie lange blieben, ohne ſich zu einer unabhängigen Geſtaltung zu erheben, bis die wieder ſinkende Volkskraft der Entwicklung höherer Anſichten Raum ließ. Indeſſen waren ſelbſt in dieſem Zuſtande der politiſche Geiſt, die Vernunft und der Glaube nicht immer in jenem ruhigen Gleichgewicht geblieben, in welchem ſie die einmal beſtehende Einrichtung der Völker oder die Neigung und das Intereſſe ihrer Lenker zu erhalten ſchienen. Kräftige Geiſter hatten ihre Uebermacht über den gemeinen Haufen gefühlt, auch wenn ſie das Schickſal in wenig bedeutende äußere Verhältniſſe geſetzt hatte. Je nachdem das Gefühl oder der eindringende Verſtand bei ihnen überwog, wußten ſie in ihren Mitbürgern das oft verheerende Feuer der Begeiſteruug für einen neuen Glauben zu erwecken, oder durch raſtloſe Forſchungen im Gebiete der Vernunft das ſanftere aber deſto dauerndere Licht der Aufklärung zu verbreiten. Seitdem einmal neue, von den bisher feſt angenommenen Begriffen ganz verſchiedene Ideen aufkamen, und es ſich bei freier, näherer Unterſuchung zeigte, daß man durch ſie dem Wege zur Wahrheit wenigſtens näher gekommen war, blieben Vernunft und Religionen im Zwieſpalt, und die erſtere nahm von nun an einen freien Gang, weil ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt der letztern nicht blindlings unterwerfen konnte.

Beſonders wurde dieſer Kampf in Griechenland bedeutend, wo geographiſche Lage und Geſtalt, Klima und außerordentliche Schickſale die ſchönſten Blüthen des menſchlichen Geiſtes erweckt

hatten. Hier war die Religion ein mannigfaltiges Gewebe von ursprünglichem Volksglauben, Vernunft und poetischer Phantasie, welches durch Aufstellung von unzähligen Göttern alle Regungen der Sinnlichkeit, des Gefühls und der Vernunft vorzüglich für geistige und körperliche Schönheit und Kraft zu befriedigen suchte. Zwar gab es in Griechenland viele Männer, welche diese sinnlichen Vorstellungen ungern in die überirdischen Begriffe des Menschen übergehen sahen, und sich selbst auf eine hinreichende Stufe geistiger Bildung gehoben hatten, um derselben nicht mehr zu bedürfen. Aber so lange das öffentliche Wesen noch kräftig genug fortblühte, die mit ihm eng verflochtene Religion zu schützen, durften diese Männer mit ihrer Meinung nie öffentlich auftreten, wenn sie sich nicht freiwillig als Opfer derselben darstellen wollten, und auserwählte Schüler bewahrten allein die Grundsätze der Lehrer bald rein, bald durch eigene Ansichten verbessert oder verfälscht, als ein verborgenes Heiligthum der Nachwelt.

Indessen war allmählig die Zeit herangerückt, wo die verschiedenen Stämme der Erdenbewohner, schon im Einzelnen höher gebildet durch den Untergang der alten Völkereinrichtungen und der damit verbundenen Begriffe, in nähere Verbindungen treten sollten. Die alten Staaten sanken zusammen, Eroberer verschlangen ganze Reiche und Völker, und diese Vielherrscher begünstigten als Todfeinde einer volksthümlichen Cultur eine mehr allgemein menschliche Bildung. Jetzt wagten es jene Denker und Gelehrten, deren Geist und Bemühungen schon lange die Gränzen einer Volksreligion überschritten hatten, ihr Haupt emporzuheben und die Welt mit den Ergebnissen ihrer Forschungen bekannt zu machen. Unter diesen Umständen kam die Griechische Cultur auf Römischen Boden um die Zeit, als Rom seine schönste Blüthe erreicht hatte, und für das zukünftige Kaiserreich, welches sich über die ganze Welt verbreiten sollte, ein anderer Geist nöthig schien, als der, welcher einen Camillus, Cincinnatus, Fabricius, Regulus, die Fabier und die Scipionen hervorgebracht hatte. Rom erhielt seine Götterlehre und die Formen, in welchen es seine Götter verehrte, aus dem benachbarten Hetrurien.

Seine Religion war noch inniger mit dem gemeinen Wesen verbunden als die Griechische, und seit dem Untergang der königlichen Gewalt waren seine Götter und sein Priesterthum jener feste Mittelpunct im Staat geworden, welcher trotz den innern Zwisten seiner Bürger, trotz dem Porsenna, Brennus, Pyrrhus und Hannibal, ja selbst trotz dem langen und verderblichen Kampfe zwischen Herrscherlosigkeit und Willkühr, Römischen Sinn und Römische Herrschaft bis auf die Cäsarn erhielt. Als aber der Freiheitsgeist der Römer so geschwächt war, daß ein Ehrgeiziger ohne Scheu vor der Eifersucht seiner Mithürger und der Strafe der schützenden Götter seiner Vaterstadt nach unabhängiger Herrschaft streben, und seinen Zweck erreichen konnte, da sank das Ansehen der Götter in eben dem Maße, wie die Menschen die Achtnng vor sich selbst verloren, nicht so sehr weil durch die Fortschritte der Weisen im Gebiete der Philosophie den Menschen ein neues Licht aufgegangen war, als weil die Erbärmlichkeit des Lebens sie des würdigen Begriffs reiner, göttlicher, allgewaltiger Wesen unfähig machte.

Am Ende des siebenten Jahrhunderts ihrer Stadt bemächtigten sich die Römer eines Landes, dessen Bewohner sich seit uralten Zeiten durch eine eigenthümliche priesterliche Verfassung, durch den Glauben an den höchsten einzigen Gott, dem sie jedoch eine besondre Vorliebe für ihr Volk zuschrieben, und durch eine strenge Abgeschlossenheit von allen andern Völkern und Nachbarn auszeichnete, nämlich Palästinas. Durch Trennung, Verfall des Gemeingeistes, Vernachlässigung der Gesetze und der Religion, deren Geist das Wesen des Staats ausmachte, war das jüdische Reich vor mehrern Jahrhunderten zuerst in seinem israelitischen, dann auch in seinem jüdäischen Theile zu Grunde gegangen, und die Völker desselben ins Land der Sieger abgeführt, theils nach Aegypten und andern Ländern zerstreut, die Wiedergestaltung eines jüdischen Staats aber erst 70 Jahre nach dem Untergang des Königreichs Juda durch Cyrus gestattet worden. Zwar hatte die Mehrzahl der Juden sich standhaft gegen gewaltsame Angriffe auf ihre Religion vertheidigt und in der Hauptsache das Gesetz der Väter treu bewahrt; aber den-

noch konnten sie sich während dieses Zusammenlebens mit andern Völkern nicht vor einem höchst wichtigen Einflusse bewahren, den die religiösen und philosophischen Begriffe der Morgenländer, besonders die Lehre Zoroasters auf ihren alten Glauben übte, und von nun an ihrer Lehre einen ganz neuen Anstrich gab, der in ihren spätern heiligen Büchern nicht zu verkennen ist. So kamen der Begriff des Lichts als des Höchsten, die Annahme zweier entgegengesetzten Principien, des Guten und des Bösen (Ormuzd und Ahriman), die dämonische Hierarchie, welche mit beiden verbunden ist, die Lehren von einer bestimmten Epoche der Dauer der Welt, einem künftigen Leben, der Auferweckung der Todten, einem feierlichen Weltgericht und künftigen Belohnungen und Strafen im Himmel und in der Hölle in die neuere jüdische Philosophie und Religion, von denen man in ihrem ältern, in ihren frühern Schriften entwickelten Glauben keine Spur findet. Seit seinem ersten Untergang erwuchs der jüdische Staat nie mehr zu jener selbstständigen Kraft, welche dem Leben eines Volkes Werth giebt, und seine Bürger an den heimischen Boden fesselt. Viele Juden blieben in fremden Ländern, und wurden durch die gränzenlosen Verwirrungen, denen jetzt Palästina öfters preis gegeben war, auf keine Weise angelockt, dahin zurückzukehren. Zwar blieb auch von ihnen die Mehrzahl, wenn auch bisweilen unter bittern Verfolgungen, den alten religiösen Grundsätzen, besonders aber den von Moses verordneten Formen, insofern sie mit dem Aufenthalt in einem fremden Lande verträglich waren, getreu, und erhielten durch Wallfahrten, Geschenke an den Tempel zu Jerusalem, Verwandtschaften u. s. w. beständige Gemeinschaft mit dem Stammlande und den uralten Heiligthümern ihres Volks. Aber eben so wenig als sich ihre zu Babel gefangenen Brüder von der Lehre Zehrduschts und anderer morgenländischen Weisen frei erhalten hatten, eben so wenig blieben die Religionsbegriffe der in Aegypten, Kleinasien u. s. w. zerstreuten Juden unvermischt von Griechischen und Aegyptischen Ansichten, welche durch sie nach Palästina kamen und sich hier mit der morgenländischen Philosophie vereinigten, der alten jüdischen Religion

gnostischen Philosophen seiner Zeit und seines Landes wollte er dem alten mosaischen Gesetz nicht geradezu widersprechen oder es ganz aufheben, nur sollte es von einem ganz neuen Geiste belebt werden, der aus der Volksreligion eine Menschenreligion und aus dem leeren Ceremoniendienste eine richtige Würdigung Gottes und des Lebens im Geist und in der Wahrheit machen würde. Zum Sinnbilde der reinen Sittlichkeit, der man sich vom Augenblicke der Bekennung seiner Lehre an befleißen wollte, nahm Christus das Eintauchen des Körpers in Wasser oder die Taufe an, welche bei den Religions- und Sittenlehrern des Morgenlandes gebräuchlich war, und welche vorzüglich Johannes geübt hatte. Liebe des Nächsten war das Grundgesetz seiner Lehre, durch dessen Befolgung der Mensch allein den Zweck seines Lebens erfüllen könnte. Das irdische Daseyn war in enger Beziehung mit einem künftigen Zustande, zu welchem man aus dem Grabe wieder erweckt, und in demselben den Lohn seines irdischen Treibens erhalten sollte. Zum Gottesdienst waren weder Zeit, noch Ort, noch irgend bestimmte Formen nothwendig, sondern eine reine Erkenntniß und ein gläubiges Herz überall und zu jeder Zeit Gott gefällig. Auch kein Volk, keine bisherige Glaubenslehre sollte länger den ausschließlichen Schutz des Allvaters der Menschen genießen, sondern alle Völker, die Bekenner aller Religionen, alle Stände und Alter in die Gemeinschaft des Herrn aufgenommen werden. Diese Lehre predigend zog Jesus drei Jahre lang von seinen Jüngern begleitet im Lande umher. Ueberall nahm das Volk dieselbe mit großem Beifall auf, obschon es sie nicht überall deutlich faßte, und besonders den Begriff eines Weltherrschers von dem des Messias nicht trennen konnte. Je mehr aber die Lehre Christi das Volk und diejenigen unter den Juden, die eines reinern, erhabenern Gefühles fähig waren, gewann, desto weniger gefiel sie den Priestern und denjenigen, welche durch ein besonderes weltliches oder geistiges Interesse an die Beibehaltung des alten jüdischen Staats- und Religionswesens gefesselt waren. Den Bedürfnissen und dem Glauben der Zeit, ja dem Beispiel aller übrigen Propheten gemäß bewährte Christus seinen höhern Beruf durch

Wunder oder Handlungen, die außer dem Gebiete der Natur durch keine menschliche Kunst, sondern nur durch Anwendung übermenschlicher Kräfte vollbracht werden konnten. Nichts desto weniger behielten alle diese außerordentlichen Handlungen Christi, weit entfernt von jenen oft verderblichen und grausamen Störungen der Natur, die andern Propheten oder mit dem Geisterreiche in Verbindung geglaubten Menschen zugeschrieben werden, ganz das Gepräge seiner wohlthätigen, nur Bruderliebe und Menschenglück athmenden, rein humanen Lehre, welche in den Augen besserer Menschen weit lebendiger für seine göttliche Abkunft sprach, als die unbegreiflichsten Wunder, die er in Gegenwart der staunenden Menge verrichtete. Aber eben diese Reinheit seiner Grundsätze, welche den Begriffen und dem Glauben, auf welche sich das religiöse und politische Gebäude des Judenthums stützte, in vielen Puncten geradezu widersprach, mußten den Unwillen der jüdischen Machthaber eben so sehr erregen, als den Eindruck seiner Lehren und Wunder auf das Volk und den Glauben desselben an ihn als an den verheißenen Messias. Denn wenn sie auch die alte Sehnsucht und Erwartung eines weltlichen Erlösers und Herrschers theils selbst theilten, theils ihnen dieselbe zur Beibehaltung eines guten Geistes unter der Menge und Anhänglichkeit an das öffentliche Wesen nützlich schien, so konnte ihnen doch die wirkliche Erscheinung eines solchen Messias, in dessen Hände sie ihre Gewalt hätten niederlegen müssen, keineswegs angenehm seyn, und man darf sich nicht verwundern, daß sie dieselbe so lange als möglich in Zweifel zogen, die Person, welche diesen Glauben erweckte, verfolgten, und durch deren Untergang ihren Einfluß zu befestigen suchten. Jesus hatte das Schicksal, welches man ihm zu Jerusalem bereitete, vorgesehen und seinen Schülern, welche ihn indessen bei ihren einmal angenommenen Begriffen nicht verstehen wollten, verkündigt; aber dessenungeachtet suchte er sich demselben nicht zu entziehen, sondern ging ihm, der Nothwendigkeit desselben in seiner Bestimmung bewußt, unerschrocken entgegen ohne Trotz und ohne Schwachheit. Durch die Falschheit und Geldgier eines Nichtswürdigen verrathen fiel Christus in die Hände seiner

Gegner und wurde von denselben vor ein Gericht gezogen, wo sein Schicksal beschlossen war, ehe die Untersuchung begonnen hatte. Christus that nichts, um sich aus ihren Banden zu befreien, und behauptete vor diesen feindseligen Richtern seine göttliche Abkunft eben so standhaft, als er es in Gegenwart seiner gläubigsten Zuhörer gethan hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt, und seine Feinde, welche nun auch einen beträchtlichen Theil des in Jerusalem zum Paschafeste versammelten Volks wider ihn aufzubringen wußten, fanden an dem schwachen und argwöhnischen Römischen Statthalter Pilatus einen Mitschuldigen, der den Gerechten ihrem Willen überließ. Ohne Murren gegen Gott und ohne Fluch gegen seine Feinde litt Jesus die grausamste Behandlung und den schmählichsten und martervollsten Tod. Selbst in seinen letzten Augenblicken bewährte er noch seinen erhabenen Sinn durch sein Gebet für seine Verfolger. Gränzenlos war hingegen die Betrübniß seiner Anhänger, deren Hoffnungen verschwanden, und die dem bittersten Hohne ihrer Gegner preis gegeben waren. Aber nach drei Tagen schon überwand Christus nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Jünger die Fesseln des Grabes, wie er es verkündet hatte, weilte noch vierzig Tage unter seinen Gläubigen auf Erden, und kehrte dann vor ihren Augen in das Reich der Herrlichkeiten zurück, welche er nur um des Heils der Menschen willen verlassen hatte.

II. Capitel.

Von Christi Tod bis auf die Kirchenversammlung zu Nicäa im Jahr 325.

Christi vertrauteste Schüler, seine Apostel oder Botschafter waren alle Juden, ihr Lehrer hatte das alte mosaische Gesetz nie aufgehoben, und sie selbst in demselben erzogen, ihre Vorliebe dafür nicht abgelegt. Daher verkündigten sie die beglückende Lehre vorzüglich gern ihren Landsleuten, mit deren Glauben an den Messias sie sich auch am leichtesten zu vereinigen schien. Viele Juden glaubten nun an die Erscheinung des Messias und wurden von der Wahrheit seiner Sendung überzeugt, ohne dem alten Glauben, den alten Sitten und religiösen Gebräuchen, ohne selbst vielen Nationalvorurtheilen, welche dem eigentlichen Geiste des Christenthums durchaus entgegengesetzt waren, den Gehorsam aufzukünden. Allein die Verschiedenheit ihres Glaubens in Ansehung der wichtigen Lehre vom Messias war dennoch in den Augen eines geistig beschränkten und äußerst unduldsamen Volkes hinreichend, ihnen von Seiten derjenigen ihrer Landsleute, welche mit ihnen über die Erscheinung des Messias verschiedener Meinung waren, den bittersten Haß und die heftigsten Verfolgungen zuzuziehen. Diese Verfolgungen brachten endlich die Apostel, vorzüglich aber den Paulus, der durch seine Talente, seine Kenntnisse, sein Römisches Bürgerrecht u. s. w. mehr als irgend einer geeignet war, das Christenthum den gebildetern Heiden vorzutragen, dahin, sich nicht länger auf ihre Landsleute und ehemaligen Glaubensgenossen zu beschränken, sondern die Religion des Messias nach dem Sinne ihres Stifters allen Völkern ohne Rücksicht auf ihren frühern Glauben zu predigen. Antiochien, wo der Name Christen aufkam, war der

erſte Sitz einer ſolchen Gemeinde, die aus Juden und Heiden gemiſcht entſtanden war. Allein trotz der alles verſöhnenden Lehre des Chriſtenthums trugen äußere und innere Verhältniſſe dazu bei, die beiden Grundſtoffe, welche das neue Ganze gebildet hatten, ſelbſt in dieſer Vereinigung in der geſpannteſten Trennung zu erhalten. Bald wurden die Chriſten wegen ihrer beſondern Meinung von den Juden und auf das Anſtiften derſelben von den Römern beunruhigt, bald wurden ſie von dieſen letztern in den allgemeinen Maßregeln gegen die Juden begriffen, von welchen ſie nach den Anſichten der Römer nur eine Secte ausmachten. Dazu kam der Umſtand, daß die jüdiſchen und heidniſchen Chriſten bei ihrer Annahme des chriſtlichen Glaubens viele frühere Anſichten und Vorurtheile nicht abgelegt hatten, und beſonders die erſtern auf eine ſtrenge Befolgung des moſaiſchen Geſetzes hielten, um derentwillen die letztern der Religion Chriſti nicht beigetreten waren, und zu der ſie ſich ſchlechterdings nicht bequemen wollten. Paul und Barnabas hatten viel mit dieſem Streite zu ſchaffen, der endlich von der Stammgemeinde zu Jeruſalem aus dahin entſchieden wurde, daß die Heiden von der Beobachtung des jüdiſchen Geſetzes befreit bleiben, jedoch bei Mahlzeiten und feierlichen Gelegenheiten den Juden durch keine heidniſchen Greuel Aergerniß geben ſollten. Allein es lag in der Natur der ſo verſchiedenartigen Grundſtoffe, daß hiedurch nicht auf einmal alle Zwietracht gehoben werden konnte. Dennoch verbreitete ſich das Chriſtenthum, als es einmal in Antiochien gegründet war, ſehr ſchnell vermittelſt der Griechiſchen Cultur durch die Länder, wo dieſe galt, und bildete ſich vorzüglich nach ihrem damaligen Zuſtande. In Aegypten, Kleinaſien und dem eigentlichen Griechenland wurde die neue Lehre begierig aufgenommen, und ſogar in die Hauptſtadt des Römiſchen Reichs verpflanzt. So wie die Juden das alte moſaiſche Syſtem in die neue chriſtliche Lehre hinübertrugen, ſo erfüllten es die Griechen mit den Ideen des damals bei ihnen herrſchenden neuen Platonismus, und weil ſie durch ihre Bildung das Licht der Kirche waren, ſo blieb ihre Anſicht vorherrſchend, und die gebildetſten Lehrer des Chriſten-

thums mußten sich dieselben anpassen, um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen. Seitdem die Religion des Messias die Gränzen des Judenthums überschritten, sich unter den Heiden verbreitet hatte und mit der jüdischen in offenbaren Widerspruch gerathen war, trat für die Gläubigen der neuen Lehre die Nothwendigkeit neuer gesellschaftlicher Einrichtungen ein, worüber von ihrem Stifter, der sich von der alten Religion nicht getrennt hatte, durchaus nichts verfügt worden war. Bei der Einfachheit der Hauptlehren des Christenthums schien die einfachste Einrichtung die natürlichste, allein einerseits machte die Verschiedenheit der Verhältnisse, welche aus Ort und Zeit hervorgingen, mannigfaltige Veränderungen nöthig, andrerseits behielt die erste christliche Gemeinschaft zu Jerusalem, in welcher die Synagoge noch deutlich zu erkennen war, einen fortdauernden Einfluß auf die spätern, dem sie zum Theil ihre Gleichförmigkeit zu verdanken hatten. Nach und nach bildeten sich an den verschiedenen Orten, wo das Christenthum Zutritt gefunden hatte, christliche Vereine, welche in der Folge eine größere Ausdehnung erhielten, und sich allmählig mit einander in lebhafte Verbindung setzten. Diese einzelnen Gesellschaften hielten gemeinschaftliche Berathschlagungen über die Sache des Glaubens und die Unterstützung bedürftiger Brüder, beteten gemeinschaftlich zu Gott, und suchten sich wechselseitig zu erleuchten. Zu diesem Zwecke wählten sie Vorsteher aus den würdigsten ihrer Mitglieder, welche sowohl über das gemeinsame Interesse, als über die sämmtlichen Glieder die Aufsicht führten. Gewöhnlich nahm man bei ihrer Wahl besonders auf das Alter Rücksicht, weswegen sie bald Aelteste bald Bischöfe (Aufseher) genannt wurden. Unter ihnen waren die Diakonen (Diener), welche die geringern Geschäfte besorgten, und unter welchen sich z. B. zur Krankenpflege auch Weiber befanden. Diese Vorsteher der Gemeinden bildeten im Anfang keinen eigenen Priesterstand, doch standen sie bei ihren gläubigen Untergebenen in großem Ansehen. In allen wichtigen Umständen wurden sie um Rath gefragt, und besonders vertraute man ihnen gern die Entscheidung streitiger

Fälle unter den Glaubensgenossen, weil sie nicht anders als im Geiste des Herrn sprechen zu können schienen.

Je wichtigere Geschäfte ihnen aber mit der Sorge für die Ausbreitung der göttlichen Lehre, für die sittliche Bildung und Veredlung der Gläubigen übertragen waren, desto weniger wurden sie durch weitläufige gottesdienstliche Verrichtungen von der Erfüllung jener höhern Pflichten abgehalten. Die Mehrzahl der ursprünglichen Botschafter des Gottmenschen waren weder Philosophen, noch gelehrte jüdische Dogmatiker, und ihr einfaches Glaubensbekenntniß weder in den Formen Platonischer Schlußfolgerungen, noch in der Gestalt einer jüdischen Religionslehre abgefaßt. Die Erkenntniß des einzigen Gottes, seines Sohnes Christus und des heiligen Geistes reichte zur Aufnahme in die Gemeinschaft Jesu hin. Bei dieser Aufnahme fand die Taufe als Sinnbild der Reinigung statt. Zum Andenken an das brüderliche Mahl des Stifters mit seinen Jüngern feierten die Christen das Abendmahl, die Eucharistie, Communion, ein ewiges Denkmahl der Bruderliebe, Selbstopferung und Herrlichkeit des Heilandes. Statt des jüdischen Sabbaths, dessen Feier doch lange nicht bei allen Juden-Christen aufhörte, wurde der folgende Sonntag als Auferstehungs-Sonntag Christi von nun an Gott geweiht und zur Aufrechthaltung und Versittlichung der Gläubigen gewidmet. Neben den Predigten, Vorlesungen und Gebeten zu Gott und seinem Vertreter bei der Menschheit schlichen sich indessen einige jüdische Gebräuche, wie Fasten, Weihe der Vorgesetzten durch Handauflegung und Gebetesformeln ein, die von der Gemeinde zu Jerusalem ausgingen und sich von da allmählig bei den übrigen verbreiteten. Auch wurden nach jüdischer Sitte die Kranken mit Oel gesalbet, und von den Aeltesten bei ihrem Lager gebetet, die Todten aber, statt verbrannt zu werden, in die Erde begraben, auf daß sie wieder zu Staub würden.

Ein Ereigniß von unendlicher Wichtigkeit für die christliche Kirchengeschichte ist die Zerstörung von Jerusalem durch die Römer. Unter den Trümmern dieser Stadt und ihres prächtigen Tempels liegt die Lebenskraft des jüdischen Volks begraben, wel-

ches sich seitdem nie mehr zu einem selbstständigen Gemeinwesen erhob. Mit dem Untergange des alten Sitzes der jüdischen Priesterherrschaft und Gottesverehrung war die Hauptquelle jener zahllosen jüdischen ins Christenthum eingewanderten Begriffe versiegt, und die Blicke der Gläubigen wandten sich von dem dahin gesunkenen Judenthum ab, um sich andern neuern Eindrücken zu überlassen. Dennoch blieb der bisherige Einfluß des jüdischen Wesens auf die christliche Religion von dauernder Wirkung, obschon im Anfang nicht ohne kräftigen Widerspruch von Seiten aufgeklärterer Gegner. Bald entstanden unter den Gläubigen Christi zwei einander wesentlich entgegengesetzte Parteien, diejenige, welche in dem Geiste des Judenthums fortlebte, und die Religion in eine Anzahl bestimmter Lehrsätze eingeschlossen wissen wollte, und die freiere Griechisch-morgenländische, welche mit schwärmerischer Begeisterung nach geheimnißvollen Deutungen jagte, aber dadurch wohlthätig ward, daß sie die Rechte der Vernunft behauptete, und in der neuen Religion frisches Leben erhielt, ohne welches sie in finsterer Stockung dahin gestorben wäre. Der Apostel Petrus stand an der Spitze der ersten, die später ihren Hauptsitz zu Rom erhielt, während der gebildetere Paulus da, wo Griechische und morgenländische Cultur galt, seine freundlichere Lehre predigte, die von Alexandrien aus die Welt zur Anschauung des reinsten Lichts erheben wollte.

Je mehr es dem Geiste der damaligen Zeiten angemessen war, einzelne Puncte einer neuen, in ihrer Verfassung noch freien und biegsamen Lehre bis zur Schwärmerei zu ergründen, und durch Abweichungen sowohl in seiner innern Meinung, als in der äußern Einrichtung seines Lebens einen höhern Grad der Reinheit zu erstreben, desto häufiger wurden die Secten, welche im Gebiete des Christenthums neue eigene Gebäude zu errichten suchten, die mehr als einmal den Felsen, auf welchem die Lehre Christi gegründet war, in seinem Innersten erschütterten. Hiezu kamen noch äußere Gefahren von Seiten der weltlichen Macht des Römischen Reichs. So lange man die Christen bloß für eine philosophische Secte hielt, die dem Judenthume eine vernünftige Deutung gab, wurden sie von der Rö-

mischen Regierung gar nicht beeinträchtigt. Denn diese war dem jüdischen Wesen eben so wenig geneigt, und hatte in Rücksicht fremder Religionen und philosophischer Meinungen ein Duldungs-System angenommen, ohne welches das unermeßliche Reich bei seiner ungeheuern Ausdehnung sich längst schon selbst zerstört haben würde. Als aber nach dem politischen Untergange der Juden und schon früher die allgemein menschliche Lehre des Heilandes alle Völker ergriff, und allen Religionen auf einmal den Krieg erklärte, da schreckte die weltlichen Machthaber des Reichs ein Glaube, welcher die seit beinahe tausend Jahren dem öffentlichen Wesen einverwebte Staatsreligion umzuwerfen, und auf ihren Trümmern ein System zu errichten schien, dessen politische Wirkungen nicht zu berechnen waren. Noch hatte man die äußere Form des alten Römischen Wesens nicht ganz umgestaltet, und in den ehrwürdigen Ueberbleibseln der alten Verfassung glimmte noch hie und da ein Funke vom alten Feuer. Noch wurden von dem Römer die Tempel und Altäre der Götter des ewigen Roms mit alter Verehrung betrachtet, noch waren ihre Orakel nicht verstummt, und noch hielten es selbst die willkürlichen Herrscher der Welt für nützlich, ihr Ansehen durch den Glanz der Götter zu verherrlichen, deren schönstes Werk sie doch selbst mit frevelnder Hand täglich zerstörten. Daher fing die Römische Regierung an, gegen die Fortschritte des neuen Glaubens ganz andere, ernstere und sogar grausame Maßregeln zu ergreifen. Diese äußern und innern Gefahren veranlaßten öftere Synoden oder Zusammenkünfte von Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden, welche gewöhnlich ihre Vorsteher oder Aeltesten dahin sandten, deren Ansehen durch die wichtigen Geschäfte, die ihnen oblagen, schnell zunahm, und die sich vermittelst dessen zum eigenen Stand erhoben, den man Clerus nannte zum Unterschiede von den übrigen Glaubensbrüdern, den Laien. Die dringende Noth, sich zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu vereinigen, und durch Uebereinstimmung in Gehalt und Form die Verbreitung der Wahrheit zu erleichtern, stiftete unter den damaligen Christen den gesellschaftlichen Verein der katholischen Kirche, der auf diesen Versammlungen eine gewisse

Anzahl von Lehrsätzen und Gebräuchen, unter anderm die heiligen Bücher der Juden für heilig und wahr annahm, und Bezweiflung derselben für Abtrünnigkeit von der Sache der Wahrheit erklärte. Die Gemeinde zu Rom wurde die vorzüglichste Stütze der katholischen Kirche, welche, da sie mit sich selbst im Reinen war, und den aufzunehmenden Bekehrten ein bestimmtes und festes Ganzes darbieten konnte, welches den Begriffen der damaligen Zeit ein Genüge leistete, und ihre Sehnsucht nach höherer wenn auch nicht immer reiner und deutlicher Erkenntniß befriedigte, sich am schnellsten und weitläufigsten ausbreiten mußte.

So lange indessen die christ-katholische Kirche nicht Staatsreligion war, so lange sie sogar unter den meisten Kaisern den bittersten Verfolgungen ihrer Widersacher preis gegeben blieb, konnte sie sich nur einen bestimmten Vorzug, nicht aber eine ausschließliche Herrschaft unter den Gläubigen Christi anmaßen. Es war vielmehr ganz dem Geiste der damaligen Zeit, dem Zustande der Religion und Philosophie bei den Völkern und der politischen Lage des Römischen Reichs angemessen, daß unaufhörlich neue Secten entstanden, welche in einzelnen bedeutendern oder geringern Theilen von dem bisherigen Glauben abwichen, und theils ohne Einfluß auf denselben wieder zu Grunde gingen, theils ihre Ansichten und Meinungen der größern Zahl der Christen mittheilten, und in das Wesen der christlichen Religion übertrugen. Unter den zahlreichen Secten, welche sich in dem Zeitraume vor Constantin erhoben, und unter ihren Zeitgenossen großen Anhang fanden, zeichneten sich vorzüglich die der Montanisten und die der Manichäer aus. Durch eine gänzliche Getrenntheit vom bisherigen Leben, durch Entsagungen nicht nur im Gebiete der sinnlichen Freuden, sondern auch der geistigen Genüsse, welche heidnische Bildung gewähren konnte, suchte Montanus schnell einen hohen Gipfel christlicher Seligkeit zu erreichen. Verbot der zweiten Ehe war eine Eigenthümlichkeit seiner Lehre, deren Anhänger sich strenger am alten Judenthume hielten als alle andern Bekenner des christlichen Glaubens. Verbunden mit den gnostischen Begriffen von der Reinheit und

Heiligkeit des Menschen durch eine unbefleckte Keuschheit und gänzliche Enthaltung alles fleischlichen Umgangs ging trotz dem Verfall und der Verachtung, in welche allmählig die montanische Lehre fiel, vieles in die spätere christliche Religion über, selbst von demjenigen, was man verdammt zu haben glaubte. Eben so bedeutend war der Manichäismus, welcher auf dem alten Persischen Dualismus gegründet sich vorzüglich in dem Stammlande desselben ausbreitete, und mit Verachtung auf die Quellen des Judenthums blickend ganz jenen Geist der morgenländischen Religion und Philosophie aussprach, der durch eine Stufenreihe von sittlichen Reinigungen nach der vollkommnen Anschauung des höchsten Lichts strebte.

Während in diesem Kampfe verschiedener Elemente des Christenthums unter sich und gegen eifrige Gegner des Ganzen, welchen die einen mit den Waffen der Philosophie und der rednerischen Künste, die andern bloß mit den der Ueberzeugung und der vom Himmel beglaubigten Stützen ihrer Meinung zu führen suchten, sich der Geist und die Bedeutung der christlichen Lehre zu einer größern Klarheit entwickelte, bot sich den rüstigen Verfechtern ihres Glaubens eine neue Gelegenheit dar, durch Selbstopferung das Heil desselben zu befördern, und sich aus Drangsalen und Verfolgung eine glänzendere und unvergänglichere Krone zu holen, als ihnen kein irdisches Verhältniß hätte darbieten können. Die Schule Christi, von der weltlichen Macht des Römischen Reichs schon lange mit scheelem Augen betrachtet, hatte sich nämlich jetzt ganz mit derselben entzweit, und war seit dem Kaiser Decius der Gegenstand der bittersten Verfolgungen geworden. So sehr auch Duldung und Nachgeben zum Besten der Menschheit ein Grundzug des Christenthums war, so lag es doch nicht in den damaligen Begriffen, durch die geringste Abweichung oder neue Verhüllung anstößiger Lehren die Einwilligung oder Nachsicht der Herrscher zu erkaufen. Seitdem die Gesammtheit der Sätze, welche die Stifter der katholischen Kirche als Wahrheit angenommen hatten, zu einem unzertrennlichen Ganzen geworden war, von welchem auch der geringste Theil nicht ohne Seele verderbenden Frevel abgelöst werden

konnte, ließen sich Christen nur dann zum geringsten Nachgeben bewegen, wenn sie schwach genug waren, zeitlichem Wohle die ewige Seligkeit zu opfern. Zwar fühlten nicht alle Kraft genug, die oft beinahe übermenschlichen Prüfungen auszustehen, aber die meisten wurden durch das eigene Beispiel des Gottmenschen so gestärkt, daß sie trotz derselben durch den Märtyrertod die Festigkeit ihrer Ueberzeugung besiegelten, und durch Selbstopferung den Triumph einer Idee sicherten, die die Grundkraft ihres geistigen Lebens, die edelste Blüthe ihres Daseyns geworden war.

Unter Constantin dem Großen versöhnte sich die Kirche wieder mit dem weltlichen Oberhaupte des Staats, und erhielt von ihm selbst Festigkeit in der Verfassung und Macht. Die harten Drangsale, welche die Gläubigen um ihrer Ueberzeugung willen gelitten hatten, hörten auf, aber mit ihnen nicht die Erinnerung an jene Prüfungszeit, welche Geistliche und Laien mit so ungleichem Muthe überstanden hatten. Man sah diejenigen, welche dem Strome nachgegeben, besonders die Bischöfe und Geistlichen, welche die heiligen Bücher ausgeliefert hatten, mit der Verachtung an, die zu allen Zeiten das Loos des Schwachen ist, der wider seine bessere Ueberzeugung frevelt. Ja einige der strengsten Eiferer gingen so weit, die Schande, welche jene Verräther traf, bis auf diejenigen auszudehnen, welche mit ihnen in einem nahen geistlichen Verkehr standen, besonders aber auf die, welche von ihnen die Taufe oder Priesterweihe erhalten hatten. Hierüber entstanden jetzt häufige Streitigkeiten, an welchen Constantin selbst vor seinem öffentlichen Uebertritt zur christlichen Religion Theil nahm und unter anderm zu Gunsten des Bischofs Cäcilian gegen die Donatisten, was auf einer von ihm veranlaßten Kirchenversammlung zu Arles bestätigt wurde (J. 314). Constantin gab hierauf der christ-katholischen Kirche ihre Gestaltung als abgeschlossenem Körper im Staate und die Fähigkeit, als ein solcher Rechte zu erwerben und Pflichten zu übernehmen. Constantin gab der christlichen Kirche ihr politisches körperliches Daseyn, wie ihr Jesus freilich in viel höherm Sinn das geistige Leben eingehaucht hatte.

III. Capitel.

Vom Concilium zu Nicäa bis auf Muhammed. 325 — 604.

Die Versöhnung der christlichen Kirche mit der Römischen Staatsgewalt hatte auf Form und Gehalt der erstern einen entscheidenden Einfluß. Die Religion Jesu wurde unter Constantin und seinen Nachfolgern zuerst Religion der Kaiser und dann, nach einem hartnäckigen Kampfe mit dem alten Römischen Volksglauben, auch Staatsreligion. Als solche erhielt sie wenn auch nicht durch ausschließliche Bestimmung, dennoch unter höchst bedeutender Mitwirkung der weltlichen Staatsgewalt eine Form, welche der Natur der Dinge gemäß mit der um die damalige Zeit neu aufgekommenen bürgerlichen Einrichtung die größte Uebereinstimmung hatte. Nach dem Beispiele der Oberpräfecten über Italien, Gallien, Illiricum und das Morgenland erhielten die Bischöfe der Hauptstädte Rom, Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem den Vorrang vor allen andern Bischöfen des Reichs und ein bestimmtes Ansehen über die Bischöfe der Provinz. Ueberhaupt wurde jetzt das Ansehen der Geistlichen, die sich als Stand von den Laien gänzlich getrennt hatten, durch die vom Staate anerkannte Eigenschaft als wirkliche Vorgesetzte in Religionssachen unendlich erhöht, und nach und nach brachten sie es dahin, die Begriffe, welche das alte Testament über den jüdischen Priesterstand enthält, auf sich zu beziehen, und in die neue christ-katholische Religion als wichtigen Bestandtheil einzuflechten. Als neue, lebendige, in den Geist der damaligen Zeit passende und ihre Gläubigen bis zur schmerzlichsten Selbstopferung begeisternde, tröstende und für das Streben nach höherm, reinerm und unvergänglicherm Glück erquickende

Religion mußte das Christenthum, seit es des öffentlichen Schutzes genoß, bald einen vollkommenen Sieg über die nur noch matt fortlebende, von Philosophen zwar beredt und gelehrt vertheidigte, aber doch keine Märtyrer mehr hervorbringende alte heidnische Religion davon tragen; und dieser Sieg wurde durch die vergeblichen Versuche einiger Kaiser, der letztern wieder aufzuhelfen, und das Christenthum zu verdrängen, nur noch deutlicher und entscheidender. Dennoch geschah der Uebertritt einer großen Anzahl heidnischer Reichsbürger zur christlichen Kirche nicht sowohl aus Ueberzeugung, als vielmehr aus Nachgeben gegen den Strom der Zeit und weltlichen Rücksichten bei der Annahme eines von der Staatsgewalt begünstigten Glaubens. Dieser Umstand vereinigte sich mit dem von weltlichen und geistlichen Oberhäuptern gefühlten Bedürfniß, der katholischen Kirche jenen äußern Glanz zu geben, dessen eine neue Staatsreligion bedurfte, um dem großen Haufen jene Lücke zu ersetzen, welche der Untergang des Heidenthums ließ, und dem Volk die alten Ceremonien und mit ihnen den alten Glauben entbehrlicher zu machen. Daher gingen allmählig sowohl viele jüdische als heidnische Gebräuche in den Gottesdienst über, denen man eine christliche Deutung gab, und die dem Christenthume da, wo es höhere Einsicht nicht vermochte, einen leichten und schnellen Eingang verschafften. Bald fand man in den christlichen Kirchen, welche öfters aus heidnischen Tempeln entstanden, Altäre, Weihrauch, Bilder Gottes und der Heiligen. Zum Gottesdienste gehörten eigene Priester-Gewänder, und bei feierlichen Gelegenheiten wurden am hellen Tage Lichter in den Kirchen angezündet. Der Ursprung dieser Gebräuche war nicht zu verläugnen; allein seitdem die christliche Kirche herrschend geworden war, schien jene einfache Reinheit nicht mehr nothwendig, durch die es sich in bedrängten Zeiten aufrecht erhalten hatte.

Schon in den frühesten Zeiten des Christenthums hatten die Gläubigen für alles dasjenige, was sie an die Person des Stifters ihrer Religion oder seiner vorzüglichsten Anhänger und Verkündiger seiner Lehre erinnerte, eine besondere Verehrung gezeigt. Während der heftigsten Verfolgungen, welche die Kirche unter

etlichen Kaiſern auszuſtehen hatte, wurde die Anzahl dieſer um das Chriſtenthum höchſt verdienten Menſchen bedeutend vermehrt, und ihre heldenmüthige, bis zur Selbſtopferung für ihre Idee getriebene Glaubensfeſtigkeit blieb bei ihren Nachfolgern in hochverehrtem und noch friſchem, lebendigem Andenken. Als daher Conſtantin ſelbſt durch eine höchſteifrige Verehrung ſolcher Ueberbleibſel oder Reliquien und zwar beſonders des Kreuzes ſeinen Unterthanen das Beiſpiel gab, artete jene Hochachtung bei der damaligen Tendenz, die Religion Chriſti und das Heidenthum ins Gleichgewicht zu bringen, nur zu leicht in einen förmlichen Heiligendienſt aus, wo man die Märtyrer um der Wahrheit willen als Mittler zwiſchen Gott und ſündige Menſchen ſetzte, und ſie in den Augen des Volks, welches ſich nicht unmittelbar zum höchſten Weſen zu erheben vermochte, die Stelle jener niedern Götter des Heidenthums einnehmen ließ, welche die Faſſungskraft des rohern Haufens nicht überſtiegen. So bildete ſich neben der Hierarchie guter und böſer Dämonen noch eine Stufenreihe reinerer Menſchenſeelen, in welcher die jungfräuliche Mutter Gottes die oberſte Stelle einnahm, und deren Verehrung ſich unmittelbar an die Verehrung des höchſten Gottes und des Mittlers anſchloß. Bald dehnte ſich bei dem allgemeinen Hange beſonders der Morgenländer zur Schwärmerei dieſer Glaube auch auf Kirchen, beim Gottesdienſt gebräuchliche Dinge, Gräber u. ſ. w. aus, und Conſtantins Beiſpiel, ſich in einer Kirche begraben zu laſſen, heiligte zuerſt einen Misbrauch, welcher ſich trotz ſeiner ungeheuern phyſiſchen Nachtheile dennoch Jahrtauſende erhielt, und zum Theil ſelbſt gegenwärtig noch behauptet.

Vorzüglich wurden dieſe Schwärmereien durch das damals aufgekommene orientaliſche Mönchsweſen erhalten und fortgepflanzt. Schon lange hatte im Morgenlande ein von der menſchlichen Geſellſchaft gänzlich abgezogenes Leben, wo man in der ſtrengſten Enthaltſamkeit durch eine harte Behandlung des Körpers ſeinen Geiſt zu einer reinern Anſchauung des höchſten Lichts empfänglicher zu machen glaubte, einen hohen Werth in den Augen der Menge. Das Chriſtenthum gab dieſem Wahn bloß eine andere Richtung. In der zweiten Hälfte des dritten Jahr-

hunderts führten Paul der Einsiedler und der heilige Antonius in den Wüsten Aegyptens ein solches Leben, womit sie den Ruf der Heiligkeit errangen, und der letztere besonders viele eifrige Seelen zu ähnlichen andächtigen Uebungen gewann, die unter seiner Aufsicht durch Entbehrung aller Genüsse des Lebens und in gänzlicher Trennung von der Welt eine übermenschliche Reinheit zu erlangen suchten, und in einzelnen Hütten oder Felshöhlen in der Wüste umher zerstreut schlecht gekleidet und noch schlechter genährt lebten. Pachomius, ein Schüler des Antonius, vereinigte zuerst eine Anzahl solcher Einsiedler oder Mönche unter seiner Aufsicht in einem gemeinschaftlichen Gebäude (κοινόβιον) coenobium, und gab ihnen eine Regel, der zufolge ihre Zeit zwischen Gebeten, Besorgung der Kranken und frommen Unterredungen getheilt seyn sollte. Schnell breiteten sich solche Cönobien im Morgenlande, in Aegypten, Syrien und Palästina aus; erst später kamen sie nach dem kältern Abendlands, dessen Bewohner weniger Sinn für einen solchen schwärmerischen Wandel hatten, bei welchem man auf allen wirklichen Lebensgenuß Verzicht leisten mußte. Aber nicht nur Männer, sondern das für solche überspannte Empfindungen weit reizbarere weibliche Geschlecht wurde für diesen schwärmerischen Wandel gewonnen. Jungfrauen und Wittwen weihten sich Gott, und entschlossen sich zu beständiger Keuschheit, selbst ohne öffentliche Gelübde abzulegen, oder sich dem Umgange der Welt gänzlich zu entziehen. In der Folge traten sie gleich den Männern in gemeinsame Wohnungen zusammen, und wetteiferten mit ihnen in der strengsten Befolgung eines nach ihren Begriffen unendlich reinen Wandels. Indessen würde das Mönchswesen im kältern Abendlande, besonders unter so unverdorbenen, kräftigen und thätigen Völkern wie die Deutschen nach der Eroberung des Römischen Reichs waren, schwerlich sehr überhand genommen haben, wenn ihm der große Benedict von Nursia bei der Stiftung von Montecassino nicht eine weit zweckmäßigere und mit der Natur jener Völker besser übereinstimmende Einrichtung gegeben hätte. Benedict schloß seine Mönche in ihre Klöster ein, unterwarf sie der Regierung eines Vorstehers (Vaters, Abts),

etlichen Kaiſern auszuſtehen hatte, wurde die Anzahl dieſer um das Chriſtenthum höchſt verdienten Menſchen bedeutend vermehrt, und ihre heldenmüthige, bis zur Selbſtopferung für ihre Idee getriebene Glaubensfeſtigkeit blieb bei ihren Nachfolgern in hochverehrtem und noch friſchem, lebendigem Andenken. Als daher Conſtantin ſelbſt durch eine höchſteifrige Verehrung ſolcher Ueberbleibſel oder Reliquien und zwar beſonders des Kreuzes ſeinen Unterthanen das Beiſpiel gab, artete jene Hochachtung bei der damaligen Tendenz, die Religion Chriſti und das Heidenthum ins Gleichgewicht zu bringen, nur zu leicht in einen förmlichen Heiligendienſt aus, wo man die Märtyrer um der Wahrheit willen als Mittler zwiſchen Gott und ſündige Menſchen ſetzte, und ſie in den Augen des Volks, welches ſich nicht unmittelbar zum höchſten Weſen zu erheben vermochte, die Stelle jener niedern Götter des Heidenthums einnehmen ließ, welche die Faſſungskraft des rohern Haufens nicht überſtiegen. So bildete ſich neben der Hierarchie guter und böſer Dämonen noch eine Stufenreihe reinerer Menſchenſeelen, in welcher die jungfräuliche Mutter Gottes die oberſte Stelle einnahm, und deren Verehrung ſich unmittelbar an die Verehrung des höchſten Gottes und des Mittlers anſchloß. Bald dehnte ſich bei dem allgemeinen Hange beſonders der Morgenländer zur Schwärmerei dieſer Glaube auch auf Kirchen, beim Gottesdienſt gebräuchliche Dinge, Gräber u. ſ. w. aus, und Conſtantins Beiſpiel, ſich in einer Kirche begraben zu laſſen, heiligte zuerſt einen Misbrauch, welcher ſich trotz ſeiner ungeheuern phyſiſchen Nachtheile dennoch Jahrtauſende erhielt, und zum Theil ſelbſt gegenwärtig noch behauptet.

Vorzüglich wurden dieſe Schwärmereien durch das damals aufgekommene orientaliſche Mönchsweſen erhalten und fortgepflanzt. Schon lange hatte im Morgenlande ein von der menſchlichen Geſellſchaft gänzlich abgezogenes Leben, wo man in der ſtrengſten Enthaltſamkeit durch eine harte Behandlung des Körpers ſeinen Geiſt zu einer reinern Anſchauung des höchſten Lichts empfänglicher zu machen glaubte, einen hohen Werth in den Augen der Menge. Das Chriſtenthum gab dieſem Wahn bloß eine andere Richtung. In der zweiten Hälfte des dritten Jahr-

hunderts führten Paul der Einsiedler und der heilige Antonius in den Wüsten Aegyptens ein solches Leben, womit sie den Ruf der Heiligkeit errangen, und der letztere besonders viele eifrige Seelen zu ähnlichen andächtigen Uebungen gewann, die unter seiner Aufsicht durch Entbehrung aller Genüsse des Lebens und in gänzlicher Trennung von der Welt eine übermenschliche Reinheit zu erlangen suchten, und in einzelnen Hütten oder Felshöhlen in der Wüste umher zerstreut schlecht gekleidet und noch schlechter genährt lebten. Pachomius, ein Schüler des Antonius, vereinigte zuerst eine Anzahl solcher Einsiedler oder Mönche unter seiner Aufsicht in einem gemeinschaftlichen Gebäude (κοινόβιον) coenobium, und gab ihnen eine Regel, der zufolge ihre Zeit zwischen Gebeten, Besorgung der Kranken und frommen Unterredungen getheilt seyn sollte. Schnell breiteten sich solche Cönobien im Morgenlande, in Aegypten, Syrien und Palästina aus; erst später kamen sie nach dem kältern Abendlands, dessen Bewohner weniger Sinn für einen solchen schwärmerischen Wandel hatten, bei welchem man auf allen wirklichen Lebensgenuß Verzicht leisten mußte. Aber nicht nur Männer, sondern das für solche überspannte Empfindungen weit reizbarere weibliche Geschlecht wurde für diesen schwärmerischen Wandel gewonnen. Jungfrauen und Wittwen weihten sich Gott, und entschlossen sich zu beständiger Keuschheit, selbst ohne öffentliche Gelübde abzulegen, oder sich dem Umgange der Welt gänzlich zu entziehen. In der Folge traten sie gleich den Männern in gemeinsame Wohnungen zusammen, und wetteiferten mit ihnen in der strengsten Befolgung eines nach ihren Begriffen unendlich reinen Wandels. Indessen würde das Mönchswesen im kältern Abendlande, besonders unter so unverdorbenen, kräftigen und thätigen Völkern wie die Deutschen nach der Eroberung des Römischen Reichs waren, schwerlich sehr überhand genommen haben, wenn ihm der große Benedict von Nursia bei der Stiftung von Montecassino nicht eine weit zweckmäßigere und mit der Natur jener Völker besser übereinstimmende Einrichtung gegeben hätte. Benedict schloß seine Mönche in ihre Klöster ein, unterwarf sie der Regierung eines Vorstehers (Vaters, Abts),

und ließ sie die Zeit, welche ihnen nach Erfüllung andächtiger Uebungen übrig blieb, mit Handarbeit, Studien und Erziehung der Jugend ausfüllen. Zur Beförderung des Gemeingeistes wies er ihnen eine einfache gleichförmige Kleidung an, und schrieb ihnen ein zwar hartes, aber der Natur doch nicht gänzlich widerstrebendes Leben vor. Seitdem die Mönche durch die Unterweisung der Jugend das Lehramt förmlich angetreten hatten, und sie durch ihre Abgesondertheit von den übrigen christlichen Gemeinden sich genöthigt fanden, selbst priesterliche Verrichtungen auszuüben, erhoben sie sich aus dem Laienstande, in welchem sie nach den bisherigen Gesetzen der Kirche geblieben waren, in den geistlichen, dessen Ansehen und Einfluß durch den Ruf ihrer Heiligkeit ein neues Gewicht erhielt. Auch trugen sie nicht wenig dazu bei, die Gewohnheit der Ehelosigkeit, welche unter dem Priesterstande schon sehr ausgebreitet war, und nach den Begriffen der Zeit zu einem vollkommenen Lebenswandel gehörte, zu heiligen, und diejenigen, welche ihr zuwider lebten, das Vertrauen des frommen Volkes zu entziehen.

Durch Constantin von äußerer Gefahr befreit hatte jetzt die christliche Religion Muße genug, auf sich selbst zurückzukommen. Die Anstrengungen, welche eifrige Christen mit der größten Selbstverläugnung gegen die Widersacher ihres Glaubens gemacht hatten, nahmen nun eine andere Richtung. Man fing an, das Wesen der christlichen Religion selbst und ihre Bestandtheile zu untersuchen. Die unerklärbare, wundervolle Natur des Gottmenschen war es vorzüglich, womit sich die Geister der gebildetern Christen beschäftigten. Man suchte sie bald aus dem alten und neuen Testament, bald aus den Schriften der Kirchenväter, bisweilen auch nach den Grundsätzen Platonischer, Aristotelischer oder gar Pythagoräischer Philosophie zu deuten. Allein je künstlicher das Gewebe solcher Abstractionen über die doppelte Natur des Messias war, je verworrener und unbefriedigender schienen die Begriffe, welche man als Endergebniß aufstellte. Daher wurde die schwierige Streitfrage in diesem Zeitraum immer von neuem der Gegenstand heftiger Zwistigkeiten und Spaltungen im Schooße der Kirche. Die erste und gefähr-

lichſte von allen erregte Arius, ein Prieſter von Alexandrien, durch die Behauptung, daß Gott der Vater und Gott der Sohn nicht einerlei Weſens, ſondern der Sohn nur die erſte und edelſte aller vom Vater geſchaffenen Naturen, vom Vater nicht erzeugt, ſondern aus nichts geſchaffen ſey. Dieſe Lehre, welche der Einheit Gottes nicht zu nahe trat, und von Chriſtus einen weit klarern und faßlichern Begriff gab als die gewöhnlichen Erklärungen der katholiſchen Kirche, fand unter den aufgeklärtern Chriſten einen großen Anhang, welchem ſelbſt Geiſtliche beitraten. Vergebens ſuchte Conſtantin den Zwiſt zu vermitteln; es blieb kein Mittel mehr übrig, als ihn auf einer allgemeinen (ökumeniſchen) Kirchenverſammlung durch einen Urtheilsſpruch zu entſcheiden. Die Verſammlung zu Nicäa war die erſte dieſer Art (J. 325). Hier wurde die Lehre des Arius verdammt, und als Glaubens-Artikel feſtgeſetzt, daß Jeſus Chriſtus der Sohn Gottes aus dem Weſen des Vaters gezeugt, alſo nicht von ihm aus nichts geſchaffen, ſondern mit dem Vater gleiches Weſens (ὁμοούσιος) ſey. Allein Arius und ſeine Anhänger ließen ſich durch dieſe Entſcheidung nicht abſchrecken, ſie gaben ihrer Lehre eine den bisher herrſchenden Begriffen weniger widerſprechende Form, und wußten ſich dem Kaiſer Conſtantin durch die Fürſprache ſeiner Schweſter gefällig zu machen, ſo daß er ihnen Duldung und ſogar Schutz angedeihen ließ. Endlich erhielten ſie unter ſeinen Nachfolgern ſogar den Vorzug über die katholiſchen Anhänger des Nicäiſchen Glaubens, welcher nun ebenfalls an die Reihe kam, verfolgt zu werden. Faſt dieſen ganzen Zeitraum hindurch wüthete dieſer Kampf fürchterlich im Schooſe der Kirche mit abwechſelndem Glück, je nach der Stimmung der Fürſten. Die Arianiſche Lehre verbreitete ſich ſchnell im Morgen- und im Abendlande, und beſonders wurden die Deutſchen Völker, welche von allen Seiten wie unaufhaltbare Ströme ins untergehende Römiſche Reich drangen, zu ihr bekehrt. Allein die Arianer, welche Denkfreiheit mehr zum Grundſatz annahmen, theilten ſich unter ſich ſelbſt, und waren dennoch genug von dem Zeitgeiſt und dem Katholicismus eingenommen, um ſich deswegen unter einander zu bekriegen und zu verdammen.

etlichen Kaiſern auszuſtehen hatte, wurde die Anzahl dieſer um das Chriſtenthum höchſt verdienten Menſchen bedeutend vermehrt, und ihre heldenmüthige, bis zur Selbſtopferung für ihre Idee getriebene Glaubensfeſtigkeit blieb bei ihren Nachfolgern in hochverehrtem und noch friſchem, lebendigem Andenken. Als daher Conſtantin ſelbſt durch eine höchſteifrige Verehrung ſolcher Ueberbleibſel oder Reliquien und zwar beſonders des Kreuzes ſeinen Unterthanen das Beiſpiel gab, artete jene Hochachtung bei der damaligen Tendenz, die Religion Chriſti und das Heidenthum ins Gleichgewicht zu bringen, nur zu leicht in einen förmlichen Heiligendienſt aus, wo man die Märtyrer um der Wahrheit willen als Mittler zwiſchen Gott und ſündige Menſchen ſetzte, und ſie in den Augen des Volks, welches ſich nicht unmittelbar zum höchſten Weſen zu erheben vermochte, die Stelle jener niedern Götter des Heidenthums einnehmen ließ, welche die Faſſungskraft des rohern Haufens nicht überſtiegen. So bildete ſich neben der Hierarchie guter und böſer Dämonen noch eine Stufenreihe reinerer Menſchenſeelen, in welcher die jungfräuliche Mutter Gottes die oberſte Stelle einnahm, und deren Verehrung ſich unmittelbar an die Verehrung des höchſten Gottes und des Mittlers anſchloß. Bald dehnte ſich bei dem allgemeinen Hange beſonders der Morgenländer zur Schwärmerei dieſer Glaube auch auf Kirchen, beim Gottesdienſt gebräuchliche Dinge, Gräber u. ſ. w. aus, und Conſtantins Beiſpiel, ſich in einer Kirche begraben zu laſſen, heiligte zuerſt einen Misbrauch, welcher ſich trotz ſeiner ungeheuern phyſiſchen Nachtheile dennoch Jahrtauſende erhielt, und zum Theil ſelbſt gegenwärtig noch behauptet.

Vorzüglich wurden dieſe Schwärmereien durch das damals aufgekommene orientaliſche Mönchsweſen erhalten und fortgepflanzt. Schon lange hatte im Morgenlande ein von der menſchlichen Geſellſchaft gänzlich abgezogenes Leben, wo man in der ſtrengſten Enthaltſamkeit durch eine harte Behandlung des Körpers ſeinen Geiſt zu einer reinern Anſchauung des höchſten Lichts empfänglicher zu machen glaubte, einen hohen Werth in den Augen der Menge. Das Chriſtenthum gab dieſem Wahn bloß eine andere Richtung. In der zweiten Hälfte des dritten Jahr-

hunderts führten Paul der Einsiedler und der heilige Antonius in den Wüsten Aegyptens ein solches Leben, womit sie den Ruf der Heiligkeit errangen, und der letztere besonders viele eifrige Seelen zu ähnlichen andächtigen Uebungen gewann, die unter seiner Aufsicht durch Entbehrung aller Genüsse des Lebens und in gänzlicher Trennung von der Welt eine übermenschliche Reinheit zu erlangen suchten, und in einzelnen Hütten oder Felshöhlen in der Wüste umher zerstreut schlecht gekleidet und noch schlechter genährt lebten. Pachomius, ein Schüler des Antonius, vereinigte zuerst eine Anzahl solcher Einsiedler oder Mönche unter seiner Aufsicht in einem gemeinschaftlichen Gebäude (κοινόβιον) coenobium, und gab ihnen eine Regel, der zufolge ihre Zeit zwischen Gebeten, Besorgung der Kranken und frommen Unterredungen getheilt seyn sollte. Schnell breiteten sich solche Cönobien im Morgenlande, in Aegypten, Syrien und Palästina aus; erst später kamen sie nach dem kältern Abendlande, dessen Bewohner weniger Sinn für einen solchen schwärmerischen Wandel hatten, bei welchem man auf allen wirklichen Lebensgenuß Verzicht leisten mußte. Aber nicht nur Männer, sondern das für solche überspannte Empfindungen weit reizbarere weibliche Geschlecht wurde für diesen schwärmerischen Wandel gewonnen. Jungfrauen und Wittwen weihten sich Gott, und entschlossen sich zu beständiger Keuschheit, selbst ohne öffentliche Gelübde abzulegen, oder sich dem Umgange der Welt gänzlich zu entziehen. In der Folge traten sie gleich den Männern in gemeinsame Wohnungen zusammen, und wetteiferten mit ihnen in der strengsten Befolgung eines nach ihren Begriffen unendlich reinen Wandels. Indessen würde das Mönchswesen im kältern Abendlande, besonders unter so unverdorbenen, kräftigen und thätigen Völkern wie die Deutschen nach der Eroberung des Römischen Reichs waren, schwerlich sehr überhand genommen haben, wenn ihm der große Benedict von Nursia bei der Stiftung von Montecassino nicht eine weit zweckmäßigere und mit der Natur jener Völker besser übereinstimmende Einrichtung gegeben hätte. Benedict schloß seine Mönche in ihre Klöster ein, unterwarf sie der Regierung eines Vorstehers (Vaters, Abts),

die Menschheit tausend Jahre lang durch die Macht des Glaubens zu lenken. Im vierten Jahrhundert nahmen die Gothen das Arianische Christenthum an, welchem auch die Longobarden zugethan waren; aber am Ende des fünften bekehrte sich nach einem glorreichen Sieg der Frankenkönig Chlodwig zum katholischen Glauben, und breitete die Herrschaft desselben durch das Schwert seiner Krieger und den Eifer seiner Priester aus. Am Ende des sechsten Jahrhunderts fing das katholische Christenthum auch an, in Britannien zu blühen, wo Strenge gegen offenbare Widersacher und Nachsicht gegen heidnische Ueberbleibsel in den Sitten sich zur Ausbreitung derselben die Hand boten. Die Spanischen Deutschen endlich führte theils das Schwert der Franken und die Beredsamkeit nebst den Wundern des heiligen Martin von Tours, theils das Streben nach vollkommener Vereinigung mit den frühern Bewohnern in den Schoos der katholischen Kirche. Alle diese abendländischen Kirchen aber waren Ausflüsse der Mittelkraft des Römischen Stuhles.

Unter allen Patriarchen des Römischen Reichs hatten die Bischöfe von Rom schon lange die besondere Aufmerksamkeit der Gläubigen auf sich zu ziehen gewußt. Außer dem Glanze des alten Roms hatte auch der Name Petrus, den man für den ersten der Apostel und für den Stifter dieses Stuhles hielt, vorzüglich dazu beigetragen. Zwar waren ihnen von den morgenländischen Kaisern und von der morgenländischen Geistlichkeit öfters die Bischöfe von Constantinopel an die Seite gesetzt worden, bisweilen hatte man es sogar versucht, den letztern einen höhern Rang anzuweisen, aber Schicksal und Klugheit seiner Vorsteher kämpften um die Wette für die Sache des Römischen Stuhls, und sicherten ihm doch am Ende ein entscheidendes Uebergewicht über den Griechischen zu. Die Patriarchen von Constantinopel erhoben sich im Morgenlande nicht ohne Widerspruch über die Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Im Abendlande stand Rom wie ein erhabener und glänzender Punct ohne Nebenbuhler und ohne Neider. Standhaft und unerschütterlich hatten sich seine Bischöfe am katholischen Glauben gehalten, in Zeiten dringender Gefahr, wo innere und äußere Zerstö-

rung den weltlichen Arm der Kaiser gelähmt hatte, waren die Barbaren durch ihr Wort besänftigt worden, und in eben diesen Zeiten der Noth, wo das bedrängte Italien und die alte Kaiserstadt von ihren erbärmlichen Herren verlassen waren, blieben sie der einzige Hort des Unglücks gegen die allgewaltige Uebermacht des Siegers. Entfernung vom weltlichen Oberhaupt und Noth eigener Hülfe gaben dem Römischen Stuhl eine Selbstständigkeit, die ihn nicht wieder verließ. Seine bedeutenden Kirchengüter wurden ihm durch das Gesetz der Unveräußerlichkeit auf ewig gesichert. Sein kirchliches Ansehen gewann unendlich durch das Zutrauen, womit man sich bei vorkommenden Streitfällen an ihn wandte, und durch die fromme Zuversicht, mit welcher er sie entschied. Wenn auch gerade diese einzelnen Anfragen, so häufig sie auch vorkommen mochten, noch keine feste und allgemeine Regel begründeten, so wurden sie doch der natürliche Weg zu derselben, und begünstigten den bei der Aufstellung des ersten kirchlichen Gesetzbuchs des Dionysischen Kanons gemachten Versuch, die Entscheidungen der Römischen Bischöfe den Vorschriften der Apostel an die Seite zu setzen. Eben so mußte auch die Vorliebe der meisten Gläubigen für die Ehelosigkeit der Priester und die Verachtung, welche das Loos der ihr zuwider Handelnden war, durch Vereinigung und Absonderung der Geistlichkeit den Absichten des Römischen Stuhls zu Hülfe kommen, dessen Machtvergrößerung besonders Innocenz I. und Leo der Große mit Eifer und Glück beförderten. Der Untergang des abendländischen Reichs, welcher Roms Bischöfe mehr und mehr von dem lästigen Unterthanenverhältniß zu einem weltlichen Oberhaupte befreite, räumte ein neues Hinderniß ihrer Größe aus dem Wege. Denn mit den Deutschen Beherrschern Italiens wußten sie sich gleich besser ins Gleichgewicht zu setzen, und diese Fürsten, welche fremden Lichtes bedurften, nährten in unverdorbenem Busen Ehrfurcht genug gegen überwundene Größe, um dasjenige, welches von Rom ausging, als das Reinste und Wohlthätigste zu betrachten. Selbst die Anhänglichkeit an die Lehrsätze des Arius konnte dieses Gefühl nicht ganz unterdrücken. Aber keine Maßregeln früherer Bischöfe sicherten der Geistlichkeit über-

haupt und dem Römiſchen Stuhle insbeſondere ein ſo großes Anſehen und eine ſo ausgedehnte Gewalt zu, als die zwar ſchon in den frühern Zeiten des Chriſtenthums aufgetretene, wahrſcheinlich aus der Platoniſchen Philoſophie hergeholte, aber von Gregor dem Großen ganz am Ende dieſes Zeitraums zuerſt als beſtimmte kirchliche Wahrheit aufgeſtellte Lehre vom Fegfeuer, oder einem durch Qualen reinigenden Zuſtande nach dem Tode und den Seelmeſſen oder frommen Gebeten und Gaben, durch welche die Dauer dieſer reinigenden Pein abgekürzt oder wohl gar aufgehoben werden konnte. Gregor war ganz von den religiöſen Begriffen ſeines Zeitalters erfüllt, ausgenommen daß er den Bilderdienſt misbilligte, und mehr als irgend ein Kirchenfürſt geeignet, den Triumph der katholiſchen Rechtgläubigkeit zu ſichern. Er verherrlichte die Meſſe, in welcher täglich das Abendmahl gefeiert wurde, und welche von der während dieſer Feierlichkeit gewöhnlichen Entlaſſung Ungetaufter, Büßender und Beſeſſener (missa) den Namen hatte, durch Einführung des prieſterlichen Geſangs, deſſen Erlernung nach Gregors Begriffen auch den Nutzen hatte, die geiſtliche Jugend vor ſchädlichen profanen Studien, die ihm ein Greuel waren, abzuhalten. Allein trotz dieſer Bemühungen für die Ausdehnung der prieſterlichen Macht, bei welchen Gregor aus inniger Ueberzeugung handelte, hegte er noch ſo hohe Begriffe von den Rechten des Staatsoberhaupts, daß er die von demſelben ausgegangenen Befehle, ſelbſt wo ſie jener Ueberzeugung geradezu widerſprachen, gewiſſenhaft bekannt machte, und es für ſeine heilige Pflicht hielt, ihre Erfüllung zu empfehlen; denn bis jetzt wagte es noch Niemand, der Kirche eine von allen Staatsverhältniſſen abgeſonderte, über dieſelben erhabene und in katholiſcher Form rein menſchliche Cultur umfaſſende Herrſchaft anzuweiſen, wie ſie 200 Jahre ſpäter erſtrebt und dadurch endlich der lange und heftige Kampf des ſpätern Mittelalters veranlaßt wurde, deſſen Entſcheidung zu Gunſten der weltlichen Gewalt den Anfang des neuern Zeitraums der Europäiſchen Geſchichte bezeichnet.

IV. Capitel.

Von der Erscheinung Muhammeds bis zum Tode Gregors VII. 1088.

Die Kirchengeschichte des Mittelalters ist der Mittelpunct oder das Licht der Weltgeschichte dieses Zeitraums. Wie um eine feste Sonne, die Alles beleuchtet und belebt, und ein Richtungspunct aller Kräfte der übrigen Welten wird, drehen sich um die Kirche und ihr Haupt Europas Königreiche und Freistaaten jener gläubigen Zeit. Wie ein Blitz aus dunkler Nacht oder eine Ahnung aus bessern Welten treten einzeln und unter höchst verschiedenen Verhältnissen kräftige Männer auf, von der erwachenden Vernunft und dem reinsten Gefühl höherer Menschenwürde beseelt, einzelne Theile des katholischen Lehrgebäudes oder Misbräuche, welche sich durch die Unvollkommenheit der Priester eingeschlichen, zu bekämpfen. Sie bahnen sich einen kühnen Weg durch die staunende Menge, ihr Streben wird von Bessern gewürdigt, viele opfern sogar das Glück ihres Lebens, das Leben selbst ohne Schmerz der aufkeimenden Wahrheit. Aber am Ende sinken sie doch unter der Alles zermalmenden Macht, welcher die Vorsehung die Herrschaft jener Zeiten übertragen zu haben scheint. Sie fallen ein Opfer ihrer Zeit, und hinterlassen oft erst von später Nachwelt gewürdigt und bedauert gerade so viel guten Saamen, als es braucht, einen neuen Kämpfer zu erwecken; bis im Ablauf der Zeiten ein Jahrhundert erscheint, wo die Wahrheit alle Fesseln zerbricht, und im Gewande der Zeit im Leben auftritt, die Menschen nach höhern Gesetzen zu lenken, und durch reinere Erkenntniß, deren Wesen die Freiheit begründet, die Herrschaft des Kirchfürsten auflöst. Der Zeitraum, welchen wir in diesem Capitel behandeln, sah die Vereinigung und Begrün-

dung der Kirche, die Weihung ihres Haupts und den vollendeten Sieg derselben über die höchsten Gewaltträger der weltlichen Macht; er sah die gänzliche Trennung ihres Körpers von der übrigen Welt, ihre wunderbare Ausdehnung über das abendländische Europa und ihr Eingreifen als einziges Licht in alle Verhältnisse des Lebens; aber er sah auch den Untergang eines großen Theils der morgenländischen Kirche durch das Aufglimmen eines neuen Lichts, welches nicht sanftleuchtend und erwärmend wie das erste Christenthum, sondern sengend und verheerend wie der Strom eines wüthenden Vulcans sich über Länder und Völker ergoß, und dem feurigen Morgenländer einen Glauben bietend, der Sinnenrausch in gleichem Maße mit schwindelnder Geisteserhebung verband, ohne Schonung zerstörte, was er nicht in sich aufnahm, und mit seinem innigsten Wesen vereinigte.

Bis jetzt schienen die raschen Fortschritte des Christenthums und seine wundervolle Ausbreitung im Gebiete der gebildeten Welt jener Zeiten zu der schönen Hoffnung zu berechtigen, daß in kurzem alle Völker der Welt, in welcher geographischen Lage, oder in welchem Culturzustande sie sich auch befinden möchten, durch das heilige Band des Glaubens an Christus und seine göttliche Lehre zur reinsten Menschlichkeit verbunden und in einer Kirche, erhaben über Ort und Zeit, für eine höhere Bestimmung erzogen werden sollten. Aber dieser schöne Traum, dem die mannigfaltige Natur des menschlichen Lebens und Wirkens kein irdisches Daseyn gewähren konnte, schwand schon bei den ersten Erscheinungen des sinkenden Jahrhunderts. Nach jahrelangem Sinnen über das ursprüngliche Wesen und den Verfall seiner vaterländischen Religion trat Muhammed, ein Abkömmling Arabischer Fürsten, welche ihre Glaubenslehre von Abraham und Ismael ableiteten, als Prophet auf, und gewann unter seinen Verwandten viele Anhänger, wurde aber von Gegnern bald so heftig verfolgt, daß er sich ihren Nachstellungen durch eine Flucht von Mecca nach Yatreb (deswegen später Medina genannt) entziehen mußte, ohne zu ahnen, daß in der Folge gerade diese Flucht den Grund zu einer neuen Jahrsrechnung seiner Verehrer legen sollte. Hier sammelte Muhammed neue Anhänger für einen Glauben, wel-

cher Elemente des Judenthums, christlicher Secten, vorzüglich des Nestorianismus, und eine Menge eigener, größtentheils auf sich selbst bezogener Erfindungen enthielt. Seine heilige Urkunde wurde der Koran, dessen Ansehen der Prophet durch Offenbarungen, welche ihm durch eine Taube zukommen sollten, zu erhöhen suchte. Weit entfernt, wie Christus seiner Lehre nur durch die sanfte Gewalt der Liebe und Ueberzeugung Eingang verschaffen zu wollen, hielt Muhammed die verheerende Kraft des Schwertes für das wirksamste Mittel, ihr ein schnelles Ansehen und eine furchtbar rasche Ausdehnung zu erkämpfen. An der Spitze eines kriegerischen und für die Lehre des Propheten und ihre süßen Versprechungen nach dem Tode bis zum Taumel begeisterten Volkes drang Muhammed, welcher die priesterliche Herrschaft durch den weltlichen Scepter versinnlicht hatte, durch alle Theile der Arabischen Halbinsel siegreich und von überwundenen Völkern, die sich der zermalmenden Gewalt ehrerbietig unterwarfen, angebetet. Einheit Gottes war ein Grundzug seiner Lehre, in welcher er die historischen Theile des alten und neuen Testaments aufnahm. Durch Bewilligung der Vielweiberei und Verbot des Weins sorgte er für die Bedürfnisse eines heißern Klimas, wie durch Anempfehlung körperlicher Reinigungen und andrer morgenländischen Gebräuche. Endlich wußte er durch eine himmlische Schilderung paradiesischer Genüsse die sinnlichsten Menschen zum Aufsuchen des Todes im Kampfe für Glauben und Herrschaft zu begeistern, für welchen sie der süßeste Lohn in den Armen göttlicher Houris erwartete. Seine Nachfolger die Chalifen (Stellvertreter) errangen auf eben diesem Wege glänzenden Ruhm. Sie verbreiteten die Herrschaft ihres Scepters und des Korans auf den Trümmern morgenländischer Religionen und christlicher Gemeinden durch das nördliche Afrika und Asien tief in Ostindien. Im Anfange des achten Jahrhunderts brachte die Verdorbenheit gothischer Höfe die Saracenen sogar nach Spanien, wo sie auf eine wunderbare Art auf das christliche Europa einwirken mußten, und auf Sicilien das Christenthum in seinem Herzen zu erdrücken drohten.

Was die Kirche Christi durch Muhammeds Erscheinung an

äußerem Umfang verloren hatte, wurde ihr theils durch neue Ausdehnung gegen Norden, aber doch weit mehr durch innere Festigkeit und zweckmäßige Einrichtung ersetzt. Die christliche Religion gewann während dieses Zeitraums Britannien, dehnte sich über den nordwestlichen Theil Deutschlands aus, verbreitete sich von verschiedenen Seiten über Böhmen, Mähren, Ungern, Siebenbürgen, die Bulgarei, Polen und Rußland, und schlug selbst in den Scandinavischen Reichen dauernde Wurzeln, von wo aus sie nach Grönland und Jütland verpflanzt wurde. Aber mehr noch als durch diesen Gewinn an Ländern und Völkern errang der Römische Stuhl für seinen Zweck durch die Einheit der Kirche und ihre Erhebung über alle bloß weltlichen Staatsgebäude des abendländischen Europas zum Bilde der göttlichen Herrschaft auf Erden. Nach dem Untergange der übrigen morgenländischen Hauptkirchen hatte Rom nur noch einen einzigen Nebenbuhler am Patriarchen von Constantinopel. Die Eifersucht unter diesen beiden Kirchfürsten, welche kein gemeinsames Wirken zuließ, fand bald im Bilderstreit und in der Lehre vom Ausgang des heiligen Geistes Nahrung, die Bekehrung des westlichen Europas stärkte diesen Groll, und als der Patriarch Photius von Constantinopel bei Anlaß eines persönlichen Streites mit Nicolaus I. heftigen Tadel gegen einige Gebräuche der Lateinischen Kirche erhob, trennten sich die beiden Kirchen völlig. Seit dieser Zeit wurde der Glanz der Römischen Sonne diesen ganzen Zeitraum hindurch von keinem andern Gestirn mehr verdunkelt, während das immer mattere Licht zu Constantinopel, kaum stark genug das dahin welkende Griechische Schattenreich zu überstrahlen, sich so aus dem kräftigen Leben des Europäischen Mittelalters verlor, daß es in der Ritterperiode des Christenthums in den Kreuzzügen zur erbärmlichen Rolle eines Irrlichts herabgesunken war. Um sich in diesem Glanze und der dazu so nothwendigen Unabhängigkeit zu erhalten, suchten die Römischen Bischöfe das verhaßte Joch Griechischer Oberherrschaft gänzlich abzuschütteln, und erreichten diesen Zweck durch ihre Verbindung mit den Fränkischen Hausmeiern und nachmaligen Königen aus dem Stamme Pipins von

Herstal, die für die christliche Religion und den Römischen Stuhl die günstigsten Gesinnungen und den thätigsten Eifer an den Tag legten. Wechselseitiger Vortheil, das sicherste Band, befestigte diese Freundschaft. Als der Bischof von Rom durch seinen priesterlichen Segen Pipins Besitznahme der Merovingischen Krone geheiligt hatte, lohnte ihm dieser durch Ertheilung weltlichen Gebiets. Seitdem blieben die Fürsten dieses Stamms thätige Freunde des Römischen Stuhls. Unter ihrem Schutz bekehrte Bonifacius die noch ungläubigen Deutschen, gründete eine Deutsche Kirche und unterwarf sie zugleich der geistlichen Oberherrschaft der Römischen Päpste. Karl der Große, der den Ruhm eines Helden der Kirche für eine der schönsten Zierden eines christlichen Königs hielt, dehnte die Herrschaft derselben durch die Gewalt des Schwertes aus, und verband sich mit ihrem Fürsten, die seinem Scepter neu unterworfenen Völker durch Religion und Gesetze zu bilden. Karl belohnte die Bemühungen des Römischen Bischofs mit freigebiger Hand, und dieser suchte aus Dank Karls Lieblingsidee von der Einheit der weltlichen Herrschaft und der Einheit der Kirche durch die Krönung zum Römischen Kaiser zu verwirklichen. Aber der Papst verlor nichts bei dieser Handlung; denn indem er sich von der Griechischen Oberherrschaft gänzlich loswand, reichte er dem Herrn der Welt eine Krone dar, welche von ihm selbst gestiftet und nur durch ihn ihren Glanz erhalten konnte. Als unter Karls ihm so unähnlichen Nachfolgern die weltliche Herrschaft mit sich selbst zerfiel, wußten sich die Römischen Bischöfe bald aus dem Unterthanenstand herauszuheben. Während sie nach und nach die kaiserliche Bestätigung bei der Papstwahl ganz einzuschläfern wußten, machte sich die päpstliche Kaiserkrönung durch Gewohnheit nothwendig, und als die Fürsten des Karolingischen Hauses sich je länger je weniger über den Besitz der Krone vereinigen konnten, fügten sie sich lieber dem Ausspruche des Papstes, als auf Rechte oder Anmaßungen Verzicht zu leisten, oder sich auf die schwankende Treue ihrer Großen und den ungewissen Ausgang eines Krieges zu verlassen. So hatten die Vorsteher der Kirche den weltlichen Häuptern des Staats bereits unendlich viel

abgedrungen, als um die Mitte des neunten Jahrhunderts die falschen Decretalen Isidors einen neuen Grund darboten, auf welchen sich unendlich viel bauen ließ. Diese untergeschobene Sammlung von Synodalschlüssen und päpstlichen Entscheidungen in den vier ersten Jahrhunderten, welche man den Namen des berühmten Bischofs Isidor von Sevilla tragen ließ, sollte ein Erzbischof von Mainz vor langer Zeit aus Spanien erhalten haben, und von hier verbreitete sie sich bei der damaligen Unwissenheit, ohne merkbares Zuthun der Römischen Bischöfe, ziemlich schnell durch das ganze Frankenreich und das übrige christliche Europa mit immer wachsendem Ansehen ohne Entdeckung des Betruges. Die in diesem Buche enthaltenen Bestimmungen waren vorzüglich zu Gunsten des Römischen Stuhls und der bischöflichen Gewalt; jener wurde in die Decretalen als oberstes und einziges Haupt der Kirche, als höchster Stifter in Kirchensachen und sogar als Aufseher und Richter von Kaiser und Königen erkannt, welcher als Stellvertreter Gottes auf Erden die letztern in den Bann thun, und, wenn es nöthig war, sogar absetzen konnte durch dieselbe Gewalt, vermöge deren sie im Namen Gottes geweiht worden waren. Die Bischöfe hingegen wurden eines Theils von der Aufsicht ihrer Fürsten, besonders aber dem ihnen ebenfalls lästigen und dem Ansehen Roms äußerst gefährlichen Verhältnisse gegen die Erzbischöfe, ihre Metropolitanen, befreit, deren Würde und Einfluß sich schon früher nach dem Beispiel der weltlichen Oberstaatsbeamten entwickelt hatte, um sie eben so wie die meisten Klöster, welche durch besondere, jedoch sehr häufige Exemtionen der bischöflichen Leitung entzogen waren, unmittelbar an den Römischen Stuhl zu ketten. Die Römischen Päpste ließen Zeit genug verfließen, daß sich die Decretalen ein festes Ansehen erwerben konnten, ehe sie bedeutende Unternehmungen auf dieselben gründeten. Nicolaus I. wagte es zuerst eine vorher ganz unbekannte Sprache zu führen. Allmählig hatten die Römischen Bischöfe das Recht der Geistlichkeit überhaupt, in Ehesachen zu sprechen, was die vornehmern Stände und insonderheit Fürsten betraf, ganz an sich gerissen, und, um diesem Rechte eine größere Aus-

dehnung und desto größern Einfluß auf die Verhältnisse der Fürsten zu geben, hatten sie die Eheverbote in Rücksicht auf leibliche und geistliche Verwandtschaft, die erstere sogar bis auf die Enkel der Geschwisterkinder ausgebreitet, welcher Umstand ihnen beständige Gelegenheit zur Einmischung in die Händel der Fürsten darbot. Nicolaus zwang den König Lothar von Lothringen, ungeachtet des Beifalls, den ihm die Erzbischöfe von Cöln und Trier geschenkt hatten, eine verstoßene Gemahlin wieder anzunehmen, und seine geliebte Waldrathe zu entlassen (J. 864). Eben so setzte er den von seinem Metropolitan-Erzbischof Hinkmar von Rheims seines Amtes entsetzten Bischof Rhotad von Soissons trotz Hinkmars Widersprüchen wieder ein. Aber auf die Verwaltung des Nicolaus folgte in Italien ein Jahrhundert von Greueln und namenlosen Verwüstungen, während dessen der Römische Stuhl durch die schändlichsten und verächtlichsten Menschen besudelt wurde, so daß man sich über seine Erhaltung verwundern müßte, wenn die Hierarchie nicht so fest auf den Begriffen und Verhältnissen des Zeitalters gegründet gewesen wäre. Durch Ränke und Parteien, Volkswuth und Fürstengunst erhoben und wieder gestürzt, waren diese Päpste niemals im Stande, sich der bewundernden Welt in jenem überirdischen Glanze zu zeigen, auf welchem allein die Macht ihres Wortes gegründet war, und erst Johann XV. durfte es wagen, durch Unterstützung Erzbischof Arnulfs von Rheims gegen Hugo Capet und seine Großen wieder im Geiste Nicolaus I. aufzutreten. Auch Gregor V. handelte in demselben Geist. Durch seine Verhältnisse gegen Otto III. zur Schonung gegen Deutschland genöthigt, zwang er Robert, den Sohn Hugo Capets, erst durch persönlichen Bann, dann durch ein Interdict, das heißt Einstellung aller gottesdienstlichen Handlungen, selbst christlicher Begräbniß der Todten, zur Entlassung seiner geliebten Königin Bertha, die mit ihm im vierten Grade verwandt war. Nach dem Tode Otto's III. war das Ansehen der Deutschen Kaiser in Italien sehr gesunken. Heinrich III. gab ihm wieder neues Leben. Er übte die alten Rechte seiner Krone bei der Papstwahl aus, setzte unrechtmäßige Päpste ab, und suchte in Gemein-

ſchaft mit meiſtens von ihm abhängigen Römiſchen Biſchöfen Zucht und Ordnung in der Kirche beizubehalten, und dieſe letztern in ihr natürliches Verhältniß zur weltlichen Macht zu beſchränken. Allein mit ſeinem Tode nahmen dieſe Angelegenheiten durch die Fehler ſeines Sohnes eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden, und die Erſcheinung eines großen Mannes in der Kirche, der in Jahrtauſenden wenig Nebenbuhler fand, eine ganz andere Wendung, durch welche der Römiſche Stuhl im Augenblicke, wo ſeine Einſchränkung in ältere natürlichere Gränzen am wahrſcheinlichſten ſchien, eine Gewalt erlangte, die alle weltliche Macht zu Boden ſchmetterte, und aus deren Banden die Staatsgewalt ſich kaum in vier Jahrhunderten allmählig wieder zu löſen vermochte.

Mit Leo IX. war der Mönch Hildebrand, der Sohn eines Tusciſchen Zimmermanns, aus dem Kloſter Clugny nach Italien gekommen und hatte dieſen Papſt vermocht (J. 1049), ſich, um den Stuhl rechtmäßig zu beſitzen, ungeachtet der durch Kaiſer Heinrich III. auf einer Synode zu Worms geſchehenen Wahl, noch einmal durch Clerus und Volk zu Rom wählen zu laſſen. Von der Natur mit großen Gaben ausgeſtattet, war er ſchon frühe mit bedeutenden Männern in Verbindung gekommen und hatte ſich in ihrem Umgange eine Menſchenkenntniß erworben, die ihn vorzüglich dazu eignete, auf eine thätige Art ins Leben einzugreifen, und die kühnſten Entwürfe ſeines Geiſtes in demſelben zu verwirklichen. Hildebrand hatte von dem Weſen der chriſt-katholiſchen Kirche und der Würde ihres Oberhaupts einen unendlich hohen Begriff. Aber er ſah und fühlte tief den Verfall jener Kirche und die Verachtung, welche dem Römiſchen Stuhle durch die Vernachläſſigung aller Kirchenzucht und die ſchändliche Aufführung einer Reihe von Wüſtlingen und Ungeheuern drohte, die dieſen Stuhl ein Jahrhundert lang befleckt hatten; und empfand dabei das heftigſte Bedürfniß, dieſen Misbräuchen abzuhelfen und durch ſchnelle Ergreifung großer und kräftiger Maßregeln dem Unweſen zu ſteuern, und der Kirche jenen Glanz wieder zu geben, den ſie nach ſeinen Begriffen als Bild des Reiches Gottes auf Erden haben mußte. Zu die-

sem Zwecke schien vor allem die gänzliche Trennung der Kirche oder des gesammten Priesterstandes von der Laienwelt, und eine enge Verkettung, ein förmliches Unterthanen-Verhältniß mit dem sichtbaren Oberhaupte, der erste unumgänglichste Schritt. Der blinde Gehorsam gegen den Römischen Stuhl war bereits durch das Ansehen der Isidorischen Decretalen geheiligt. Die Trennung des Priesterstandes von der übrigen Welt hatten die alten Grundsätze über die Ehelosigkeit der Priester schon lange eingeleitet, und dieses große Werk war ganz vollendet, sobald es gelang, jenen Grundsätzen als wirklichem Kirchengesetz allgemeine Gültigkeit zu verschaffen, und die auf diese Weise allen Familienverhältnissen entrissene Geistlichkeit durch Aufhebung aller Abhängigkeit derselben von der weltlichen Staatsgewalt auch aus der bürgerlichen Gemeinschaft zu reißen, damit sie einzig und allein dem Zwecke der Kirche lebte. Hildebrands feurige Phantasie und sein ungemessener Ehrgeiz waren von der Erfüllung dieser ungeheuern Plane, von seiner eignen erhabenen Wirksamkeit dabei und von der kühnen Hoffnung, dereinst selbst als Stellvertreter Gottes auf Erden zu walten, so entzückt, daß er weder Anstrengung noch Opfer scheute, seine Idee zu verwirkchen. Sein Streben wurde durch die Umstände trefflich begünstigt. Selbst Heinrich III., der kraftvolle Vertheidiger der Kaiserrechte in Kirchensachen, gab zu neuen Ansprüchen der Päpste Anlaß, indem er aus Unwillen gegen die Anmaßungen Ferdinands von Castilien dem Papste Victor II. die Entscheidung dieser Händel übertrug, der Ferdinanden verdammte und ihn, falls er den Kaisertitel nicht aufgab, mit dem Banne belegte. Nach dem Tode dieses Kaisers, dessen minderjähriger Sohn den Päpsten keine Furcht einflößte, durfte Nicolaus II., der mit Hildebrand einerlei Ansichten hatte, und an den Normännern im südlichen Italien eine kräftige Stütze erhielt, kühner zu Werke gehen, und im Jahr 1059 den Beschluß erlassen, daß die bisher von der gesammten Römischen Geistlichkeit und dem Römischen Volke gemachten Papstwahlen künftighin nur von den Suffragan-Bischöfen des Römischen Gebiets und den Pfarrern der Stadt, welche man Cardinalbischöfe und Cardinalpriester

nannte, geschehen sollte, um hernach erst vom übrigen Clerus und dem Römischen Volke, dann auch vom Kaiser vermöge einer päpstlichen, von der Willkür des heiligen Stuhles abhängigen Bewilligung bestätigt zu werden. Alexander II., der sich als durch die Cardinäle gewählter Papst nur durch ungeheure, durch Hildebrand getheilte Anstrengungen und durch die unvermuthete Entführung des jungen Heinrich durch Bischof Hanno von Cöln, gegen den Willen der Kaiserin, des größten Theils der Deutschen Geistlichkeit und selbst der Römer auf dem heiligen Stuhle erhalten konnte, verordnete, daß von nun an alle Erzbischöfe ihr Pallium zu Rom aus den Händen des Papstes holen sollten, und der Primas von England, der berühmte Erzbischof Lanfrank von Kanterbury, unterzog sich auf Hildebrands Veranlassung dieser Verfügung. Endlich bestieg Hildebrand selbst unter dem Namen Gregor VII. im Jahr 1070 den Römischen Stuhl, und schritt sogleich entschlossen an sein Werk.

Drei Jahre nach seiner Erhöhung erließ Gregor den furchtbaren Beschluß, daß jeder verheirathete Priester bei Strafe des Bannes sogleich sein Weib verlassen, oder sich jeder priesterlichen Handlung enthalten sollte. Zwar erregte dieses wiewohl nicht zum erstenmal ausgesprochene, doch dießmal mit ernstem Nachdruck ertheilte und mit Beharrlichkeit durchgesetzte Gebot bei der verheiratheten Geistlichkeit den bittersten Unwillen, und erfuhr sogar in Deutschland und einigen Gegenden Italiens besonders in Mailand heftigen und lauten Widerspruch. Aber was nicht gleich zu Stande kam, behauptete Gregor doch in der Folge der Zeit durch seine unerschütterliche Beharrlichkeit und die Unterstützung und das Beispiel von Männern, welche Eifer für die Kirche oder eigener Vortheil hiezu bewog. Dann erhob er sich gegen die Simonie oder die Verkäuflichkeit der päpstlichen Aemter, was ihm endlich Gelegenheit verschaffte, durch einen neuen Beschluß (J. 1075) die Investitur oder die Belehnung eines Geistlichen mit Ring und Stab von seinem weltlichen Oberhaupt zu untersagen, und den Belehner sowohl als den Belehnten mit dem Bannstrahl zu bedrohen. Dieser Angriff auf die heiligsten Rechte der Fürsten empörte zwar alle Höfe

Europas, und keiner unterzog sich Anfangs einem Beschluß, der das Gepräge der frechsten Willkür und der ungegründetesten Anmaßung in gleichem Maße zu tragen schien. Als aber Gregor die hohe Geistlichkeit zum Gehorsam gegen denselben vermochte, und seine Legaten den Grundsatz in allen Ländern ausprediget, so mußten die mit ihren großen Vasallen meist in Zerwürfniß lebenden Fürsten nachgeben, und das Wichtigste des Gesetzes ging durch. Besonders ward der höchste weltliche Gewalthaber auf Erden, der Deutsche Kaiser, der mit seinen Fürsten und Völkern in äußerst mißliche Händel gerathen war, auf eine beispiellose, das Gefühl empörende Art gedemüthigt und durch den Auftritt zu Canossa gezwungen, die förmliche Oberherrschaft des Römischen Papstes anzuerkennen. In gleicher Zeit hielt Gregor streng auf der Einförmigkeit des Gottesdienstes in dem ganzen weitläufigen Gebiet der katholischen Kirche und auf dem einzigen Gebrauch der Lateinischen mit Ausschluß aller Landessprachen in Religionsangelegenheiten, mit vorzüglichem Verbot aller Bibel-Uebersetzungen, damit die Wahrheiten der heiligen Schrift durch Klarheit und Gemeinnützigkeit nicht von der alten Ehrwürdigkeit oder einem gewissen bequemen Dunkel verlieren möchten. Um seine Oberherrschaft auch durch äußere Formen zu befestigen, ließ Gregor in allen amtlichen Schriften das früher gewöhnliche Regierungs-Jahr des Kaisers aus, und erkannte den Titel Papst (Papa), welcher bisher allen Bischöfen gemein gewesen war, ausschließlich dem Römischen zu, der ihn von nun an als Sinnbild der geistlichen Weltherrschaft trug. Ungeachtet seiner glänzenden Siege über die weltliche Macht, seiner Standhaftigkeit und schlauen Gewandtheit konnte Gregor das wandelbare Glück nicht bis an sein Ende fesseln. Durch seine Gegner nach langem und hartnäckigem Widerstand aus Rom verdrängt, starb er zu Salerno im Gebiete der Normänner — ein Gegenstand der Bewunderung und des Schreckens seiner Zeit, bestimmt, von der Nachwelt vergöttert oder zum Teufel gebrandmarkt, selten nach den Zwecken seines ungeheuern Genie's und den angebornen Schwächen des menschlichen Geschlechtes, beinahe nie im Geiste jener wunderbaren Zeit beurtheilt zu

werden, — im Jahr 1085 als Märtyrer für eine Sache, der er die Ruhe seines Lebens, das Glück vieler Menschen, bisweilen auch Treue und Wahrheit ohne Scheu geopfert, weil er sie für das Höchste und Heiligste hielt.

In einem Zeitalter, wo der letzte Ueberrest aller Cultur im abendländischen Europa zu Grunde gegangen, und die Geistlichkeit, aus dem Schooße eines kräftigen aber rohen Volkes erwachsen, beständig in die Händel der Welt verflochten war, wo das Ansehen des Oberpriesters die höchste Stufe errungen hatte, und die gläubige Christenheit ihren Geist ganz in die Fesseln der katholischen Lehre gefangen gab, mußten theologische Streitigkeiten, wie sie eine frühere gebildetere und in Ansehung des Glaubens noch freiere Periode gesehen hatte, immer seltener werden; und dennoch blieben sie auch diesem Zeitraume nicht ganz fremd. Denn seit dem neunten Jahrhundert entwand sich allmählig den düstern Mauern der Klöster und den Hörsälen der Dom- und Klosterschulen jene scholastische Philosophie, welche in ihrem Bestreben die Grundsätze der Aristotelischen Lehre, die während des Zeitalters der höchsten Barbarei die Araber aufbewahren mußten, mit der katholischen Theologie ins Gleichgewicht zu bringen, einzelne Sätze ins Unendliche zergliederten, und nach den Regeln der Aristotelischen Dialektik auseinandersetzten. Eine Folge des Monophysitischen Streits im vorigen Zeitraume, bei dem keine Versöhnung unter den Parteien hatte statt finden können, wurde im Anfang des jetzigen der Monotheletische über die Einheit des Willens Christi. Die Anhänger dieser Einheit wurden zuerst auf einer Synode Italienischer Bischöfe in der Laterankirche durch Martin I., dann auf der durch den Griechischen Kaiser Constantin III. zusammenberufenen sechsten allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel verdammt; und nur ein schwacher Rest von ihnen sammelte sich unter dem Namen von Maroniten um den Libanon und Antilibanon. Desto heftiger wurde der berühmte Bilderstreit, welchen Kaiser Leo der Isaurier, vom lebendigsten Eifer für reinere Gottesverehrung beseelt, gegen die hohe Geistlichkeit seines Reichs begonnen hatte. Im Morgenlande, wo einzelne christliche Se-

cten unter Saracenischem Schutze freiere Ansichten über Dogmen und Gebräuche der Kirche äußern durften, hatte sich bei vielen Gläubigen ein Abscheu gegen jenen Misbrauch der Bilder erhalten, welcher sich von dem Heidenthume nur noch dem Namen nach unterschied. Aber sein und seiner Nachfolger Streben, ihr Volk zur Anbetung des Höchsten im Geiste und in der Wahrheit zurückzuführen, scheiterte an der Entschlossenheit des Clerus, eine theils von ihm selbst aus Ueberzeugung getheilte, theils seiner Gewalt so vortheilhaft erkannte Meinung nicht ohne harten Kampf aufzugeben; vorzüglich aber daran, daß es Weibern, welche sich der Geistlichkeit und dem Volkswahn dahin gaben, so leicht ward, ihnen die Krone zu entreißen. Auf der siebenten allgemeinen Kirchen-Versammlung zu Nicäa (J. 787) ließ Irene den Bilderdienst heiligen, und als spätere Kaiser Leo des Isauriers Beispiel nachahmten und mit der größten Strenge gegen Bilderverehrung verfuhren, wurde diese zum zweitenmal durch ein Weib, die Kaiserin Theodora, Vormünderin des jungen Michael III. gerettet, und für die Zukunft im Griechischen Reich ein für allemal bestätigt (J. 842). Im Abendlande nahm das Bilderwesen einen ruhigern aber vielleicht desto sicherern Gang. Es fand hier zwar an Karl dem Großen einen an Geist und politischer Macht gewaltigen Gegner, dazu an geistreichen und aufgeklärten Geistlichen, wie Bischof Claudius von Turin und Erzbischof Agobard von Lyon eifrige und gefährliche Bestreiter; allein dessenungeachtet wußten die Römischen Päpste die Bilder durch seine Unterscheidung zwischen Anbetung und ehrerbietiger Betrachtung vor den Verfolgungen ihrer Widersacher zu retten, und da ihnen einmal Duldung in den Kirchen gesichert war, thaten Volksunwissenheit und Seelenbedürfniß schwärmerischer Gläubigen das Uebrige. Die ersten Bemühungen, die Grundsätze der rechtgläubigen Kirche in ein System zu bringen und nach der Lehre des Aristoteles zu erklären, verdankt man dem Johann von Damascus, einem Syrischen Priester (J. 760). Sein Werk wurde in Griechenland classisch. In der Folge machte Johann Scotus Erigena (starb 877), der sein für die damaligen Zeiten sehr gründliches Studium der Philosophie und seinen schar-

sen eindringenden Geist zum Besten der Theologie anwendete, eine ganz neue Epoche in der Scholastik, welche er jedoch nach dem Geschmacke seiner Zeitgenossen mit Mystik erfüllte. Sylvestern II., der die Aufklärung des Zeitalters durch wissenschaftliche Schätze von unendlichem Werth, die er von den Arabern aus Spanien holte, bereicherte, konnte selbst die päpstliche Würde nicht vor dem Verdacht der Zauberei schützen, in welchen ihn seine mathematischen Figuren gebracht hatten. Hingegen erwarb sich Lanfrank, damals Abt zu Bek, einen unsterblichen Ruhm, weil er die Waffen der Philosophie in dem Transsubstantiationsstreit wider Berengar von Tours zur Vertheidigung des Glaubens gebraucht und seinen Gegner nach den Begriffen der Zeit völlig damit überwunden hatte (J. 1050). Die Streitigkeiten über das Verhältniß Gott des Vaters, Gott des Sohns und des heiligen Geistes zu beiden fanden auch in diesem Zeitraume noch statt, und die Frage, ob der letztere nur aus dem Vater oder auch aus dem Sohn, oder vom Vater durch den Sohn ausgehe, wurde kurz vor ihrer gänzlichen Trennung ein neuer Zankapfel zwischen der Griechischen und Lateinischen Kirche. Mit diesem Streit war auch der Adoptianische verwandt, welchen Erzbischof Elipand von Toledo und sein Freund Bischof Felix von Urgel durch die Behauptung erregten, daß Christus als Gott durch die wirkliche Geburt aus Gott, ein geborner Sohn Gottes von Natur, als Mensch aber gleich andern Menschen durch die Taufe und Wiedergeburt der erstgeborne Sohn Gottes durch Adoption sey. Trotz ihrer vielen Anhänger im Fränkischen Reiche und in Spanien wurde diese Lehre auf einer Synode zu Rom verdammt, und ging bald darauf durch den Tod ihrer Urheber gänzlich zu Grunde. Von längerer Dauer und durch ihre Einwirkung auf den Geist und das Wesen des christ-katholischen Gottesdienstes von ungemeiner Wichtigkeit waren die Streitigkeiten über die Lehre vom Abendmahl, seiner Bedeutung und der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi bei demselben. Der Gebrauch des heiligen Abendmahls hatte trotz des durch den täglichen Genuß desselben in der Messe eingeführten Misbrauchs, der vieles von seiner Feierlichkeit hinwegnahm, als uralte, von dem

Stifter der christlichen Religion selbst eingesetzte Feier nichts von seiner hohen Bedeutung verloren. Aber der Hang jener Zeiten zur Mystik und der Glaube an die hohe Kraft priesterlicher Weihe konnte sich mit einer einfachen symbolischen Deutung nicht begnügen, sondern suchte schon lange der einfachen, täglich wiederholten Feierlichkeit eine wundervollere Auslegung zu geben. Endlich sprach Paschasius Radbert, ein Mönch aus Corvey, in der Behauptung, daß durch das Beten und Segensprechen des Priesters von Brodt und Wein weiter nichts als die äußere Form, Gestalt, Farbe, Geruch und Geschmack übrig bleibe, das wirkliche Wesen, die Substanz hingegen sich in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Christi verwandle, die Ahnung seines Zeitalters aus. Gegen ihn trat Ratramnus oder Bertram, ein andrer Mönch von Corvey, mit der vernünftigern Meinung auf, daß zwar wohl eine Verwandlung statt finde, aber daß diese Verwandlung nur moralisch oder symbolisch sey, welcher Erklärung mehrere der berühmtesten Gelehrten jener Zeit beipflichteten. Diesem Streit über die Verwandlung der Substanz im Abendmahl war zwischen denselben Gegnern ein andrer über die Art der Entbindung der Jungfrau Maria beigesellt, d. h. ob diese natürlich oder unnatürlich, mit oder ohne Verletzung der Geschlechts-Theile geschehen sey, welchen dann jeder im Geiste seiner Begriffe vom Abendmahl entschied. Trotz den Widersprüchen vieler selbstdenkenden Männer, wie Bischof Fulbert von Chartres, ward allmählig vorzüglich durch das Bestreben der Klostergeistlichkeit, die es an Wundern nicht fehlen ließ, die Lehre Radberts von der wirklichen Verwandlung die herrschende; allein dessenungeachtet war es nicht zu verhindern, daß Fulberts Schüler, Berengar von Tours, trotz Lanfranks eingebildetem Triumphe und den seiner Schwachheit öfters mit Gewalt abgedrungenen Widerrufungen immer von neuem widersprach, und bis an sein Ende das Gegentheil behauptete. Selbst der sonst nicht scheue Gregor wagte es in dieser Angelegenheit nicht auszusprechen. Viele besondere Secten oder einzelne Widersacher der christ-katholischen Religion oder ihrer Priester, welche irgend eine Schwäche derselben angriffen und mit Worten und Schriften bekämpf-

ten, ohne gegen das allgemeine System aufzukommen, wurden schlechtweg unter dem Namen Manichäer begriffen, den man auf alle diejenigen anwendete, in deren Meinung irgend etwas dem Manichäismus Aehnliches aufzuweisen war, und die man als Irrgläubige verfluchen wollte. Bisweilen aber brachten Kleinigkeiten wie die Frage, ob der heilige Martialis in der Mitte des dritten Jahrhunderts ein Apostel oder nur ein Bekenner zu nennen sey, ein ganzes Reich in Bewegung. Eine besondere Erfindung dieses Zeitalters ist der Rosenkranz, welchen Pilger im Morgenlande fanden und nach Europa zurückbrachten. Bei dieser in die damalige Gemüthsstimmung, wo man die Gottesverehrung und das Gebet als Gottesdienst, schuldiges Opfer ansah, passenden Uebung blieb die natürliche Folge, das Gebet in einen gedankenlosen Mechanismus des Hersagens zu verwandeln, nicht lange aus.

Mit der Ausbreitung der christlichen Religion in Deutschland und dem nördlichen Europa nahmen auch die Klöster, eine der vorzüglichsten Stützen derselben, beträchtlich überhand. In den unbebautesten Gegenden jener neu bekehrten Länder stifteten neue Apostel oder Mönche andrer Völker geistliche Vereine, deren Glieder neben ihren frommen Verrichtungen das Feld bauten, die Menschen entwilderten, und sich selbst durch gewisse Studien emporhoben. Bald fanden weise Herrscher christlicher Länder diese Anstalten vorzüglich geeignet, unter die rohe Masse des Volkes einiges Licht zu verbreiten. Daher wurden Klosterschulen in kurzer Zeit der Ort, wo die christliche Jugend zeitgemäßen Unterricht genoß, und von wo aus klösterliche Ansichten besonders im Gebiete der Religion im Leben allgemeiner verbreitet wurden. Als aber das Christenthum in den meisten Ländern festen Fuß gefaßt, und die Völker vermittelst desselben mehr und mehr entwildert waren, traten die Mönche in ganz andre Verhältnisse zur übrigen Menschheit als bisher. Jenes höchst beschwerliche, immer rege Geisteskraft erfordernde Streben gegen Rohheit und Unglauben hörte auf, und die zunehmende Bevölkerung machte den Arm der Klostergeistlichen für den Landbau entbehrlich. Wo ein glücklicherer, edlerer Genius sich in die Mauern eines Klo-

sters oder in die Zelle einzelner Brüder geschlichen hatte, — und von diesem fand man häufige Beispiele — da wurden die bisherigen Geschäfte durch eifriges Forschen im Gebiete höherer Wissenschaft oder Erwerbung im Leben nützlicher Kenntnisse ersetzt. Wo hingegen dieses nicht der Fall war, herrschten schlaffe Trägheit, Wollust und Betrug, und zwar nach dem gewöhnlichen Verhältnisse edler Seelen zur Gemeinheit in weit größerer Anzahl. Die Exemtionen, welche die Römischen Päpste in der Absicht, die Ordensgeistlichkeit unmittelbar an ihren Stuhl zu fesseln, so vielen Klöstern ertheilt hatten, begünstigten durch die gänzliche Befreiung von der bischöflichen Aufsicht entweder die Willkür der Aebte oder die Zügellosigkeit der Mönche. Ja im zehnten Jahrhundert war die Mönchszucht bereits so sehr in Verfall gekommen, daß Odo II., Abt von Clugny, einem Kloster in Burgund, sich einen unendlichen Ruhm dadurch erwarb, daß er daselbst die strenge Regel Benedicts wieder einführte, was unter dem Namen der Congregation von Clugny in kurzer Zeit von siebenzehn benachbarten Klöstern nachgeahmt ward. Uebrigens blieb die Klostergeistlichkeit in diesem Zeitraume der übrigen Welt bei weitem nicht mehr so fremd, als sie es früherhin gewesen war. Die vielen Reisen, welche die Bekehrungen der Heiden nothwendig machten, die Theilnahme an gelehrten Religionsstreitigkeiten, die vielen aus ihrer Mitte besetzten Bisthümer und Lehrerstellen, endlich der Aufenthalt von langer Arbeit ausruhender Weltmänner aus verschiedenen besonders höhern Ständen, die Bewahrung von Staatsgefangenen, ja endlich die häufige Berufung von Mönchen als den durch Kenntnisse einzig Tüchtigen hatten die Klosterwelt und die äußere Welt mehr und mehr ins Gleichgewicht gebracht; so daß die Klostergeistlichen in eben dem Maße richtigere Kenntnisse vom wirklichen Leben und Gewandtheit in dessen mannigfaltigen Verhältnissen erhielten, als Kopf und Herz der Fürsten und Staatsmänner sich mit Mönchsvorurtheilen anfüllten. Auch die übrige Geistlichkeit fand sich bisweilen auf eine den Begriffen der Zeit und den Pflichten ihres Standes sonderbar widersprechende Art in die Verhältnisse der Laien verwickelt. Bischöfe und Aebte

waren Vasallen oder Lehenträger der Könige und Fürsten. Als solche und als Besitzer großer Ländereien zogen sie oft an der Spitze ihrer Krieger ins Feld; und weder das Verbot Karls des Großen und seiner Nachfolger, noch die Mahnungen der Päpste oder der Abscheu aller Gläubigen vor diesen bepanzerten Priestern konnten dem eingewurzelten Unfuge steuern. Karl, der so rastlos für die Bildung seines Zeitalters wirkte, hatte die Anlegung von Schulen in allen bischöflichen Städten veranstaltet; und einer seiner nahen Verwandten, Bischof Chrodegang, unterstützte die Absichten des großen Kaisers trefflich durch die Gewohnheit des Zusammenlebens, welche er zuerst unter den Geistlichen seiner Kirche einführte, und welche überall nachgeahmt der Anfang zur Ausbildung der regularen Domstifter wurde, deren Einrichtung die Behauptung von Gregors strengern Maßregeln unendlich erleichterte.

Daß ein so wunderbares gehaltvolles Zeitalter bei der Nachwelt die widersprechendsten Urtheile erzeugte, ist der Natur der Dinge und dem Gange des Lebens gemäß. Wenige Menschen nehmen sich die Mühe, sich in ein entferntes Zeitalter mit unbefangenem Gemüth so ganz zurückzuversetzen, sich von späterer Einsicht und spätern Vorurtheilen so ganz los zu sagen, daß die Denkungsart, das Streben und die Gemüthsstimmung eines lange verflossenen Jahrhunderts auch die ihrige wird. Die meisten heben das Einzelne heraus, und beurtheilen es nach den Begriffen ihrer Zeit. Dann höhnen sie mit leichtem Sinn und frevelndem Mund die Einfalt eines Zeitalters, das sie nicht begreifen, oder mit schwärmerischer Begeisterung erheben sie Tugenden, die ihnen nur darum als solche erscheinen, weil sie mit demjenigen in grellem Widerspruche stehen, was sie in der Gegenwart am heftigsten beleidigen mag. Aber nie wurde ein Zeitraum leichtsinniger und mit befangenerm Geiste beurtheilt, als die Periode der vollendeten Oberherrschaft der katholischen Kirche über das christliche Europa. Der Geist des Alterthums, wo der Staat die erste Idee des Lebens war, und alle Kräfte des Bürgers in Anspruch nahm, hatte die Welt fast ganz verlassen, um einen neuen Genius der Veredlung des einzelnen

und der Vereinigung aller Völker durch das Band des Glaubens zu allgemein menschlicher, Alles umfassender Bildung seinen Wirkungskreis auf Jahrhunderte einzuräumen. Auch jene Völker waren nicht mehr, die, obschon unwürdige Erben jener großen Namen der classischen Vorzeit, ihre Sprache und einige Formen ihrer Denkungsart bewahrt hatten, oder wenn auch elende Ueberreste derselben in schmählicher Unterwürfigkeit und bejammernswürdiger Erniedrigung ihr Leben noch fortschleppten, so stellten sie doch das Bild ihrer großen Vorfahren nicht kräftiger dar, als ein von Würmern zernagter Leichnam die Gestalt eines hinübergegangenen Helden. Deutschlands Wälder hatten Europa mit einem neuen Schlage von Menschen bevölkert. Kräftig wie die stämmigen Eichen des vaterländischen Bodens, kriegerisch wie die Götter ihrer Heimath, fromm, unverdorben und einfältig wie Kinder einer unveränderten Natur, aber roh und unwissend wie der Mensch wenn er sich selbst überlassen ist, würden die Gründer des neuen Europas sich in den Gränzen ihrer unvollkommenen Staaten selbst aufgerieben, oder wenigstens die eroberten Länder Jahrhunderte lang zum Tummelplatze wilder Zerstörung und blutiger Greuel gemacht haben, wenn nicht ein so gewaltiger Geist wie der des damaligen Christenthums, bisweilen auch in so drohender, Schrecken und Unterwerfung einflößender Gestalt sich ihrer bemächtigt, und sie einem durch Unsichtbarkeit und geheimnißvollen Schauer rohen Seelen desto ehrwürdigern und furchtbarern Gesetze unterworfen hätte, welches bei aller Entartung und Verwilderung dennoch Christi Bruderliebe und Sittlichkeit athmete. Jene bei so geringer Cultur beinahe unbegreifliche Verbindung der Menschen aus verschiedenen Ländern in jenen dunkeln Zeiten war ein Wunder der katholischen Kirche und ihres Priesterthums. Aber diese konnten in ihrer Kraft und gewaltigen Wirkung nicht bestehen ohne Einheit, ohne Regel und ein die Menschen beherrschendes übervirdisches Gewicht; und die Einheit der Kirche konnte wieder nicht bestehen ohne ein festes Lehrgebäude der Religion und eine vollendete Einrichtung des Priesterthums wie die Hierarchie. Daher darf man sich wohl keineswegs wegen der Herrschaft der

Geiſtlichkeit jener Jahrhunderte über die Laienwelt verwundern, noch viel weniger über dieſelbe erſchrecken oder ſie als Greuel verfluchen. Vielmehr muß man ſich darüber freuen, daß eine ſo große, ſo herrliche Idee wie die des Chriſtenthums ſo ſchnell und ſo wohlthätig rohe Körperkraft bändigte, und höheres Streben bei der Menſchheit unterhielt. Wenn man daher bei der Geiſtlichkeit jener Zeit Schutz gegen den rohen Arm der weltlichen Macht, Bewahrung des letzten Ueberreſtes der Wiſſenſchaft, Verbreitung von Cultur, wenn auch nach ihrem Sinne, Streben nach innigerer Vereinigung unter den Menſchen, wenn auch im Ganzen genommen heilige Ueberzeugung von der Wahrheit einer ihnen in beſtimmten Formen überlieferten Lehre findet, ſo darf man ihr ſchon darum vieles zu gute halten, was ihr der Natur alles Vergänglichen gemäß als Misbrauch anhing. Weder die Schlechtigkeit der Einzelnen, noch die allgemein und ſelbſt von dem Beſten geſchehene Anwendung von Mitteln, die weder mit unſern Begriffen, noch unſerer Ueberzeugung einſtimmen, von denen aber viele damals nothwendig oder erlaubt ſcheinen mochten, dürfen dem Ganzen zur Schande gerechnet werden. Das Spiel der Leidenſchaften darf uns in keinem Augenblicke der Geſchichte befremden, weil es aus der Natur des Menſchen hervorgeht; und eben ſo wenig die Schändung des Höchſten durch Gemeinheit und Laſter. Daß hingegen die Einſchränkung des Geiſtes in feſtgeſetzte Schranken religiöſer Dogmen eine freie Ausbildung deſſelben gehindert hätte, paßt noch nicht auf dieſen Zeitraum, denn noch war kein bedeutender Stoff zu einer ſolchen da, und als er erſchien, machte er ſich zuerſt in der Form ſcholaſtiſcher Disputationen, dann auch bisweilen in kräftigem Tadel prieſterlicher Misbräuche oder frommer Unwahrheiten Luft. Erſt alsdann wurde die Einſchränkung der Denkfreiheit empfindlich, als die Völker in ihrer Bildung ſo weit fortgeſchritten waren, daß ihnen die Herrſchaft jenes prieſterlichen Vereins entbehrlich wurde, und jene Anſtalt ſich dann noch aufdringen wollte, als die Zeit ihrer Wirkung vorüber war.

V. Capitel.

Von Gregors VII. Tod bis zur Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon 1087—1305.

Gregor VII. hatte die Allmacht der Päpste in sichtbarer Form in's Leben geführt; seine Nachfolger hoben das Werk unter Begünstigung der Zeit zu einer schwindelnden Höhe, bis Ueberspannung und Umgestaltung der Zeitbegriffe einen Fall herbeiführten, den weder Trotz noch Schlauheit ihrer Verweser mehr verhindern konnten, und der jene furchtbare Macht allmählig durch den Wechsel der Zeiten hindurch wieder zu der Unbedeutsamkeit hinabstürzte, aus welcher sie das Bedürfniß der Zeit und der hohe Geist vieler Päpste so wunderbar emporgehoben hatte. Gregors Nachfolger behaupteten standhaft die Sache der Investitur gegen den Deutschen Kaiser, wiewohl nicht ohne kräftigen Widerspruch von Seiten des letztern: bis endlich Calixt II. Mäßigung das Wormser Concordat zu Stande brachte, in welchem die Kaiser die Investitur mit Ring und Stab ein für allemal aufgaben, die Wahl eines Bischofs den Stiftern zufiel, und den Kaisern hingegen die Gegenwart bei dieser Wahl, die Entscheidung der hiebei zwischen dem Erzbischof und den Bischöfen vorgefallenen Streitigkeiten und die Belehnung mit der weltlichen Herrschaft vermittelst eines Scepters blieb. Auch in England zwang Paschalis II. den König Heinrich II. durch Hülfe Erzbischofs Anselm von Kanterbury, dem Investiturrecht zu entsagen. Aber was die Päpste noch immer nicht ohne harten Kampf einzelnen Fürsten und nur in Beziehung auf einzelne Länder abdrangen, dazu bahnte ihnen jetzt eine Erscheinung, wie sie die Weltgeschichte noch nie erfahren hatte, die Kreuzzüge, einen kurzen und zum Erstaunen leichten Weg. Während die gewal-

tigsten Fürsten Europas und seine bedeutendsten Völker alle Eingebungen nachbarlichen Hasses und alle Regungen politischer Eifersucht mit frommem Gemüthe beseitigend, an dem Grabe des Erlösers für eine gemeinsame Idee fechtend, Befriedigung jener heiligen Sehnsucht, die alle Seelen erfüllte, und vom heiligen Vater verheißene Vergebung aller Sünden suchten; erhoben sich die Päpste schnell wie die Alles belebende Sonne des abendländischen Völkervereins über alle Kinder der christlichen Kirche. Sie waren die Seele jener Unternehmungen, und da das ganze damalige Leben der Europäischen Völker sich auf dieselben bezog, wurden sie Herren des ganzen Lebens. Als daher die Vorsehung unter diesen Umständen einen Mann wie Innocenz III. (1198—1216) auf den heiligen Stuhl setzte, der an kühnem Muth und Standhaftigkeit Gregor VII., an Klugheit, Gewandtheit und Lebenserfahrung aber den gebildetesten Staatsmännern seiner Zeit ähnlich war, stieß ein solcher auf kein Hinderniß, welches ihm verwehrt hätte, über die Kronen der größten und angesehensten Monarchen zu entscheiden, ihnen Frieden zu gebieten, und ihre Ehebündnisse wegen geistlicher und weltlicher Verwandtschaft durch Machtspruch zu trennen, oder ohne ihre Bewilligung getrennte Ehen ungeachtet des Abscheues der Geschiedenen wieder zusammen zu zwingen. Aber Innocenz hatte für sittliche Tugend ein lebendiges Gefühl, wußte ihre Sache bei den verdorbenen Geistlichen auf der vierten Lateranischen Kirchenversammlung durchzusetzen, und konnte sie deswegen um so kühner in der Laienwelt behaupten. Allein dadurch schwächte er den Glanz und das Ansehen des päpstlichen Stuhles auf künftige Zeiten, daß er alle Kirchenstrafen und Bußen für Geld erließ, und die sich allmählich bildende Vergehen-Taxe, welche verbunden mit der Abgabe, die Rom bereits von jedem Hause in der rechtgläubigen Christenheit zog, den Nimbus, welcher die Aussprüche der Päpste bis jetzt umstrahlt hatte, in den Augen der Laien gewaltig verdunkelte. Weder die Stiftung der Bettelorden, noch die gleichzeitige Stiftung der Inquisition, durch welche das in der Kirche noch immer bestehende aristokratische Freiheitsprincip in eine demokratische Zwangsherrschaft umge-

wandelt werden sollte, konnten diese Fehler wieder gut machen; denn von nun an knüpfte das Interesse die übrige höhere Geistlichkeit öfters an die weltliche Staatsgewalt und vereinigte beide zu furchtbarem Bunde gegen den Römischen Stuhl. Zwar trug dieser in seinem Kampfe gegen das Hohenstaufische Kaiserhaus und besonders gegen Friedrich II. und den unglücklichen Konradin immer noch den Sieg davon; aber die öffentliche Meinung in Europa sprach in Rücksicht dieser Angelegenheiten nicht mehr so laut zum Vortheile des Papstes, und Viele bedauerten ohne Scheu den besserer Schicksale würdigen Fürstensinn und die Menschenwürde der Verdammten. Da nun am Ende dieses Zeitraums, wo der Eifer für die Kirche schon so abgenommen hatte, daß die Päpste, welche die Begeisterung für die Kreuzzüge durch Anwendung derselben gegen christliche ihnen misfällige Fürsten selbst geschwächt hatten, keine gläubige Schaar mehr wider die Saracenen vereinigen konnten, Bonifacius VIII., welcher die Herrschaft des Papstes zum Glaubensartikel heiligen wollte, die nie ganz zur Ausführung gekommenen Grundsätze Gregors VII. geltend zu machen versuchte, scheiterten sein Stolz und seine Kühnheit an dem kräftigen Widerstande König Philipps IV. von Frankreich, der in Uebereinstimmung mit allen Ständen seines Volks dem Römischen Hofe zuerst bewies, daß die Zeit vorüber sey, wo fremde Gewalt, wessen Ursprungs sie sich auch rühme, einem mit sich selbst einigen Volke in weltlichen Angelegenheiten gebieten könne. Bonifacius starb wüthend über die unerhörte, ihm durch des Königs Canzler Philipp Nogaret zugefügte Beleidigung und den schlimmen Ausgang seines Wagestücks für das Ansehen des heiligen Stuhls. Seinen Nachfolgern hinterließ er für diesen ungeheuern Stoß geringen Ersatz durch die zwiefache Krone, welche er zuerst mit der einfachen, seit dem neunten Jahrhunderte getragenen vertauschte. Benedict XI. überraschte der Tod, ehe er durch sein angekündigtes zeitgemäßeres Betragen die folgenschweren Fehler seines Vorgängers wieder gut machen konnte.

Unter den vielen Gestalten, in welchen der Glaube des Mittelalters sich offenbarte, waren jene Kreuzzüge, welche die

Macht des heiligen Stuhls und der Geistlichkeit auf ihren höchsten Gipfel gehoben hatten, eine der schönern und ohne Zweifel der wunderbarsten. Jenes Hochgefühl, mit welchem Völker und Fürsten verschiedener Mundart, sonst so verschiedenen Strebens, unter denen der gemeinsame Glaube sonst nie feindliche Berührung verhindert hatte, auf einmal Haß und Selbstsucht der Liebe Christi zum Opfer brachten, und ohne irdischen Zweck für das Andenken des göttlichen Stifters ihrer Religion und die Befreiung ihrer Glaubensbrüder kämpften, konnte in dieser Welt nur einmal und zwar nur in sehr vorübergehender Gestalt erscheinen. Schon seit Constantin dem Großen wallfahrteten fromme Gläubige an das Grab des Herrn. Als dieses aber in die Hände der Saracenen fiel, gestatteten sie zwar gegen Erlegung von bedeutenden Geldsummen diese Wallfahrten wie zuvor; bisweilen aber wurden doch die frommen Pilger in ihren andächtigen Verrichtungen gestört, beraubt, mishandelt oder getödtet. Das Jammergeschrei dieser Märtyrer und der in Palästina wohnhaften Christen drang zu ihren Brüdern nach Europa, deren Herzen durch Peter des Einsiedlers betrübte Schilderungen auf's heftigste erschüttert wurden. Auf einer zu Clermont in Auvergne durch Papst Urban II. gehaltenen Versammlung (J. 1096) riefen alle anwesenden geistlichen und weltlichen Großen mit einstimmiger Begeisterung aus: Gott will es (Deus le voult), und der Zug ward beschlossen. Um dem Gebot des neuen Testaments, daß jeder sein Kreuz auf sich nehmen solle, nachzuleben, hefteten alle diejenigen, welche sich zu dem heiligen Kampfe weihten, ein rothes wollenes oder seidenes Kreuz auf ihr Kleid, und hießen von nun an Krieger Gottes.

Der ehrwürdige Bischof Adamar von Puy gab das Beispiel, welchem der eitle Graf Hugo von Vermandois, Bruder König Philipps von Frankreich, der reiche Graf Raymund von Toulouse, der fromme und tapfre Robert von Flandern, der abentheuerliche Graf Robert von der Normandie, endlich die drei Söhne des Grafen Eustachius von Boulogne nebst vielen andern weniger berühmten Herren und Rittern folgten, und welches bald in ganz Europa eine zahllose Menge Nachahmer fand.

Später schlossen sich auch die normännisch-sicilianischen Fürsten Boëmund und sein ritterlicher Neffe Tancred dem Zuge an.

Verschiedene Schaaren von Schwärmern zogen voran, lange ehe das eigentliche Heer gerüstet war; und wenn sie auch alle durch eigene Schuld einen traurigen Untergang fanden, so mochten ihre Misgriffe und ihr Unglück wohl den Kriegern Gottes neue Schwierigkeiten in den Weg legen, nicht aber das Festhalten an ihren Gelübden schwächen. In der Mitte des Jahres 1096 brachen diese letztern endlich auf, und nach drei mühevollen Jahren, in welchen die Kreuzfahrer Alles zu leiden hatten, was einem in sich selbst durch Uneinigkeit, Treulosigkeit und unbezähmten Ehrgeiz seiner eigenen Genossen oft zerrissenen Heere durch einen tapfern Feind, einen zweideutigen Freund wie Byzanz und die Unerfahrenheit der damaligen Heerführer in der höhern Kriegskunst bereiten mochten, fielen erst Nicäa, dann Antiochien, endlich im Juli 1099 Jerusalem selbst in die Hände der christlichen Sieger.

Der schönste Geist sprach sich aus, als die Wahl eines Herrschers des am Grabe Christi neu gegründeten Staates auf den frommen und einsichtsvollen Gottfried von Bouillon, die Blume der damaligen Ritterschaft und einen der edelsten Menschen, fiel, die je auf Erden für Großes und Gutes gewirkt haben, und der auf die herrlichste Weise und im reinsten Sinne an dem Kampfe Theil genommen hatte. Aber Gottfrieds Aufgabe, den unnatürlichen abendländisch christlichen Lehens-Pflanzstaat von Jerusalem wider die im Morgenlande einheimischen Völker, denen die Abendländer an Einsicht nicht überlegen waren, zu befestigen, überstieg die Kräfte auch des Weisesten, weil sie mit der Natur der Dinge selbst im Widerspruche lag. Dennoch erwarb ihm seine Verwaltung selbst die Achtung des Feindes, der gerechter als neidische Freunde kein Bedenken trug, ihn laut für denjenigen zu erklären, der unter allen Sterblichen der einzige sey, welcher es verdiene, die Welt zu beherrschen. Obgleich der bald darauf heimgegangene Gottfried an seinem Bruder, dem geistreichen Balduin I., einen nicht unwürdigen Nachfolger fand, und auch Balduin II., des letztern Neffe, den Ruhm des Ge-

schlechts noch behauptete, so fingen doch Uneinigkeit unter verschiedenen Häuptern der christlichen Heere, Sehnsucht derjenigen, welche ihr Gelübde erfüllt zu haben glaubten, und persönlicher Ehrgeiz und Habsucht einiger Fürsten an, allen guten Fortgang der christlichen Waffen zu hemmen. Doch geschahen noch viele herrliche Thaten, welche die sich immer verringernde getreue Schaar mit dem glänzendsten Ruhme bedeckten, aber ohne neuen Zuzug aus dem Abendlande schien doch das Gewonnene nicht lange mehr erhalten werden zu können. Allein die neuen Versuche unter Graf Hugo von Vermandois, Stephan von Blois, Raymund von Toulouse und Wilhelm von Nevers, denen sich selbst viele fromme Frauen und Jungfrauen anschlossen, liefen durch Misgeschick und Schuld der Fürsten und Krieger so unglücklich ab, daß die Kämpfer am heiligen Grabe keine Erleichterung daher erhielten. Balduins Tochtermann Fulco erhielt nach vielen ritterlich durchlebten Jahren die Krone erst in einem Alter, wo er besser gethan hätte, sie niederzulegen, und nach seinem Tode mußte sein dreizehnjähriger Sohn Balduin III. noch eine Zeit lang unter seiner Mutter Melisenda Vormundschaft bleiben. Schon im ersten Jahre dieser Regierung verloren die Christen Edessa, welches sein Graf Joscelin, um anderswo ungestörter seinen Lüsten zu fröhnen, verlassen hatte. Vergebens sammelte die schwärmerische Beredsamkeit des heiligen Bernhard von Clairvaux ein neues gewaltiges Kreuzesheer unter König Ludwig VII. von Frankreich und Konrad III. von Deutschland. Schon auf dem Wege in das heilige Land ging der größte Theil von Konrads Heere wohl meist durch die Tücke der Griechen zu Grunde, und als sich die Trümmer des Deutschen Heeres mit den Franzosen vereinigt hatten, wurde der Krieg auch in Syrien auf's unglücklichste geführt. Den von den Saracenen geschlagenen und von den entarteten Einwohnern des Königreichs Jerusalem selbst mit scheelen Augen angesehenen Kreuzfahrern blieb nichts übrig, als die Heimath wieder zu suchen. So endete der zweite Kreuzzug.

So lange indessen Balduin III. herrschte, der in reifern Jahren seinen Vorgängern auf keine Weise nachstand, sank der

Stern des Königreichs Jerusalem noch nicht völlig unter. Noch wurden unter ihm glänzende Waffenthaten verrichtet, besonders hatte er sich durch die zweimal gewaltigen Kreuzheeren mislungene Eroberung von Ascalon einen unvergänglichen Ruhm erworben. Aber nach seinem im Jahr 1162 erfolgten Tode traten bald trübere Zeiten ein. Im Innern des Königreichs wurden die alten Uebel immer ärger, während die Feinde einen Anführer bekamen, wie ihn einst die Christen in der Person Gottfrieds von Bouillon gehabt hatten. Unter vormundschaftlichen und von Zwietracht aller Art, selbst von Bürgerkrieg getrübten Regierungen nahm die Kraft zum Widerstande mit jedem Tage ab. Unwiderstehlich drangen endlich die Saracenen unter ihrem Helden Sela-Heddin (Saladin) in die schlecht bewahrten christlichen Länder ein. Bei Tiberias erlitten die Christen eine gänzliche Niederlage, worauf eine Stadt nach der andern und endlich selbst der Sitz der höchsten Heiligthümer, Jerusalem, in die Hände der Ungläubigen fiel (J. 1187). Als Saladin bei der Eroberung dieser Hauptstadt den Ruhm seiner glänzenden Waffenthaten noch durch die schonendste, großmüthigste Behandlung der Besiegten verherrlichte, konnte man sich eines schmerzlichen Gefühls der Beschämung nicht erwehren, wenn man diesen Edelmuth mit den Greueln verglich, welche die Einnahme Jerusalems durch die Christen begleitet hatten.

Im Abendlande aber erregte die traurige Nachricht von dem Verluste der Heiligthümer solches Misgefühl, man ward von der Demüthigung der Christen und dem Triumph der Glaubensfeinde so schmerzlich ergriffen, daß ungeachtet des schlimmen Ausgangs der letzten Unternehmung dennoch wieder eine Menge Gläubiger das Kreuz ergriffen, um das Grab des Erlösers zu befreien. Auf diesem Zuge war es, wo der alte Kaiser Friedrich der Rothbart, nachdem er sein Deutsches Heer trotz dem Widerstande des Griechischen Kaisers in der besten Ordnung ins Morgenland gebracht, beim Baden im Flusse Saleph seinen Tod fand. Später erschienen auch der stolze Philipp August von Frankreich und Englands ritterlicher König Richard Löwenherz auf dem Kampfplatze. Allein bald scheuchte die Eifersucht

über Richards Heldenthaten den König der Franzosen wieder nach der Heimath. Von dem Wettkampfe Saladins hingegen mit dem Brittischen Ritterfürsten ist zu bedauern, daß er nicht seinen neuen Sänger begeisterte, wie der gewesen war, der den Kampf um Ilion verewigt hatte. Aber die Zeit der Herrschaft der Christen in jenen Gegenden war vorbei. Von dem größten Theile seiner Kampfgenossen verlassen, gewann Richard am Ende nichts für die Sache, für die er mit so vielem Ruhme gekämpft, als die in dem vor seiner Abreise geschlossenen dreijährigen Waffenstillstande erhaltene Bewilligung, daß die Orte, wo der Heiland für die Welt gelitten und dann drei Tage lang bis zu seiner Verherrlichung geruht, bis zum Ablaufe dieses Waffenstillstandes der Andacht der Christen offen bleiben sollten. Wie nun der vierte Kreuzzug statt gegen die Feinde des Glaubens gegen die wortbrüchigen Griechen gerichtet, und wie das Lateinische Kaiserthum, ein beinahe eben so unnatürlicher Staat als das Königreich Jerusalem, gestiftet wurde, ist in der Griechischen Geschichte erzählt worden. Unter solchen Umständen unternahmen es Kinder, ein besseres Beispiel zu geben, und Schaaren entlaufener Knaben wurden das Opfer ihrer Schwärmerei und ihrer Schwachheit. Kaiser Friedrichs II. glänzende Thaten, welchen die Christen selbst die Wiedereinräumung Jerusalems (J. 1229) und anderer Städte durch Vertrag verdankten, entkräftete Gregor IX. durch den unzeitigen Starrsinn, womit er jegliches Verhältniß der Macht seines einmal ausgesprochenen Bannes opferte. Von da an wich das Glück auf immer von den christlichen Waffen im Morgenlande. Die Ritterorden setzten den Kampf zwar immer noch mit Beharrlichkeit fort, aber ohne Erfolg. Auch Ludwigs IX. von Frankreich Heldenmuth wurde schlecht belohnt. Ein früherer Feldzug kostete ihm die Freiheit, ein späterer das Leben. Die Zeit der Kreuzzüge war vorbei. Nach seinem Tode nahmen die Saracenen ungeachtet des Widerstandes der Ritter einen Ort nach dem andern wieder ein, und die Europäischen Fürsten dachten nicht wieder daran, sie in dem Besitze derselben zu stören.

Mit der Wiedereroberung der Asiatischen Provinzen durch

das Schwert der Saracenen schienen wenigstens die äußern Folgen der Kreuzzüge aufgehoben und die ganze Reihe dieser Unternehmungen in politischer Rücksicht wirkungslos. Allein es bedurfte nicht einiger Meilen Landes, um das Andenken der auf das ganze Leben des abendländischen Europas so einflußreichen Züge in der Weltgeschichte zu erhalten. Bei der fast gänzlichen Auflösung der Europäischen Völker jenes Zeitalters durch die Lehensverfassung konnte nur eine so allgewaltig ergreifende Idee wie die Religion die Menschen aus den kleinlichen Verhältnissen, in welche die Mehrzahl von ihnen gebannt schien, zu einem freiern Leben und höhern Ansichten emporheben. Nur das Grab des Erlösers konnte die edelsten der vier großen Völker, welche den Kern der Kreuzheere ausmachten, Deutsche, Franzosen, Italiener und Britten, zu gemeinschaftlichen Zwecken vereint, in den lebendigsten Verkehr bringen. Hier wurden Freundschaften geschlossen, Ideen umgetauscht und Kenntnisse erworben, die ein Jahrtausend des gewöhnlichen Lebens nicht entwickeln konnte. Bisher hatten nur körperliches Kraftgefühl, Kriegslust, Ruhmsucht und Frauenliebe das Ritterwesen gebildet; jetzt holte sich das Ritterthum in Palästina im Kampfe für Glauben und Gefühl jene himmlische Weihe, welche es von da an begeisterte. Die wilde, ungebundene Kraft ehrgeiziger Fürsten und eines fehdegierigen Adels wurden nach dem Morgenlande abgeleitet, und ließ sein Vaterland einen wohlthätigen Fleiß und Bildung erweckenden Frieden genießen. Viele kehrten nie wieder zurück; die Zahl der Edelleute kam in ein billigeres Verhältniß mit der übrigen Bevölkerung und die Unterthanen, welche mönchische Schlauheit häufig den kreuzfahrenden Heeren ablockte, verloren nichts an dem Tausche; denn die geistliche Herrschaft war im Allgemeinen mild und gerecht. Ein kräftiger Bürgerstand hob sich empor, mit ihm Handel und nützliche Kenntnisse; die Schifffahrt kam in Thätigkeit, und der orientalische Luxus, dessen Einreißen so oft den christlichen Heeren verderblich war, begünstigte nicht selten die Veredlung derjenigen, deren Väter er dem unbarmherzigen Schwerte des Feindes geopfert hatte. Nur die Religion selbst, um deren Willen, obschon gegen ihren ursprünglichen

Geist, so unendlich viel Blut geflossen war, erhielt durch die Kreuzzüge keine edlere Bildung. Schon das Streben, welches sie veranlaßte, war dem rein Menschlichen, zu welchem sie emporgehoben werden sollte, ganz entgegengesetzt. Daß sie das Ansehen der Päpste so unendlich erhöhten, mag für die damalige Zeit, wo diese so viel Gutes selbst wider den Willen der Fürsten durchsetzen mußten, kein Unglück gewesen seyn; allein jener Begriff von Entsündigung durch Buße, der durch sie noch mehr Gewicht bekam, veranlaßte und entschuldigte unzählige Greuel, während das Reliquienwesen, womit man aus dem Orient überschwemmt wurde, die Europäische Christenheit in einem Zustande von Kindheit erhielt, über welche sie sich ohnedem weit früher hätte erheben können. Hingegen erhielt der Adel für den Verlust so vieler seiner im Morgenlande erschlagenen Genossen und der bei diesem Anlaß an die Kirche verlorenen Güter einen schönen Ersatz durch die Stiftung der geistlichen Ritterorden, die er sich bald ganz zueignete, und die ihm in der Folge eine fast unversiegbare Quelle von Reichthümern Jahrhunderte lang eröffnete. Gleich den Mönchen Gott und der Kirche geweiht, gleich ihnen das Gelübde der Ehelosigkeit beobachtend, unterschieden sie sich von denselben nur durch den Gebrauch des Schwertes gegen die Ungläubigen und die Beibehaltung eigenen Vermögens, von weltlichen Rittern durch das besondere Gelübde und die Ordensgemeinschaft im Namen des Herren. Schon vor den Kreuzzügen (J. 1048) hatten Kaufleute von Amalfi von den Chalifen Aegyptens die Bewilligung einer Kirche und eines dabei gelegenen Bethauses zu Jerusalem erhalten, in welchem arme und kranke Pilger gepflegt und ernährt wurden. Nach der Eroberung von Jerusalem durch die Christen erhielt diese Anstalt ein reiches Einkommen durch Mildthätigkeit der Gläubigen, nahm von nun an die Verfassung eines Klosters an, und heftete sich zur Auszeichnung vor andern ein weißes Kreuz auf die Brust. Raymund von Puy, ein Vorsteher derselben, ertheilte ihnen im J. 1118 eine bestimmte dauerhafte Regel, welche zwei Jahre später von Papst Calixt II. bestätigt ward, nach welcher die Hospitalbrüder des heiligen Johannes von Jerusalem das Gelübde

der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams ablegen, nicht allein herumgehen, Almosen für die Armen sammeln und auf Kleidern und Mänteln das Kreuz tragen sollten. Später als ein Theil dieser Brüder im Kriege gegen die Saracenen ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, hielt es Raymund für zweckmäßig, seinen Orden in drei Classen abzutheilen, von welchen die Ritter als Edelleute, die dienenden Brüder als Gemeine zu Felde ziehen, die Priester aber den Kirchendienst zu Jerusalem verrichten sollten. Im J. 1130 erhielt er die Genehmigung des Papstes Innocenz II. und ein weißes Kreuz im rothen Felde zur Fahne. Im J. 1154 erhielt der bereits durch ansehnliche Geschenke der Könige von Jerusalem bereicherte Orden einen höchst wichtigen Freiheitsbrief von Anastasius IV., der ihn der Aufsicht der Palästinischen Bischöfe entzog, und ihm in ganz Europa Ansehen und reiche Güter verschaffte. Während der ganzen Periode der Kreuzzüge zeichneten sich die Ritter dieses Ordens, welche zur Auszeichnung eine schwarze Kleidung mit einem weißen achteckigen Kreuze trugen, durch ihre Tapferkeit und Hingebung für den Glauben aus. Nach dem gänzlichen Untergang der christlichen Herrschaft im Orient räumte ihnen Johann von Lusignan, Titularkönig von Jerusalem, in seinem Königreiche Cypern die Stadt Limisso ein, wo sie unter beständigen Streifzügen gegen die Ungläubigen bis an's Ende dieses Zeitraums geblieben sind. Um dieselbe Zeit der eigentlichen Gründung des Johanniter-Ordens traten zu Jerusalem einige meist Französische Edelleute zusammen, welche als regulare Canonici das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth ablegten, und vom König Balduin II. eine Wohnung und Kirche in der Nähe des Salomonischen Tempels erhielten. Auf einer Kirchen-Versammlung zu Troyes wurden sie von Honorius II. bestätigt, und sollen auch daselbst eine Regel erhalten haben. Ihre Kleidung war ein weißer Mantel mit einem rothen Kreuz, ihre erste kriegerische Bestimmung die Sicherhaltung der Straßen in Palästina, wozu sie vom Könige und dem Patriarchen von Jerusalem aufgefordert wurden. In kurzem nahm die Zahl und die Einkünfte der Tempelherren so zu, daß die letztern für

königlich geschätzt wurden, und sich die Anzahl ihrer Balleien, Propsteien, Priorate u. s. w. in den verschiedenen Ländern Europas im J. 1244 bereits auf 9000 belief. Den Versuchungen, in welche so ungeheure Reichthümer führen mußten, scheint dieser Orden nicht ganz widerstanden zu haben. Ihr gränzenloser Uebermuth beleidigte Fürsten und Priester ihrer Zeit, welche sie sogar der Verrätherei und mehrer andrer eben so schlimmer Vergehen beschuldigten. Nach der Periode der Kreuzzüge zogen sie sich wie die Johanniter nach Cypern zurück, viele aber hielten sich in Frankreich auf, woher ihre meisten Ritter gebürtig waren, und wo ihre größten Besitzungen lagen. Dort fanden sie im Anfang des folgenden Zeitraums einen fürchterlichen Untergang, den ihnen eher ihr Stolz, ihre Reichthümer, Neid und Habsucht der Fürsten zubereiteten, als die ungeheuern Verbrechen, die ihnen wohl meistens angedichtet waren. Bisher hatten die Deutschen nur im Allgemeinen mit den übrigen Völkern an den beiden geistlichen Ritter-Orden Theil genommen; aber während des dritten Kreuzzuges stifteten (J. 1190) Deutsche Kaufleute aus Bremen und Lübeck ein Hospital für ihre Landsleute zu Acco oder Ptolemais, welches sich ebenfalls wie die beiden andern zu einem kriegerischen Orden ausbildete, nur mit dem Unterschied, daß er den Deutschen ganz eigen blieb. Die Deutschen Ritter trugen weiße Mäntel mit schwarzen Kreuzen. Während aller Kreuzzüge zeichneten sie sich durch ausnehmende Tapferkeit und Treue, vorzüglich aber bei der Eroberung von Damieta (J. 1219) und bei dem Feldzuge Friedrichs II. in Palästina aus. Kaiser und Papst beeiferten sich, sie durch Freiheiten und Privilegien zu belohnen, und die erstern machten sich's zur Pflicht, den im dreizehnten Jahrhundert bereits höchst ansehnlichen Besitzungen des Ordens in Deutschland ihren besondern Schutz angedeihen zu lassen. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde ein Theil von ihnen zur gewaltsamen Bekehrung der Preußen nach dem Norden abgerufen, und am Ende dieses Jahrhunderts kehrte auch der übrige Theil des Deutschen Ordens aus dem verlassenen Palästina in's Vaterland zurück. Im nördlichen Europa vereinigten sich die Deutschen Ritter mit den sogenann-

ten Schwertbrüdern, deren Orden Bischof Albrecht von Liefland zu ähnlichen Bekehrungszwecken in diesen Gegenden gestiftet, und die kurz vorher in harten Kämpfen gegen die Ungläubigen des Nordens starken Verlust erlitten hatten (J. 1236). In Preußen machten sie bald die glänzendsten Fortschritte, so daß trotz der hartnäckigsten Gegenwehr gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Eroberung und mit ihr die Bekehrung vollendet war.

Ueberhaupt scheint man bei dieser Bekehrung der nordischen Völker überall die Sachsenbekehrung Karls des Großen zum Vorbild genommen zu haben. Theils durch bewaffnete Hand, theils durch die von Reichthum und äußerlichem Glanz unterstützten Predigten Bischofs Otto von Bamberg brachte Herzog Boleslav III. von Polen die Pommern zum Christenthum. Im J. 1125 wurde das Bisthum Julin gestiftet und 1170 nach Camin verlegt. Nach hartnäckigem Widerstand bezwang endlich König Woldemar I. von Dänemark die benachbarten Rugier, und führte mit Hülfe des thätigen Bischofs Absalon von Roschild, nachdem er ihren Gott Skantewit verdrängt hatte, das Christenthum bei ihnen ein. Den Wenden und Brandenburgern zwangen es trotz aller Abneigung die Sachsen, den Lief- und Esthländern die Schweden, Deutschen, Kreuzfahrer und Schwertbrüder auf. Kurland nahm es bei Annäherung der Gefahr freiwillig an, die Preußen hingegen erst am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nach einem fürchterlichen Kampfe gegen den Deutschen Orden. Während christliche Fürsten und Völker in ihrem Bekehrungseifer weder Land noch Menschen schonten, den durch die Begriffe der Zeit geheiligten Zweck zu erreichen, sah man sie oft aus innigem Herzen bedauern, daß die erschlagenen Heiden sich vor ihrem Tode nicht hätten mit Christus versöhnen können.

Seit der Reformation von Clugny nahm das Mönchswesen in Europa wieder mit neuem Eifer überhand, und erhielt bei den Gläubigen so hohe Achtung, daß das Wort religio mit Mönchthum einerlei Bedeutung erhielt, und am Ende dieses Zeitraums die Mönche für die vornehmsten Stützen der rechtgläubigen Kirche galten. Bis jetzt kannte man nur einen Orden,

nämlich den des heiligen Benedict, von dem die neuere Regel von Clugny nur eine Erfrischung oder Verbesserung war. Allein am Ende des eilften und im zwölften Jahrhundert nahm nicht nur die Zahl der Klöster, sondern auch die der Orden so furchtbar zu, daß sich die Phantasie der Heiligen dieses Zeitalters in Erfindungen neuer Mönchsgestalten zu erschöpfen schien. Im Jahr 1076 zog Stephan, der Sohn eines Auvergneischen Vicomte aus Thiers, auf den Berg Muret in der Nähe von Limoges, und brachte daselbst 30 Jahre in einer elenden Hütte ohne gute Nahrung mit beständigem Beten und Fasten zu, so daß sein Körper ganz ausgetrocknet, von dem vielem Bücken Hände und Knie voller Schwielen und selbst die Nase krumm gebeugt war. Sein heiliger Wandel fand Bewunderer und Nachahmer. Nach seinem Tode wurden aber diese wieder von dem Berge vertrieben, ließen sich zu Grandmont eine Meile von da nieder und stifteten hier einen Orden, der sich unter dem Namen von Grandmont schnell durch ganz Frankreich ausbreitete. Sie beobachteten eine äußerst strenge Regel, in welcher Armuth, Enthaltung von Fleisch und unnützen Reden die vornehmsten Puncte sind. Noch weit sinnreicher in der Kunst, sich selbst zu quälen und allen Lebensgenuß aufzuheben, war der heilige Bruno aus Cöln, welcher aus Abscheu über die Greuel des Erzbischofs Manasse I. von Rheims im J. 1084 in der Einöde von Chartreuse bei Grenoble den in der Folge nach diesem Orte benannten Kartheuser-Orden stiftete, in welchem ein beinahe gänzliches Stillschweigen geboten, und die äußerst magere, vorzüglich und mit seltnen Ausnahmen in Brodt, Wasser und Hülsenfrüchten bestehende Nahrung nur durch Ruthen- und Peitschenhiebe gewürzt wurde. Hingegen zeichnete sich die bei Anlaß einer Wundercur von dem greulichen Uebel des sogenannten Feuers des heiligen Antonius durch Gefon, einen Edelmann aus Dauphiné, und seinen Sohn Guerin im J. 1095 begründete Brüderschaft des heiligen Antonius durch ihre wohlthätige Krankenpflege aus, welche ihnen auch die Achtung späterer Jahrhunderte erwarb. Eine der sonderbarsten Anstalten jener merkwürdigen Zeit ist der Orden von Fontevraud, welchen Robert von Arbrisselles im J. 1100

bei Landes in Poitou stiftete. Robert vereinigte daselbst eine Gemeinschaft von Büßern beiderlei Geschlechts, welchen er als Sinnbild der letzten Worte des Heilands vom Kreuze zu seinem Apostel Johannes in Bezug auf seine Mutter Maria eine Aebtissin vorsetzte, und die Weiber, besonders aber die ehemaligen Lustdirnen unter seine besondere Aufsicht nahm. Ihr vertraulicher Umgang soll zwar niemals seiner unbefleckten Keuschheit, wohl aber öfters seinem guten Rufe geschadet haben, und von höhern Geistlichen erhielt er mehr als einmal den wohlgemeinten Rath, sich nicht durch zu gesuchte Marter in eine Gefahr zu begeben, in welcher die Natur den Menschen gewöhnlich stecken läßt. Berühmter wurde indessen durch seine Verbreitung und seinen Einfluß auf die Zeit der Cistercienser-Orden, welchen Abt Robert von Molesme zu Citeaux fünf französische Meilen von Dijon stiftete (J. 1098), und welcher zuerst die schwarze bisher gewöhnliche Mönchskleidung mit einer weißen vertauschte. Die Cistercienser wurden vorzüglich durch den heiligen Bernhard von Clairvaux berühmt, der im J. 1113 in ihren Orden trat, und zwei Jahre später Vorsteher desselben wurde. Sein strenger Lebenswandel, sein Eifer für die Reinheit der Religion nach den Begriffen seiner Zeit und für die Sache seines Ordens erwarben ihm den Namen eines Heiligen und zweiten Vaters der Cistercienſischen Gemeinschaft, die sich in kurzer Zeit durch ganz Europa ausbreitete. Der Prämonstratenser-Orden verdankt seinen Ursprung einem niederrheinischen Edelmann Norbert von Gennep, welcher ihn im J. 1122 zu Premontre im Sprengel von Laon stiftete. Etwas später noch vereinigten sich auf dem Berge Karmel, wo der Prophet Elias gelebt hatte, die Karmeliter, welche das dreizehnte Jahrhundert nach Europa zurückführte, wo sie sich ungemein schnell verbreiteten, und besonders durch einen lächerlichen Eifer, den Ursprung ihres Ordens ins graue Alterthum zurückzuführen, auszeichneten. Um aber zum Beten, wissenschaftlichen Arbeiten, Bücher Abschreiben u. s. w. Muße zu haben, fingen nach und nach die Mönche an, ihre Klöster mit Laienbrüdern, die im Uebrigen den Mönchen gleich nur nicht zu Priestern geweiht wurden, mit Gelehrten, welche zwar in Mönchs-

kleidung doch die Regel nicht nothwendig beobachteten, und mit Geschenkten oder Geopferten, welche ohne Kleid und Gelübde Vermögen und Hände dem Dienste des Klosters weihten, zu bevölkern.

Trotz allen Armuths- und Entsagungsgelübden der Mönche hatten die Klöster allmählich so große Reichthümer angehäuft, daß der Glanz derselben und die Ueppigkeit, zu welcher sie verführten, der Menge der Gläubigen zum Aerger wurde. Ihre weltlichen Besitzungen aber und die Händel, in welche sie deshalb verwickelt waren, brachten sie mit Laien, insonderheit mit den Landesfürsten in solche Verhältnisse, daß das Interesse des heiligen Stuhls bisweilen darunter litt, und der Papst sie nicht mehr als so treue und wachsame Diener ansehen konnte wie vorhin. Zudem waren ihre Gesetze, welche sie in den Mauern ihrer Klöster eingeschlossen hielten, nicht geeignet, einen wirksamen Einfluß auf das Volk zu befördern. Indessen trat auf einmal ein dringendes Bedürfniß solcher dem Haupte der rechtgläubigen Kirche ergebener Volkslehrer ein; denn die Waldenser und Albigenser verbreiteten sich trotz aller Kreuzzüge und Verfolgungen mit dem Ungestüm eines reißenden Stromes durch das südliche Frankreich und nördliche Italien. Die Kühnheit ihrer Lehren und ihre Angriffe auf das ganze damalige Wesen der katholischen Kirche waren der Hierarchie und ihrem Haupte zu gefährlich, als daß man sie nicht um jeden Preis hätte zu unterdrücken suchen sollen. Da bot sich zu Rom der Spanier Dominicus (seinen Anhängern zufolge ein Abkömmling des Hauses Guzmann), ein gewaltiger Eifrer für den Glauben der Kirche gegen die Ketzerei, der schon viele Ketzer bekehrt hatte, an, einen neuen Orden zu diesem Geschäfte zu errichten. Ungeachtet des Beschlusses der vierten Lateran-Synode gegen die Vermehrung der Mönchsorden wurde sein Anerbieten mit Freuden angenommen, und einer bereits um ihn gesammelten Zahl seiner Anhänger die Bestätigung als Prediger-Orden ertheilt. Diese Ordensbrüder, welche (J. 1217) in Frankreich von ihrem ersten in der Jakobsstraße gelegenen Kloster zu Paris Jakobiner genannt wurden, sollten, um den Gläubigen keinen Aerger durch

Anhäufung von Gütern zu geben, allem Besitzthum entsagen, und das Herz der frommen Christen durch Entbehrung und Bettelei, ein Abzeichen der Demuth, erweichen. Indessen blieb doch der Religionsunterricht, die Predigt mehr noch als jenes Opfer der Demuth ihr Hauptzweck. Die Beredsamkeit, welche ihnen durch Studien und fleißige Uebung eigen wurde, schaffte ihnen nicht nur bei dem Volke, sondern auch bei den Großen an Königs- und Fürstenhöfen schnellen Eingang, ja endlich zu Rom solches Zutrauen, daß ihnen von dem heiligen Stuhl das furchtbar wichtige Geschäft anvertraut wurde, durch die Inquisition die Christenheit von Ketzern zu reinigen. Zwar weniger in Palästen und Schlössern gesucht, aber vom Volke mit desto größerer Schwärmerei verehrt und für den Römischen Stuhl ein vorzügliches Werkzeug zur Unterwerfung gläubiger Seelen wurde der zu gleicher Zeit mit den Predigern gegründete Orden der Minoviten, Seraphiten oder Franciscaner (cordeliers), den die an Wahnsinn gränzende Begeisterung für Demuth und Schmach des heiligen Franz von Assisi in Italien errichtete, der sich durch die elendeste, mit einem Strick als Gürtel umwundene Kleidung und durch die ihm zum Hauptgeschäfte gemachte Bettelei vor allen andern Brüderschaften im Aeußern unterschied, und vermittelst des ihm vom Papste übertragenen Ablasses- und Beicht-Privilegiums die vollkommenste Herrschaft über die Seelen der Gläubigen anmaßte. Die Bettel-Mönche vermehrten sich in ganz Europa zu einer ungeheuern Anzahl; ihre alle übrigen Orden und auch die Weltgeistlichkeit besonders Bischöfe und Pfarrer beeinträchtigenden Vorrechte, ihre blinde Ergebung in den Willen der Päpste, der Uebermuth, den ihre Macht und die erbettelten ungeheuern Reichthümer ihnen einflößten, machten sie allen ihren geistlichen Nebenbuhlern verhaßt, und erweckten ihnen selbst einen furchtbaren Kampf mit der Universität von Paris, als sie sich mit Gewalt in die Lehrstühle der theologischen Facultät eindrängten. Aber mit Hülfe des Papstes und der von ihnen gänzlich beherrschten Könige und Völker überwanden sie Alles, behaupteten auch bisweilen durch solche Männer wie die Prediger Jordan, Raymund de Pennaforte, Albrecht der Gro-

ße, Thomas von Aquino und die Franciscaner Alexander Hales, Bonaventuta, Roger Bacon und Johann Duns Scotus den Kampf auf eine ehrenvolle Art. Nicht so glücklich wie in Endigung ihres Streites mit der übrigen Geistlichkeit waren die Bettelmönche in Beilegung der Mishelligkeiten unter beiden Orden selbst, die sich bald über ihren Rang, bald über philosophische und theologische Meinungen und zwar immer von neuem erhoben; ja die Franciscaner zerfielen sogar unter sich selbst und theilten sich in mehrere abgesonderte Parteien. Dessenungeachtet vermochte dieses Alles nicht, die Macht der Bettelmönche in diesem Zeitraume zu schwächen. Wie ein unzählbares und unüberwindliches Heer, welches überall hervorrückte und sich stets erneute, kämpften sie in der ganzen Christenheit und selbst auf Missionen für die Sache des Papstthums, der Rechtgläubigkeit und des unbeschränkten Wunderglaubens, deren Herrschaft vermittelst solcher Verfechter schwer auf den Gläubigen jenes Zeitalters ruhte, und die bereits hie und da kräftig emporstrebende Aufklärung gewöhnlich im Keim erstickte, ehe sie den Geist der Zeitgenossen auf eine bestimmte und bleibende Art ergreifen konnte. Der ebenfalls in dieser Zeit aus Eremiten unter Gregor IX. entstandene Augustiner-Orden hingegen wurde mehr durch seine spätere als durch seine gegenwärtige Wirksamkeit berühmt.

Durch seine Natur für schwärmerische Begeisterung weit empfänglicher als die Männer, aber gewöhnlich auf der Bahn, welche ihm die Herren der Schöpfung vorzeichnen, fortschreitend, ahmte das andere Geschlecht häufig und zwar mit unbegreiflicher Geduld und Entsagung die strengen Klostergelübde jenes Zeitalters nach. Fast alle die neu entstandenen Orden fanden weibliche Schwestern, welche unter Gesang und Gebet die weibliche Natur zu vergessen schienen. Allein vielleicht wurden die armen Kartheuserinnen, Carmeliterinnen, Dominicanerinnen, Clarisserinnen und jene Nonnen des Ordens von Fontevraud, die in so naher Verbindung mit Mönchen lebten, eben so oft von den Schwächen ihres Geschlechts überrascht, als sie

mit unnatürlicher Selbstverläugnung die furchtbare Entsagung der Mönche zu steigern suchten.

Nach dem Beispiele der hohen Römischen Geistlichkeit, welche sich allmählig zum Cardinals-Collegium ausgebildet hatte, wußten sich auch die Stiftsbrüder oder Geistlichen der bischöflichen Hauptkirchen besonders in Deutschland ansehnliche Vorrechte zu erwerben und zu sichern. Während Kaiser und Päpste sich mit unsäglicher Erbitterung um das Investiturrecht der Bischöfe stritten, brachten die Stiftsbrüder die eigentliche Wahl derselben um desto sicherer an sich, und setzten sie nach und nach eben so unerschrocken gegen weltliche als gegen den geistlichen Oberherrn durch. Die Stifter waren besonders durch das in Frankreich zuerst eingeführte, auch in den übrigen Ländern nachgeahmte Zusammenleben zu bestimmten und abgeschlossenen Körpern zusammengetreten, in deren Hände mit den bischöflichen Wahlen auch die Entscheidungen über die wichtigern weltlichen Angelegenheiten der Kirchen, die Besetzung vieler Stellen an denselben und aus frühern Zeiten durch Schenkung frommer und mächtiger Laien unermeßliche Reichthümer gefallen waren. Das hohe Ansehen, welches Gewalt und Reichthum der Stifter ihren Genossen ertheilte, lockte bald ärmere Glieder des Standes, der Alles zu gelten gewohnt war, aber seine Güter nicht auf alle seine Kinder vertheilen konnte, jüngere Söhne von Fürsten und Edelleuten und andere Verarmte von hoher Geburt in die begüterten Stifter, deren Ueberfluß sie reichlich für die aufgegebenen weltlichen Verhältnisse entschädigen mochte. Vorzüglich gelang dieses in Deutschland, wo der freie Deutsche Adel im unabhängigsten Verhältnisse gegen die höhern Landesherren lebte, und im Reiche mitunter am meisten galt. Daher verdrängten die adelichen Stifts- oder, wie man sie jetzt zu nennen anfing, Domherren allmählig die von geringerer Geburt, selbst wenn sie der Papst vorgeschlagen oder ernannt hatte, fast ganz aus den Deutschen Stiftern, von denen er die bedeutendern besonders Mainz und Straßburg von nun an als sein Eigenthum betrachtete. Aber von dieser Veränderung war das Aufhören des bisherigen Stiftslebens und der alten Strenge und Einfachheit

der Geistlichkeit, vorzüglich aber eine weit größere Uebereinstimmung mit dem Geiste der Zeit voraus, die ihm durch Erwähnung und Berücksichtigung so vieler neuer Verhältnisse, die dem Alterthume fremd waren, vereint mit den andern Vorzügen bei den Zeitgenossen das Uebergewicht sichern mußten.

Beinahe unvermerkt hatte sich zu Paris aus mehrern von Bisthum und Klöstern unabhängigen Schulen die sogenannte Universität gebildet, welche unter dem Schutze Fränkischer Könige zu einem selbstständigen Körper erwuchs, der wie eine indische Sonne die Studien aller Völker dieser Zeit belebte. Da alle Forschungen des menschlichen Geistes sich auf die Theologie bezogen, wurde Paris bald der Hauptsitz der Bemühungen, diese Wissenschaft aufzuklären, und mit den philosophischen Lehren des Aristoteles, welche die Grundlage alles Denkens waren, in Harmonie zu bringen. Bereits hatte Erzbischof Anselm von Kanterbury durch seine äußerst scharfsinnigen und freiern Untersuchungen im Gebiete der Vernunft, durch die er den Glauben doch nur unterstützen, nicht erforschen oder rechtfertigen wollte, eine neue und reichhaltige Quelle für die Bildung des Geistes zu höherer Wissenschaft eröffnet. Hildebert, ein Mönch aus Lahardin benutzte diese Quelle zur Abfassung eines Systems der Theologie nach dialektischen Grundsätzen, in welchem er alle ihre denkbaren Einwendungen gegen die rechtgläubigen Dogmen heraushob, und ihnen eine dialektische Beantwortung entgegensetzte. Durch diese Methode war der Grund zu allen dialektischen Disputationen über theologische Sätze gelegt, welche die sophistische Kunst des Griechischen Alterthums in das so grell verschiedene wissenschaftliche Streben des spätern Mittelalters einführten, aus dem man zwar Ableitung der Geistesthätigkeit von Erwerbung nützlicher Kenntnisse, besonders im Gebiete der Natur vorwerfen, nicht aber eine lebendige Anregung der Seelenkräfte zu freierm Gebrauche absprechen kann. Roscelin gab durch die Behauptung vom Nominalismus der allgemeinen Begriffe der philosophischen Streitlust auf Jahrhunderte Nahrung. Allein bald zog die Anklage, als ob Roscelin durch seinen philosophischen Satz das wirkliche Seyn der Dreieinigkeit geläugnet hätte,

den Kampf in's Gebiet der Theologie, wo jenen vorzüglich Anselm von Kanterbury theils mit dialektischen, theils mit dogmatischen Waffen so hart angriff, daß er auf einer Synode zu Soissons widerrufen und seiner Meinung in der Folge noch Vermögen und Vaterland opfern mußte. Dennoch ließen sich die philosophischen Köpfe seines Zeitalters nicht abschrecken, die Theologie mit der Fackel der Vernunft zu beleuchten, und sogar das Licht dazu bisweilen aus sich selbst ohne Hülfe des alten Griechischen Wegweisers zu holen; und als vollends Abälards Feuergeist und durch das Studium der Alten erworbene hohe Bildung die Schwierigkeiten des Nominalismus und Realismus mit ungewöhnlicher Leichtigkeit bekämpfte, und selbst in der Theologie der Vernunft so große Rechte anwies, daß ihr nur noch wenige Stufen zum Herrscherthrone des Glaubens fehlten, als er endlich sogar in seiner Sittenlehre Meinungen aufzustellen wagte, die dem damaligen Sittenverfall steuern sollten, und sich mit dem beliebten Büßungssystem nicht vertragen konnten; da glaubte der allgewaltige Cistercienser Bernhard von Clairvaux, das Orakel seiner Zeit in Angelegenheiten des Glaubens, durch Donnerworte der Schmähung die schlummernden Verfechter der rechtgläubigen Lehre aufwecken zu müssen, und der bedrängte Abälard, der sich im Gefühle seiner Kraft wohl nicht immer einer klugen Demuth beflissen haben mochte, wäre zu Sens (J. 1120) und zu Rom verdammt ohne Zweifel durch die Verfolgungen seiner Gegner zu Grunde gegangen, hätte nicht der Ordensneid ihm in dem Cluniacenser Benedictiner Peter dem Ehrwürdigen einen Beschützer zugewendet, den ihm in jenen Zeiten sein reines Streben nach Vervollkommnung und Erkenntniß noch nicht erwerben konnte. Wenn auch Peter der Lombarder (J. 1164) durch die seinem weit weniger eigenthümlichen Genie angemessene Methode in seinem magister sententiarum nur die Aussprüche älterer Theologen aufzuzählen, zu ordnen und zu erklären, den Zeitgeist mit seinem Streben versöhnte, und seinem Buche ein dauerndes Ansehen in der Kirche verschaffte, so entging er doch eben so wenig der Verketzerung als die Selbstdenker Gilbert de la Poirée und Peter von Poitiers.

Aber jetzt schöpfte auf einmal ein Englischer Franciscaner Alexander von Hales (J. 1245) aus dem ganz frischen Born der kürzlich von den Arabern durch Lateinische Uebersetzungen wiewohl in sehr unvollkommenem Zustande nach Europa gekommenen physischen, metaphysischen und moralischen Werken des Aristoteles, da man früher nur das Organon desselben und die Werke einiger seiner Commentatoren wie Boethius u. s. w. gekannt hatte. Ihm folgte auf dieser Bahn der berühmtere Prediger-Mönch Albert der Große (J. 1280), Bischof von Regensburg, den seine ungeheure Belesenheit nicht vor groben historischen Irrthümern sicherte, während eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Naturkenntniß den Verdacht der Zauberei auf ihn wälzen mußte. Sein Schüler, der heilige Prediger Thomas von Aquino (J. 1274), aus einer gräflichen Familie des Königreichs Neapel, ein glänzendes Licht der Kirche, verdunkelte durch seine Entwicklung der rationalen Theologie den Ruhm seiner beiden Vorgänger und erwarb sich in der Kirche ein unvergängliches Ansehen. Sein Gegner Johann Duns Scotus, ein Franciscaner zu Dunston in Nordhumberland (geboren im J. 1308), der nach der Art der Skeptiker Sätze und Gegensätze gegen einander aufstellte, über die er ohne Entscheidung disputirte, und sich vorzüglich in dunkeln Erörterungen und Distinctionen gefiel, brachte durch seinen Scharfsinn die Dialektik des Mittelalters auf ihren höchsten Punct. Was bisher weder dem Ordensneid noch den Lebensverhältnissen gelungen war, die Scholasten unter sich zu entzweien, geschah jetzt durch die Angriffe des Scotus auf den heiligen Thomas. Dieser war in der Philosophie dem Nominalismus zugethan, hielt es in der Lehre von der Gnade Gottes und dem freien Willen streng mit dem Augustinus, und bekämpfte stets die Behauptung von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Scotus war Realist und bestritt auch diese andere Meinung des Thomas von Aquino. Die Anhänger dieser beiden großen Männer setzten diesen Streit unter dem Namen von Thomisten und Scotisten bis auf die spätern Jahrhunderte hindurch fort, und zählten in ihrem Range besonders die Orden der beiden Gegner. Scotus ist der letzte

scholastische Theolog dieses Zeitalters, in welchem die Scholastik sich entwickelte und den höchsten Grad ihres Flors erreichte. Wenn sie in der Theologie Glauben und Vernunft nicht durchaus harmonisch zu stimmen vermochte, wenn sie lieber aus den Werken des Stagiriten eine widernatürliche Auslegung herausdrechselte, und die Schriften der Kirchenväter mit Anwendung auf die bestehende Dogmatik benutzte, als auf den reinen und von ihnen so vernachlässigten Urquell des Christenthums, die Bibel, zurückzugehen; so muß man dieses einerseits den Begriffen und der Bildung der Zeit zu gut halten, und ihnen andrerseits unendlichen Dank wissen, daß sie die bessere Erkenntniß und die regsamen Kräfte des menschlichen Geistes vor der Erschlaffung und dem Todesschlafe bewahrten, in welche sie die verfinsternde Mönchsschwärmerei ihres Zeitalters versenkt haben würde.

Bei der so bestimmten Tendenz des Mittelalters für das Außerordentliche, Geheimnißvolle oder Tiefe konnten die sogenannten biblischen Theologen gegen die scholastischen nie aufkommen; während sich die mystischen mit großem Vortheil gegen sie, und als jede Partei ihre natürliche Laufbahn gefunden hatte, auch neben ihnen erhielten. Jene Mystiker, deren Helden Bernhard von Clairvaux, Hugo und Richard von St. Victor und Bonaventura waren, suchten die Theologie, aus welcher die Scholastiker beinahe eine bloße Verstandesübung gemacht hatten, wieder ins Herz und Leben zu rufen; aber sie suchten dieses mit ihren geheimnißvollen, innerlichen Veränderungen der Seele, mit ihren strengen äußerlichen Uebungen und mit einer martervollen Anstrengung der Phantasie auf einem Wege, den nur der betreten mag, dem geheimnißvolle, wunderbare Deutelei mehr als kräftige und klare Wahrheit gilt. Allein trotz dem daß sie statt lindernden Balsam für kranke Seelen oft innerlich zehrende, schwächende Gifte boten, errang ihre blumenreiche rührende Beredsamkeit fast immer die Bewundrung guter Menschen.

Auch in diesem Zeitraume wurden Versuche gemacht, die beiden christlichen Kirchen im Abendlande und im Orient zu vereinigen; aber wie unter zwei Sonnen, von denen jede allein die-

ſelbe Welt beſtrahlen will, ſo war auch unter ihnen keine Annäherung möglich; und wie hätte vollends eine Uebereinkunft ſtatt finden können, wo jeder Theil bis auf den kleinſten Punct hinaus die weſentlichen Erforderniſſe der Seligkeit beſtimmt hatte? Zwar wurden noch unter Urban II. zu Bari im J. 1097 und im J. 1112 und 1135 zu Conſtantinopel Unterredungen über dieſes große Geſchäft gehalten, und indeſſen häufig darüber Schriften gewechſelt, aber beide blieben bei der alten Meinung; und als endlich auf der Kirchenverſammlung von Lyon (J. 1274) durch den Eifer des Michael Paläologus und Gregor X. die chriſtliche Kirche zu einem Ganzen vereint ſchien, und ſelbſt der Patriarch von Conſtantinopel ſein Selbſtgefühl geopfert hatte, ſcheiterte Alles an den Ränken König Karls I. von Neapel, welcher aus ehrgeizigen Abſichten auf das Griechiſche Reich den Papſt Martin IV., ſeine Creatur, veranlaßte, den Kaiſer ohne eigentlichen Grund mit dem Banne zu belegen. Aber gerade um die Zeit, wo neue Verſuche geſchahen, die beiden Hauptſtämme eines Urſprungs zu vereinen, hatte die Griechiſche Kirche auch in ihrem Innern gewaltige Zerwürfniſſe zu beſeitigen. Unter den Namen von Bogomilen, Meſſalianern und Euchiten hatte ſich eine Schaar Eiferer, an deren Spitze der Arzt Baſilius ſtand, von dem gemeinen Glauben der Griechen getrennt, welche ſelbſt nach dem Feuertode ihres Hauptes noch lange nicht ausgerottet werden konnten, und das Hauptgeſchäfte mehrerer Kaiſer und Concilien wurden. Ihnen galt weder das alte Teſtament, noch das katholiſche Dogma von der Dreieinigkeit, denn nach ihrer Meinung waren Gottes Sohn und der heilige Geiſt erſt nach Chriſti Geburt entſtanden. Sie glaubten, die ſichtbare Welt habe ein aufrühriſcher Sohn Gottes, Satanael, geſchaffen. Kreuzesverehrung, Bilder- und Reliquiendienſt, Waſſertaufe, Abendmahl, Gottesdienſt in Kirchen und einen geordneten Prieſterſtand verwarfen ſie gänzlich. Eheloſigkeit, ſtrenges Faſten und einen armſeligen Aufzug hingegen hielten ſie für hohe Tugend. Seitdem die äußere Macht der Griechiſchen Kaiſer ſo ſehr in Verfall kam, wurden theologiſche Streitfragen ihre Hauptbeſchäftigung, und je mehr ſie ſich

n den Tiefen derſelben verloren, deſto tiefer ſank der ſchwache Ueberreſt weltlichen Anſehens.

Aber ſelbſt die Lateiniſche Kirche und die Hierarchie, ungeachtet ſie an dem Glauben der Zeit eine eiſerne Grundlage und an ſo vielen ſelbſt veranlaßten Einrichtungen ein undurchdringliches Bollwerk gegründet zu haben ſchien, konnte doch innere Gährungen, welche der beſtehenden Verfaſſung den Untergang drohten, nicht ganz unterdrücken. So ſchlug Arnold von Breſcia, ein Schüler Abälards, eben ſo ausgezeichnet durch glänzende Talente als durch einen unbeſchränkten Ehrgeiz, nachdem ihn wegen ſeiner ketzeriſchen Begriffe über Abendmahl und Taufe und ſeiner heftigen Angriffe auf die Hierarchie Kirchenverſammlungen bald aus ſeiner Vaterſtadt, bald aus Frankreich vertrieben und zu einer Flucht nach Zürich genöthigt hatten, durch die Umſtände, vorzüglich durch die Eiferſucht vieler Römiſchen Großen unterſtützt, den Schauplatz ſeiner politiſchen und religiöſen Angriffe auf den Papſt und die Geiſtlichkeit zu Rom ſelbſt, in der Hauptſtadt des chriſtlichen Oberhauptes, mit ſolchem Erfolge auf, daß ein Papſt darüber das Leben verlor (J. 1145), die Römer ihre Republik wiederherſtellten, und erſt nach zehn Jahren vollkommen wieder unterworfen werden konnten. Allein mit Arnolds Hinrichtung wurde nicht auch der Eindruck ſeiner Lehren vertilgt. Schon früher hatte Peter von Bruis, ein Prieſter in Languedor, daſelbſt wider die Kindertaufe, den Gebrauch der Kirchen und der Kreuze, auch wider die Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti im Abendmahl und die Opfer, Gebete und Almoſen für Verſtorbene mit vielem Eifer gepredigt; und ſowohl er als ſein Schüler, der Mönch Heinrich aus Lauſanne, hatten ſich im mittäglichen Frankreich und den angränzenden Ländern einen ſehr großen Anhang erworben, ohne daß des erſten Lehrers Feuertod im Jahr 1124 und Heinrichs Verurtheilung zu ewiger Gefangenſchaft durch eine Rheimſer Synode (J. 1148) den Glauben ihrer Schüler vernichten konnten. Ueberhaupt vermochten jetzt die ſtrengſten Maßregeln nicht mehr zu verhindern, daß nicht bald hie bald da unter heftigern oder gemäßigtern Ausdrücken höchſt gefährliche Einſprüche, ſei es ge-

gen die thatsächlichen Misbräuche der Kirche, oder gegen einzelne Dogmen der rechtgläubigen Lehre gethan wurden. Hatte doch selbst der sonst so unduldsame Bernhard von Clairvaux über Taufe und Sündenvergebung aufgeklärtere Ansichten, und hatte selbst Anselm von Kanterbury noch behauptet, die Jungfrau Maria sei in Sünden empfangen und geboren worden. Jene freiern Meinungen über die Kirchenverfassung und das Dringen auf reine Würdigung der Bibel und Abstellung einer unendlichen Menge von Misbräuchen wurden im mittäglichen Frankreich je länger je häufiger; und weil besonders Albigeois ein Sitz solcher sich absondernder Secten war, begriff man sie alle, so sehr sie auch in einzelnen Theilen von einander abweichen mochten, unter dem Namen Albigenser. Man predigte und schrieb gegen sie, forderte die weltliche Macht zu ihrer Ausrottung auf, und als diese nicht die Hand bieten wollte, ließen die Päpste sogar den Ruf zu einem Kreuzzuge gegen sie ergehen. Habsucht und wilder Glaubenseifer führten denselben zwanzig Jahre lang mit gränzenloser Wuth und Grausamkeit, ohne den Vertilgungszweck zu erreichen. Vor allen andern glaubten sich die Waldenser dazu berufen, das Christenthum wieder in seine alte Reinheit herzustellen. Peter Waldus, ein angesehener Bürger von Lyon, hatte aus Begeisterung für diesen schönen Zweck seine Reichthümer unter die Armen vertheilt und dem Kaufmannsstande entsagt (J. 1170), um das Evangelium zu predigen. Ohne sich von der Kirche trennen zu wollen, äußerte er einige freiere Ansichten über verschiedene Sätze des katholischen Glaubens, mehr noch Tadel über den durch die Reichthümer eingeschlichenen Sittenverfall und die groben Misbräuche der Geistlichkeit. Mit solchen Aeußerungen sprach er nur das Bedürfniß seiner Landsleute aus, unter denen sich seine Worte rasch verbreiteten, und nicht nur im südlichen Frankreich viele Bewundrer fanden, sondern auch sogar nach der Lombardie und der pyrenäischen Halbinsel in's Königreich Arragonien drangen. Als aber die Waldenser, welche man auch Leonisten, Humiliaten und Insebateten nannte, anfingen von der unduldsamen Geistlichkeit verfolgt zu werden, trennten sie sich ganz von der Kirche und

traten von nun an als eifrige Gegner derselben auf. Sie erklärten ohne Scheu öffentlich, daß sie die Römische Kirche nicht für die Kirche Christi erkenneten, und den Papst für das Haupt aller Irrthümer hielten. Die Prälaten verglichen sie mit den Schriftgelehrten des neuen Testaments und die Mönche mit den Pharisäern. Ihr Wandel war äußerst streng, so viel als möglich beobachteten sie Gemeinschaft der Güter, hielten häuslichen Gottesdienst, lasen biblische und andere religiöse Schriften in ihrer Muttersprache, und hielten viel auf Armuth und demüthigen Aufzug. Freilich war es bei dem damaligen Bildungszustande des Volks, der Gährung der Gemüther und dem feurigen Geiste der Bewohner jener Gegenden nicht wohl zu vermeiden, daß Schwärmerei, unmittelbare Gemeinschaft mit Gott und Engeln, Sittenvergehungen durch allzuüberspannte Sittengebote erzeugt und andere dergleichen Fehler jenen reinen Sinn für Christenthum und Menschenliebe trübten, deren sich sonst diese Secte rühmen durfte. Aber nicht diese letztern Gebrechen, sondern weit mehr ihre kühnen Angriffe auf Papstthum und Priestermacht waren es, welche ihnen die heftigsten Verfolgungen von Seiten der Kirche zuzog, und als endlich weder Predigt noch Waffengewalt ihre Bekehrung zu Stande bringen konnten, gaben sie dem greulichsten Denkmal des Glaubenseifers, den Ketzergerichten, das Daseyn.

Bereits nach ihrem Siege im Römischen Reich über das Heidenthum und ihrer Erhebung an dessen Stelle zur Staatsreligion hatte die katholische Kirche sich weit von der Duldsamkeit des Stifters der christlichen Lehre entfernt. Aber seitdem nun das abgeschlossene System der Rechtgläubigkeit vollendet war, hatte die Meinung von der Verdienstlichkeit der Bekehrung oder Ausrottung aller Irrgläubigen immer mehr Ansehen unter den Christen gewonnen. Die Bekehrung der Sachsen, die Verfolgung der Juden, die Kreuzzüge selbst waren mehr oder weniger in diesem Geiste geschehen, und jetzt, wo sich mit dem allgemeinen Wahne der Zeit noch das angefochtene Interesse des mächtigsten Standes der Welt vereinte, durfte man wohl weniger als irgend jemals Anwendung milderer Grundsätze erwarten.

Schon die dritte allgemeine Lateranische Kirchenversammlung unter Hadrian IV. predigte einen Kreuzzug gegen die Ketzer unter Versprechungen gleichen Ablasses als bei einem Zuge nach Palästina. Auf der vierten ließ Innocenz III. die strengsten Maßregeln erneuern. Die Ketzer sollten dem weltlichen Arm übergeben und von ihren Herren nach Einziehung ihrer Güter aufs strengste, gewöhnlich mit dem Feuertode bestraft werden, saumselige und schonende Landesherren gegen ihre Länder an ächtkatholische verlieren. Diese Beschlüsse suchte er durch thätige und dem Vortheile des heiligen Stuhls Alles opfernde Legaten durchzusetzen. Als aber die Drohungen, welche diese letztern selbst gegen die Bischöfe der wegen Ketzerei verrufenen Länder ergehen ließen zur Ausrotttung jener neuen Meinungen eben so wenig hinreichten als der blutige Krieg, womit sie der Fanatismus unter Anführung Simons von Montfort überzog, ersann die fruchtbare Phantasie der Päpste ein neues und wirksameres Mittel, die verhaßte Freigeisterei zu tilgen. Jeder Bischof erhielt den Auftrag, in seinem Sprengel drei oder vier Geistliche zu wählen, denen als besonderes Geschäft die Auswitterung von Ketzern in Häusern, unterirdischen Wohnungen, Dachzimmern und Schlupfwinkeln, welcher Art sie seyn möchten, angewiesen wurde. Allein so lange diese Ketzerspürerei unter der Leitung der Bischöfe stand, von denen die meisten lieber im Verhältnisse eines treuen Hirten zu seiner Heerde oder eines Vaters zu seinen Kindern, als im Verhältnisse eines päpstlichen Kundschafters und strengen Blutrichters zu stehen wünschten; konnte sich das Oberhaupt der Kirche von den ergriffenen Maßregeln nie den Erfolg versprechen, der ihm für die Ruhe nothwendig schien. Wie weit mehr ließ sich nicht von den Bemühungen eines Ordens erwarten, welcher der Ketzerbekehrung sein Daseyn verdankte, und dessen Einrichtung, Gesetz und erhaltene Freiheiten ihn von allen Verhältnissen sowohl mit der Laienwelt als der übrigen Geistlichkeit losgerissen, einzig und allein an das Interesse des heiligen Stuhls fesselten. Gregor IX. übertrug also das Inquisitionsgeschäft dem Prediger-Orden, dessen schaudervolle Thätigkeit bald seine eigene Erwartung übertraf. Ohne

Schonung weder für Alter noch Stand oder Geschlecht wurden Tausende von den Ketzergerichten, bisweilen auf Angabe ruchloser Verbrecher oder leichtfertigen Verdacht verdammter Schlachtopfer, entweder auf den Scheiterhaufen geschleppt, oder ihres Vermögens beraubt in lebenslänglicher Gefangenschaft mit Büßungen zu Tode gemartert. Diener wurden gegen ihre Herren, Brüder gegen Brüder, Söhne gegen ihre Väter und Eltern gegen ihre Kinder aufgestiftet, sie um schmählichen Lohn oder kärgliche Lebensfrist zu verrathen. Viele mußten sich mit Verlust ihrer Güter durch Bekenntnisse von Greueln, an welche sie nie gedacht, von der Marter des Feuertodes retten. Zwar erhob sich bisweilen das zertretene Volk mit Verzweiflung gegen seine Henker; mehr als einmal floß das Blut der Dominicanischen Würgengel zur Sühne gemordeter Unschuld; allein für einen Peiniger, welchen die Unglücklichen im höchsten Ausbruche der Wuth ermordet hatten, erhielten sie zwei neue, die noch schlimmer wütheten als die erschlagenen. Und in der That was konnten dem Volke seine herzbrechenden Klagen, seine verzweiflungsvollen Rettungs-Versuche helfen, wenn der weltliche Arm seiner Oberherren zu jeder Zeit bereit war, die Urtheile des geistlichen Gerichts zu vollziehen. Die Grafen von Toulouse wurden mehr durch die Gewalt der Waffen als durch Ueberzeugung zu dieser ihnen sonst nicht natürlichen Nachgiebigkeit gezwungen. Aber nicht ihre erzwungenen Maßregeln, sondern Ludwigs IX., dieses sonst so trefflichen Königs, der aber in diesem Puncte mehr als irgend ein damaliger Fürst dem Glauben der Zeit huldigte, furchtbarer Eifer war es, der den Bedrückungen der Ketzerrichter so großes Gewicht gab. In seinem Gesetze lapientes verordnete dieser fromme König, daß alle Großen seines Reichs und überhaupt alle seine Unterthanen Ketzer aufsuchen und sie bei den geistlichen Richtern angeben sollten; für jeden angegebenen Ketzer aber versprach er die zwei ersten Jahre hindurch zwei, und in der Folge ein Mark zu bezahlen. Zu jeder Zeit war die Untersuchung des Ketzergerichts eine seiner ersten und dringendsten Angelegenheiten; denn man war in der Verwirrung so weit gekommen, daß man durch solche Greuel für die heilige Sache

Christi zu fechten glaubte. Auch der König von Arragonien Jakob I. mußte sie auf ein Begehren Gregors IX., welches durch einen verdächtigen Bischof veranlaßt war, in seinen Staaten einführen. Wie in Frankreich wurden hier weder Lebende noch Todte geschont; zu Lerida wurden achtzehn ausgegrabene Leichname vermischt mit lebendigen Ketzern verbrannt. Erst seit dem J. 1248 erhielt sie jedoch eine bestimmte Form. In Italien, wo sie um so nothwendiger schien, als die heiligen Väter die Unternehmungen Arnolds von Brescia noch in frischem Andenken hatten, und der nördliche Theil des Landes besonders mit vielen Ketzern angefüllt war, begann das heilige Werk unter der unmittelbaren Leitung der Päpste. Nur Venedigs weiser Rath vertraute diese wichtige Angelegenheit weltlichen Richtern, und als endlich das Ansehen der Päpste die Republik zwang, es der Geistlichkeit zu übergeben, gab er dennoch die oberste Leitung desselben nicht aus seinen Händen. Selbst Deutschland blieb von der Verheerungs-Anstalt nicht befreit. Sey es nun daß der sonst so hochgesinnte, in vielen Puncten so unendlich über seine Zeit erhabene Kaiser Friedrich II. hier auch dem allgemeinen Wahne huldigte, oder daß er dem Wunsche, scharfen Ketzer-Verdacht von sich abzuwälzen, oder irgend einer Absicht die Ruhe seiner Völker opferte, die Nachwelt wird in dem ketzerverfolgenden Friedrich ungern den hochherzigsten Fürsten seiner Zeit und seines Volks aufsuchen. Seine Beschlüsse wider die Ketzer und Ketzerbeschützer verfolgten die Kinder derselben bis ins zweite Glied. Nur unter solchem Schutze durfte Konrad von Marburg es wagen, die Grausamkeiten, welche er als Beichtvater an der schönen und schwärmerischen Landgräfin Elisabeth von Thüringen ausgeübt hatte, in gesteigertem Maßstabe auf das bedrängte Volk auszudehnen. Bald sahen der Rhein, der Main und andere Deutsche Flüsse die nämlichen Greuel, von denen die Garonne, der Po und der Ebro Zeugen gewesen waren. Als aber weder der Einspruch Deutscher Fürsten, noch selbst die Warnung der angesehensten Bischöfe des Reichs der Verwüstung Einhalt thun konnte, erinnerte sich der Deutsche seines alten Vorrechts innerhalb Haus und Pfahl, und einige erboste

Edelleute schlugen den Wüthrich auf dem Wege nach Marburg todt. Viele seiner Helfer erlitten dasselbe Schicksal, und der Kreuzzug gegen die Rebinger war einer der letzten abscheulichen Auftritte dieser Art, mit denen es in Deutschland, wo der Druck der Inquisition nicht mit dem Freisinn der Nation und besonders ihrer Großen übereinstimmte, bald ein Ende nahm. Ueberhaupt würde diese finstere und blutige Erscheinung ihren Schrecken nie so weit verbreitet haben, wenn die weltlichen Gewalthaber jener Zeit ihr Schwert den frevelnden Mönchen nicht mit so emsigem Eifer geliehen hätten. Wohl kann man es ihnen verzeihen, wenn sie selbst ergriffen vom Glauben ihrer Zeit und ihrer Kirche schweren Unbill übten in der Meinung, Gott zu dienen; aber Fluch und Schande denjenigen, welche um schnöder Goldgier willen, wie es wohl häufig geschah, das Blut ihrer Untergebenen jenen Ungeheuern opferten, um die Beute der gemordeten Unschuld mit den Würgern zu theilen.

VI. Capitel.

Vom Tode Benedicts XI. oder der Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Avignon bis zur Eroberung von Constantinopel. 1304 — 1453.

Die Religionsgeschichte dieses Zeitraums hat unendlich viel Aehnliches mit der Schilderung eines allmählig aus langen, bald freundlichen bald düstern Träumen erwachenden Menschen. Noch immer behaupteten süße Erinnerungen tiefer Rührung und entzückensvoller Gefühle einen gewaltigen Einfluß auf die noch wachend schwärmende Seele; aber doch hatten einige Erscheinungen der letzten Zeit wie die kirchlichen Misbräuche, die Anmaßungen der Päpste, die Ketzergerichte u. s. w. den frohern Eindruck verdrängt; Erstaunen und Mismuth waren an seine Stelle getreten, und der Enthusiasmus frommer Seelen nahm früher noch als die Untersuchung kühner Forscher eine Richtung, welche sich von dem Glauben der Kirche je länger je weiter entfernte. So wie die Götter des alten Griechenlands und des alten Roms einst in der Phantasie der Menschen gelebt und der Gegenstand ihrer feurigsten, unzweideutigsten Verehrung gewesen waren, wie in der Folge dieses Feuer nach und nach erloschen, und wie das immer heller werdende Licht des seiner selbst bewußten menschlichen Verstandes, nachdem es dem Zeus seine Blitze, dem Neptun seinen Dreizack, der Hebe ihre Jugend und dem Cupido seine Pfeile geraubt, die Götter selbst wie matte und nichts mehr sagende Schatten aus dem entweihten Olymp verdrängt hatte; so war auch jetzt die Blüthen-Zeit der Geheimnisse des katholischen Christenthums und seiner Heiligen verstrichen. Die Söhne bewunderten noch die Heldenthaten der Väter am heiligen Grabe; aber ihr Arm fand in naher und dringender Fehde Beschäftigung

genug, die Enkel zweifelten, die Urenkel lachten. Die Kreuzesfahne wurde noch geschwungen, aber kein „Gott will es" sammelte mehr begeisterte Schaaren um sie herum. Die Bannstrahlen des heiligen Stuhls wurden seltner geschleudert, und den seltnen mangelte demnach die zermalmende Kraft; auch die strengen Regeln der Klosterbrüder wichen üppigerm Genuß, und als endlich das Streben der Geistlichkeit in die Geschäfte der Laien so unendlich eingriff, da maßten sich diese letztern die Ansprüche und Einsichten des Priesterstandes in eben dem Maße an, als sie dieser durch Versäumung aufgab.

Was Bonifaz VIII. Uebermuth und der unglückliche Ausgang seiner Händel mit dem Könige von Frankreich verdorben hatte, machte Clemens V. durch seine übertriebene Gefälligkeit gegen denselben nicht wieder gut. Mag er unter dem Schutz eines gewaltigen Herrschers mehr Ruhe als in dem ghibellinischen und republicanischen Rom gesucht haben, oder lockte ihn der Reichthum Französischer Bisthümer und Pfründen in das Gebiet des Fränkischen Reichs; Clemens hätte nie vergessen dürfen, daß Rom der einzige Standpunct sey, von welchem damals noch eine Weltherrschaft behauptet werden könne. Erst seitdem sich der heilige Stuhl zu Avignon befand, sah man ein, wie viel er bisher zu seinem eigenen Glanze von Roms alter Herrlichkeit erborgt habe. Die Könige von Frankreich ließen es weder an äußerer Verehrung, noch an Bewilligung reicher Einkünfte fehlen, um die Päpste in ihrem Gebiete zu fesseln, die obersten Stufen der Hierarchie mit ihren Günstlingen zu besetzen, und die Politik des heiligen Stuhles zu einer Dienerin der ihrigen herabzuwürdigen. Deutschland, wo Uneinigkeit zwischen den Kaisern und den verschiedenen Ständen ihres Volkes das Ansehen der Päpste auf eine so dauernde Art begründet zu haben schien, fing an, Frankreichs ersten Priester, den rechten Arm der Französischen Könige in der Politik und Bundesgenossen der Anjouischen Priester von Neapel, von der Idee des heiligen Oberhauptes der Kirche zu trennen, welches zu Rom in der alten Hauptstadt der Cäsarn unabhängig von allen weltlichen Gewalthabern der Erde nur mit dem Kaiser in einer gewissen Verbindung gestan-

den war. Auch Italien verschmähte ein Haupt, von welchem es verlassen war, und welches jenseits der Alpen, uneingedenk seiner hohen Bestimmung, um schnöden Goldgewinn den Launen fremder Herrscher fröhnte; und wenn auch Rienzi's Versuche zu Gründung einer Römischen Republik mislangen, so verfehlten hingegen die Bemühungen zweier Männer, in welchen man die Blüthe ihrer Zeit und ihres Volkes verehrt, die ernsten und scharfen Angriffe Petrarca's auf Kirchenmisbräuche und Priesterherrschaft, und Boccaccio's beißender Spott über den Aberglauben seines Zeitalters um so weniger ihre Wirkung. Urban V., welcher die Nothwendigkeit der Rückkehr nach Rom mehr als irgend ein früherer von den Avignoner Päpsten gefühlt zu haben scheint, vermochten doch weder Petrarca's dringende Vorstellungen, noch die heißen Wünsche des Römischen Volks länger als drei Jahre in dem alten Sitze der päpstlichen Herrschaft zurückzuhalten; denn ihn und seine Cardinäle lockte weit stärker die Erinnerung an das liebliche Vaterland. Endlich vermochten vielleicht mehr noch als die dringende Gefahr, sein weltliches Gebiet in Italien ganz und gar zu verlieren, die Zusprüche zweier heiligen Weiber Gregor XI., nach einer Entfernung der Päpste von mehr als siebenzig Jahren, seinen Sitz wieder förmlich zu Rom aufzuschlagen. Kaum war aber dieser Papst in seiner Hauptstadt angekommen, so brachte sein bereits nach einem Jahre erfolgter Tod als Veranlassung zum vierzigjährigen Schisma weit mehr Unglück über die Kirche, als ihr seine Rückkehr zum alten Sitze der Nachfolger Petri nur immer Vortheil oder Glanz gebracht haben konnte. Die Römer waren über die lange Abwesenheit der Päpste aus ihrer Stadt so aufgebracht und so fest entschlossen, in keine neue Entfernung zu willigen, daß sie in der Ueberzeugung, nur die Wahl eines Italienischen Papstes könne ihnen hierüber Sicherheit gewähren, lieber die Cardinäle durch Drohungen und stürmische Auftritte aller Art zur plötzlichen Wahl des Erzbischofs von Bari, eines Neapolitaners, nöthigten, als durch Gestattung der zu einer rechtmäßigen Wahl nothwendigen Freiheit, die bei der großen Zahl Französischer Cardinäle wahrscheinliche Erhebung eines Franzosen auf den hei-

ligen Stuhl zuzugeben. Dieser neugewählte Papst wurde zwar im Anfang beinahe überall erkannt; denn alle Fürsten waren froh, das Oberhaupt der Christenheit der Französischen Vormundschaft entzogen zu sehen. Allein sein Stolz und seine Strenge waren durchaus nicht geeignet, die ohnehin über die Art der Wahl, die gezwungene Uebergehung ihrer Nation bei derselben und die Verlegung des Hofes nach Rom aufgebrachten zahlreichen Französischen Cardinäle mit seiner Person zu versöhnen. Unter dem Schutze des Grafen von Fondi wählten sie in dieser Stadt, nachdem sie sich vorher am neunten August zu Anagni in Gegenwart des Erzbischofs von Arles, eines Kämmerers der Römischen Kirche, feierlich gegen die Wahl Urbans VI. verwahrt hatten, am neunten September den Cardinal Robert, Bischof von Cambrai, einen gebornen Grafen von Genf, der den Namen Clemens VII. annahm, und seinen Sitz nach Avignon verlegte. Frankreich, Spanien und Neapel traten den Avignoner Päpsten bei, die übrigen Länder blieben größtentheils bei den Römischen; denn mit dem Tode des einen Hauptes dieser Partei hörte der Streit nicht auf, sondern jedem wurde einseitig ein neuer Nachfolger gewählt, der den Kampf mit größerer Erbitterung fortsetzte, als er begonnen hatte. Aber schwerlich hätten die eifrigsten Gegner des Papstthums ein schnelleres und wirksameres Mittel zum Verfall dieser Würde aussinnen mögen, als sich jetzt durch die factische Theilung einer ihrer Natur nach untheilbar seyn sollenden Gewalt mitten aus dem Schooße der katholischen Kirche entspann. Die gegenseitigen Ansprüche auf Unfehlbarkeit und göttliche Sanction, die wechselseitigen Bannflüche, womit ein jeder sowohl seinen Gegner als dessen Anhänger und Untergebene unaufhörlich belegte, die bittere Angst und schmerzliche Ungewißheit endlich, in welcher alle Gläubigen schmachten mußten, ob ihr Herz den Stellvertreter Gottes oder den Erbfeind der Menschheit in dem Oberhaupt der Kirche verehre, mußte in einer Zeit, wo schon hie und dort bedeutendere Aufklärung verbreitet wurde, in der Brust jedes frommen Christen die Sehnsucht nach einem höhern Gegenstande seiner Verehrung erwecken, welcher nicht so unsichern und so wandelbaren Bestimmungen

unterworfen wäre, als diejenigen, welche jetzt der christlichen Erkenntniß ein unauflösliches Bollwerk entgegen zu setzen schienen. Auch die Verhältnisse mit den weltlichen Mächten und die wechselseitige Benutzung derselben zu zeitlichem Vortheile mußte die Begriffe der Gebildetern von der Papstwürde herunterſetzen; denn die Fürsten Europas konnten denjenigen keine höhere Beglaubigung zutrauen, zu deren Größe sie sich bewußt waren, durch eigene Unterstützung so viel, vielleicht Alles beigetragen zu haben. Ja selbst der Priesterstand höherer und niederer Stufen, wenn er sich nicht durch besondere Verbindungen veranlaßt fand, für die Sache des einen oder andern Hauptes zu sprechen, war, als er zwei und in der Folge gar drei Sonnen am geistlichen Himmel sah, öfters unschlüssig, um welche er sich drehen sollte, und bekam oft in solcher Ungewißheit bedeutende Anwandlungen größern Freisinns. In jedem Falle war durch die Herrschaft des einen oder andern dieser Kirchenhäupter die päpstliche Krone entweiht, und solche Entweihung wirkte gewaltig auf die Einbildung der Menschen.

War es ein Wunder, wenn bei solcher Stimmung der Europäischen Christenheit zu Pisa eine allgemeine Kirchenversammlung ohne Zuthun, ja selbst wider den Willen der beiden Päpste zu Stande kam, wenn man auf dieser Versammlung ruhig anhörte, wie der berühmte Canzler der Universität von Paris, Johann Gerson, Grundsätze über Papstgewalt und Kirchenfreiheit aussprach, die man früher in's Innerste seiner Brust verschließen mußte, wenn man endlich auf dieser Kirchenversammlung die beiden Päpste förmlich absetzte, einen neuen, Alexander V., wählte, und vor seiner Wahl alle Cardinäle schwören ließ, im Falle ihrer Erhebung gemeinschaftlich mit dem Concilium eine tüchtige Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern vorzunehmen? Aber kennete man nicht Alexanders V. schwachen und unthätigen Charakter, so dürfte man sich wohl eher darüber verwundern, daß ungeachtet des allgemein gefühlten Bedürfnisses seine Wahl das Schisma nicht hob, sondern vielmehr die Kirche durch ein drittes Haupt noch mehr schwächte, und auch die Kirchenverbesserung gänzlich unterblieb. Alexanders Nachfolger,

Johannes XXIII., der schöne Gaben und viele Geisteskraft durch häßliche Laster und besonders durch eine abscheuliche Geldgier schändete, wurde daher durch Kaiser Siegmunds kluge Gewandtheit bewogen, zu einer neuen Kirchenversammlung zu Costnitz einzuwilligen, welche der Papst und der Kaiser als Beschützer der Kirche zur Aufhebung des Schismas und Ausführung einer kräftigen Kirchenverbesserung ausschrieben. Die Versammlung zu Costnitz ward durch eine außerordentliche Menge geistlicher und weltlicher Botschafter aller Staaten Europas ungewöhnlich zahlreich. Aufgeklärte Doctoren sprachen auf derselben mit unerhörter Freiheit, und Kaiser Siegmund setzte sein angefangenes Werk mit so viel Klugheit und Beharrlichkeit durch, daß die Dinge hier bald eine Wendung nahmen, welche Papst Johann trotz seinem argwöhnischen Mistrauen nie geahnt haben würde. Gegen dessen Willen brachte der Kaiser zu Stande, daß die weltlichen Gesandten der Fürsten und die niedere Geistlichkeit ebenfalls an den Verhandlungen Theil nehmen durften, und die Abstimmung in den Versammlungen nicht nach den Häuptern der einzelnen, sondern nach den Gründen der Folge von fünf Nationen, welche die streitigen Puncte vorher jede für sich ausgemacht haben würden, geschehen sollte. Hiedurch war dem Papst der gewaltige Einfluß entzogen, welchen er von einer außerordentlichen Anzahl mitgebrachter Italienischen Geistlichen zu hoffen hatte. Solche und andere zur Unabhängigkeit der Versammlung ergriffene Maßregeln waren vorzüglich durch die Beredsamkeit der Französischen Gelehrten Nicolaus von Clemangis, Peter d'Ailly und Johann Gerson und des Deutschen Dietrich von Niem unterstützt worden, deren bedeutender und wohlthätiger Einfluß sich bald in dem Geiste der Verordnungen und Beschlüsse dieses Conciliums klar und deutlich erkennen ließ. Vergebens suchte sich Johann durch heimliche Flucht aus Costnitz vor der ihm zugemutheten Abdankung zu retten. Als diese zu rechter Zeit nicht erfolgte, wurde er erst eingestellt, und endlich nach einem förmlichen Proceß, in welchem er von siebzig schändlichen Vergehungen überwiesen wurde, in der zweiten Sitzung förmlich abgesetzt. Gregor XII., nunmehr ein 88 jähriger

Greis, der von einem aufrichtigen Wunsche, den Kirchenfrieden wiederhergestellt zu sehen, beseelt gewesen zu seyn scheint, legte seine Würde freiwillig nieder. Benedict XIII., der alle vernünftigen Anträge mit unbeugsamem Starrsinn verwarf, theilte in der 97. Sitzung das Schicksal Johannes XXIII., und nun wurde mit einem sehr großen Stimmenmehr der Cardinal Otto von Colonna auf den heiligen Stuhl erhoben, den er unter dem Namen Martin V. bestieg.

Schon in einer der ersten Sitzungen hatte die Costnitzer Versammlung den wichtigen Beschluß gefaßt, daß eine allgemeine Kirchenversammlung ihre Gewalt unmittelbar von Christus habe, und mithin sogar über die päpstliche Gewalt erhoben sey. In spätern Sitzungen hatte man unter dem Vorsitz des Kaisers mehrere höchst nothwendige Verbesserungen angenommen. Die Bischöfe und Aebte sollten ohne sehr triftige Gründe nicht versetzt werden, die Päpste aber jenen ihre Einkünfte nicht entziehen. Zum Besten der Kirche, zu Erhaltung ihrer Reinheit und Unabhängigkeit sollten künftighin öfters allgemeine Kirchenversammlungen gehalten werden, und zwar die erste fünf Jahre nach dem Schlusse der jetzigen, dann eine sieben Jahre später, und von da an alle zehn Jahre an einem Orte, den der Papst auf der letzten Versammlung dazu bestimmen würde, den aber, im Fall er es nicht thun wollte, auch die Synode selbst bestimmen könnte. Eine große Zahl anderer heilsamen Verordnungen, welche man ebenfalls beabsichtigte, wußten der neue Papst und die Cardinäle durch schlaues Zögern zu hintertreiben, oder doch wenigstens in den bald darauf mit Deutschland und England abgeschlossenen Concordaten gewaltig zu mildern. Nachdem aber Martin noch während der Dauer der Kirchenversammlung derselben durch Verwerfungen der Appellationen vom Papste gewissermaßen Hohn gesprochen hatte, hob er es endlich in der 45. und letzten allgemeinen Sitzung am 22. April 1418 auf, und verließ am 16. Mai dieses Jahres unter feierlicher Begleitung die Stadt.

Martin V. starb gerade in dem Jahr, in welchem sein vor sieben Jahren ausgeschriebenes Concilium zu Basel statt haben

sollte. Sein Nachfolger Eugen IV. suchte diese Versammlung auf alle mögliche Art zu hintertreiben; allein die Glieder derselben blieben unerschütterlich, und als er sie sogar durch einen Machtspruch aufzulösen versuchte, widersetzte sich ihm selbst der Cardinal-Legat Julian Cesarini durch kräftige Vorstellungen, die Versammlung aber durch standhafte Weigerung. Ueberhaupt sprach sich auf der Basler Synode gleich Anfangs kein besserer Geist für die Päpste aus als auf dem Concilium zu Costnitz. Basel sah in seinen Mauern die Bemühungen eben so kräftiger Männer für Wahrheit und Recht, als man sie vor fünfzehn Jahren in einem Dietrich von Niem, Nicolaus von Clemangis, Peter d' Ailly und Johann Gerson gesehen hatte. Die Versammlung brachte sogleich den zu Basel gefaßten Schluß von dem Ansehen einer allgemeinen Kirchenversammlung selbst über die päpstliche Gewalt in Erinnerung, erklärte sich für allein rechtmäßig und unauflösbar, verbot sogar dem Papste die Ernennung neuer Cardinäle während der Dauer dieser Synode, und forderte von ihm schnelle Widerrufung seiner Auflösungsbulle. Eugens Nachgeben dauerte nicht lange, denn die Basler Synode ging so kräftig an's Werk der Kirchen-Reformation an Haupt und Gliedern, und zeigte sich so entschlossen, ihre gänzliche Unabhängigkeit von päpstlicher Willkür zu behaupten, daß der Papst einsah, sein bisheriges Verhältniß eines Haupts und eigentlichen Herren der Kirche würde bei längerer Fortdauer dieser Versammlung in das weit geringere eines ziemlich ohnmächtigen Vorstehers derselben umgestaltet werden, wenn er nicht Alles aufbiete, den drohenden Sturm zu rechter Zeit zu beschwören. Eugen fing daher von neuem an, sich zu verwahren und sich allen Maßregeln der Versammlung als gesetzwidrigen Anmaßungen einer aufrührerischen Partei durchaus zu widersetzen. Aber das Concilium war nicht weniger standhaft als der Papst; alle Bemühungen des Kaisers und anderer Fürsten, denen die Einmischung desselben in weltliche Angelegenheiten nicht immer willkommen war, Eugen mit der Synode zu versöhnen, blieben vergeblich. Eugen, welchem es schon früher mislungen, die Versammlung mit guter Art, unter dem Vorwand der bequemern Lage zur Versöh-

nung mit den Griechen, nach Ferrara zu verſetzen, erklärte durch einen Machtſpruch die Basler Synode für aufgelöst, und wurde dafür von dieſer letztern nach einem förmlichen Proceß in der 31. Sitzung am 24 Januar 1438 erſt eingeſtellt, und dann endlich in der 34. Sitzung am 24. Mai 1429 gänzlich abgeſetzt, worauf zwei Monate ſpäter die Wahl des Herzogs Amadeus von Savoyen erfolgte, der den Namen Felix V. annahm. Allein wenn man auch zu Mainz die meiſten von den Basler Schlüſſen mit Ausnahme deren, welche unmittelbar gegen Eugen IV. gerichtet waren, annahm, ſo hielt man doch im Allgemeinen in Deutſchland das Verfahren des Conciliums für zu raſch und zu ſtrenge. Man war noch immer an die alten Begriffe vom heiligen Stuhle gewöhnt. Weder ſeine vornehme Geburt, noch ſeine Verwandtſchaft mit mächtigen Fürſten konnten Felix V. in den Augen der Wahrheit der Chriſten jenes Anſehen geben, welches Eugen trotz den Maßregeln des Basler Conciliums noch immerfort genoß. Ungeachtet alles Eifers der verſammelten Väter kamen die Synode und ihr Papſt je länger je mehr in Verfall; denn jener kühne Geiſt, welcher die ausgezeichnetſten Glieder derſelben für Wahrheit und Beſſerung beſeelte, erregte in Europa immer noch mehr Erſtaunen und Furcht, als Bewunderung und Nacheifer. Viele Geiſtliche wurden für das Anſehen ihres ganzen Standes ängſtlich beſorgt, wenn die Würde des Hauptes ſo harte Stöße litt. Ueberhaupt hatte es der Mehrzahl unter ihnen ſchon längſt misfallen, daß das Concilium ſtatt der von Eugen ertheilten Auszeichnungen und Pfründen nur Einſchränkung und Enthaltſamkeit gebot. Daher wandten ſich unter anderm die Cardinäle immer mehr von ihm ab. Am 16. Mai 1443 hielt es ſeine 45. und letzte Sitzung, und ſtarb von da an nach und nach eines langſamen Todes.

Weit mehr als der allgemeinen Stimmung der Deutſchen Nation hatte indeſſen Eugen IV. der Schwachheit ihres neuen Kaiſers Friedrich IV. zu danken. Friedrich fühlte ſo wenig ſelbſtſtändige Kraft, das Reichs-Schwert mit eigenthümlicher Würde zu führen, daß er den Schutz des Papſtes für unumgänglich nothwendig zu ſeiner Befeſtigung hielt; und als er vollends durch

den gelehrten und welterfahrnen Aeneas Sylvius, einen frühern Verfechter des Basler Conciliums, der sich bei Kaiser und Papst das innigste Vertrauen erworben hatte, in das engste Verhältniß mit dem Haupte der Hierarchie verflochten wurde, gab er sich dem Interesse der Päpste völlig hin. Vergebens schlossen die Kurfürsten zu Frankfurt einen Verein, Deutschlands Unabhängigkeit und die auf der Basler Synode erworbenen Rechte zu schirmen, und den Frevel, welchen Eugen im verflossenen Jahre durch willkürliche Entsetzung der Erzbischöfe von Cöln und von Trier an ihnen geübt hatte, zu ahnden; des Kaisers Einfluß und des Papstes Gold, wofür Deutsche Räthe Deutscher Fürsten ihr Vaterland an Rom verkauften, führten die Gesandten des Reichs dennoch zur Unterwerfung an das Sterbelager des Papstes, der von dem, was die Verfechter der Kirchenfreiheit zu Basel mit unsäglicher Anstrengung errungen hatten, nicht mehr bewilligte, als er den Fortschritten der öffentlichen Meinung in Europa gemäß bewilligen mußte, und selbst dieses Wenige noch durch Verwahrungen zu entkräften suchte. Weit entschlossener und seiner Krone würdiger hatte der König von Frankreich gehandelt, denn was einmal auf der Kirchen- und Staats-Versammlung zu Bourges über die Händel zwischen Eugen IV. und der Basler Synode ausgemacht wurde, dabei blieb es, und von der pragmatischen Sanction, welche vieles von den Basler Schlüssen beibehielt und mit größerer Bestimmtheit festsetzte als selbst die spätere Mainzer Verhandlung, konnte Eugen weder durch Drohungen noch Bitten das geringste aufheben.

Bei solcher Schwäche des weltlichen Hauptes der Christenheit, welch ein Glück, daß mit Nicolaus V. ein Mann den heiligen Stuhl bestieg, der zur Sanftmuth und Wohlthätigkeit gegen seine Mitmenschen geneigt, auch für Wissenschaft und Kunst von den edelsten Gefühlen beseelt war. Nicolaus scheint der Rolle eines Hauptes der Kirche bei ganz veränderten Umständen und Begriffen nicht unwürdig gewesen zu seyn; wie viel von Rom aus noch jetzt und gerade in einer so bedeutenden Zeit für das Wohl der Menschheit geleistet werden könne, mag er wohl aufgefaßt haben; aber seine Bemühungen scheiterten an den

Verwirrungen der Zeit, und an der kurzen Frist, welche zwei harte Schläge des Schicksals, der Untergang des Griechischen Reichs und die Empörungen in Rom, dem bei seiner Erhebung schon 49jährigen gefühlvollen Manne zu Entwicklung seiner Plane ließen. Nicolaus V. Sanftmuth brachte auf dem Wege des Friedens und der Liebe zu Stande, was Eugens Heftigkeit nie hatte durchsetzen können. Ihm unterwarfen sich Felix V. und Clemens VIII. in Spanien, und alle Gläubigen, welche vor einem neuen Schisma als einem zerstörenden Greuel für die Kirche gezittert hatten, frohlockten über die Versöhnung. Zwar ließ der Papst Friedrich III. die so sehnlich gewünschte Kaiserkrönung durch die mit Hülfe des Bischofs von Triest Aeneas Sylvius ohne Vorwissen und Zuthun der Reichsfürsten zu Wien abgeschlossenen sogenannten Aschaffenburger Concordate, die für Rom weit vortheilhafter ausfielen, als es sich zu den Zeiten des Basler Conciliums vermuthen ließ, theuer genug bezahlen. Allein Nicolaus gebrauchte seine Macht in Italien zu Belebung von Wissenschaft und Kunst und Erweckung eines bessern Nationalgeistes, in ganz Europa zu Rettungsversuchen des sinkenden Griechischen Reichs und zu Abwendung eines Ereignisses, welches ihm Schmach und Verachtung über seine Glaubensgenossen zu bringen, ja den gänzlichen Untergang der Christenheit nach sich zu ziehen schien; und als es trotz aller seiner Anstrengungen dennoch eintraf, wurde tiefer Schmerz der nagende Wurm seines schon alternden Lebens.

Weit wichtiger, als es die Zeitgenossen vermuthen konnten, wurde für die Bestimmung der Verhältnisse zwischen Kirche und Staat die von Clemens V. bewilligte gewaltsame Aufhebung des Tempel-Ordens und die Einziehung seiner Güter größtentheils zum Vortheile der Fürsten. Denn durch diesen Gewinn lernten die weltlichen Gewalthaber zuerst, sich auf Kosten der Kirche zu bereichern, und die allmählige Umgestaltung religiöser Begriffe zu ihrem zeitlichen Vortheile zu benutzen. Frankreichs Beispiel fand in andern Ländern eifrige Nachahmung, selbst da wo man den Rittern keine Verbrechen vorwarf, hob man doch den Orden auf, um sich seiner Güter mit Ausnahme

einiger Abtretungen von denselben an andere Orden zu bemächtigen. In Frankreich hingegen wurden den Ordensgenossen schwere Vergehungen, Verachtung der Religion, Gotteslästerung, unnatürliche Laster und dergleichen mehr vorgeworfen, deren Bekenntniß Marter und Drohungen oder täuschende Verheißungen vielen Rittern entlockten. Allein diese Art der Untersuchung, die Standhaftigkeit, mit welcher viele selbst noch auf dem brennenden Scheiterhaufen von den Flammen ergriffen jene Verbrechen läugneten, und sogar frühere erpreßte Geständnisse widerriefen, reden stark für die Unschuld der Gemordeten, und wenn auch unermeßliche Reichthümer die Ritter zu einem ihrem Stande wenig geziemenden Uebermuth verleitet, und im Uebrigen das Geheimnißvolle, was ihre äußere Einrichtung angenommen hatte, verbunden mit dem unordentlichen Leben einzelner Glieder des Ordens zu schlimmen Vermuthungen Anlaß gegeben haben mag, so darf man doch weit sicherer auf die Habsucht der Fürsten als auf die Verbrechen der Templer rechnen. Aber nicht leicht hätten andere ähnliche Körperschaften auf eine deutlichere und entsetzlichere Art belehrt werden mögen, nie ihr zeitliches Einkommen auf eine Höhe zu vermehren, die weder mit dem eigentlichen Geiste ihres Standes, noch mit den natürlichen Verhältnissen des Eigenthums in den Staaten vereinbar war. Wunderbar erhielt sich neben dem Tempel-Orden der Deutsche Orden, dessen Glieder man ganz gewiß mit weit größerer Zuverlässigkeit unzähliger Ausschweifungen aller Art beschuldigen konnte, den aber eigenthümliche, unabhängige Macht und die innern Verhältnisse seines Vaterlandes vor Angriffen der weltlichen Staatsgewalt sicherte, und dem sich im Norden die glänzendsten Aussichten eröffneten, wenn er nicht durch unerhörte Bedrückung einer Untergebenen einen großen Theil seiner Besitzungen in Preußen verloren, und sich in den ihm übrig gebliebenen Provinzen ein Joch aufgelegt hätte, welches am Ende den gänzlichen Verlust des Landes nach sich zog. Nur die Johanniter-Ritter lieben ihrer alten Bestimmung getreu. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts verließ dieser bereits mit Ausnahme von Castilien und Portugal in sieben Zungen getheilte Orden, durch

den Argwohn des Königs gekränkt, die Insel Cypern, um sich das für ihren Zweck weit besser gelegene Rhodus zu erobern, von wo aus sie den Türken unendlichen Abbruch thaten, und wie ein fester Fels der Christenheit sich gegen Angriffe ihrer Feinde behaupteten, ohne von ihren Europäischen Glaubensgenossen bedeutende Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Noch immer sahen die Päpste die Mönchsgesellschaften und zwar besonders die bettelnden als eine vorzügliche Stütze des einzeln herrschaftlichen Systems in der Hierarchie an. Sowohl die Zahl der Orden als die der ihnen beitretenden Brüder wuchs daher ins Unendliche. Allein mit seiner ungeheuren Vermehrung hatte dieser Stand viel von seinen ursprünglichen Gewohnheiten und Eigenschaften verloren. Jener schwärmerische Hang zum bloß betrachtenden Leben, welchen sie ursprünglich aus dem Morgenlande gebracht hatten, schwand im Allgemeinen je länger je mehr; bloß einzelne Brüder und Orden behielten ihn bei, während die Menge sich auf eine höchst mannigfaltige Weise, aber mehr gebieterisch und störend als sanft und gemeinnützig, in die Verhältnisse des Lebens verwickelt sah. Die meisten Orden waren reich und mächtig, sie behielten von ihrem Stande nur das Kleid und einige Vorurtheile; hingegen konnten sie sich um so leichter den Vergnügungen der Laien überlassen, je weniger sie sich mit den nützlichen Geschäften derselben zu schaffen machten. Der größte Theil des Mönchsstandes entsagte im Genusse fürstlicher Güter ganz der Leitung des Culturwesens, um welche sich jetzt die Bettelmönche desto eifriger bemühten. Je weiter diese aber ihren Wirkungskreis ausdehnten, um so häufiger mußten sie mit andern in feindselige Berührung gerathen, und in der That waren sie bald mit der Weltgeistlichkeit, bald mit den Universitäten, ja bisweilen mit dem Papste selbst, wenn er Mäßigung wünschte, in die heftigsten Kämpfe verwickelt, aus denen sie je nach Zeit und Ort in dem Maße, als ihnen Fürsten und Völker gewogen, oder der Bildungszustand ihren Behauptungen angemessen war, mehr oder weniger siegreich herausgingen; denn durch ihre ungeheure Verbreitung unter dem Volk und ihr Ansehen an Fürstenhöfen war ihr Einfluß

auf die öffentliche Meinung so groß, daß an eine gänzliche Niederlage nicht zu denken war. Vielleicht würden sie den Geist der Völker noch weit länger gefesselt haben, wenn nicht Eifersucht einen beständigen Krieg zwischen den beiden Hauptorden den Dominicanern und Franciscanern unterhalten, und Rückkehr zur asketischen Schwärmerei den letztern in seinem Innern zertheilt hätte. Aber nirgends spricht sich der Wille der Vorsehung, die Herrschaft des Geistes der Leitung eines einzelnen Standes zu entziehen, klarer und lebendiger aus, als in dem sonderbaren Umstande, daß bei so vielen in diesem Zeitraume versuchten Reinigungen und Verbesserungen des Mönchsstandes nur auf seine weit frühere, dem damaligen Zeitgeiste nicht mehr anpassende und eigentlich dem Europäischen Wesen durchaus fremde Einrichtung, nie aber auf einen gemeinnützigern Zweck oder die fortgerückte Cultur des Zeitalters Rücksicht genommen ward.

Ein Hauptgrund der Mönchsgewalt und zwar besonders der Macht des Ordens, dem sie vertraut war, ein vorzügliches Hinderniß der Ausbreitung freierer Begriffe und eine Quelle unzähliger Misbräuche und Bedrückungen war ohne Zweifel die Inquisition oder das Ketzergericht. Eine Anstalt, welche ihrem Wesen und Zwecke nach mit dem natürlichen Gange des Lebens völlig im Widerspruche stand, und den nach Erkenntniß strebenden Geist des Menschen auf immer und ewig in bestimmte, ihm peinliche Schranken fesseln wollte, mußte um desto empfindlicher drücken, je mehr dieser Geist durch innere Entwicklung und Erwerbung höherer Kenntnisse in allen Fächern sich erweiterte. Aber eben diese höhere Bildung, welche dem Priesterstande und seinen Häuptern nicht länger verborgen bleiben konnte, jene häufige Entwicklung neuer Ansichten und die wiederholten Angriffe auf den Lehrbegriff und die bestehende Einrichtung der katholischen Kirche reizten Papst und Geistlichkeit, die sich mit krampfhafter Anstrengung an das Alte anzuschließen schienen, nun zu strengern Maßregeln und heftigerer Verfolgung der sogenannten Ketzer. Noch immer hatte die Inquisition einen ihrer Hauptsitze in Frankreich, in dessen mittäglichen Theilen es

noch viele Menschen gab, welche den Glauben der Kirche nicht für den ihrigen erkannten, und gegen welche der Eifer der Fürsten und Bischöfe dem Oberhaupt der Kirche zu gering schien. Tausende dieser Unglücklichen wurden im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert gemordet. In Deutschland hatte das Schicksal Konrads von Marburg und andrer die Ketzerrichter etwas behutsamer gemacht; trotz der Unterstützung, welche sie bei Karl IV., Heinrich VII. und vielen Reichsfürsten fanden, hüteten sie sich dennoch, das über diese Anstalt misvergnügte Volk durch ärgerliche Auftritte zu reizen, und ließen ihrem Verfolgungsgeist nur da freien Lauf, wo sie die öffentliche Meinung oder das Vorurtheil für sich hatten. Auch in Italien widersetzten sich bisweilen die weltlichen Obrigkeiten, manchmals auch die Bürger von sich aus den willkürlichen Angriffen der Ketzerrichter auf Leben und Eigenthum rechtgläubiger und anders denkender Personen. Diese vielen Misbräuche und die häufigen Klagen, welche darüber von allen Seiten zu den Ohren der Päpste drangen, bewogen diese letztern, die Gewalt der Inquisitoren etwas einzuschränken und der Inquisition eine bestimmte Einrichtung zu geben, welche das bisherige willkürliche Verhältniß ihrer Verwalter in ein bestimmtes und gesetzmäßiges umwandeln sollte. Schon Bonifacius VIII. hatte darüber einige Vorschriften ertheilt. Clemens V. erließ auf der Kirchenversammlung zu Vienne im Jahr 1311 weitläufigere Verordnungen diesen Gegenstand betreffend. Allein auch hier wurde die Gewalt der Ketzerrichter viel zu wenig eingeschränkt, als daß man sich nicht leicht hätte überzeugen können, daß die Päpste dieses der gewaltsamen Erhaltung ihres Ansehens so vortheilhafte Gericht niemals würden sinken lassen, sie müßten denn durch den Drang äußerer Umstände dazu gezwungen werden. Wie thätig sie vielmehr für die Verbreitung dieser Lieblings-Anstalt arbeiteten, kann man daraus sehen, daß Johann XXII. der Inquisition sogar in Polen den Eingang verschaffte, woselbst König Wladislaus neun Jahre später den Ketzerrichtern die ausgedehnteste Macht ertheilte, und alle Kräfte der weltlichen Staatsgewalt zu ihrer Unterstützung aufbot.

Ungeachtet aller dieser Anstrengungen der Päpste und ih-

rer Getreuen, das in Europa sich immer mehr verbreitende Licht der Aufklärung zu verdrängen, konnten sie dennoch nicht verhindern, daß der rastlos emporstrebende Geist seiner angebornen Rechte je länger je deutlicher bewußt, sich in deren vollen Besitz zu setzen suchte. Seitdem man beinahe in allen Europäischen Ländern, besonders aber in Deutschland in sehr großer Anzahl Anstalten nach dem Bilde von Paris, Bologna und Oxford errichtete, diese Universitäten in ein sehr freies Verhältniß mit Kirche und Staat gesetzt wurden, und selbst die Inquisition sich nicht mehr an ihren Lehrern vergreifen durfte, seitdem man aus den Büchern der alten Classiker Freiheit und unabhängige Geisteswirkung näher kennen, und das in den Römischen Schriftstellern Mangelnde durch Griechische Flüchtlinge aus den kostbaren Schätzen des Griechischen Alterthums zu ersetzen gelernt hatte, seitdem Männer wie Dante, Petrarca, Boccaccio, die Französischen, Spanischen, Brittischen und Deutschen Dichter durch Ausbildung der Landessprachen zum Schriftgebrauch den Umtausch der Gedanken und Begriffe nach volksthümlicher Art erleichterten, und endlich durch Erfindung der Druckerei für Cultur ein unzerstörbares Bollwerk errichtet war, konnte das so herrlich auflodernde Feuer nicht mehr erstickt werden, und alle Bemühungen der Verfinsterer mußten am Ende auf sie selbst zurückfallen.

Dennoch waren es nicht diejenigen, welche den erhabensten Theil der menschlichen Cultur, die Philosophie, zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht hatten, von denen die religiöse Aufklärung dieses Zeitalters am thätigsten befördert wurde, oder die den bedeutendsten Einfluß auf sie übten. Wenn man einzelne mit dem bessern Zeitgeiste vertrautere Männer wie z. B. einen Wilhelm Occam oder Ficin ausnimmt, so blieben im Ganzen genommen die sogenannten scholastischen Philosophen und Theologen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, unter welche sich die Bettelmönche so gewaltig einzudrängen gewußt hatten, immer noch in die engen Gränzen des Realismus und Nominalismus, des Thomismus und Scotismus und der damit verbundenen spitzfindigen theologischen Streitfragen ein-

geschränkt, ohne sich um den sittlichen Theil der Religion und dasjenige, was Herz und Gemüth des Menschen zunächst ergreift, zu bekümmern; ja dieser gemüthliche, den Menschen durch Gefühl zum Schönen und Guten leitende Theil der höhern Erkenntniß war sowohl durch die gewöhnliche Priester- und Mönchs-Dogmatik, als durch die scholastische Theologie so entsetzlich vernachlässigt, und dadurch die Religion den Bedürfnissen gefühlvoller Menschen so entfremdet, daß man den Mystikern Johann Tauler, Suso, Ruysbroeck, dem berühmten Canzler der Pariser Universität Johann Gerson und einem Thomas von Kempen Dank wissen muß, wenn sie in ihrer Behandlung der Religion Gemüth und Phantasie der Menschen in Anspruch nahmen, obgleich man nicht umhin kann, zu bedauern, daß sie dieselben durch die dunkeln und unergründlichen Gänge der Mystik auf Abwege führten, wo ihr Ohr den Worten einer klaren und einfachen, den Menschen mit der Welt in ein richtiges Verhältniß bringenden Lehre verschlossen wurde. Eine noch wohlthätigere Erscheinung war die Gemeinschaft der sogenannten Bollharden, welche gewöhnlich aus den niedrigen Ständen des Volks besonders in den Niederlanden, selten von höherer Wissenschaft erleuchtet, sich im wahren Geiste der Religion Christi dem Dienste des Nächsten, der Abwartung der Kranken, Beerdigung der Todten und andern oft äußerst gefährlichen Liebesdiensten widmeten, und denen man etwas Schwärmerei und Auszeichnungssucht gerne um der wohlthätigen und beschwerlichen Dienste willen vergab, die sie ihren Brüdern in Christo jederzeit mit anspruchloser Dienstfertigkeit und unbegränztem Eifer zu leisten bereit waren. Gegen die Verfolgungen der Kirche, welche sie mit den lange nicht so nützlichen Begharden verwechselte, nahmen sie die Fürsten in Schutz und verschafften ihnen endlich sogar die Genehmigung der Päpste. Noch erfreulicher und für Volksbildung höchst wohlthätig wurde die Gesellschaft der Cleriker des gemeinsamen Lebens, welche Gerhard Groot, ein schwärmerischer Mystiker, und seine Schüler am Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Deventer stifteten, von wo aus sie sich schnell in den Niederlanden und auch im übrigen Deutschland verbreitete. Selbst-

ernährung durch Arbeit, Unterricht der Jugend, Gottesdienst und religiöse Belehrung in den Landessprachen waren die vortrefflichen Beschäftigungen, durch welche sie sich um Volksbildung und Sittenlehre ein unsterbliches Verdienst erwarben, und um derentwillen man ihnen wohl zu gute halten darf, daß sie von dem Geiste ihres Stifters beseelt sich bisweilen in mystischen Entzückungen und weltscheuen Absonderungen gefielen, durch welche sich fromme Seelen der Vollkommenheit zu nähern glaubten.

Aber alle diese schwärmerischen Bilder eines reinern und sittlichern Lebens, womit die Mystiker und alle die mit ihnen verwandten Religionslehren die Phantasie der Menschen zu ergreifen suchten, würden doch nur äußerst langsam gewirkt, und am Ende vielleicht auf eben so große Abwege geleitet haben als die, auf welchen die Päpste und ihr System die gläubige Christenheit seit so vielen Jahrhunderten herumführten, wenn nicht Männer groß an Geist und Kenntniß, voll wahren Glaubens und inniger Ueberzeugung, aber tief gekränkt über den traurigen Zustand der Kirche und fest entschlossen, das ächte Reich der Wahrheit und des Glaubens wiederherzustellen, frei und öffentlich aufgetreten wären, und ohne Scheu weder vor den Verfolgungen weltlicher Staatsgewalt, noch vor dem sonst so furchtbaren Einflusse priesterlichen Glaubenszwangs, die Misbräuche der bestehenden Kircheneinrichtung und die Irrthümer des dogmatischen Lehrsystems angefochten hätten. Die allmählige Ausbildung der gegenwärtigen Verfassung in England, das Zerwürfniß König Eduards mit dem Papste über die geweigerte Einrichtung des von Johann ohne Land verheißenen Tributs, und in der Folge die Spaltung der Kirche durch das große Schisma machten es Johann Wiclef, einem Lehrer der Theologie zu Oxford, möglich, für den großen Zweck der Glaubensreinigung und Kirchenverbesserung freier und kräftiger aufzutreten, als in jedem andern Lande und unter andern Umständen möglich gewesen wäre. Wiclef scheint mehr gefühlt zu haben, als er, um nicht Alles auf's Spiel zu setzen, von seinen Zeitgenossen zu äußern wagte. Seinen großen Kampf begann er durch einen

Angriff auf die Anmaßungen und das ganze Wesen der Bettelmönche, in welchem er von der Universität trefflich unterstützt wurde. Bald darauf gaben ihm die Beschwerden seiner Regierung gegen den Römischen Hof wegen des Verfahrens desselben in Englaud und seine auf der Sendung nach Brügg erworbene größere Bekanntschaft mit dem System der Päpste Anlaß zu wiederholtem, oft bitterm Tadel derselben und ihrer Macht. Er wagte es endlich sogar, da er weder hebräisch noch griechisch verstand, wenigstens die Vulgata ins Englische zu übersetzen, und die Alleingültigkeit der heiligen Schrift als Urkunde des Christenthums gegen das Ansehen aller spätern Zusätze und Aussprüche zu behaupten. Wiclef griff die Lehre von der päpstlichen Gewalt, den Römischen Begriff vom Abendmahl und einige unbedeutende Puncte geradezu an, das ganze übrige Gebäude der Hierarchie aber und des Römischen Lehrsystems erschütterte er so heftig, daß spätern Lehrern, die in demselben Geiste fortgehen wollten, nur wenige Schritte mehr übrig zu bleiben schienen, um auf den Trümmern des bisherigen Glaubenssystems eine neue christliche Kirche zu gründen, in welcher himmlischer Glaube, Freiheit und Liebe an die Stelle irdischer Vorurtheile, päpstlicher Zwangsherrschaft und geistlicher Verfolgung treten sollten, um die durch das Band der neuen Erkenntniß vereinten Menschen ihrer höhern Bestimmung würdiger zu machen. Ungeachtet aller Verfolgungen von Rom aus und des Eifers, welchen Englische Prälaten zur Unterdrückung so frecher Meinungen bezeigten, trotz aller Wandelbarkeit der Hofgunst bei veränderten Regierungen, behielt Wiclef bis an sein Ende die Freiheit zu reden und zu schreiben, was er für Wahrheit und Bedürfniß der Kirche und seines Vaterlandes hielt. Erst 44 Jahre nach seinem Tode gelang es den Päpsten, seine Gebeine in's Feuer werfen zu lassen. Aber seine Schüler vermochten sich ungeachtet ihrer bedeutenden Zahl nicht mehr lange gegen den Bund, welchen der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit ihres Vaterlandes unter dem Schutze des Papstes zu ihrem Verderben geschlossen hatten, und dem nun auch die Könige beitraten, zu behaupten. Viele wurden verbrannt, andere vertrieben, und diese letztern waren es, welche den in England beinahe ganz erstickten Saa-

men der Religionsfreiheit nach Deutschland und vorzüglich nach Böhmen brachten, wo er in kurzer Zeit so reichlich aufging.

In Böhmen, wo das Christenthum größtentheils Griechischen Ursprungs war, hatte sich nie das ganze Volk, nicht einmal die gesammte Geistlichkeit unter das Römische Joch geschmiegt. Religionsmeinungen abgesonderter Secten hatten zu jeder Zeit in diesem Reiche sichere Zuflucht gefunden, dessen freie Verfassung strenge und durchgreifende Maßregeln von Seiten der weltlichen und geistlichen Obergewalt, wodurch allein Unterdrückung solcher Meinungen möglich geworden wäre, schlechterdings nicht gestattete. Besonders fanden jetzt Wiclefs Angriffe auf Papst und Hierarchie bei einem Volke leichten Eingang, bei dem so beliebte Prediger wie Konrad Stiekna (J. 1369), Johann Milicz (J. 1374) und Matthias von Janow (J. 1394) in ihrer Muttersprache so heftig wider die Misbräuche und Sünden des Priesterstandes geeifert hatten. Als daher Johann Huß, ein Magister der Theologie zu Prag, zwar keine neue Ansichten über Religions- und Kirchenverhältnisse eröffnete, aber den größten Theil von Wiclefs Lehren mit gründlicher Kenntniß und warmem Eifer einem Volke vortrug, dessen Geist und Verfassung es für neue Religionswahrheiten äußerst empfänglich machten, erhielt er bald so großen Anhang, daß die bestehende Kirchenverfassung des Böhmischen Reichs unterliegen zu müssen schien, wenn ein solcher Gegner nicht schnell unterdrückt würde. Huß hatte zuerst mit Kaiser Wenzels Bewilligung und Unterstützung die Ablässe und andere Misbräuche der Päpste heftig angegriffen; dann bewies er der Welt, wie sehr der von Johann XXIII. gegen König Ladislaus von Neapel gepredigte Kreuzzug dem Geiste der heiligen Schrift und insbesondere der Lehre Christi von der Bruderliebe seiner Jünger zuwider sey, ließ sogar die päpstliche Bulle zu Prag verbrennen, und brachte es dahin, daß des Papstes Ablaß in ganz Böhmen verhöhnt und beschimpft wurde, während er in seinen Schriften die päpstliche Gewalt und die ganze Einrichtung des Priesterstandes in demselben Geiste beurtheilte, wie es der verketzerte Wiclef gethan hatte. Ohne irgend einen wichtigen Satz des Römischen Lehrbegriffs mit der Kühnheit anzugreifen, mit welcher der Englische

Glaubensverbesserer solches gewagt hatte, stellte er die Anmaßungen und Misbräuche, insonderheit aber die schaamlose Sittenverderbniß der Geistlichkeit in ein so helles Licht, daß die tief gekränkten Prälaten und vorzüglich der Erzbischof von Prag bald zum höchsten Oberhaupt der Kirche, bald zum weltlichen Haupte des Reichs ihre Zuflucht nahmen, um vor der frechen Zunge des Sittenpredigers Ruhe zu erhalten. Des Papstes Bann entzog diesem letztern den Schirm seines Königs; allein Huß fand bei dem Gutsherrn seines Geburts-Ortes Hussinecz und bei dem Volke Schutz, welches in seinen Lehren höhere Eingebung verehrend schaarenweise seinem Wohnorte zuströmte. Als sich zu Herstellung der Kircheneinheit und Verbesserung an Haupt und Gliedern die allgemeine Synode zu Costnitz versammelte, ward Huß gleich Anfangs auf dieselbe geladen, sich gegen schwere Klagen zu verantworten, und durch reuevolles Bekenntniß und Widerruf seiner Irrthümer mit der Kirche auszusöhnen. Er begab sich dahin im Vertrauen auf seine Unschuld und das sichere Geleit des Kaisers. Indessen fand Huß zu Costnitz nicht nur Gegner seiner religiösen Meinungen, sondern wegen der auf seine Veranlassung durch Kaiser Wenzel vorgenommenen Umgestaltung der Prager Universität, vermöge derer die Stimmenmehrheit von den Deutschen an die Böhmen zurückfiel, fast in jedem Deutschen einen Nationalfeind, und als Realist in jeden Nominalisten einen Verfolger. Ungeachtet des kaiserlichen Geleitsbriefs und der heftigsten Einsprüche seiner Landsleute mußte Huß unter Mitwirkung des wortbrüchigen Kaisers nach harter Gefangenschaft sein Leben auf dem Scheiterhaufen endigen. Sigmunds nicht vollkommen ruhiges Gewissen wurde durch den Ausspruch hoher Geistlicher, daß man einem Ketzer nicht zum Nachtheile des Glaubens und der Kirche Wort zu halten brauche, bethört, und sonderbar genug waren es gerade diejenigen, welche in der Folge am eifrigsten gegen den Papst für die Kirchenfreiheit kämpften, Johann Gerson und der Cardinal d'Ailly, welche am heftigsten zu seinem Untergange mitwirkten. Neun Monate später erlitt sein inniger Freund und Gehülfe der böhmische Edelmann Faulfisch, bekannter unter dem Namen Hieronymus von Prag, dasselbe Schicksal, nachdem er zuvor die Schwäche

eines ihm durch Todesfurcht entlockten Widerrufs durch eine heldenmäßige Standhaftigkeit in Behauptung seines Glaubens wieder gut gemacht hatte. Beide Opfer der Sectenwuth büßten mit dem Feuertode, daß sie es gewagt hatten nur auszusprechen, was in der Folge zum Theil ihre eigenen Richter ungestraft zum Heil der Kirche ins Leben einführten. Aber jene Männer, welche den Nimbus, der das Oberhaupt der Kirche seit Jahrhunderten umgab, so kühn vor den Augen der Menge hinwegrissen, trauten dem Concilium, von dem sie selbst einen Theil ausmachten, als von Gott auserwähltem und vom heiligen Geiste erleuchtetem Vertreter der großen christ-katholischen Gemeinde solche Unfehlbarkeit zu, daß ihnen jeder Widerspruch irdische und ewige Verdammniß zu verdienen schien.

Zur Hinrichtung der beiden Opfer hatte wahrscheinlich die Hoffnung des Kaisers und der Geistlichkeit, in Böhmen den bürgerlichen und kirchlichen Frieden wiederherzustellen, viel beigetragen. Allein hierin hatte man sich gänzlich verrechnet. Die Böhmen, ein freisinniges, zur Schwärmerei geneigtes Volk, von einem schwachen Könige beinahe völlig ihnen selbst überlassen, antworteten mit Verachtung auf die Ermahnungen des wortbrüchigen Kaisers und der Kirchenversammlung, welche ihnen ihre Gewissensherrschaft wieder aufdringen wollte. Ohngefähr seit den ersten Kreuzzügen war in der Römischen Kirche der Gebrauch aufgekommen, den Laien beim Genuß des heiligen Abendmahls nur den Leib oder das Brodt auszutheilen, und viele von dem gemeinen Glauben sich trennende Secten hatten diese Gewohnheit unter dem Namen des Kelchraubs mit besonderer Heftigkeit getadelt. Nach dem Beispiele der Waldenser legten auch die Hussiten einen besondern Werth auf den Genuß des Abendmahls unter beider Gestalt, weswegen man sie in der Folge Utraquisten nannte. Als daher der Cardinal-Legat Johann Dominico, Erzbischof von Ragusa, mit Uebermuth und Strenge sie zu dem Römischen Abendmahlsgenuß zwingen wollte, vereinigte sich unter Ziska eine große Menge Utraquisten auf einem Berge nahe bei der Stadt Cniß, welchen sie Tabor nannten, zum gemeinschaftlichen Gottesdienste nach ihrer Art, und gründeten die Stadt Tabor durch Erbauung von Häusern da, wo ihre Zelte ge-

ſtanden wären. Da ſie vollends durch Wenzels Tod vollkommen freie Hand erhielten, und ihnen Alles daran liegen mußte, Huſſens Mörder, den Schirmherren der Römiſchen Kirche nicht zu ihrem Könige zu bekommen, ſo ſammelten ſich zahlreiche bewaffnete Schaaren unter Ziska's Anführung, der ſich Johann Ziska vom Kelch und Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten nannte, zogen im Lande umher, zerſtörten Kirchen und Klöſter, und verwandelten beinahe ganz Böhmen in eine Wüſte; denn zu der religiöſen Begeiſterung hatten ſich die Wuth der Rohheit, Mord und Raubluſt vieler Böſewichte geſellt. Mit dem Kelch in der Fahne, einer gänzlichen Verachtung des Todes und einer gränzenloſen Erbitterung gegen Alles, was vom Papſte kam, überwanden die Huſſiten unter Ziska's und ſeiner Nachfolger, der beiden Procope, Leitung alle Heere, welche die Staatskunſt Kaiſer Siegmunds, oder der Religionseifer des Papſtes wider ſie aufgebracht hatte, bis endlich die wiederholten Niederlagen ihrer Heere, die verwüſteten Felder des benachbarten Deutſchlands und die ernſte Beſorgniß, es möchte das Schwert der Huſſiten ihrem Glauben eine weite Herrſchaft gründen, den Kaiſer und den Papſt etwas ſpät ermahnten, klügere Mittel wider einen Gegner anzuwenden, dem auf dem Wege der Gewalt nichts abzugewinnen war. Am meiſten ließ ſich von Unterhandlungen hoffen; denn die Huſſiten waren auch unter ſich nicht ganz einig, und der Wunſch der gemäßigten, welche die größere Zahl ausmachten, ſich mit der Kirche zu verſöhnen, ſchien die Annäherung um vieles zu erleichtern. Die Basler Synode wählte den Weg einer klugen Nachgiebigkeit, um nicht durch allzu unbiegſamen Trotz auch den künftigen vollſtändigen Sieg unmöglich zu machen. Die vier Puncte der Calixtiner, der Genuß des Abendmahls unter beiden Geſtalten, die Freiheit der Verbreitung ihrer Lehre in Böhmen, die Vereinigung der Einkünfte und der Macht des Prieſterſtandes und die Wiederherſtellung einer ſcharfen Sittenzucht wurden den Calixtinern nach langem Unterhandeln mit einigen Modificationen, Erklärungen und Vorbehälten bewilligt. Bei der Freiheit des Predigens war die Vollmacht der geiſtlichen Obern und das höchſte Anſehen des Papſtes vorausgeſetzt; die Kirchengüter ſollten die

Geistlichen nach den Vorschriften der Kirchenväter verwalten, Bemächtigung derselben Kirchenraub heißen, der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt sollte nur Erwachsenen und zwar mit der jeweiligen Erinnerung des Priesters, daß Christus in jeder Gestalt ganz vorhanden sey, gestattet bleiben. Mit dieser Bewilligung waren die Calixtiner gewonnen. Der größte Theil des Adels war unter ihnen. Sie drangen nun selbst auf die Unterwerfung der Taboriten, welche weit mehr Artikel verlangten, z. B. nur an zwei Sacramente, die Taufe und das Abendmahl, und an das Fegfeuer gar nicht glaubten, und überhaupt beinahe das ganze äußere und innere System der Römischen Kirche abgeschafft wissen wollten. In einer Hauptschlacht überwunden mußten die Taboriten nachgeben, man trug dem Kaiser Siegmund die Böhmische Krone an, und zu Iglau kam endlich zwischen dem Kaiser, dem Papst und allen drei Böhmischen Religions-Parteien ein staatsrechtlicher und kirchlicher Vertrag zu Stande, der den Namen der Compactaten trägt, und die künftige Ruhe des Königreichs sichern sollte. Aber Kaiser Siegmunds Versuche, seinen feierlichen Versicherungen zuwider zu handeln, erregten in Böhmen neue Gährungen, welche nach seinem Tode in offenbare Händel ausbrachen, als die Römisch-katholischen sich völlig dem Oesterreichischen Hause ergeben zeigten, während die Utraquisten einen Polnischen Prinzen auf den Thron setzen wollten. Durch die Thätigkeit und die Geisteskraft ihres Hauptes Georg von Podiebrad erhielten zuletzt die Utraquisten die Oberhand, und da ihnen jetzt der junge Ladislaus nicht unpassend zum Könige schien, wurde Podiebrad bis zu einer Mündigkeit zum Regenten des Reichs erwählt, und schirmte mit gewaltigem Arm die Freiheit des Glaubens.

Während man auf diese Art im Innern der Römischen Kirche den Anfang jener Gährungen wahrnahm, welche sie ein Jahrhundert später ganz zerreißen sollten, liefen die Versuche, sich mit ihrer sterbenden Schwester zu Constantinopel auszusöhnen, nicht viel besser ab, als die Bemühungen zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens im Abendlande. Zwar sehnten sich die von den Türken fast bloß auf ihre Hauptstadt beschränkten Kaiser sehnlich nach einer Vereinigung mit den Lateinern, von

welcher sie allein Hülfe gegen die immer nähere und immer drohendere Gefahr des Untergangs zu erwarten hatten. Allein diese Fürsten, welche nicht einmal im Innern ihres engbegränzten Wirkungskreises ganz unabhängig von den Türken waren, hatten nicht Einfluß genug auf ihre Unterthanen und vorzüglich nicht hinreichende Gewalt über ihre Geistlichkeit, um sie unter den gefährlichsten Umständen einer von dem Staatsinteresse so dringend empfohlnen Vereinigung geneigt zu machen. Verschiedene Versuche der Griechischen Kaiser im vierzehnten Jahrhundert waren an dem Uebermuth der Päpste und an der Eifersucht der Griechischen Prälaten auf Rang und Unabhängigkeit, dann auch an der Abneigung aller Griechen, durch Opferung ihres Glaubens den Kirchenfrieden zu erkaufen, gescheitert. Als es endlich dem Kaiser Johann Paläologus gelungen war, den Widerwillen seiner Landsleute in etwas zu besänftigen, legten die Zwistigkeiten des Papstes und der Basler Synode neue Hindernisse in den Weg. Aber Eugens IV. und Kaiser Johannes aufrichtiger Wunsch, die Vereinigung zu Stande zu bringen, siegte über alle Schwierigkeiten. Der Kaiser erschien in eigner Person mit dem Patriarchen von Constantinopel und seinen angesehensten Prälaten auf dem päpstlichen Concilium zu Ferrara, und brachte dieselben durch eifriges Zureden und halben Zwang, welchem sich mehrere durch heimliche Flucht entziehen wollten, nach Florenz. An diesen beiden Orten wurden über die Hauptpuncte des großen Kirchenzwistes, die Lehren vom Fegfeuer, vom ungesäuerten Brodt im Abendmahl, vom Ausgang des heiligen Geistes und dem Primat des Papstes heftig disputirt, ohne daß man am Ende irgend etwas ausgemacht hätte. Da die Lateiner durchaus in keinem Puncte nachgeben wollten, und auch durch keine äußere Umstände dazu genöthigt waren; so mußte der Griechische Kaiser seine Prälaten theils durch Vorstellung der dringenden Noth einer Vereinigung zur Rettung des Griechischen Staates, theils durch allerlei Drohungen, sogar durch Bestechungen und Mangel an Geld-Unterstützung bewegen, die Vereinigungs-Formel zu unterschreiben, in welcher dem Papste das Primat bewilligt, die übrigen Artikel zu Gunsten beider Ansichten sinnbildlich erklärt, und im Uebrigen jeder Kirche ihr be-

sonderer Gebrauch gelassen wurde. Am sechsten Julius des J. 1439 wurde diese Urkunde in Gegenwart des Kaisers und des Papstes in der Hauptkirche zu Florenz unter vielen Feierlichkeiten vor dem Volke abgelesen, und der Papst ermahnte die ganze Christenheit zur Feier dieses glücklichen Vereins. Indessen war leicht vorauszusehen, daß ein solcher Vertrag, welchen die eine Partei so einseitig vorgeschrieben, und die andere nur von oben herab gezwungen wider ihren eigenen und ihres Volkes Willen gebilligt hatte, nicht von langer Dauer seyn würde. Der Bischof von Ephesus hatte seinen Beitritt standhaft verweigert; zu Constantinopel nahmen die meisten Bischöfe den ihrigen zurück; diejenigen, welche bei der Vereinigung bleiben wollten, sanken bei dem Volke in die tiefste Verachtung; allmählig löste sich aller Verband wieder auf, und der gänzliche Umsturz des Griechischen Reichs machte allen neuen Einigungsversuchen ein Ende.

Drei große Zwecke wurden während dieses Zeitraums theils neben, theils gegen einander in der christlichen Kirche erstrebt, die den kirchlichen und religiösen Verhandlungen dieses Zeitalters einen eigenthümlichen Charakter und ein ganz eigenes Interesse gaben. Die Päpste suchten das bestehende System der Römischen Kirche, d. h. ihre eigene ausschließliche und unumschränkte Gewalt und das damit verbundene bestehende Dogmengebäude in seinem ganzen Umfang unangetastet zu behaupten, und selbst auf künftige Zeiten zu befestigen. Ihnen hingen die Römische durch den heiligen Stuhl erhobene Geistlichkeit, die Bettelmönche, die Ketzerrichter und ihre Befreundeten, endlich der größte Theil der unwissenden Menge aus allen Ständen an. Die gebildetesten Christen hingegen, selbst aus dem geistlichen Stande wünschten Einheit der Kirche, aber Erhebung derselben über den Papst, Herstellung der ächten Kirchenzucht und apostolischen Reinheit, Abstellung aller Misbräuche und Beachtung der Volksthümlichkeit in der Einrichtung der Nationalkirchen, dabei Festsetzung eines natürlichen und bleibenden Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Dieser Geist sprach sich in den Concilien zu Costnitz und Basel aus, und veranlaßte jenen wichtigen Schluß der frühern Synode, daß die allgemeine Kirchenversammlung

über den Papst erhoben sey, die vorgenommenen Kirchenverbesserungen, die Annahmsurkunde der Basler Schlüsse von Mainz, die pragmatische Sanction u. s. w. Daß aber der Papst demnach den wesentlichsten Theil seiner Macht behielt, und weder Verbesserung der Kirchenzucht, noch religiöse Aufklärung ernste Forschritte machten, verdankte das Oberhaupt der Kirche zunächst dem noch aus frühern Zeiten bei dem größten Theil der Menschen herrschenden Glauben an seine Unfehlbarkeit; denn der durch reiche Pfründen und gewaltigen Einfluß an das Interesse des bestehenden Kirchensystems geknüpften hohen Geistlichkeit und den Stützen, welche sich die Päpste an den Bettelmönchen, den Ketzergerichten und den von ihnen abhängigen Reichthümern mit vorsichtiger Klugheit zu verschaffen gewußt hatten. Endlich suchten einige über die arge Verderbniß des Priesterthums heftig erbitterte, und deswegen nur die erste Urkunde des Christenthums mit Verwerfung aller spätern Zusätze achtende Menschen die oberpriesterliche Gewalt überhaupt und mit ihr das ganze bestehende Kirchen- und Lehrsystem umzustürzen, um auf seinen Trümmern eine aus der Bibel gezogene reine Christenlehre in der einfachsten, von sinnlicher Verzierung entblösteten Gestalt, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, von allen übrigen Verhältnissen unabhängig zu gründen. Dieses letztere Streben, welches sich bei den Albigensern, Waldensern und am Ende dieses Zeitraums auf eine sehr deutliche und furchtbare Weise bei den Taboriten zeigte, lag mit den religiösen Ansichten des Mittelalters, allen bestehenden Einrichtungen und selbst dem Wunsche aufgeklärterer Christen in zu starkem Widerspruch, als daß es noch jetzt ein bedeutendes Gewicht hätte erhalten können. Aber jene drei so verschiedenartigen Richtungen der religiösen Stimmung erregten, wenn sie auch bis jetzt in der äußern Gestaltung des christlichen Religionswesens keine bedeutende Veränderung hervorbrachten, dennoch in allen Gemüthern eine solche Gährung, daß sich in kurzer Zeit bedeutende Erscheinungen im Gebiete der christlichen Glaubenslehre und der geistlichen Kirchenverfassung erwarten ließen.

Fünfzehntes Buch.

Mathematiſche Wiſſenſchaften.

I. Capitel.

Die älteſten Zeiten bis auf die Belehrung der Griechen durch Thales.

Lange ehe der menſchliche Geiſt auf die oberſte Urſache aller Dinge und auf ſich ſelbſt zurückging, um aus dieſer höchſten Quelle die Geſammtheit äußerer und innrer Erſcheinungen abzuleiten, beſchäftigte er ſich mit jenen äußern Erſcheinungen ſelbſt und ihren Verhältniſſen unter ſich. Aber jene Verhältniſſe waren vorzüglich zweierlei: entweder gründeten ſie ſich auf die Form und bezogen ſich dann auf die Geſtalt, in welcher ſie dem Auge erſchienen, oder die Menge, in welcher die Gegenſtände vorhanden waren, oder ſie gründeten ſich auf das eigentliche Weſen der Dinge ſelbſt, welches ſie ihrer Natur nach zu Gattungen, Geſchlechtern oder Einzelnen beſtimmte, und nicht ohne Aufhören ſeines bedingten Seyns verändert werden konnte. Jene Formalverhältniſſe wurden Gegenſtand einer Wiſſenſchaft, die man lange nach dem Urſprung und der Ausbildung einzelner Theile mit dem allgemeinen Namen Mathematik bezeichnete, während die Lehre von den Weſenverhältniſſen den Naturwiſſenſchaften anheimfiel.

Aber in unendlich früher Zeit wurde es dem Menſchen Bedürfniß, jene Formalverhältniſſe zu ergründen, und durch Kenntniß derſelben ſeinen Geiſt mit der Außenwelt in's Gleichgewicht zu ſetzen. Jede Erſcheinung des Lebens war ein Aufruf zu dieſer Forſchung. Das Streben nach der Erkenntniß der Grundgeſetze, auf welchen dieſe Verhältniſſe beruhten, wo Vernunft und Ahnung von Begriff zu Begriff immer höher leiteten, und die höhern Anſichten, welche ſich über alle dieſe Erſcheinungen allmählig bildeten, gaben nach und nach einzeln und auf ver-

ſchiedenen Puncten der bevölkerten Erde jenen Lehrbegriffen das Daſeyn, deren Geſammtheit heute der viel bedeutende Name Mathematik (μάθησις) umfaßt. Zwar bietet ſich dem Verſtande oder der Phantaſie leicht ein Gang dar, nach welchem ſie jene Lehren ausgebildet haben können oder müſſen; aber dem Geſchichtſchreiber iſt nicht erlaubt, einen ſolchen Gang zu verfolgen, deſſen Entwicklung aus dem innerſten geiſtigen Leben des Menſchen mit der Außenwelt in keiner Verbindung ſteht. Er muß ſich beſchränken auf dasjenige, was uns die Geſchichte Beſtimmtes aus der Vorzeit aufbehalten und überliefert, und darf nur da ſein höheres Gefühl reden laſſen, wo das Beſtimmte an das Unendliche gereiht wird. Allein aus jenen Urzeiten, von denen uns neben ſeltnen Bruchſtücken gleichſam nur eine hohe Ahnung geblieben iſt, hat uns die Geſchichte von der Entwicklung der erſten Wiſſenſchaft des irdiſchen Lebens nur ſo unzuſammenhängende Nachrichten aufbehalten, daß ein Ganzes daraus zu bilden unmöglich, und ſelbſt bei den Einzelnen mehr Ahnung als Gewißheit iſt. Daher iſt es der Natur der Dinge gemäß, daß in ſpätern Zeiten, wo aber die Mathematik noch zu keinem Ganzen erhoben war, man den Urſprung der einzelnen Theile derſelben bei denjenigen Völkern ſuchte, deren äußern Bedürfniſſen ſie am lebendigſten zu entſprechen ſchienen. So ſollte bei den handelnden Phönikiern die Arithmetik, bei den Landbau treibenden Aegyptern die Geometrie entſtanden ſeyn. Nur über den Urſprung der erhabenſten der mathematiſchen Lehren, welche zugleich als ewiges Geſetz unſere irdiſchen Verhältniſſe ordnet, und uns über dieſelben hinaus zum Univerſalen erhebt, über den Urſprung der Sternkunde konnten ſich die Völker der alten Welt nie recht vereinigen. Wie in heißer Schlacht die muthigſten Kämpfer ſich um die edelſte Beute des Tages drängen, ſo rangen die alten Völker, die hohe Bedeutung jener Wiſſenſchaft wohl erwägend, um den Vorzug, ſie erzeugt zu haben. Selbſt die Griechen hielten es noch für Pflicht und Ehre gemäß, den Kampf für ihre Aegyptiſchen Lehrer fortzuführen. Für uns aber trägt die Entſcheidung dieſer Streitfrage wenig aus. Gleichwohl hat ſich aus dieſen Forſchungen die wichtige

Vermuthung entwickelt, daß jene bekanntern Völker der alten Welt, von deren astronomischen Kenntnissen bestimmte Spuren bis auf uns gekommen sind, nicht die ersten gewesen, welche über diese Verhältnisse gedacht und geforscht haben, und daß Wahrheiten von der höchsten Bedeutung entdeckt waren, ehe große Ereignisse der Natur und des menschlichen Lebens eine uralte Cultur in ewige Vergessenheit begruben.

Als der Mensch im Leben so weit vorgerückt war, — und dieses muß frühe statt gefunden haben — daß Zeitbestimmung eines seiner ersten Bedürfnisse wurde, boten die Erscheinungen des Himmels, welche sich nach unwandelbaren Gesetzen periodisch zu erneuern schienen, einen natürlichen Theilungsgrund dar. Tag und Nacht mußte dem Ungebildetesten in die Augen fallen, Ab- und Zunehmen des Mondes war beinahe eben so auffallend, nur die Uebereinstimmung der Wiederkehr der Jahrszeiten mit den Verhältnissen der Sonne und Erde erforderte tieferes Nachdenken. So führten Bedürfnisse und edlerer Trieb nach Erkenntniß die Menschen zu höhern und reifern Ansichten über die Zeit und ihr irdisches Maß. In fortsteigender Cultur bestimmte man sie nach Tagen, Monaten und Jahren; aber in unbekanntem Alter wechselten diese Bestimmungen aus unbekannten Gründen, und veranlaßten für die forschende Nachwelt unauflösbare Verwirrung. Lange ehe man über das Verhältniß der Erde zur Sonne und der übrigen Gestirne annähernde Entdeckungen gemacht, scheint ein Mondenjahr bestanden zu haben, welches zwölf Mondenkreisläufe in sich begriff, und durch öftere Einschaltung von Monaten mit den Jahrszeiten in's Gleichgewicht gesetzt wurde. Dann kam man auf Monate von 30, folglich Jahre von 360 Tagen, später wurde das Jahr um fünf Tage erweitert, von da an verflossen noch Jahrhunderte bis auf die genauere Bestimmung des Sonnenjahrs, der Sonnen- und Mondsfinsternisse und des übrigen Ganges der unüberseh baren Sternenwelt.

Als die Klügsten und Gebildetsten unter jedem dieser alten Völker es inne wurden, wie leicht durch Kenntnisse jener erhabenen Verhältnisse Herrschaft über das unwissende Volk errun-

gen und bewahrt werde, setzten sie ihre Forschungen unabläſſig fort, und behielten den Erfolg als Prieſtergeheimniß inne. Leicht wurde es ihnen, da auch ſie im Beſitz der Leitung aller Religionsbegriffe des Volkes waren, dieſelben mit demjenigen, was in der Außenwelt mit dem höchſten Glanz erſchien, in Verbindung zu bringen. So vermiſchten ſich Namen mit Göttern und Geſtirnen auf mannigfaltige Weiſe; wunderbar vereinten ſich mit ihnen die Sagen der Vorzeit und die Aegyptiſchen Bilder dichteriſcher Einbildung. Bald fanden Schwärmer Sympathie zwiſchen den Bewegungen der Sterne und dem Gange des Lebens; Betrüger machten ſich dieſen Wahn zu Nutze, und gründeten auf ihn die Aſtrologie (Sternendeuterei), allmählig der vorzüglichſte Zweck der Forſchungen über den Lauf der Geſtirne. Aber überall blieb die Aſtrologie und mit ihr alle Beobachtungen unter der Leitung geheimnißvoller Prieſter, die durch ſie Fürſten und Völkern ein unſichtbares Joch auflegten, wider welches das Eiſen nichts vermochte. Zwei Jahrtauſende hindurch beobachteten Chaldäiſche Prieſter in dem Tempel des Belu den Lauf der Geſtirne, in deren Betrachtung ſie ſich ſtets ablöſten, während die Ergebniſſe ihrer Forſchungen auf mannigfaltige Weiſe mit den Schickſalen des Reichs und der Verhältniſſe des Lebens in Verbindung gebracht wurden. Dieſe Beobachter blieben eine ſtets abgeſchloſſene Geſellſchaft, deren Forſchungen nicht leicht bekannt wurden, und unter denen ſich nicht leicht einer vor den übrigen Ruhm erwerben konnte. Wohl hat uns die Geſchichte einige Namen aufbehalten, aber was mit denſelben verknüpft werden mag, iſt unſicher. So ſcheint in den Kinderzeiten der Chaldäiſchen Sternkunde Beroſus die Meinung geäußert zu haben, als ob der Mond gleich einem Wurfballe eine blaue und eine helle Hälfte hätte. Weit ſpäter lehrten ſie, daß der Mond durch fremdes Licht erleuchtet ſey, und daß die Finſterniſſe von dem Schatten der Erde herrührten. Mit der Periode von 223 Mondmonaten bekannt, welche dieſelbe Reihe der Mondsfinſterniſſe wieder herbeiführt, wußten ſie dieſe letztern vorherzuſagen; über die Sonnenfinſterniſſe hingegen waren ſie nur unvollkommen belehrt. Sieben Planeten und ihre

Bewegungen kannten ſie, und den Thierkreis theilten ſie in zwölf Geſtirne ab, welche den Namen ihrer oberſten Götter trugen. Der Tag erhielt verſchiedentlich zwölf oder ſechzig Theile, welche letztere Zahl bei den Alten wegen ihrer großen Theilbarkeit vorzüglich beliebt war. Daß ſie die Tageszeit nach Sonnenuhren maßen, ſcheint aus vielen Umſtänden hervorzugehen. Ueberhaupt aber hatten ſie viele Perioden ausgerechnet, nach welchen gewiſſe Verhältniſſe unter den Geſtirnen wiederkehrten. Das Sonnenjahr hatten ſie auf 365 ¼ Tage feſtgeſetzt. Von dem Umfang der Erde glaubten ſie, daß ein Mann, der mit gutem Schritt ohne Unterbrechung fortginge, ſeine Reiſe zu gleicher Zeit mit der Sonne vollenden würde, welcher Begriff uns durch ſeine Vernünftigkeit Bewunderung einflößt.

Was den Chaldäern Babylon, war den Aegyptern Theben, die Sonnenſtadt, der Sitz ihrer älteſten Prieſterſchule. Hier entdeckte man zuerſt die Unvollkommenheit des Jahrs von 365 Tagen, und fügte ihm noch ganze ſechs Stunden bei. Die Ueberſchwemmungen des Nils hatten frühe Beobachtung der Geſtirne veranlaßt. Man fand in der Erſcheinung des Sirius kurze Zeit vor Sonnenaufgang eine ſichre Verkündung der Annäherung derſelben. Ihre Verſpätung (alle vier Jahre um einen Tag) führte auf richtige Schätzung des Sonnenjahrs, welches man zu kurz angenommen. Deſſenungeachtet hielten die Aegyptiſchen Prieſter ſtrenge auf Beibehaltung des ältern und bürgerlichen Jahres, welche ſogar die Könige bei ihrer Thronbeſteigung beſchwören mußten. Man hielt es für einen Segen der Götter, daß ihre größten und heiligſten Feſte ſo nach und nach alle Zeiten und Tage des Jahrs durchwanderten. Erſt in 1461 Jahren traf das religiöſe und bürgerliche Jahr wieder mit dem aſtronomiſchen zuſammen; deswegen war ihnen das 1461. Jahr heilig, der ganze Zeitraum eine höchſt wichtige Periode. Ueberhaupt herrſcht wegen der Verſchiedenheit der Jahre, welche ohne Rückſicht auf ihre höchſt ungleiche Dauer zuſammengezählt wurden, großes Dunkel in der alten Aegyptiſchen Chronologie. In verſchiedenen Provinzen und Zeitaltern hatte man Jahre von einem, zwei, drei, vier, ſechs und zwölf Monaten,

je nachdem die Sonne, der Mond oder ein anderes Gestirn dabei zu Grunde gelegt wurden. Der Gebrauch der Sonnenuhren war in Aegypten sehr frühe gewöhnlich, vermittelst derselben hatte man das Verhältniß des Durchmessers der Sonne zu ihrem Kreislauf wie 1: 730 bestimmt. Bei ihren Instrumenten scheuten sie den ungeheuersten Umfang nicht; hievon zeugen die Obelisken, deren Form sich zur Sonnenuhr eignet, und der 365 Ellen lange Ring des Osimandus, vermittelst dessen der Lauf der Gestirne auf die Verhältnisse des Lebens bezogen wurde. Gegen den Anfang unsrer Zeitrechnung ging Aegyptens Priester-Astronomie mit der Bedeutung dieses Standes zu Grunde. Als die erhabenste der irdischen Wissenschaften zu Alexandrien nach ihrer Würde frei und offen behandelt wurde, konnte sich jenes dunkle und geheimnißvolle Getreibe, die Schutzwehr der Beschränktheit, nicht länger behaupten. Von den übrigen mathematischen Kenntnissen der Aegypter ist nichts Bestimmtes bis auf uns gekommen; doch lehrt das Gewaltige ihrer Baukunst und der ganze übrige Zustand ihrer Cultur, daß sie nicht unbedeutend gewesen seyn müssen.

II. Capitel.

Von Thales bis auf die Gründung der Schule zu Alexandrien. (Vom 7. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. Geb.)

Sechshundert Jahre vor Christi Geburt brachte Thales aus Milet die mathematischen Kenntnisse der Aegypter seinen Landsleuten, den Griechen, in den frühern Zeiten der freien Verfassungen dieses Volks. Obschon unter rauherm Himmel und unter weniger gebildeten Menschen, als Aegyptens Priester gewesen waren, fühlten sie bald den herrlichen Schwung, den die Freiheit jeder höhern Aeußerung der Seele giebt, und bahnten sich, auch da wo ihnen Vorurtheil oder Selbstsucht mit ängstlicher Eifersucht entgegen traten, einen freien Weg zur Erkenntniß. Thales ward der Stifter der Jonischen Schule, der Mutter Griechischer Weisheit und eigenthümlicher Forschung; aber die Geschichte hat uns von den Bemühungen dieser Väter unserer Erkenntniß und der Ergebnisse derselben so wenig aufbehalten, daß eigentlich nur auf sehr unzuverlässigen Gründen beruht, was dem Stifter, seinen Aegyptischen Lehrern, oder diesem oder jenem seiner Jonischen Schüler eigenthümlich angehöre. Einzelne mathematische Wahrheiten und Instrumente, auf welche die Erfahrung geführt hatte, kannte man in Griechenland aus uralten Zeiten her, nur in ihrer wissenschaftlichen Beziehung war Thales neu. Schon in Aegypten sollte dieser Philosoph zur Verwunderung des Königs Amasis die Höhe der Pyramiden und Obelisken vermittelst ihres Schattens ausgemessen, und die Entfernung weit vom Ufer stille stehender Schiffe bestimmt haben. Schriftsteller des Alterthums schreiben ihm die Entdeckung mehrerer Verhältnisse der Dreiecke und des Kreises, vorzüglich

aber die des Satzes zu, daß der Winkel im halben Kreise allemal ein rechter sey, dessen Wichtigkeit ihm unendliche Freude verursachte. Die Sterne soll er für entflammte Erden, das Licht des Mondes für von der Sonne erborgt, jenen Planeten für die Ursache der Finsternisse dieser letztern, den Schatten der Erde für die Ursache der Mondsfinsternisse, die Gestalt der Erde endlich für rund und in fünf Zonen theilbar gehalten haben. Die Kenntniß der Eintheilung der himmlischen Sphäre brachte er aus dem Morgenlande mit. Eben so schreibt man Anaximander seinem Nachfolger die Erfindung der Landcharten zu. Weil man die Erde nur bis zum Aequator kannte, und deswegen die Entfernung von Abend gegen Morgen weit größer schien als die von Mittag gegen Mitternacht, nannte man jene Länge, diese Breite. Die Sonne hielt Anaximander für ein reines Feuer, die Erde für einen Körper, welcher sich um den Mittelpunct des Weltalls drehe. Von dem Mond glaubte er zwar wie Thales, daß er sein Licht von der Sonne erborge, aber dessenungeachtet noch ein eigenes weit schwächeres habe. Nach seiner Ansicht gab es außer der Erde noch andere bewohnte Weltkörper, alle von jener gleich weit entfernt; die Sonne hielt er für 27mal, den Mond für 19mal so groß als die Erde. Anaximenes behauptete zuerst die körperliche Festigkeit des Himmels, an welchem die übrigen Weltkörper befestigt zu seyn schienen. Aber vor allen Lehrern der Jonischen Schule glänzte durch sein mathematisches Genie Anaxagoras, der so innig in seiner Wissenschaft lebte, daß sein Auge die meiste Zeit gegen den Himmel gerichtet war, dessen Erforschung er für einen der vorzüglichsten Zwecke des menschlichen Lebens hielt. Nach dem Zeugnisse Vitruvs schrieb er über Optik und Perspektiv, und hatte in der Geometrie große Fortschritte gemacht. In der Astronomie überließ er sich wie die Griechen überhaupt mehr seinem Genius, als daß er seine Wissenschaft auf bewährte Erfahrungen gegründet hätte. Die Cometen hielt er für eine zufällige Vereinigung irrender Sterne, den Mond für einen wie unsre Erde gestalteten, wie diese mit Bergen, Seen und Flüssen versehenen Körper. Als Anaxagoras die Ursachen der Mondsfinster-

nisse öffentlich bekannt gemacht, erfuhr er, wie gefährlich es von jeher war, Beschränktheit und Unwissenheit zum Schönen und Großen erheben zu wollen, ehe die Zeit die Nebel verdrängt hat, welche die Wahrheit umhüllen. Wegen seiner astronomischen Lehren und wegen der Behauptung eines einigen Gottes verdammte ihn das Athenienſische Volk zum Tode. Von diesem rettete ihn mit Mühe sein Freund Perikles, doch nicht von der Verbannung. Während seiner Gefangenschaft soll er, der erste von dem es bekannt ist, über die Quadratur des Kreises geforscht haben.

Ein halbes Jahrhundert nach Thales lehrte zu Crotona in Großgriechenland Pythagoras, der weiseste seiner Zeit, nachdem er von Aegypten bis an den Ganges die Geheimnisse der Priester erforscht, die Lehre der Harmonie des Weltalls. Er hatte in den Zahlen eine tiefe Bedeutung gefunden, nach der sich in Zahlverhältnissen die verborgensten, innersten Gesetze des Weltganges aussprachen. Was sich im Morgenlande in uralter Ueberlieferung erhalten, brachte sein hoher Geist zur Einheit. Reines Feuer, Licht war die reinste, lebendigste Seele seines Weltsystems, für diese die Sonne ein sichtbares Bild; daher die Lehre von dem festen Standpuncte derselben im Mittelpunct des Weltalls und der Bewegung der Erde, nicht eine Folge geprüfter Erfahrungen, sondern bloß eine Aeußerung der Pythagoräischen Vernunft, welche das Weltall aus sich selbst in mathematischen Formen erbaute. In eben dem Geiste leiteten die Pythagoräer den Ursprung alles Bestehenden auf die vier ersten geraden und die vier ersten ungeraden Zahlen zurück, welche sich in mannigfaltigen Verhältnissen verbänden. Eben so fand Pythagoras im Würfel die Grundform der Erde, in der Pyramide die Grundform des Feuers, in dem Achteck und Zwanzigeck die Grundformen der Luft und des Wassers, in dem Zwölfeck endlich die Grundform des gesammten Weltalls; denn in diesen fünf Formen erschöpft sich die Zahl der regelmäßigen Körper, der Grundlagen aller körperlichen Verhältnisse. Die Aufsuchung verborgener Gesetze in den Zahlen gab der Rechenkunst der Pythagoräer einen gewaltigen Schwung, in ihrer Form soll

ſie nach Boethius mit der ſpätern der Araber eine große Uebereinſtimmung gehabt haben. Auch die Muſik, in welcher man bis auf Pythagoras nur von den Sinnen Rath genommen, brachte dieſer Weiſe auf beſtimmte Zahlverhältniſſe zurück, nach denen die Entfernung der Töne geſchätzt werde. Dieſe übertrug er auf das geſammte Weltall, deſſen Theile durch ihre regelmäßige Bewegung jene Weltharmonie hervorbrachten, die dem menſchlichen Ohr nur deswegen entgeht, weil ſeine Organe das Unendliche nicht faſſen können. In der Geometrie ſchreibt man ihm höchſt wichtige Entdeckungen über das rechtwinklige Dreieck und die Incommenſurabilität gewiſſer Linien wie der Diagonale des Quadrats u. ſ. w. zu, denen ſie wieder philoſophiſche Beziehungen gaben. Die Schiefheit der Ekliptik, die runde Geſtalt der Sonne, der Erde und der übrigen Geſtirne, das Syſtem der Gegenfüßler, die Urſache der Beleuchtung des Mondes, ſeiner Finſterniſſe und derer der Sonne waren den Pythagoräern bekannt. Aber der geheimnißvolle Schleier, den ſie bisweilen auch von dem Reize höherer, verborgener Weisheit eingenommen über die wichtigſten Grundſätze ihrer Lehren warfen, vereint mit der Unſicherheit deſſen, was dem Einzelnen oder ſelbſt dem Ganzen überhaupt rein und unverfälſcht angehört, haben eine der merkwürdigſten Secten des Alterthums in ſolches Dunkel verhüllt, daß außer dem, was als reinſter Ausfluß der Seele ihres Stifters durch alle Jahrhunderte hindurch ſeine beſondere Eigenthümlichkeit geſtaltet, jener Alles umfaſſenden Harmonie und ſeinen Verſuch, ſie hienieden zu verwirklichen, nur zertrümmerte und entſtellte Denkmäler ihrer Erkenntniß bis auf uns gekommen ſind.

Später ſcheinen Forſchungen über die Verhältniſſe des Kreiſes wie die des Hippokrates und erneuerte immer unglückliche Verſuche, ſeine Quadratur aufzufinden, vorzüglich die Griechiſchen Mathematiker beſchäftigt zu haben. Doch fällt in dieſe Zeit das höchſt wichtige Ereigniß der Griechiſchen Calenderverbeſſerung durch Meton im J. 432 v. Chr. Geb. Von jeher hatte man ſich, ohne auf ein genaues Reſultat zu kommen, beſtrebt, den Kreislauf des Mondes mit dem der Sonne zu verei-

nen. Aber alle diese Versuche waren an der Erfahrung gescheitert. Allmählig kam man darüber in solche Verwirrung, daß Aristophanes mit dem bittersten Spott auf's Theater zu bringen wagte, wie die Götter, deren Feste nach der Bahn des Mondes bestimmt wurden, an ihren eigentlichen Festtagen oft getäuscht und mit leerem Bauche abziehen müßten. Da schlug Meton aus Leuktra in Attika bei den Olympischen Spielen einen neuen Cyclus vor, welcher wegen seiner einleuchtenden Vortheile ungeachtet der gewaltigen Veränderungen, die er im ganzen Calenderwesen der Griechen veranlaßte, von den versammelten Griechen einstimmig angenommen wurde: 19 Sonnenjahre waren 19 Mondjahren und 7 Monaten gleich, welche im 3. 6. 8. 11. 14. 17. und 19. Jahr des Cyclus eingeschaltet wurden. Statt daß bisher Monate von 29 und von 30 Tagen mit einander abwechselten, setzte Meton fest, daß von 236 Monaten 125 mit Inbegriff der Schaltmonate dreißig Tage und nur 110 neun und zwanzig halten sollten. Nur zwei Stunden vollendete dann der Mond seinen letzten Kreislauf später als die Sonne. Der Anfang des ersten Cyclus Metons fiel nach unserer Rechnung auf den 10. Juli des Jahrs 432 v. Chr. Geb. Wahrscheinlich brachte Meton diesen Cyclus aus Aegypten oder Asien, denn noch hatte man es in Griechenland nicht weit genug gebracht, daß er ihn von selbst hätte finden mögen. Trotz der allgemeinen Bewunderung indessen, welche er damals erregte, und der genauen Bestimmung der Olympischen Spiele, welche von nun an statt fand, behielt man (sonderbar genug) noch lange das bürgerliche Jahr von 360 Tagen.

Plato, der feurige, genialische Plato, hielt die reine Erkenntniß der Formenverhältnisse der Körperwelt für so wichtig, daß er durch eine Inschrift jedem den Eintrit in seine Schule untersagte, der sich mit den Lehren der Geometrie nicht bekannt gemacht hätte. Aber sein Geist schwang sich so lebendig zum Unendlichen hinauf, daß er nur für die Erkenntniß der reinen allgemeinen Formengesetze, nicht für die Anwendung derselben auf die Erscheinungen der Außenwelt geeignet seyn konnte. Daher hatten Plato und seine Schule nur auf die Geometrie, nicht

auf die abgeleiteten Wissenschaften derselben wichtigen Einfluß. Ihm verdankt man die Einführung der geometrischen Analyse in geometrischen Untersuchungen, einer Methode, deren Einwirkung auf lebendige Geistesentwicklung nicht zu berechnen ist. Ebenso wichtig war für die Wissenschaft die Behandlung der Kegelschnitte und der daran entstandenen krummen Linien, der Ellipse, Parabel und Hyperbel. In seiner Schule kam man auf höhere Begriffe über die Natur unbestimmter Aufgaben, und die geometrische Verdopplung des Würfels erhielt größere Klarheit. Zwar überließ sich Plato in seinen Ansichten über Astronomie größtentheils seiner Phantasie und der Verfolgung einiger philosophischer Begriffe, aber unendlich viel that er für sie, indem er ihr höhere Weihe, wissenschaftliche Würde ertheilte. Berühmt wurde durch seine astronomischen Kenntnisse Eudoxus, ohne daß er die Wissenschaft besonders gefördert hätte, Menächmus durch seine Entwicklung der Theorie der krummen Linie, Dinostrates, sein Bruder, durch die Auffindung der Quadratricen. Aristoteles, der die Summe der Cultur seines Zeitalters in sich aufzufassen schien, und durch so häufige Anführung mathematischer Beispiele in seinen philosophischen Werken seine große Achtung für diese Wissenschaft beurkundete, erweiterte die Mathematik nicht durch neue positive Kenntnisse; seine Mechanik und Optik waren schwach und zeugen von dem höchst unvollkommnen Zustande jener Wissenschaften; daß aber er die Pythagoräische Theorie von der Unbeweglichkeit der Sonne wieder umwarf, verzeiht man ihm leicht, wenn man bedenkt, auf welchen Grundlagen sie beruhte. Obschon Aristoteles selbst beobachtete, waren seine Begriffe über Astronomie nicht viel gründlicher. Nach ihm schrieb Euklemus von Rhodus die Geschichte der Geometrie und Astronomie; ihr Verlust wäre unersetzlich, hätte man nicht Ursache zu glauben, daß sie viel zu kurz gefaßt waren, um wünschenswerthe Aufklärung über diesen Gegenstand zu verbreiten. 330 Jahre vor Chr. Geb. verbesserte Kalippus den Cyclus des Meton, der um zwei Stunden zu lang war, dadurch daß er alle 76 Jahre einen Tag abzog. Dieses war die letzte Veränderung des Griechischen Calenders. Höchst wahrscheinlich machte Pitheas von Marsilia

seine große Entdeckungs-Reise gegen den Nordpol am Schlusse dieses Zeitraums. Auf dieser Reise kam er nach Thule. Daß dieses Island, oder eine wenigstens eben so nördliche Gegend war, scheint aus der Beobachtung hervorzugehen, daß daselbst am längsten Tage die Sonne des Abends den Horizont nur berührte, und unmittelbar wieder aufging. Von der gleichzeitigen Reise des Euthymenes nach Süden wissen wir gar nichts mehr. Ueberhaupt aber waren in diesem ganzen Zeitraume nur die reinen mathematischen Theorien seit ihrer Verpflanzung nach Griechenland zu höherer Reife gekommen, weil die ältern Griechen aus der blühenden Zeit nur für die Ergründung derselben im Geiste, nicht für langwierige Beobachtung äußerer Erscheinungen Sinn hatten. In der Astronomie, Mechanik und Optik hatte man sich kaum über die ersten Grundsätze erhoben.

III. Capitel.

Von der Gründung der Schule zu Alexandrien bis auf den Tod des Ptolemäus. (Vom 3. Jahrhundert v. Chr. Geb. bis um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. Geb.)

Was von den größten Fürsten alter und neuer Zeit durch weiſe Verfaſſungen für ihre Völker und die ganze Mit- und Nachwelt im Gebiete der großen Erſcheinungen des Lebens gewirkt wurde, das leiſteten für die Wiſſenſchaften und zwar vorzüglich für die mathematiſchen Lehren die erſten Ptolemäer durch die Stiftung der großen Schule zu Alexandrien. Denn hier wurde neben der Aufſtellung aller nur erdenklichen Hülfsmittel, welche die Zeit geſtattete, der ſchöne Gedanke verwirklicht, daß die Weiſeſten und Gebildeteſten in naher Vereinigung zuſammen wohnend, durch täglichen Umgang und Austauſch der Ideen alle raſtlos nach einem Zwecke ſtrebend, ſich ſelbſt und die Wiſſenſchaft zu einer Höhe emporhoben, wie es nur unter ſo eingeleiteten und ſo trefflich benutzten Umſtänden möglich war. Die Theorien der reinen Mathematik, welche ſchon früher ziemlich weit fortgeſchritten waren, wurden vervollkommnet, andre gleichſam ganz neu geboren, die meiſten von einem neuen Geiſte beſeelt, der die glänzendſten Ergebniſſe zur Folge hatte. Griechenlands Freiheit war zu Grunde gegangen. Ein Einziger hatte durch Beſtimmtheit, Zuſammenhang und ununterbrochene Bemühungen die getrennten, in ihrem Innern aufgelöſten, alten Sitten und Geſetzen untreu gewordenen Völkerſchaften unterjocht und in ein großes Reich zuſammengedrängt. Als Weltherrſchaft verdankte dieſes Reich ſein Daſeyn dem Genius eines Alexander, Geiſt und Bildung mußten Elemente deſſelben bleiben.

Aber dieser Geist war nicht mehr jene Blüthe hellenischer Phantasie, die einen Homer, einen Plato, oder einen Aeschylus hervorgebracht, und die nebst Griechischem Klima der vergötternde Genuß uralter Freiheit erzeugt hatte. Hier galt der Einzelne nichts mehr, und was er sonst mit den Göttern gemein zu haben schien, wurde weder vom Fürsten noch von der Menge mehr geachtet. In den neuen Monarchien galt der Wille des Herrschers über Alles; seinen Glanz zu erhöhen, seine Macht zu vergrößern, war allein erlaubtes Streben, Alles führte auf diesen Zweck. Das Genialische schwand, desto mehr galten Verstand und emsige Forschung. Vorzüglich sprach sich jetzt dieser Geist in den angewandten mathematischen Lehren aus. In jenen Zeiten war es nothwendig. Nur zu häufig hatte man sich im frühern Alterthume dem Schwunge gereizter Phantasie oder den Irrgängen unsicherer Speculation überlassen, und alle ernste sorgfältige Beobachtung vernachlässigt, daher eine Menge unreifer Schlüsse a priori auf die Wirklichkeit. Jetzt mußten Jahrhunderte hindurch zuverlässige Erfahrungen gesammelt werden, ehe die Nachwelt wieder auf einem sichern Grund im Geiste fortbauen konnte. Darum wurde Aufsuchung, Beobachtung und Ordnung der Charakter der Alexandrinischen Schule, bis sie so viel gesammelt hatte, daß Ptolemäus wieder durch ein zusammenhängendes System die Welt in Erstaunen setzen konnte.

Aber wenn auch im Ganzen genommen in der angewandten Mathematik mehr Erfahrungen als Systeme die Schule von Alexandrien beschäftigten, so darf man darum nicht glauben, daß die großen Männer, welche sie hervorbrachte, die reinen mathematischen Theorien vernachlässigt hätten. Was in der Geometrie die Platonische Schule der Nachwelt überlieferte, das wurde von den Alexandrinern und ihren Zeitgenossen nicht nur aufbehalten, sondern beträchtlich vermehrt und vervollkommnet. So begründete in seinen berühmten Elementen Euklid, der erste welcher in Alexandrien zu einem bedeutenden Ruhm gelangte, zuerst jene gründliche Methode, nach welcher keine Aufgabe gelöst und kein Lehrsatz vorgetragen wurde, sie hätten denn aus dem Vorhergehenden vollständig bewiesen werden können. Auf

der Natur des menschlichen Geistes beruhend, kam diese Methode auf die spätesten Jahrhunderte mit dem Ruhm ihres Erfinders. Euklid schrieb seine Elemente 300 Jahre vor Chr. Geb. Nicht lange nachher wurde Archimed geboren, dem die höchsten Theorien ihren Ursprung verdanken. Er hielt die reine Geometrie für etwas Göttliches, welches allein würdig sey, den höhern Sinn des Menschen zu fesseln; das Angewandte schien ihm dienstbar und untergeordnet, jene mechanischen, statischen, hydrostatischen und katoptrischen Erfindungen, die ihm in der Geschichte so großen Ruhm erworben, bloß Belustigung und Erholung. Während Aristarchus zu Alexandrien die Gestirne beobachtete, ergründete zu Syrakus Archimedes das Verhältniß des Durchmessers zum Umkreise. Vermittelst einer Vergleichung der umschriebenen und inschriebenen Polygone bestimmte er es wie 1 : $3\frac{1}{7}$; eben so das der Kugel zu dem umschriebenen Cylinder sowohl der Oberfläche als dem Inhalte nach wie 2 : 3. Von da ging er zu den Eigenschaften der Sphäroide und Conoide d. h. derjenigen Körper über, welche durch die Umdrehung der Kegelschnitte um ihre Axe entstehen, und krönte endlich seine geometrischen Forschungen durch die Entdeckung der Quadratur der Parabel und der Natur der Spiralen. Am Ende des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb., nicht lange ehe Archimedes zu Syrakus sein thätiges Leben beschloß, erhob sich zu Alexandrien Apollonius aus Perga in Pamphylien, von den Alten ausschließlich der große Geometer genannt. Die äußerst schwierigen Fragen de maximis et minimis bei den Kegelschnitten behandelte er auf eine glänzende Weise, und die geometrische Analyse so, daß sie noch heut zu Tage wissenschaftliches Interesse hat. Wahrscheinlich gehört in das zweite Jahrhundert vor Chr. Geb. Nikomedes, der Erfinder der Conchoide und eines äußerst sinnvollen Instruments sie zu ziehen; an den Schluß dieses Zeitraums aber Menelaus, der über die krummen Linien und die Sphären schrieb.

Ebenderselbe Euklid, welcher in den Elementen sein geometrisches System auf so festen Grundlagen erbaute, behandelte in dreien seiner Bücher, dem siebenten, achten und neunten die Arithmetik, aber nicht die gemeine Rechenkunst, die in den ge-

wöhnlichen Verhältnissen des Lebens gebraucht wird, sondern jene höhern Lehren von den allgemeinen Eigenschaften und Verhältnissen der Zahlen, von welchen alle einzelnen Untersuchungen abgeleitet werden können. Unwissende zu belehren, welche behauptet hatten, daß keine denkbare Zahl die Menge des Sandes am Meere auszudenken hinreichte, schrieb Archimedes sein Buch Psammiter oder von der Menge des Sandes, in welchem er aus den entwickelten Eigenschaften der Progressionen bewies, daß das 50. Glied einer sich zehnmal vergrößernden geometrischen Progression mehr als genügend sey.

Wenn auch Archimedes die Untersuchungen der reinen geometrischen Formenlehre über Alles schätzte, so fand sich dennoch sein vielumfassender Geist von den Grundsätzen der Mechanik so angezogen, daß er im eigentlichen Sinne der Schöpfer dieser Wissenschaft wurde. Seinem Genie boten sich zuerst die wichtigen Begriffe vom Schwerpunct und von den gegenseitigen Verhältnissen der Gewichte mit den Entfernungen vom Ruhepuncte des Hebels und der ungleichen Wage dar. Seine Entdeckung vom hydrostatischen Gesetze des Gewichtverlustes der schweren Körper im Wasser ist weltbekannt, eben so findet man in der Kriegsgeschichte des Alterthums die Beschreibung der Anstalten zur Vertheidigung seiner Vaterstadt gegen die Römer, welche ihn bei der Nachwelt vielleicht berühmter gemacht als die schönsten und erhabensten seiner Theorien. Die Erzählung von der Verbrennung der Römischen Flotte vermittelst Brennspiegeln hingegen scheint eher theoretisch möglich als geschichtlich wahr. Die Sphäre, mit welcher er die himmlischen Bewegungen vorstellte, erwarb ihm im Alterthum hohe Bewunderung; ihm selbst aber schien sie so wichtig, daß er, der sonst keine seiner übrigen Machinen einer schriftlichen Darstellung würdigte, die Sphäre allein beschrieb, von welcher Beschreibung wir bedauern müssen, daß nur die Anführung des Pappus auf uns gekommen ist. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb. machte sich Ktesibius aus Alexandrien durch seine Erfindung der Wasser-Regel und Vervollkommnung der Wasseruhren berühmt. Ihm folgte sein Schüler Hero, der neben vielen Kunstwerken der

Nachwelt auch schriftliche Denkmale seiner mechanischen Kenntnisse hinterließ. In diesen Schriften suchte er, wie es unter den Mathematikern bereits angenommen war, alle mechanischen Kräfte auf den Hebel zurückzuführen. Eben so der berühmte Philo aus Byzanz, dessen Schriften leider alle zu Grunde gegangen sind. In der Optik endlich scheint der berühmte Ptolemäus die astronomische Refraction und die scheinbare Vergrößerung der Gestirne bei ihrer Annäherung an den Horizont gekannt zu haben, ohne daß er jedoch die erstere Entdeckung zur Verbesserung der in der Nähe des Horizonts angenommenen Höhen benutzte.

Die Hauptrichtung der Studien zu Alexandrien war indessen die Astronomie; hier wurden die glänzendsten Fortschritte gemacht, und durch sie wirkte die Anstalt auf alle künftigen Zeiten. Seit Alexander waren die Griechen als Welteroberer im Besitz aller Beobachtungen der Chaldäer und Indier, aber diesen Beobachtungen fehlte inneres geistiges Leben, sie waren gleichsam eine todte Masse, bis sie von den Griechen den göttlichen Hauch empfingen. Eben so wenig hatten die Forschungen oder überlieferten Kenntnisse der Aegyptischen Priester für die Wissenschaft geleistet, mit dem Forschungsgeiste früherer erlosch nach und nach aller Sinn und alles wissenschaftliche Leben; darum entzogen die aufgeklärtern Ptolemäer denen, die grobe Unwissenheit unter einem geheimnißvollen Schleier zu verbergen suchten, ihren Schutz, und wandten ihn der Alexandrinischen Gelehrtenschule zu, wo Klarheit die Grundlage der Bildung wurde, und der Genius der Wissenschaft die Bestrebungen selbst zu leiten schien.

Die neue Laufbahn in der Sternkunde brachen in Alexandrien zuerst Aristillus und Tinacharis, welche 300 Jahre v. Chr. die Lage der Gestirne am Himmel im Verhältniß zu den Kreisen der Armille oder damals bekannten Himmelskugel zu bestimmen suchten. Aristarchus aus Samos (im J. 284 v. Chr.) erweiterte die Gränzen des Weltalls unendlich durch seine neue Bestimmung der Entfernung der Sonne von der Erde. Ihm bot der Augenblick, wo der in seinem ersten Viertheile halberleuchtete Mond mit der Sonne und der Erde einen rechten Winkel macht,

eine Gelegenheit dar, aus zwei Winkeln des zwischen Sonne, Mond und Erde denkbaren Dreiecks auf den dritten und somit auf die Verhältnisse der Seiten zu schließen. Hieraus erklärte er die Entfernung der Sonne von der Erde ungefähr neunzehnmal so groß als die zwischen Erde und Mond. Freilich war dieses Verhältniß nicht der zwanzigste Theil des wirklich bestehenden, aber mit dem Pythagoräischen verglichen, welches sie wie eins zu drei bestimmte, war es ein großer Fortschritt. So hatte nach dem Zeugnisse Archimeds Aristarchus auch den Winkel gemessen, dessen Spitze vom Auge ausgeht, und dessen Schenkel die Länge des Sonnendurchmessers umfassen. Er fand, daß es der 120. Theil der Sonnenbahn sey. Uebrigens war er der letzte, welcher die Bewegung der Erde behauptete. Sein Nachfolger Eratosthenes aus Cyrene wurde von Ptolemäus Evergetes zur Aufsicht seiner Bibliothek nach Alexandrien berufen, wo er den König vermochte, das Observatorium mit großen Armillen zu versehen. Vermittelst dieser Instrumente beobachtete er die schiefe Lage der Ekliptik, deren Winkel zum Aequator er als die Hälfte der Entfernung der Wendekreise zu 23°, 51′, 13″ bestimmte. Sein Genie umfaßte fast die ganze Cultur seines Zeitalters. Kühn genug Alles zu unternehmen, wodurch die menschliche Erkenntniß der Vollkommenheit näher gebracht werden konnte, wagte er es, den Umfang der Erde auszumessen. Vermittelst seiner Instrumente konnte er nach dem himmlischen Meridian den Erdmeridian und jeden verhältnißmäßigen Bogen sehr leicht bestimmen. Von der Stadt Syene nahm er an, daß sie mit Alexandrien unter einem Meridian sich befände. Nach den Aegyptischen Feldmessungen war die Entfernung dieser beiden Städte von 5000 Stadien, vom Erdumkreis aber nahm sie den 50. Theil ein, deswegen bestimmte Eratosthenes den Erdumkreis zu 250,000 Stadien, also den Grad zu 694/9. Seitdem hat sich gezeigt, daß Syene, das heutige Assuan, mehr als drei Grade östlich von Alexandrien liegt, überdem scheint das Maß von 5000 Stadien zu rund, um genau zu seyn, und am Ende kennt man nicht einmal das Stadium genug, von welchem hier die Rede ist. Indessen gehört der Ruhm, die Wissenschaft für Pto-

lemäus vorbereitet und im eigentlichen Sinne neu geschaffen zu haben, vorzüglich dem Hipparchus aus Nicäa, der zwischen 165 und 125 vor Chr. seinen großen Geist und sein rastlos thätiges Leben zur Erweiterung der Astronomie anwandte. Ihm waren die Irrthümer seiner Vorgänger über die Dauer des Sonnenjahrs in die Augen gefallen, dessen Annahme zu 365¼ Tagen bereits große Verwirrung erzeugte. Hipparchus fand diese Annahme zu groß, und ersetzte sie durch die von 365 Tagen, fünf Stunden, 55′ 12″. Zwar hatten die Chaldäer die Dauer des Sonnenjahrs in ihrer großen Periode von 600 Jahren noch genauer bestimmt, aber Hipparchus verwarf ihre Bestimmung, weil er weder ihren Ursprung noch einen Grund dafür kannte. Lange war den Alten die Ungleichheit der Bewegung der Sonne, vermöge welcher ein Aequinoctium vom andern ungleich entfernt war, ein Räthsel gewesen, weil man es aber den philosophischen und religiösen Begriffen zufolge unter der Würde dieses Himmelskörpers hielt, sich anders als kreisförmig zu bewegen, so hatte man seine Zuflucht zu einem excentrischen Kreise, d. h. einem Kreise genommen, wo die Erde nicht im Mittelpuncte lag. Hipparchus ging noch weiter; er bestimmte diese Abweichungen und entwarf nach ihnen Tafeln, welche den Lauf der Sonne auf 600 Jahre angezeigt haben sollen, und allen Spätern zur Grundlage dienten. Seine Beobachtungen über die Ungleichheit des Laufes der Sonne führten ihn zu scharfsinnigen Bemerkungen über die Ungleichheit der Tage, die er von einem Mittag zum andern zählte; indessen war seine Annahme der Ungleichheit zu groß. Auch die Abweichungen der Mondbahn und den Winkel von 5°, den sie mit der Ekliptik macht, bemerkte er und brachte sie auf Tafeln. Von unendlicher Wichtigkeit war ihm die Entdeckung der Parallaxen, oder der Winkel, die verschiedene vom Auge auf der Erde verschiedentlich gestellte Beobachter gegen den beobachteten Himmelskörper gezogene Linie machen. Der Umstand, daß die Parallaxe sich in eben dem Maße vermindert, als die beobachteten Gegenstände entfernter sind, bot ein natürliches Vergleichungsmittel ihrer Entfernungen an. Durch einen Stern, welcher zu seiner Zeit ganz neu am Himmel er-

schien, wurde Hipparchus zu der ruhmvollen Unternehmung veranlaßt, die Sterne am Himmel zu zählen und ihre Lage in Beziehung auf die Sphäre festzusetzen. In einem Kataloge, welcher dem des Ptolemäus zur Grundlage diente, theilte er den Himmel in 49 Gestirne ein, von denen 12 in die Ekliptik, 21 in den nördlichen und 16 in den südlichen Theil fallen. Diese Beobachtung der Fixsterne führte den Hipparchus auf die allgemeine und einförmige Bewegung derselben um die Pole der Ekliptik. Seitdem bestimmte er die Lage der Sterne in Beziehung auf die Ekliptik, wie es früherhin immer in Beziehung auf den Aequator geschehen war. Seinem großen Geiste schien es natürlich, die mit so vielen Anstrengungen errungenen astronomischen Kenntnisse auf die Geographie überzutragen. Vermittelst der Mondsfinsternisse bestimmte er zuerst in der Geschichte die Lage der Oerter auf der Erde nach ihrer Länge und Breite. Endlich erwarb er sich ein unsterbliches Verdienst durch Erfindung oder wenigstens gehörige Ausbildung der geradlinigen und sphärischen Trigonometrie, welche in seinem Buche von den Bogensehnen enthalten gewesen seyn muß; denn erst von diesem Augenblicke an war an eine wissenschaftliche Behandlung der Astronomie im eigentlichen Sinne zu denken.

So weit mußte die Wissenschaft gebracht werden, damit 250 Jahre nach Hipparchus Claudius Ptolemäus (seit 125 n. Chr. Geb.) in seinem Almageſt oder großen Werke der Nachwelt die Resultate aller astronomischen Forschungen und Kenntnisse des Alterthums nebst einem eigenthümlichen System überliefern konnte, welches sich 1300 Jahre nach dem Tode seines Verfassers erhalten sollte; denn von Hipparchus bis auf Ptolemäus war nichts von Bedeutung für Astronomie geschehen. Mit weit umfassendem Blick übersah Ptolemäus alle Hypotheſen und Erfahrungen seiner Vorgänger, und wußte aus ihnen nebst seinen eignen Beobachtungen mit bewundernswürdigem Scharfsinn ein System zu erbauen, welches die Gesammtheit der großen äußern Erscheinungen des Himmels und der Erde zu erklären schien. In dem Mittelpunct des Weltalls setzte er die Erde, weil alle äußern Erfahrungen diese Meinung beglaubigten. Hingegen

ſuchte er die von Hipparchus aufgefundene Lehre von der Geſammtbewegung aller Geſtirne um die Pole der Ekliptik in ein größeres Licht zu ſetzen und zu beweiſen, daß ſie ſich ſeit der Beobachtung des Hipparchus ſeit 265 Jahren um 2°, 40′ weiter bewegt hätten; da ſie ſich aber in 72 Jahren um einen Grad bewegen, ſo nahm er 1°, 0′, 50″ zu wenig an. Im Uebrigen vervollkommnete er das Sternenverhältniß des Hipparchus, und zeigte in dem ſeinigen 1038 Sterne an, die er in 48 Geſtirne eintheilte, indem er von den 49 des Hipparchus die Haare der Berenice überging. An ſeines Vorgängers Meinung über die Sonnenbahn änderte Ptolemäus nichts, deſto emſiger ſuchte er die Bahnen der Planeten nebſt ihren Abweichungen zu erforſchen. Ihre Größe und Entfernung nahm er nach der Zeit, in welcher ſie ihre Bahn vollendeten, nach folgender Ordnung an: zunächſt war der Mond, dann folgten Mercur und Venus, dann die Sonne, nach ihr Mars, Jupiter und Saturn und endlich die Fixſterne. Die Hypotheſen, welche er aufſtellte, um die Abweichungen der Planeten und beſonders des Monds zu erklären, ſind zu verwickelt, als daß ſie hier angeführt werden können. Ihre Entwicklung dürfte nur einer ausſchließlichen Geſchichte der Mathematik angehören. Was ſein Almageſt für die Sternkunde, war ſein geographiſches Werk für die Erdbeſchreibung ſeiner Zeit. Mitten unter den Trümmern ſo vieler Jahrhunderte hat es ſich als unverwüſtbares Denkmal erhalten, welches noch jetzt die Lage ſo vieler ehemals berühmter, vom Zahn der Zeit und der Verheerungswuth der Menſchen zerſtörter Städte und Oerter auffinden hilft. So viele Erzeugniſſe menſchlicher Kunſt und Kraft überlebte der Geiſt eines Einzigen.

Die vorzüglichſten Inſtrumente, deren ſich die Aſtronomen des Alterthums zu ihren Beobachtungen und Forſchungen bedienten, waren das Gnomon, ein auf einer horizontalen Ebene rechtwinkelig errichteter Stylus, aus deſſen Schatten man die Höhe der Sonne berechnete, das Aſtrolabium oder die Armillen, jene großen Himmelsſphären, die auf Veranlaſſung des Eratoſthenes in dem Porticus zu Alexandrien aufgeſtellt wurden, vermittelſt welcher man durch Orientirung ihrer gleichbedeuten-

den Kreise mit den astronomischen Himmelskreisen die Lage und die Bewegungen der Himmelskörper beobachtete, und die mancherlei Sonnenuhren, deren Vitruv unter den Namen von Lansugilen, Scaphien, Disken, Araneen, Prostahistonumenen u. s. w. erwähnt, und deren Zahl auf eine große Vervollkommnung dieser Instrumente bei den Alten deutet. Zum bürgerlichen Zeitmaß hingegen dienten die Wesseruhren, Clepsydern, deren es ebenfalls nach Maßgabe der Fortschritte der Zeit in Astronomie und Mechanik eine Menge gab, bis man in der Kunst so weit vorgerückt war, daß sie den Bedürfnissen eines gebildeten Lebens gänzlich entsprachen.

Während die Griechen sowohl in Griechenland als in Sicilien und Alexandrien die Mathematik zu einer solchen Höhe förderten, hatte man sich zu Rom um dieselbe wenig bekümmert. Je mehr das Volk mit der Toga die Herrschaft des Lebens über andre Völker errang, desto weniger legte es dem, was nicht unmittelbar in dieses Leben einzugreifen und seine Herrschaft zu sichern schien, Wichtigkeit bei. Jahrhunderte hatten die Römer unter den Waffen, auf ihrem Forum und hinter dem Pfluge zugebracht, ohne sich den Genüssen einer höhern Bildung zu überlassen, die ihrer Volksthümlichkeit zuwider, ihnen bei überwundenen Völkern verächtlich und als Ursache ihres Verderbens erschien. Dabei hatte das Priesterthum, dessen Einfluß zu Rom von so hoher Bedeutung auf das öffentliche Leben war, und sich den ausschließlichen Besitz astronomischer Kenntnisse vorbehalten hatte, es weislich zu verhindern gewußt, daß die Mathematik eine freie Behandlung erhielt. Cicero klagt darüber, daß die Römer es in der Geometrie nicht weiter als bis zur Feldmessung gebracht hätten, welche nach den Nachrichten, die davon auf uns gekommen sind, äußerst mechanisch war. So waren sie bis auf Julius Cäsar in der Eintheilung der Zeit unendlich zurück. Romulus soll das Jahr auf 340 Tage festgesetzt haben. Numa kannte zweierlei Jahre, ein Sonnenjahr von 365 Tagen und ein Mondjahr von 354. Da die religiösen Feste nach dem letztern bestimmt wurden, so galt es natürlich auch als bürgerliches. Das Mondenjahr enthielt 12 Monate

abwechſelnd von 29 und von 30 Tagen; um es aber mit dem Sonnenjahr zu vereinen, ſollte alle zwei Jahre ein Monat wechſelsweiſe von 22 oder von 23 Tagen eingeſchaltet werden. Zwar hatte Numa, weil er die Unvollkommenheit ſeiner Einrichtung fühlte, den Prieſtern ſorgfältiges Studium der Aſtronomie empfohlen, damit ſie je nach dem Bedürfniſſe den Calender verbeſſern möchten; allein im Ablauf der Jahrhunderte war durch die fehlerhafte Stundeinrichtung, die Unwiſſenheit der Prieſter und ihre Misbräuche zu Erreichung politiſcher Zwecke und ihrer Privatabſichten eine ſolche Unordnung entſtanden, daß das bürgerliche Aequinoctium ſich von dem aſtronomiſchen drei ganze Monate entfernt hatte, als Julius Cäſar mit dem Oberprieſteramt die Leitung dieſer Angelegenheit erhielt. Mit Hülfe des Griechiſchen Aſtronomen Soſigenes führte er ein neues Sonnenjahr ein, welches ſich auf 365 ¼ Tag erſtreckte. Um dieſe ſechs Stunden zu berückſichtigen, wurde alle vier Jahre zwiſchen dem ſechsten und ſiebenten der Calenden des Februars ein Tag eingeſchaltet, um deſſentwillen man das Schaltjahr annus bissextilis nannte. 46 Jahre vor Chr. Geb., oder 708 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom fand dieſe Veränderung ſtatt; dem laufenden Jahre aber mußten 85 Tage beigezählt werden, damit das Frühlings-Aequinoctium der natürlichen Ordnung gemäß auf den 23. März fiele. Von da an galt das Jahr des Julius Cäſar durch alle Länder Römiſcher Herrſchaft, und mit der Römiſchen Sprache und Prieſterherrſchaft durch das ganze Mittelalter hindurch, bis nach 1628 Jahren nach Chr. Geb. im J. 1582 ein chriſtlicher Oberprieſter Roms, Papſt Gregor XIII., den Irrthum verbeſſerte, vermöge welches die 11 Minuten, um welche Cäſar das Jahr zu groß angenommen hatte, bereits 10 Tage hervorgebracht hatten, und die Welt zum zweiten mal von Rom aus mit einer beſſern Zeitrechnung beſchenkte.

IV. Capitel.

Vom Tode des Ptolemäus bis auf den Tod des Mönchs Gerbert, nachmaligen Papstes Sylvesters II. (Von der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. Geb. bis auf das Jahr 1003.)

Nach Ptolemäus dauerte die Schule von Alexandrien noch fünf Jahrhunderte durch fort, bis im Jahr 646 unter Omar die Araber noch in ihrer Barbarenzeit die alte Königsstadt der Ptolemäer, eine der bedeutendsten Städte der Christenheit, den beinahe tausendjährigen Aufenthalt Griechischer Musen, ihrem siegreichen Schwerte unterwarfen, und mit der ungeheuren Bibliothek beinahe das ganze Resultat der hohen Cultur des Alterthums der Zerstörung weihten. Diesen Verlust hat die Nachwelt weit mehr als den Untergang der Schule zu bedauern, in welcher der Geist, der die großen Männer des vorigen Zeitraums hervorgebracht hatte, längst schon erloschen war. Alexandrien konnte sich von der allgemeinen Tendenz nicht frei erhalten, welche nächst dem Hange zu mystischer Beschauung und morgenländischem Wunderglauben der Kampf des Christenthums mit den religiösen Meinungen des Alterthums und den Forschungen der Philosophie im Gebiete der reinen Vernunft über die ganze damalige gebildete Welt verbreitet hatte, und welche dahin ging, mit Hintansetzung oder unnatürlicher Verdrehung aller Realkenntnisse, sich zu einer schwindelnden Höhe transcendentaler Begriffe zu erheben, welche alle Gränzen überschritt, die die Natur der menschlichen Vernunft im Gebiete der Selbsterkenntniß durch ihre Organisation gesetzt hat. Das Sinken der mathematischen Wissenschaften war eine natürliche Folge dieser Krankheit des Zeitalters, wenn man anders eine Gestalt der

Geistesbildung so nennen darf, die als Erscheinung in der Geschichte und in dem menschlichen Leben durchaus nothwendig, und durch alles Frühere und für alles Spätere unablässig bedingt war. Diejenigen, deren Geist kräftig genug war, höhere Gegenstände der menschlichen Erkenntniß zu ergründen, suchten den Glauben mit der Vernunft zu versöhnen, oder die Rechte derselben gegen das Kirchenthum zu behaupten. Die Realkenntnisse und unter ihnen vorzüglich die Mathematik fanden wenig Bearbeiter mehr, die ihres Gegenstandes würdig gewesen wären. Die genialische Forschung schwand, und an ihre Stelle traten Compilation und Commentirung früherer Forscher, zu welchen man sich kaum mehr empor zu schwingen, um so viel weniger sie zu übertreffen vermochte. Nur hie und da läßt sich sparsam genug ein Funke eigenthümlichen Geistes in diesen weitläufigen Erläuterungen blicken. Die meisten bei ihren Zeitgenossen berühmten Mathematiker blieben in diesen Schranken. Beinahe einzig zeichnete sich durch Genie und Verdienst um Erweiterung der Wissenschaft Diophantes aus, der, wenn er die Algebra oder allgemeine Rechenkunst nicht erfand, — was ungewiß ist — doch der erste seines Volkes bleibt, in dessen Schriften sich Spuren davon entdecken lassen. Von den dreizehn Büchern seiner mathematischen Fragen, welche am Ende des vierten Jahrhunders die berühmte Hypathia commentirte, sind nur die sechs ersten auf uns gekommen, aus welchen sich ergiebt, daß Diophantes sich wenigstens bis zu den Gleichungen vom zweiten Grade erhob, die er in der algebraischen Analyse vortrefflich auf die unbestimmten Aufgaben anwandte. Im Grunde war er der letzte Griechische Methematiker, der die Wissenschaft auf eine eigenthümliche Weise weiter förderte. In der Geometrie und Astronomie gab es schon lange nur Compilatoren und Commentatoren, gewöhnlich über Euklid und Archimedes, die übrigen Zweige der Mathematik schienen ganz erloschen. Das Verdienst des Pappus besteht darin, daß er die gehaltvollsten Lehren der großen Mathematiker des Alterthums in ein helleres Licht setzte, und in seinen Bemerkungen darüber viel Scharfsinn und Genialität verrieth. Von eben der Art ist das Verdienst des Theon

aus Smyrna und ſeiner berühmten Tochter Hypathia, welche den Apollonius und den Diophantes commentirte, aſtronomiſche Tafeln verfertigte, und am Ende ein Opfer der religiöſen Greuel ihrer Zeit wurde.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts verpflanzte Proklus, das Haupt der neuplatoniſchen Schule zu Athen, die Mathematik wieder nach dieſem alten Sitze Griechiſcher Cultur. Für die Geſchichte der Mathematik leiſtete er in ſeinen Erläuterungen über das erſte Buch Euklids vieles, die Wiſſenſchaft ſelbſt aber brachte er dadurch nicht weiter. Noch blühte die Schule zu Alexandrien; nach ihrem Untergange fand die Mathematik eine Zuflucht zu Conſtantinopel; aber der Geiſt, der jetzt in dieſer Hauptſtadt des morgenländiſchen Kaiſerthums herrſchte, und die traurigen Umſtände des Reichs waren reinerm wiſſenſchaftlichen Streben zu nachtheilig, als daß ſich für die reine Mathematik etwas hätte erwarten laſſen. Den Bedürfniſſen eines ſtets in gefährliche Kriege verwickelten und an vaterländiſch geſinnten, tapfern und kriegserfahrnen Bürgern mangelnden Staats entſprachen die Mechanik und alle diejenigen Zweige angewandter Mathematik beſſer, durch welche die Kunſt geſunkenem Muthe oder verlaſſener Schwäche gegen drohende Uebermacht zu Hülfe kommt. Solche Künſtler waren nächſt Proklus Iſidor aus Milet und Anthemius, dem der Kaiſer Juſtinian die Leitung des Baues der Sophienkirche anvertraute, und von deſſen Abhandlung über wunderbare Machinen uns Dupuy in dem 42. Bande der memoires de l'academie des inscriptions einige höchſt merkwürdige Bruchſtücke, optiſche Aufgaben betreffend, aufbehalten hat. Eben ſo hat man noch ein Werk vom jüngern Heron aus dem Anfang des ſiebenten Jahrhunderts über Belagerungen und Kriechsmachinen. Später ſank die Mathematik in Conſtantinopel immer tiefer. Vergebens ſuchte Kaiſer Leo der Weiſe, von welchem man ein Werk über die Kriegskunſt beſitzt, und der die große Wichtigkeit des Studiums der Mathematik zu ſchätzen wußte, daſſelbe wieder zu beleben. Eben ſo wenig fruchteten die Bemühungen des Conſtantin Porphyrogenetes. Die Zeit war vorbei, ſpätere Fürſten hatten nur für

Hofränke oder Glaubensstreitigkeiten und Gezänke Sinn, von deren Entscheidung jetzt alles Heil der Seelen abzuhangen schien.

Vielleicht wäre unter so wenigen Umständen, bei dem Verfall des morgenländischen Reiches und dem gänzlichen Untergange des abendländischen, wo Raub, Mord und Zerstörung die ganze bekannte Welt erfüllten, und wilde Glaubenswuth beinahe alle Köpfe ergriffen hatte, die Astronomie wieder völlig zu Grunde gegangen, wenn die neue Staatsreligion nicht zur Bestimmung ihrer Hauptfeste derselben bedurft hätte. Da man zu Nicäa übereingekommen war, daß das Osterfest allemal am ersten Sonntag gefeiert werden sollte, der auf den Vollmond des Aequinoctiums oder nach demselben folgen würde, war astronomische Genauigkeit nothwendig, um das Fest in allen Theilen der Christenheit zur gehörigen Zeit zu begehen. Im Morgenlande, wo man auf den Vorschlag des Bischofs Anatolius von Laodicea den Cyclus des Meton von 19 Jahren befolgte, hatten die Bischöfe von Alexandrien, als dem berühmtesten Sitze astronomischer Kenntnisse, den Auftrag erhalten, den Tag des Festes zu bestimmen, und die übrigen Bischöfe durch Kreisschreiben davon zu benachrichtigen. Diesen Entscheidungen hatte man im Abendlande bis in's fünfte Jahrhundert nachgelebt. Im J. 460 schlug Prosper von Aquitanien einen neuen Cyclus vor, dessen Unzulänglichkeit jedoch aus dem wenige Jahre später vom Papste Hilarius dem Victorin von Aquitanien ertheilten Auftrag erhellt, die Ordnung in der Berechnung des Osterfestes wiederherzustellen. Bei dieser Gelegenheit setzte Victorin einen neuen Cyclus zusammen, indem er die Zahl der Jahre des Metonischen 19 mit der des sogenannten Sonnencyclus 28 multiplicirte, und auf diese Art eine Zahl von 532 Jahren hervorbrachte, welche nach seiner Meinung bei jeder neuen Periode das Osterfest wieder in denselben Monat und auf denselben Tag der Woche zurückführen sollte; weil er aber das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden annahm, ging das Osterfest immer mehr zurück, weil das Aequinoctium zurückging, bis endlich Gregor XIII. im J. 1582 den Irrthum wieder verbesserte. Dionysius, ein Scythe von Geburt und Römischer Abt, von seiner Leibesgestalt der

Kleine genannt, verſetzte den Anfang der erſten dieſer Perioden vom Todesjahre Jeſu Chriſti in das Jahr nach ſeiner Geburt, und erhielt wegen dieſer Veränderung die Ehre, daß die Periode die Dionyſiſche genannt wurde, und da man von 526 an, wo Dionyſius ſchrieb, von dem Anfang ſeiner Periode die Jahre zählte: ſo ſtammt aus dieſer Zeit die Zeitrechnung, welche die chriſtliche heißt, obſchon darin höchſt wahrſcheinlich die Geburt Chriſti um zwei oder vier Jahre zu ſpät angenommen wird.

Selbſt während der blühenden Zeiten des Römiſchen Reichs war die Mathematik im Abendlande nie recht einheimiſch geworden; um ſo weniger läßt ſich von einer Zeit erwarten, wo der wilde Norden Europas und das Tatariſche Aſien ſich aller ihrer Bewohner entledigt zu haben ſchienen, um die ſchönen und reichen Länder der Römiſchen Herrſchaft in Wüſten umzuwandeln. Beſonders hatte Italien, der alte Sitz der Weltherrſchaft, die Blüthe der Römiſchen Cultur furchtbar gelitten; alle Anſtalten für wiſſenſchaftliche Bildung waren zerſtört, viele Klöſter, ihre letzte Zuflucht, geplündert oder verbrannt, die Sieger den Wiſſenſchaften fremd gegen dieſelben eingenommen, alle Zeit vielmehr zwiſchen Kampf und Sinnengenuß getheilt. Bei einer ſolchen Lage der Dinge konnten ſelbſt ausgezeichnete Männer nur langſam und unbemerkt wirken, denn ihr Streben trat zwiſchen die Rohheit der Sieger und die Gewaltherrſchaft der Kirche hinein, von beiden angefeindet, gegen beide ohne andre Stütze als ſich ſelbſt und den Eifer für ihre gute Sache. So ſuchten Boethius und Caſſiodor die Gunſt des Oſtgothenkönigs und ſeinen für zeitgemäßes Licht empfänglichen Geiſt für Aufklärung zu benutzen. Boethius kannte die Alten; von ihnen und beſonders von Euklid und Nikomachus geleitet, ſchrieb er eine Werke über Arithmetik und Geometrie; aber die Menge derer, denen die ſchwachen Ueberreſte der Wiſſenſchaften zur Bartung übertragen waren, faßten ihn nicht und konnten ihn nicht faſſen, weil ihr Geiſt und Gemüth zu ſehr von den Dogmen des Nicäiſchen Glaubensſyſtems eingenommen waren, als daß ihnen für eine freie Verſtandeswiſſenſchaft Sinn hätte bleiben können. Daher ſank jetzt die Mathematik im Abendlande

beinahe überall bis zu dem niedrigen Grade herab, in welchem sie für die Bedürfnisse des gemeinen Lebens durchaus unentbehrlich wird. Schriftsteller dieser Zeit nennen die Arithmetik eine alle menschlichen Kräfte übersteigende Wissenschaft. Nach dem Zeugnisse des Beda reichten sogar Buchstaben und Wörter zum Ausdrücken großer Zahlen nicht mehr hin, von 10,000 an mußte man zu Pantominen seine Zuflucht nehmen. Die Mathematik oder das sogenannte Quadrivium, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik in sich haltend, wurde nach Cassiodor, Martianus Capella und Boethius studirt und zwar nach damaliger Klosterart sclavisch und ohne eigne Forschung. Die Mathematik wurde von scharfsinnigen Menschen in einzelnen Producten als Kunst geübt, nie als zusammenhängende Wissenschaft. Am meisten galten noch Astronomie und Musik, die erstere zum Behuf der Kirchenfeste und Sterndeuterei, letztere für den Kirchengesang, der einer der Hauptzwecke und die Hauptbeschäftigung der Priester war. Die Musik wurde ein eigentliches Studium, mit welchem man bei ihrer großen Schwierigkeit von Erfindung der Noten meistens zehn Jahre zubrachte; und wegen der Vorzüglichkeit des Römischen Gesangs galt nicht leicht einer als ein vollkommener Sänger, wenn er sich nicht in dieser Hauptsingschule durch mehrjährigen Aufenthalt gebildet hatte. Bei solchem Zustande der Wissenschaft war Beda Venerabilis (der Ehrwürdige) in England, wohin sich während der innern Greuel des Frankenreiches und der neuen Stürme Italiens die Wissenschaften gerettet zu haben schienen, eine beinahe außerordentliche Erscheinung. Beda suchte in seinem Vaterlande die Kenntniß aller Theile der Mathematik zu verbreiten, zunächst aber sein Volk in der Astronomie aufzuklären, und den kirchlichen Calender zu verbessern. Diesem Bestreben verdankt England die Einführung der Dionysischen Zeitrechnung, deren Irrthümer ihm nicht ganz entgingen. Beda war der Lehrer Alcuins, dessen Einfluß auf seinen großen Freund und Schüler Karl für die Wissenschaft von weit größerer Wichtigkeit war, als seine Schriften über Astronomie und Arithmetik. Nicht selten erholte sich Karl der Große durch Beobachtung des Himmels von den

Beschwerlichkeiten der Herrschaft der Erde. Aber was der große Geist dieses Fürsten für Bildung seiner Zeit gethan, ging unter unähnlichen Nachfolgern durch traurige Zeiten und den Druck der Herrscher wieder zu Grunde, das hell auflodernde Licht starb wieder aus, und Europa befand sich von neuem in einer Dunkelheit, in welcher eine Wissenschaft wie die Mathematik, die nur bei freier Verstandesbildung gedeihen mag, vor allem untergehen mußte.

Aber während das abendländische Europa in die tiefste Nacht der Unwissenheit zurücksank, und Constantinopel allein mit Hofintriguen und Religions-Gezänken erfüllt war, hatte die Vorsehung die Pflege der wissenschaftlichen Cultur einem Volke übertragen, welches bisher nur durch deren Zerstörung berühmt war. Ebendieselben, welche zu Alexandrien beinahe die Gesammtheit der Denkmäler der Weisheit des Alterthums dem Untergang geweiht hatten, die Araber, scheuten 100 Jahre später weder Kosten noch Mühe, dasjenige, was sich von der Zerstörung erhalten hatte, oder durch Griechen und andre Völker noch aufbewahrt war, in ihre Hände zu bekommen, und sich dasselbe durch Abschrift und Uebersetzung zu eigen zu machen. In der Mitte des achten Jahrhunderts hatte das Haus der Abbassiden das der Ommiaden vom Chalifenstuhl verdrängt, und suchte jetzt nach dem Interesse einer neuen Dynastie durch Veränderung des Geistes seiner Herrschaft den Bildungszustand seines Volks mit den Grundsätzen des frühern Herrscherhauses unverträglich zu machen. Die Ommiaden waren wilde Eroberer gewesen, deren Ungestüm sich kaum mit dem Umfange der damals bekannten Erde zu befriedigen schien. Die Abassiden begnügten sich mit dem, was sie fanden, und hielten es für größer, das Erlangte durch Bildung zu verherrlichen. Hiezu kam das durch Luxus, welchen die üppigen erbeuteten Reichthümer erzeugt hatten, herbeigeführte Bedürfniß geschickterer medicinischer Hülfe, als man von inländischen Aerzten erhalten konnte. So ging aus dem Uebel Gutes hervor, denn Griechischen Aerzten verdankten die Araber größtentheils die zu ihnen übergetragene Griechische Cultur. Schon der zweite dieser Fürsten Abu Giafar mit dem Zu-

namen Almansor (der Siegreiche) schenkte den Wissenschaften, in denen er selbst unterrichtet war, seinen Schutz. Unter seinen Nachfolgern Harun al Raschid und Al Jlamin wurden sie die Blüthe des Reichs; am herrlichsten aber gediehen sie unter Al Mamun, dem zweiten Sohne Haruns, der allen seinen Unterthanen jene eifrige Liebe der Wissenschaften beizubringen suchte, die er selbst dem Unterricht des christlichen Arztes Maska verdankte. Al Mamun glaubte in dem Frieden, den er als Sieger dem Griechischen Kaiser Michael III. schenkte, für sein Reich weit mehr durch eine Menge Griechischer Bücher zu erwerben, die er sich von dem Ueberwundenen ausbedung, als wenn er sich die ausgedehnteste Ländermasse hätte abtreten lassen. Aber nicht die todten Bücher sind 'es, die Werth haben, sondern der Geist, welcher aus ihnen in das Leben übergeht. Al Mamun ermunterte durch reiche Belohnungen die Gelehrten und offenen Köpfe seines Volks zum Studium dieser Schriften und zu ihrer Uebersetzung in die einheimische Landessprache. So wurden nach und nach die vorzüglichsten Werke der Griechen in's Arabische übersetzt. Die des Ptolemäus, des Euklid und des Archimedes gehörten zu den ersten. Die Araber faßten die ihnen von Griechenland überlieferten Kenntnisse mit der Lebendigkeit auf, mit der sie Alles ergriffen; aber nicht mit der Eigenthümlichkeit, welche nur bei Gedanken herrschen kann, die der Mensch aus seinem Innersten als aus einer reinen lebendigen Quelle ohne fremdes Zuthun herausschöpft. Die kalten Verstandesäußerungen der reinen Mathematik waren für ein schwärmerisches, ganz seiner Phantasie lebendes Volk nicht geschaffen; empfänglicher waren sie für diejenigen Theile der Wissenschaft, die sich von selbst und noch mehr mit Hülfe der Einbildungskraft an die äußern Erscheinungen des Lebens anschlossen. In der Geometrie gingen sie nicht weiter, als daß sie die Schriften ihrer Lehrer übersetzten; hingegen verdanken wir ihnen die heutige Form der Trigonometrie, die ersten Lehrsätze derselben und die große Vereinfachung der Berechnungen durch Benutzung der Sinus anstatt der Chorden. In der Arithmetik haben wir von den Arabern das treffliche Zahlensystem erhalten, welches schon allein

unſre Cultur unendlich über die des Alterthums erhebt; mögen ſie es immerhin von den Indiern bekommen haben, wir bleiben doch ihnen den Dank dafür ſchuldig. Hätte ſich die Algebra auch nicht urſprünglich bei ihnen gefunden, wie das von Diophant ziemlich verſchiedene Syſtem auszuweiſen ſcheint, ſo läßt ſich eine durchaus eigenthümliche Bearbeitung derſelben nicht läugnen, welche aus ihren ſehr zahlreichen Schriften über dieſen Gegenſtand überall hervorgeht. In der Mathematik lieferten die Araber gar nichts Theoretiſches als einige Ueberſetzungen Griechiſcher Schriftſteller; daß ſie aber in der praktiſchen Behandlung derſelben nicht ganz ungelehrt geweſen, beweist die von Harun al Raſchid Karl dem Großen geſchenkte, in den damaligen Zeiten wunderbare Waſſeruhr. Weit fruchtbarer waren ſie über die Optik, aber neben einigen ſcharfſinnigen Gedanken über die Berechnung der Strahlen war dieſer Theil der Wiſſenſchaft bei ihnen mit einer Menge phyſiſcher Irrthümer erfüllt, die theils die irre geleitete Phantaſie, theils der gänzliche Mangel an ſorgfältigen und triftigen Erfahrungen erzeugt hatten. Von allen Zweigen der mathematiſchen Kenntniß war keiner für die Araber von lebendigerm Intereſſe als die Aſtronomie. Ihr Aufenthalt unter einem der ſchönſten Himmelsſtriche und der natürliche Hang dieſes Volkes, alle Begebenheiten und Verhältniſſe des irdiſchen Lebens an die Erſcheinungen des Himmels zu knüpfen, hatte ſie in ihren frühſten Zeiten zur Beobachtung der Himmelskörper veranlaßt. Jetzt ſahen ſie ſich auf einmal in dem Beſitz aller Kenntniſſe des Griechiſchen Alterthums, denn der Almageſt des Ptolemäus war das erſte Griechiſche Werk, welches in's Arabiſche überſetzt wurde. Dennoch und ungeachtet des feurigen Eifers, mit welchem ſich der Chalife Al Mamun ſelbſt dieſem Studium ergab, konnten ſich die Araber weder von dem ſchimpflichen Einfluſſe aſtrologiſcher Träume, wozu die Sternkunde hauptſächlich bei ihnen misbraucht wurde, frei machen, noch die Wiſſenſchaft über den Punct erheben, auf welchen ſie ſchon von ihren Vorgängern gebracht worden war, und die Nachwelt hätte über dieſem thätigen, aber mehr zu ſchwärmeriſchem Enthuſiasmus als zu reifer, eindringender Forſchung ge-

eigneten Volke im Gebiete der Aſtronomie gar nichts zu danken als die Aufbewahrung Griechiſcher Kenntniſſe und einige Beobachtungen, die den langen Raum zwiſchen den Griechen und den Neuern ausfüllen, wenn nicht Mahomed Ben-Geber Ben-Senan Abu-Abdalla Al-Batani, gewöhnlich von ſeiner Vaterſtadt Batan in Meſopotamien Albatenius genannt, in der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts, durch Berichtigung der Beobachtungen des Ptolemäus über die allgemeine Bewegung der Geſtirne, die jener zu langſam angenommen hatte, mehr noch durch ſeine Entdeckung der Veränderung des größten Entfernungspunctes der Sonne von der Erde und ſeinen Vermuthungen von den hiemit zuſammenhängenden Veränderungen der Planeten wenigſtens einigermaßen die Ehre des Erfindungsgeiſtes ſeines Volkes gerettet hätte. Nach ihm wurden die Araber je länger je mehr von dem Genius verlaſſen, der zur Zeit ihrer großen Fürſten unter ihnen geweilt zu haben ſchien. Zwar fehlte es nicht an einer Menge ſpäterer Aſtronomen und Mathematiker überhaupt ſowohl in Afrika als in Spanien, aber dasjenige, was der Wiſſenſchaft Werth giebt, war in ihnen erſtorben, die Zeiten Al-Mamuns kehrten nicht wieder.

In dieſem Zuſtande war die Mathematik bei den Arabern, als das Abendland einen Mann erzeugte, der voll Liebe und Bewunderung für dieſe Wiſſenſchaft den großen und von ihm für Pflicht gegen Mit- und Nachwelt gehaltenen Entſchluß faßte, ſeinen Landsleuten und dem ganzen Europa die Schätze mitzutheilen, die uns dem Glauben Muhammeds ergebenes Volk, die Sieger Spaniens, gleichſam zum Hohne der Chriſtenheit allein aufbewahrten. Dieſer außerordentliche Mann war Gerbert aus Auvergne gebürtig, Mönch im Benedictinerkloſter Fleury und daſelbſt Schüler des berühmten Abtes Abbo, eines der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit, der es in der Aſtronomie ſo weit gebracht hatte, als es mit den einem Forſcher im Abendlande zu Gebote ſtehenden Mitteln möglich war. Aber Gerberts Wißbegierde fand an dieſem Unterrichte keine Befriedigung; er fühlte, daß nur in Spanien ſein Durſt geſtillt werden könnte, und reiſte daher ſobald als möglich mit Erlaubniß ſeines Vorſtehers und Lehrers

dahin. Hier in allen Kenntniſſen unterrichtet, welche man in den berühmten Schulen zu Cordova und Granada erlangen konnte, kehrte Gerbert in ſein Vaterland zurück, um daſſelbe und nächſt ihm das ganze Abendland mit jenen Früchten zu bereichern, die er während ſeines Aufenthalts jenſeits der Pyrenäen ſo ſorgfältig und reichlich geſammelt hatte. Sowohl durch ſeine Schriften, (er ſchrieb eine Abhandlung über Arithmetik, in welcher man ihm die Verbreitung unſers jetzigen Zahlenſyſtems verdankt, über Geometrie, Aſtronomie und Muſik) als durch die weitläufigen Verbindungen, in denen er ſich ſeit dem J. 991 als Erzbiſchof von Rheims und endlich ſeit dem J. 999 als Römiſcher Papſt unter dem Namen Sylveſter II. befand, wirkte Gerbert auf die wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Zeit und beſonders auf die Verbreitung mathematiſcher Kenntniſſe, wie ſeit Karl dem Großen Niemand gewirkt hatte. In ſeinem Schüler Otto III. erzog er den Wiſſenſchaften einen geiſtreichen und mächtigen Beſchützer, und ſein Beiſpiel erweckte ein neues Licht, welches überall zu glimmen anfing. Als ihn ſeine neidiſchen Zeitgenoſſen und der hämiſche Cardinal Benno durch die Beſchuldigung der Magie zu verkleinern ſuchten, ahneten ſie nicht, daß ſie durch eine ſolche Anklage bei der Nachwelt nur ihre eigene Beſchränktheit oder Verruchtheit erklärten, und auch keinen Theil von dem Ruhme verdunkelten, den die Menſchheit dem Genie, das ſeinen erhabenen Zweck erfüllt, in allen Zeiten ſchuldig bleibt.

V. Capitel.

Vom Tode Gerberts bis zur Eroberung von Constantinopel. 1044—1453.

Gerberts Beispiel und der hohe Ruf, welchen er sich durch Wiederherstellung der mathematischen Kenntnisse im Abendlande erworben, würde allein hingereicht haben, ihm im vierzehnten Jahrhundert eine Menge Nachahmer zu erwecken, wenn auch nicht der in Europa allmählig erwachende Genius gründlicherer Forschung und der durch die Spitzfindigkeiten der Scholastik reifer gewordene Verstand Männer von tiefem Blick und ausharrender Kraft bewogen hätte, das Studium dieser Wissenschaften von neuem zu fördern. Bereits konnte man als einen großen Schritt ansehen, daß die Kirche die Herbeiholung der Quellen derselben von einem Volke gestattete, welches für einen andern Glauben begeistert, seit Jahrhunderten mit mehr oder weniger Erfolg gegen sie gekämpft hatte. Für diese Duldsamkeit muß man wohl zunächst der aufkeimenden Scholastik Dank wissen, die durch ihr Bestreben, das religiöse Dogma der christlichen Kirche mit den Lehren des Aristoteles zu vereinen, diese Kirche gewissermaßen mit der Philosophie und den Meinungen des Griechischen Alterthums versöhnt hatte. Zudem konnte die Mathematik bis jetzt der Hierarchie auf keinerlei Weise furchtbar scheinen; denn noch hatte sie sich beinahe gar nicht aus den Mauern der Klöster oder wenigstens der geistlichen Hörsäle herausgewagt, und daselbst begnügte man sich beinahe lediglich mit Uebersetzung Griechischer oder Arabischer Schriftsteller in die Lateinische Bücherſprache der Zeit, und mit einer für die an Geistesbildung und Kenntnissen so weit hinter den Griechen und Arabern zurückgebliebenen Kloster-Schüler durchaus nothwen-

digen Auslegung, deren Gehalt die Hierarchie eben nicht durch Beförderung der Geiſtesfreiheit erſchrecken konnte. Alle mathematiſchen Schriftſteller des eilften und zwölften Jahrhunderts gehören in dieſe Claſſe. Ihre Namen dürfen nur in der Entwicklungsgeſchichte ihrer Völker aufgezählt werden, nicht in der Geſchichte der Mathematik, denn dieſe wurde durch ſie nicht erweitert, ſondern bloß als vertrautes Gut aufbehalten, und in einer ziemlich dürftigen Geſtalt ihren Landsleuten und Zeitgenoſſen mitgetheilt. Nur die Muſik, die Seele der Prieſterkenntniſſe, wurde auf eine etwas eigenthümliche Art behandelt, und ihre bisher ſo ſchwierige Erlernung durch Einführung einer Methode erleichtert. Notker Balbulus (der Stammler), ein Mönch von St. Gallen, hatte ſchon in dem vorigen Zeitraum am Ende des neunten Jahrhunderts durch eine Abhandlung über die Buchſtaben, die man zu Bezeichnung der Töne auf Linien ſetzte, den Unterricht zu vereinfachen geſucht. Aber dem Guido von Arezzo, einem Benedictinermönch aus dem Kloſter Pomposa im Ferrariſchen, war es vorbehalten, um das Jahr 1028 durch die Erfindung eines neuen Syſtems eine gänzliche Umwälzung in dem Muſikweſen des Mittelalters zu begründen. Bis jetzt hatte man ſich zu Bezeichnung der Töne nach Griechiſcher Art der Buchſtaben und einer in lauter Quarten zertheilten Tonleiter bedient. Guido ſetzte die ſeinige, die aus 22 Tönen beſtand, aus ſieben Heptachorden zuſammen, und brauchte dabei die ſechs Eingangsſylben der Verſe einer Hymne des Paul Diaconus auf den heiligen Johannes ut, re, mi, fa, sol, la. Auf den Ruf des Erzbiſchofs Herrmann von Bremen brachte Guido ſein Syſtem ſelbſt nach Deutſchland, durch ſeine Schüler hingegen kam es noch vor dem Ende des eilften Jahrhunderts nach Frankreich. Seitdem lernten Knaben in wenigen Monaten, was ſonſt Männern jahrelange, oft vergebliche Mühe gekoſtet hatte; die erſparte Zeit war für gründlichere Bildung gewonnen.

Im dreizehnten Jahrhundert hatte der Sturm ausgewühet, der die Völker Europas in wilder Begeiſterung an die Küſten des Morgenlandes warf. Die Gährung der Gemüther,

welche ihn erzeugt hatte, und die durch ihn hinwiederum erhalten worden, bekam jetzt eine neue Richtung; sie entzündete eine Begierde nach Erkenntniß, die sich bald in Empörung gegen das herrschende Kirchensystem, bald in geringern Umwälzungsbestreben im Gebiete der Wissenschaft ankündigte. Die letzten Kreuzzüge hatten die Begriffe des Zeitalters mannigfaltig erweitert, der lange Kampf mit den Völkern des Morgenlandes wurde nicht geendet, ohne daß wichtige Theile ihrer Cultur auf die Europäer übergegangen wären. Am lebhaftesten fand dieser Umtausch der Gedanken in Spanien statt. Hier wurde auf der in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gestifteten Universität Salamanka vieles gelehrt, was von Cordova und Granada herstammte. Die mathematischen Wissenschaften waren ein vorzüglicher Gegenstand dieser Vorträge. Während der Kreuzzüge hatte das Bedürfniß vieles von ihnen als Kunst eingeführt, hier wurden sie als Wissenschaft systematisch entwickelt. Selbst der alte Wahn, der sich der Phantasie auch derjenigen Menschen, die sonst an Bildung weit über ihr Zeitalter hervorragten, noch immer in so lieblichen Träumen darstellte, daß zwischen dem Lauf der Gestirne und unsern irdischen Verhältnissen eine Verbindung sey, die der Weise zu enträthseln vermöge, trug viel zur gründlichern Behandlung der Wissenschaften bei, die jener wunderbaren Erkenntniß zur Grundlage dienen mußten. Viele Fürsten und Große wurden für dieselbe gewonnen, weil die erhabensten Zwecke vermittelst ihrer Kenntniß erreicht werden zu können schienen. Deutschlands großer und hochherziger Kaiser Friedrich II., der so hoch in der Cultur seines Zeitalters stand, schenkte ihnen eine ganz besondere Aufmerksamkeit. Auf seine Veranlassung wurde der Almagest des Ptolemäus zum erstenmal in's Deutsche übersetzt. Er und sein aufgeklärter Canzler de Vincis ermunterten durch Auszeichnung und Belohnung jeden, der sich in Deutschland oder Italien dem Studium der Mathematik widmen wollte. Aber vor allen Fürsten Europas zeichnete sich König Alphons X. von Castilien und Leon, der in der Geschichte wohl eher den Namen des Gelehrten als den des Weisen verdient hat, durch seinen leidenschaftlichen Hang zum

Studium der Mathematik und beſonders der Sternkunde aus, worüber er nicht ſelten die Sorge für ſeine Staaten und die Erfüllung der erſten und heiligſten Fürſtenpflichten vernachläſſigte. Noch beim Leben ſeines Vaters verſammelte er mit ungeheuern Koſten die berühmteſten chriſtlichen, jüdiſchen und Arabiſchen Aſtronomen ſeiner Zeit, um mit ihrer Hülfe die Aſtronomie der Alten, deren Theorie je länger je weniger mit der Erfahrung übereinſtimmte, zu verbeſſern. Nach vier Jahren brachten dieſe Gelehrten die aſtronomiſchen Tafeln zu Stande, welche ihrem Gönner für die Ehre, ihnen ſeinen Namen zu ertheilen, 40,000, nach einigen, aber wahrſcheinlich ein Irrthum, gar 400,000 Ducaten gekoſtet, und deren Schwierigkeiten und Verwicklung den König zu der frevelhaften Aeußerung verleitet haben ſollen, daß, wenn ihn Gott bei der Erſchaffung der Welt zu Rathe gezogen hätte, dieſes Werk einfacher und vernünftiger ausgeführt worden wäre; und dennoch waren dieſe Tafeln im Jahr 1252 kaum öffentlich erſchienen, als Albouneni, ein Arabiſcher Aſtronom, die in ihnen aufgeſtellte Behauptung einer ungleichen Bewegung der feſten Himmelskörper ſo nachdrücklich angriff, und die Meinung des Albatenius hierüber ſo gründlich vertheidigte, daß die Verfaſſer derſelben zu einer Umarbeitung genöthigt wurden, in Folge welcher ſie im Jahr 1256 in einer weit beſſern und zweckmäßigern Form erſchienen, ſo daß, wenn ſie auch nicht alle Forderungen befriedigten, welche die damalige Zeit an ſie richten konnte, ſie dennoch in der Geſchichte der Mathematik und der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes überhaupt eine zu wichtige Stelle einnehmen, um ganz mit Stillſchweigen übergangen, oder was noch weit ſchlimmer wäre, rückſichtlos mit vornehmem Mitleid belächelt zu werden.

Ungeachtet aller dieſer Begünſtigungen von oben herab war indeſſen noch immer kein großer Mann aufgeſtanden, der entweder durch eine ſehr bedeutende Entdeckung im Gebiete der Erfahrung, oder durch eine neue, auf das innere Leben der Wiſſenſchaft entſcheidend wirkende Anſicht ihr jenen Umſchwung gegeben hätte, der erforderlich war, um ihr einen ſelbſtſtändigen Gang zu verſchaffen, vermittelſt deſſen ſie ſich wieder losgeriſſen

von der Herrschaft des scholastischen Zwanges und der strengen Aufsicht des Priesterthums entrückt, zu eigenthümlicher Würde erheben konnte. Das Genie ist eine freie Aeußerung göttlich menschlicher Kraft, vermöge welcher sich der Geist erhaben über das Gemeine oder Alltägliche und unabhängig von äußern Bedingungen mit kühnem Schritte eine neue Bahn in der Erkenntniß öffnet. Keine Umstände vermögen es zu erzeugen, sondern als ein heiliger Urquell entspringt es aus sich selbst, und bemächtigt sich mit unwiderstehbarer Gewalt der Umstände zu seinem Zwecke. Wohl mögen Fürsten durch reiche Belohnungen Fleiß und Gelehrsamkeit fördern; weder ihr Gold noch ihre Gunst vermögen aus der todten Masse des mittelmäßigen ein einziges Genie zu wecken; nur der Allgewaltige, der über die höchsten Kräfte der Natur gebietet, vermag es zu schaffen. So wäre trotz aller Bemühung edler Fürsten das dreizehnte Jahrhundert zu Ende gegangen, ohne für die Mathematik einen solchen Mann erzeugt zu haben, wenn das Schicksal nicht unabhängig von Fürstengunst den Britten Roger Bacon zu großen Unternehmungen im Gebiete der menschlichen Erkenntniß begeistert hätte. Bacon war von Jugend auf von einem heiligen Eifer für Wissenschaft entflammt gewesen, auf den Universitäten von von Oxford und Paris hatte er sich ausgebildet, und um frei vom Drange weltlicher Geschäfte seinem höhern Streben desto ungestörter nachzuhängen, das Gelübde der Minoriten abgelegt. Frühe hatte ihn sein Genie aus der gewöhnlichen Bahn des scholastischen Studiums herausgerissen, um ihn einen ganz neuen, mit den Vorurtheilen seiner Zeit unverträglichen Weg betreten zu lassen, dessen Eröffnung der Wissenschaft eine entscheidende Richtung auf Jahrhunderte geben konnte. Bacon hatte mit Bedauern gesehen, daß sich der menschliche Geist bei den langwierigen scholastischen Discussionen in Hervorbringung von abstracten Spitzfindigkeiten erschöpfte, welche die reine Erkenntniß nicht mehr förderten, sondern vielmehr nur auf eine höchst ermüdende Weise verwirrten. In seinem Geiste reifte bald der Plan einer großen Veränderung. Ihm schien Kenntniß der Natur und ihrer Gesetzgeberin, der Mathematik, die

Grundlage alles Wiſſens. Daher empfahl er ſie in ſeinen Schriften auf's äußerſte. Er ſelbſt hatte alle ihre Zweige ſorgfältig erforſcht, und mit Hülfe ihrer Kenntniß und der der Naturlehre vieles vollbracht, was ihn trotz ſeinem Werke über die Nichtigkeit der Magie bei dem Haufen in den Verdacht derſelben brachte. Aus ſeinem opus majus erhellt, daß über dasjenige hinaus, was ihm klar und durch die Erfahrung bewährt war, ſeinem Genie noch vieles vorſchwebte, deſſen Vollendung einer ſpätern Zeit vorbehalten war; ſo die Ferngläſer, deren Entdeckung und Kenntniß ihm nun durch Misverſtand zugemuthet worden ſind. Daß er hingegen in der Sternkunde dem Wahn ſeines Zeitalters huldigte, darf uns weniger wundern, als wenn ſo große Kraft von allem ſchwärmeriſchen Uebermaße frei geblieben wäre. Aber Bacon wurde das Opfer der ſcholaſtiſchen Vorurtheile, die er ſo unerſchrocken angegriffen, und jenes Mönchsgelübdes, welches ſtatt ihm Nutzen und Unabhängigkeit zu gewähren, nur Verfolgung und Zwang auf ihn gebracht hatte. Auf Antrieb der Scholaſtiker und der Hierarchie ließ ihn der Franciscaner General und päpſtliche Legat zu Paris ins Gefängniß ſtecken, und ihm alles fernere Schreiben unterſagen. Nur auf Verwendung bedeutender Perſonen erhielt er die Freiheit, in ſein Vaterland zurückzukehren kurze Zeit vor ſeinem Tode, welcher im J. 1292 zu Oxford in Bacons 78. Jahre erfolgte. Sieben Jahre früher hatte wahrſcheinlich durch Bacons Schriften geleitet der Florentiniſche Patricier Salviano degli Armati den Gebrauch der auf beiden Seiten converen Brillengläſer erfunden, welche in der Folge zur Entdeckung der in der Aſtronomie ſo wichtigen Vergrößerungs- und Ferngläſer führte.

Während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts erfuhr die Mathematik als Wiſſenſchaft noch immer keine merkwürdige Veränderung. Zwar fehlte es nicht an einer Menge durch Kenntniß und Eifer recht tüchtiger Mathematiker, aber keiner erhob ſich über das Gewöhnliche, oder erweiterte die Gränzen der mathematiſchen Erkenntniß, und die Annäherung einer größern bedeutendern Zeit war bloß aus der Geiſtesthätigkeit zu erkennen,

womit jetzt eine Menge sinnreicher Erfindungen beinahe in ununterbrochener Reihenfolge an den Tag gefördert wurden. Den Anfang des Jahrhunderts bezeichnete die Einführung oder vielmehr Vervollkommnung des Compasses durch den Melphitaner Gioja, denn schon weit früher kannte man die Eigenschaft des Magnetes, sich gegen Norden zu wenden. Nicht lange nachher wurde der Pisaner Alexander de Spina durch die Vorarbeit des Salviano degli Armati auf die Entdeckung der Vergrößerungs- und Ferngläser geführt. Seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts wurden die mechanischen Uhren um vieles weiter gebracht. Unter der Leitung des Englischen Benedictiners Richard Wallingfort verfertigte er für das Kloster St. Alban, dessen Abt er war, eine große Uhr, die nicht nur die Stunden des Tages, sondern auch den Lauf der Sonne und des Mondes, die Zeit der Ebbe und Fluth nebst vielen andern Dingen anzeigte. Eben so merkwürdige Arbeiten vollbrachten Vater und Sohn Jakob und Johann de Dondis, die sich dadurch den Namen horologio erwarben, den ihre Nachkommen bis auf die neueste Zeit trugen. Endlich wurde in diesem Jahrhundert durch die Erfindung des Lumpenpapiers und der Papiermühlen, die man Nürnbergischem Fleiße zu verdanken scheint, jener großen Entdeckung des spätern Jahrhunderts der Weg gebahnt, durch welche der menschliche Geist ein Archiv erhielt, in welchem er von nun an die Resultate seiner Forschungen auf immer vor Zerstörung sichern konnte.

Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war die geistige Regsamkeit immer größer, welche endlich durch eine langwierige Dämmerung zu einem schönen Tage neuer, reicher und lebendiger Cultur führen sollte. Die Mathematik als Grundlage und organisches Gesetz aller positiven Kenntnisse mußte die Begriffe des Zeitalters zuerst erweitern helfen. Die Vervollkommnung des Compasses hatte der Schifffahrt ein unabsehbares Feld eröffnet, welches sie bis jetzt nur mit Zagen und ängstlichem Umhertappen betreten hatte; schon waren durch sie die Spanier und Portugiesen zu wichtigen Entdeckungen geführt

worden, und das bereits Erreichte ließ noch weit Größeres erwarten. Aber nicht nur an Einfluß auf äußere Verhältniſſe, ſondern auch an innerm Gehalt und an Ausdehnung ihrer Theorien hatte die Mathematik unendlich viel gewonnen. Leonhard von Piſa, der, um ſeine mathematiſchen Kenntniſſe auszubreiten, weder Koſten noch Mühe einer Reiſe in's Morgenland ſcheute, brachte von derſelben ſeinen Landsleuten die Algebra zurück, in welcher die Italiener ſo ſchnelle Fortſchritte machten, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Regeln zur Löſung der Aufgaben des zweiten Grades allgemein bekannt waren. Ueberhaupt wurden alle Zweige der Mathematik in Italien ſorgfältig bearbeitet. Nicolaus V., welcher am Ende dieſes Zeitraums auf dem heiligen Stuhle ſaß, und durch ſeine trefflichen Eigenſchaften zu ſo großen Erwerbungen berechtigte, ſchenkte ihnen ſeine vorzügliche Huld. Er ſelbſt war darin bewandert und hatte eine Ueberſetzung des Archimedes in's Lateiniſche wo nicht ſelbſt gemacht, dennoch veranſtaltet. Seiner und ſeiner Vorgänger gütiger Aufnahme der Griechiſchen Flüchtlinge verdankte man die genauere Kenntniß des Griechiſchen Alterthums und der Schriften der großen Meiſter in der Urſprache. Außerordentlich viel hatte zur Aufnahme des mathematiſchen Studiums der Cardinal Nicolaus von Cuſa beigetragen, der die ſchon von Roger Bacon verlangte Verbeſſerung des Julianiſchen Calenders als dringend nothwendig vorbrachte, und die alte Hypotheſe des Pythagoras von einem feſten Standpuncte der Sonne wenigſtens als Paradoxe erneuerte. Gern verzeiht man ihm und ſeines Verdienſtes um die Wiſſenſchaft willen ſeine Schwärmerei über die Quadratur des Kreiſes, deren Nichtigkeit ſchon in der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der unter dem Namen Regiomontanus bekannte Johann Müller aus Königsberg in Franken erwies. Auch der in den Religionshändeln dieſes Zeitraums ſo berühmte Franzöſiſche Cardinal Peter von Ailly ſchrieb über verſchiedene Gegenſtände der Aſtronomie, und machte unter andern auf der Kirchenverſammlung zu Coſtnitz Vorſchläge zur Verbeſſerung des Calenders, die vom Papſt Johann XXIII. und den verſammelten Vätern gebilligt wurden. Schade, daß

er so herrliche Einsichten durch astrologische Träumereien verunstaltete. Endlich erhielt bereits die Universität von Wien durch die astronomischen Schriften und Vorträge Johannes von Gmünden, des Lehrers Purbachs, die Grundlage jenes Rufs astronomischer Gelehrsamkeit, welchen sie während des folgenden Zeitraums durch Purbach und seinen berühmten Schüler Regiomontanus auf eine so glänzende Weise behaupten sollte. An Reichthum der Materialien mangelte es jetzt nicht mehr, sobald nur ein großer Geist erschien, sie gehörig zu verarbeiten.

Sechszehntes Buch.

Geschichte der Naturwissenschaften.

I. Capitel.

Die früheſten Zeiten bis auf Ariſtoteles, ſtarb 326 vor Chr. Geb.

So wie in uralter Zeit der menſchliche Geiſt bei der erſten lebendigen und vom Forſchungstriebe beſſer geleiteten Anſchauung der äußern Erſcheinungen ſich mit den Geſtaltungs- und Zahlverhältniſſen derſelben beſchäftigte, aus deren Betrachtung und genauerer Behandlung ſich die ſogenannten mathematiſchen Wiſſenſchaften entwickelten, ſo führte das Bedürfniß zum Theil wohl noch früher zwar Anfangs höchſt unvollkommene, aber allmählig doch weiter leitende Unterſuchungen über das eigentliche Weſen, die Beſtandtheile und Eigenſchaften der Dinge herbei, vermöge deren ſie ſich zu irgend einem beſtimmten Gebrauche entweder ausſchließlich, oder doch wenigſtens vorzüglich zu eignen ſchienen. Die Lehre von dem eigentlichen Weſen, den Beſtandtheilen und Eigenſchaften der Dinge aber, welche durch unſere körperlichen Sinne wahrgenommen werden, könnte man im Allgemeinen Naturlehre nennen, wenn nicht bereits einzelne Theile dieſer weitumfaſſenden Lehre mit dieſem Namen insbeſondere bezeichnet worden wären. Die Geſammtheit der aus der Anſchauung körperlicher Dinge entſtandenen Erkenntniſſe iſt daher in der ſogenannten Naturwiſſenſchaft oder den Naturwiſſenſchaften, wie man ſich häufiger auszudrücken pflegt, begriffen, während die ſogenannte Naturlehre nur denjenigen Theil in ſich faßt, der die allgemeinen Geſetze der Beſchaffenheit, Kräfte und Wirkungen der Körperwelt zum Gegenſtande hat.

Eben ſo wenig als die der Mathematik können wir hier die Urgeſchichte der Naturwiſſenſchaften auf ihrem natürlichen Wege aus den Geſetzen der Seelenlehre entwickeln. Die erſten An-

I. Capitel.

Die früheſten Zeiten bis auf Ariſtoteles, ſtarb 326 vor Chr. Geb.

So wie in uralter Zeit der menſchliche Geiſt bei der erſten ebendigen und vom Forſchungstriebe beſſer geleiteten Anſchauung er äußern Erſcheinungen ſich mit den Geſtaltungs- und Zahl- erhältniſſen derſelben beſchäftigte, aus deren Betrachtung und enauerer Behandlung ſich die ſogenannten mathematiſchen Wiſ- chaften entwickelten, ſo führte das Bedürfniß zum Theil wohl och früher zwar Anfangs höchſt unvollkommene, aber allmählig och weiter leitende Unterſuchungen über das eigentliche Weſen, ie Beſtandtheile und Eigenſchaften der Dinge herbei, vermöge eren ſie ſich zu irgend einem beſtimmten Gebrauche entweder usſchließlich, oder doch wenigſtens vorzüglich zu eignen ſchie- en. Die Lehre von dem eigentlichen Weſen, den Beſtandthei- n und Eigenſchaften der Dinge aber, welche durch unſere kör- erlichen Sinne wahrgenommen werden, könnte man im All- meinen Naturlehre nennen, wenn nicht bereits einzelne Theile eſer weitumfaſſenden Lehre mit dieſem Namen insbeſondere be- ichnet worden wären. Die Geſammtheit der aus der Anſchauung rperlicher Dinge entſtandenen Erkenntniſſe iſt daher in der ſo- nannten Naturwiſſenſchaft oder den Naturwiſſenſchaften, wie an ſich häufiger auszudrücken pflegt, begriffen, während die genannte Naturlehre nur denjenigen Theil in ſich faßt, der die lgemeinen Geſetze der Beſchaffenheit, Kräfte und Wirkungen r Körperwelt zum Gegenſtande hat.

Eben ſo wenig als die der Mathematik können wir hier die geſchichte der Naturwiſſenſchaften auf ihrem natürlichen Wege ıs den Geſetzen der Seelenlehre entwickeln. Die erſten An-

fangsgründe derselben müssen mit den ersten Berührungen des Menschen mit der Außenwelt zusammenfallen, und gehören also in die muthmaßliche Urgeschichte der Menschheit, in welchem noch so rohen Zustande wir uns dieselbe auch denken mögen. Aus den täglichen Wahrnehmungen des Menschen entstand zuerst eine zwar im Einzelnen höchst lückenhafte und im Ganzen völlig zusammenhangslose Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, dann einige Erfahrungs-Grundsätze der Heilkunde u. s. w. Erst lange nachher, als besondere Lebensverhältnisse, wie das Priesterthum oder ein eigenthümlicher Trieb zu tieferem Nachdenken über die ihnen vorgekommenen Erfahrungen führte, entstand eine Art von wissenschaftlicher Behandlung, welche allmählig das lückenhafte Einzelne zu einem zusammenhängendern Ganzen zu ordnen trachtete. Aber alle Völker der alten Zeit, von deren Bildungszustand uns nur irgend bedeutende Denkmale übrig geblieben sind, stehen auf dieser spätern Stufe, so daß man auf die frühere nur durch psychologische Muthmaßungen schließen kann. Und zwar findet man bei allen bedeutendern Menschen der sogenannten alten Zeit, deren geistige Kräfte lebendiger angeregt waren, das Bestreben, die Erscheinungen der Außenwelt nach Vernunftgründen zu beurtheilen, und die Lehren der Erfahrung in die Schlußfolge jener Vernunftgründe hinein zu zwängen, noch ehe eine hinlängliche Zahl von Erfahrungssätzen gesammelt war, um nur mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit von vielen auf das Ganze zu schließen.

Die ersten Begriffe der Völker über die Gesetze und Verhältnisse der Naturerscheinungen sind gewöhnlich in inniger Verbindung mit den Glaubensbegriffen derselben. Frühe bevölkerten die Dichter alle Theile der Außenwelt mit Göttern, und diese Sinnbilder gingen nur allzubald von der Einbildung in den Glauben der Menschen über. Daher wurden, sobald die Gottes- oder Götterverehrung Priester geschaffen hatte, diese Priester die ausschließlichen Kenner der Natur, so wie sie auch ausschließlich in vertrauterem Umgange mit den Göttern standen. Die Anfangs dürftigen Kenntnisse aber wurden von den Freunden der Götter als Geheimnisse aufbewahrt, und der ungeweihten

Menge nur auf eine ſolche Art mitgetheilt, daß die Ehrfurcht vor den unſichtbaren Mächten und ihren unmittelbaren Dienern unter den Sterblichen dadurch immer mehr geſteigert werden mußte.

An den Ufern des Ganges waren die Braminen im Beſitze der Naturkenntniß, die ſich bei der Abgeſchloſſenheit der Kaſten unter den Hindus, der Abneigung jener Prieſter oder Gelehrten vor neuen, den hergebrachten Zuſtand der Wiſſenſchaft verändernden Forſchungen und ihrem Hange zu völlig abgezogenen Grübeleien weder erweiterte, noch gemeinnützig machte. In Babylon war die Sternkunde unter allen Wiſſenſchaften diejenige, welche zur höchſten Blüthe gelangte; von den eigentlichen Naturkenntniſſen der Babylonier hingegen bleibt uns gar keine beſtimmte Nachricht. Allein in Aegypten geben uns ſowohl die ſinnbildlichen Götter ſelbſt, welche in dieſem Lande verehrt wurden, als auch die Götterverehrung einen ſprechenden Beweis von der häufigen Beſchäftigung dieſes Volks mit der Natur. Lage und Beſchaffenheit des Landes luden daſelbſt die Einwohner frühe zum Ackerbau ein, und aus den Bedürfniſſen deſſelben nebſt denen der Heilkunde entſtanden hier die erſten Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft. Zwar blieb die ſtarre Geſtaltung des öffentlichen Lebens in Aegypten nicht weniger als in Babylon und Indien ein großes Hinderniß ihrer Erweiterung und Verbreitung, aber glücklicher Weiſe geriethen die Aegyptier mit andern Völkern in Berührung, welche trotz der ängſtlichen Fürſorge des Aegyptiſchen Prieſterſtandes die Kenntniſſe deſſelben dennoch auf die Nachwelt brachten. So wiſſen wir, daß zu Bereitung verſchiedener Arzneien, Farben u. ſ. w. die Aegyptier mit den Eigenſchaften mehrerer Salze und Säuren und mit dem zu ihrer Bereitung nothwendigen chemiſchen Verfahren bekannt ſeyn mußten. Die meiſten Götter der Aegyptier waren eigentliche Naturgötter, und ſtellten ſinnbildlich Naturkräfte dar. Dem einen verdankte man wichtige Lehren oder Erfindungen, die den Ackerbau betrafen, der andere ſandte den Menſchen Krankheiten zu, oder wachte über ihrer Geneſung. Den Ackerbau ſollte Oſiris eingeführt haben. Viele Krankheiten wurden den Sterblichen von der Iſis in ihrem

Zorne zugeschickt. Konnte die Göttin besänftigt werden, oder hatten die Krankheiten eine andere Ursache, so theilte sie treffliche Arzneien mit. Eben so hatte auch der mit den Phönikiern gemeinschaftlich verehrte Thout, der die Pflanzung und Behandlung des Oelbaums eingeführt haben soll, den Aegyptiern viele Geheimnisse der Naturkunde geoffenbart. Ihm wurden nebst dem Hermes die ältesten, ursprünglich auf Säulen hieroglyphisch aufgezeichneten, die Arzneikunde betreffenden Bücher zugeschrieben. Sie wurden als heilige Bücher der Aerzte betrachtet, deren Vorschriften buchstäblich befolgt werden mußten. Hielt man sich genau daran, so war man von jeder Verantwortung frei, ging man hingegen von der darin angegebenen Behandlung ab, so hatte man auch beim besten Erfolg das Leben verwirkt. Aus diesen Grundsätzen und aus dem Umstande, daß die Kunst der Zergliederung in den Augen der Aegyptier ein Greuel gewesen wäre, läßt sich im Allgemeinen der Zustand der Heilkunde und der mit ihr in Verbindung stehenden Wissenschaften und der Geist, der hier vorherrschen mußte, schon einigermaßen beurtheilen. Die dürftigen Kenntnisse, die man nach und nach gesammelt hatte, blieben als Priesterüberlieferung Tempelgeheimniß. Die Priester der bereits erwähnten Götter und die des Apis, Serapis, Esmun oder Mendes übten diese geheimnißvolle Heilkunde in den Mauern der Tempel aus. Viele Krankheiten rührten in Aegypten von dem verdorbenen Brunnwasser und den faulen Ausdünstungen her, welche aus den nach der jährlichen Nilüberschwemmung zurückgebliebenen Sümpfen aufstiegen. Ungeachtet dieser der Gesundheit so nachtheiligen Beschaffenheit ihres Landes sollen nach dem Zeugnisse Herodots die Aegyptier durch Befolgung der ihnen von den priesterlichen Weisen vorgeschriebenen strengen Lebensordnung in Absicht auf Reinlichkeit und Enthaltung von gewissen Nahrungsmitteln zum gesundesten Volke geworden seyn. Die Priester mußten noch viel strenger leben als die übrigen Aegyptier, und erkauften den Ruf höherer Weisheit, in dem sie standen, durch mancherlei Entsagung. Viele Speisen waren ihnen indessen nicht um der Gesundheit willen, sondern wegen geheimer Deutungen verboten, welche lediglich die Einbil-

dung geſchaffen haben mochte. Die meiſten Krankheiten wurden einer Ueberfüllung des Magens und der Gedärme mit Speiſen oder daſelbſt befindlichen Unreinigkeiten zugeſchrieben. Daher war jeder Aegyptier verpflichtet, monatlich drei Tage lang ſeinen Körper durch Abführungen aller Art zu reinigen. Unter den Büchern des Hermes gab es 36, welche die höhere Forſchung über Natur, Menſchen und Weltall enthielten, und aus welchen nur die höhern Prieſterordnungen Unterricht ſchöpfen durften. Aus den ſechs letzten lernte die niedrigſte Ordnung der Schiff-Träger (παντοφόροι) ihre anwendbare Heilkunſt. Für jede Art von Krankheiten, für jeden Theil des menſchlichen Körpers hatte man ſo wie einen eigenen Gott, ſo auch einen eigenen Arzt; und dieſer einzige Umſtand würde ſchon hinlänglich für das Unwiſſenſchaftliche des Aegyptiſchen Heilweſens zeugen. In der Wundarzneikunſt ſcheinen die Aegyptiſchen Aerzte noch weiter zurück geweſen zu ſeyn, als in der Behandlung der innern Krankheiten, wenn man aus dem Umſtande ſchließen darf, daß ſie die Verſtauchung des Darius Hyſtaspes auf der Jagd auf keine Weiſe zu heilen wußten. Der Sitz der angeſehenſten Prieſter-Aerzte war zu Memphis, wo bei den Kranken auch die Incubation angewendet wurde. Zum Einbalſamiren endlich bedurfte man, wie es jetzt genügend bewieſen iſt, bloß der naturgeſchichtlichen Kenntniß der Eigenſchaften einiger Kräuter und Gewürze, keineswegs aber, wie man es öfters behauptet hat, tiefere Einſicht in den innern Bau des menſchlichen Körpers.

Schüler der Aegyptier waren die Iſraeliten, deren Kenntniſſe jedoch eben ſo wie die ihrer Lehrer in dem Prieſterſtamme der Leviten aufbewahrt blieben. Der größte Theil deſſen, was ihnen aus den Naturwiſſenſchaften bekannt war, mochte wohl von Moſes herrühren, und ſeitdem nur durch dürftige Erfahrungen vermehrt worden ſeyn. Aber aus der Erzählung der heiligen Schrift geht hervor, daß Moſes ſelbſt ſeinen urſprünglichen Aegyptiſchen Lehrern überlegen geworden war. Freilich bedurfte es zur Verbrennung des goldenen Kalbes nicht ſo viel eigentlich wiſſenſchaftlicher chemiſcher Grundſätze, ſondern einzig und allein einer gewiſſen Kunſtgewandtheit, welche durch Uebung er-

lernt werden mag, ohne Auseinanderſetzung der Gründe. Allein nichts deſto weniger blickt aus dem ganzen Leben des Moſes und aus ſeinen Schriften eine große Vertrautheit mit der Natur hervor, welche die Leviten keineswegs in ihrem ganzen Umfange geerbt zu haben ſcheinen. Moſes aber ſtand weit über ſeinem Volke, und fand es zu engherzig, um ſeinen großen Geiſt ganz in ſich aufzunehmen. Unter der levitiſchen Vormundſchaft konnte die Wiſſenſchaft nicht beſſer gefördert werden, als unter der der Aegyptiſchen Prieſter.

Für die Nachwelt hingegen war es am wichtigſten, daß auch die Griechen Schüler der Aegyptier wurden; denn der freie, heitere Geiſt der Hellenen entfeſſelte die Natur von den ſchweren beengenden Ketten, welche ihr die Prieſter angelegt hatten, und überlieferten ihre Gedanken und Erfahrungen der Nachwelt theils im Gewande ſinnvoller Dichtung, theils wiſſenſchaftlicher Erkenntniß als ein unſchätzbares Geſchenk. In den Urzeiten der Griechiſchen Geſchichte entwickelte ſich unter den Griechen wie bei andern Völkern die Erkenntniß der natürlichen Dinge nur unter einer geheimnißvollen Hülle. Doch ward der Glaube des Volkes, den man in Aegypten durch blinde, gedankenloſe Ehrfurcht vor der Prieſterkaſte zu begründen ſuchte, durch dichteriſche Begeiſterung für die Götter und Heroen erhalten, in welchen die Kräfte und Wirkungen der Natur ſinnbildlich dargeſtellt waren. Daher herrſchte in der Griechiſchen Erkenntniß, ſelbſt wo ſie im Allgemeinen unter beſtimmten Glaubensvorurtheilen befangen war, dennoch im Einzelnen ein freierer Geiſt, der das Ueberlieferte immer wieder aus ſich ſelbſt neu zu geſtalten trachtete. Dieſer immer friſchgeſtaltenden Schöpfung, ſo wie den ſpätern Vermiſchungen mit der Dichtungswelt anderer Völker muß man die ungeheure Mannigfaltigkeit des Griechiſchen Götterreichs und das Dunkle und Schwankende ſo vieler Erzählungen aus demſelben zuſchreiben. Lange erfreuten ſich die Hellenen dieſer lieblichen Dichtungen, ohne auf den Urgrund derſelben zurückzugehen, und das Volk fand ſich in dieſem Traume ſo glücklich, die Prieſter wußten ihre Macht ſo nachdrücklich zu

ſchirmen, daß keiner es wagte, wenigſtens öffentlich dagegen aufzutreten.

Um die Beziehungen der Götter auf die Kräfte und Erſcheinungen der Natur nachzuweiſen, müßte man den ganzen weitläufigen Kreis der alten Dichtungswelt durchwandern, da die den Göttern zugeſchriebene Wechſelwirkung eben ſo mannigfaltig und wunderbar verſchlungen war, als die Kräfte und Wirkungen der Natur ſelbſt. Wie in Aegypten und Babylon, ſo bewahrten auch in Griechenland die Vertrauten der Götter, die Prieſter, die durch Erfahrung geſammelten Kenntniſſe, die man als Offenbarungen der übermenſchlichen Weſen betrachtete, in ihrem Kreiſe. An ſie durfte man ſich wenden, nicht um Belehrung und Aufſchluß im Allgemeinen, wohl aber um ihren Rath, bisweilen um ihre Handanlegung in einzelnen Fällen. Doch waren ſie nicht ſo im ausſchließlichen Beſitze aller Naturkenntniß, daß nicht auch außerordentliche Männer, die dem geheiligten Stande nicht angehörten, damit hätten auftreten dürfen. Die Halbgötter, von denen mehrere beſonders in der Heilkunde Großes geleiſtet hatten, waren Menſchen weltlichen Standes geweſen, und hatten ihre Kunſt auch außerhalb der Mauern der Tempel zum Beſten der Leidenden geübt. Solches bezeugen die uralten Sagen von Chiron und Aeskulap, den Fürſten der Heilkunſt, und ſelbſt die Geſchichte des Herakles. Allein von dem Umfang und Inhalt ihrer Kenntniſſe hatte ſich nichts Beſtimmtes erhalten, und was ihnen Jahrhunderte nach ihrem Tode zugeſchrieben ward, das hatten größtentheils die Prieſter erfunden, und ihm mit dem Namen der Heroen größeres Gewicht zu geben getrachtet. Die Dichter Linus, Muſäus, Orpheus, Homer und Heſiodus beſangen jene uralten Ueberlieferungen, und was uns von ihnen übrigblieb, iſt das einzige Denkmal jenes früheſten Wiſſens und Ahnens, ihr Geſang die erſte geiſtige Behandlung der Natur. Aber ſo wie jene Dichtungen in den Volksglauben aufgenommen wurden, ſo kamen die in denſelben enthaltenen Lehren in die Hände der Prieſter. Die Vertrauten jedes Weſens, durch welches irgend eine der großen Naturkräfte dargeſtellt war, theilten unter einer ge-

per sey. Allein aus diesem Rathen ging nichts Bestimmtes hervor. Nach Parmenides entstand die ganze Welt der sinnlichen Erscheinungen aus Licht und Finsterniß, oder Kälte und Wärme, welche durch Liebe verbunden wurden. Noch viel weniger leisteten die spätern Anhänger dieser Schule, Melissus und der durch seine dialektischen Spitzfindigkeiten berühmte Zeno für die wissenschaftliche Beobachtung der Natur.

Ungeachtet ihres Scharfsinns haben auch der Erfinder und der Bearbeiter der Atomenlehre, Leukipp und Demokrit, wenig Verdienst um die Förderung der Naturkenntnisse. Die Erde soll Demokrit für eine breite hohle Scheibe gehalten haben, die durch die unter ihr eingeschlossene Luft getragen wird. Wegen der größern Dünne derselben gegen Mittag neigte sie sich gegen diese Seite zu. In den Höhlen der Erde sammelten sich Wassermassen; wenn nun diese den Boden erweichten oder durchbrächen, oder wenn die in andere hohle Theile hineindringende Luft keinen natürlichen Ausgang finden könnte, so entständen Erdbeben. Das Meer vermindere sich mit jedem Tage und werde zuletzt ganz verschwinden. Von dem Menschen endlich soll er angenommen haben, daß er aus Wasser und Schlamm entstehe. Doch erzählt von ihm Plinius, daß er sich mit der Zergliederung von Thieren unter anderm eines Chamäleons abgegeben habe.

Ungleich wichtiger für die Naturkenntniß wurden die Lehren des Anaxagoras von Klazomenä, dessen Homoiomerien zwar ebenfalls Atome waren, in ihrer Vereinigung aber nicht durch den Zufall, sondern den Zwecken der höchsten Weisheit gemäß geleitet wurden. So waren die hellen und trocknen Grundstoffe emporgestiegen, und hatten die Räume des Himmels nebst Luft, Sonne, Mond und Gestirne gebildet. Die dichten, feuchten, kalten und dunkeln hingegen hatten sich hinuntergesenkt, und aus ihnen war die Erde entstanden. Absonderungen und Zusammensetzungen einzelner Grundtheile brachten Wolken, Wasser, Erde, Steine, Pflanzen, Thiere und selbst Menschen hervor. Ueber die Ursachen der Schwere und Leichtigkeit der Körper wagte er keine Vermuthung, sondern beruhigte sich damit, daß

das Weltall sich selbst stütze. Die feinsten und flüchtigsten Theile waren in die höchsten Gegenden hinaufgestiegen, und hatten daselbst die Sonne und die übrigen Gestirne gebildet, welche als glühende steinichte Massen herumschwammen. Den Mond hielt er für eine der unsrigen ähnliche Erde, welche ihr Licht von der Sonne erhalte, und erklärte die scheinbaren Veränderungen und Verfinsterungen desselben aus den wahren Ursachen. Unsere Erde stellte er sich platt vor, und zwar sollte sie Anfangs ganz schwammicht und sumpfig gewesen seyn, bis der obere Theil, den wir bewohnen, durch beständige Regen zusammengepreßt und dichter wurde. Jede Bewegung der Luft nannte er Wind, und schrieb sie den Sonnenstrahlen zu, welche die Luft verdünnten. Der Blitz war ihm eine plötzliche Erscheinung einer von oben herabgesunkenen Aethermasse, deren Auslöschung den Donner verursache. Pflanzen und Gewächse waren dem Anaxagoras eben so gut beseelt und mit einem Empfindungs- vielleicht auch Begehrungsvermögen begabt, wie die Thiere oder die Menschen selbst. Wasser, Feuer und Erde bildeten den Grundstoff des thierischen Körpers. Die Ursache der menschlichen Vernunft lag in der vollkommenen Einrichtung des menschlichen Leibes. Was endlich die Lehre vom menschlichen Körperbau betrifft, so beschäftigte er sich am liebsten mit Muthmaßungen über das Zeugungsgeschäft. Er nahm an, daß der Embryo nur aus dem Samen des Vaters entstehe, und die Mutter nur den Platz dazu hergebe. Den Unterschied des Geschlechtes suchte er in dem Ort, den der Embryo in der Bährmutter einnehme, und zwar die Knäbchen auf der rechten, die Mädchen auf der linken Seite. Bei einigen bekannten Vögeln und vierfüssigen Thieren war er auf den lächerlichen Gedanken gekommen, daß sie sich durch die Schnäbel begatteten und durch den Mund gebären.

Von der Zeit des Anaxagoras an bis zum göttlichen Plato vernachlässigten die Griechischen Philosophen die Beobachtung der Natur gänzlich, um sich in abgezogenen Spitzfindigkeiten zu verlieren, mit welchen man zwar wohl bestehende Vorurtheile erschüttern, aber kein neues gründliches Gebäude der Wissen-

schaft errichten konnte. Und wo noch etwas für künftige Erweiterung der menschlichen Erkenntniß geleistet wurde, beschäftigte man sich mit der Vernunft selbst und ihren Gesetzen, nicht mit den Erscheinungen der außer dem Menschen liegenden Welt, welche Gegenstände jener Erkenntniß werden konnten. Eigentliche Naturforscher, welche die Naturwissenschaften weder als untergeordneten Theil der Philosophie noch zur unmittelbaren Anwendung im Leben ergründeten, gab es damals noch nicht. Daher müssen wir, wenn wir über den Zustand der Naturkenntniß in jenem Zeitraume einigen Aufschluß haben wollen, uns wieder zur Entwicklung der Heilkunde wenden, welche jetzt die einzige Veranlassung zur nähern Beobachtung der Natur ward. Seit dem Untergang des Pythagoräischen Bundes war die Ausübung der ärztlichen Kunst den geweihten Tempelmauern entschlüpft, um auch außerhalb derselben ohne geheimnißvollen Schleier geübt zu werden. Diejenigen von den Mitgliedern des Bundes, welche dem Krotonischen Mord entfliehen konnten, waren nun ihrer Verpflichtungen ledig, und so wurden die Grundsätze ihres Lehrers, in sofern sie sich auf Anwendbares bezogen, in kurzem auf gemeinverständliche Weise bekannt gemacht. Diese ungeweihten Aerzte, die ihre Kunst größtentheils auf Wanderungen ausübten, nannte man Periodeuten, und bald gewannen sie eben so viel Ansehen, als bisher die Priester ausschließlich inne gehabt hatten. Auch die Aufseher der Kampfschulen besaßen nützliche Kenntnisse, und waren vorzüglich streng in ihren Vorschriften für die Lebensweise der Jünglinge. Besonders wurden Ikkus von Tarent und Herodikus von Selymbrien durch die Veränderungen berühmt, welche sie hierin einführten. Diese Umstände veranlaßten am Ende auch die Asklepiaden in Knidos, den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der bis jetzt ihre Wissenschaft bedeckt hatte, und die Lehren derselben öffentlich vorzutragen. Sie sammelten in ihren Weihtafeln bloße Beschreibungen der Krankheiten, ohne sich um die genauern Merkmale derselben zu bekümmern, so daß Zahl und Namen der Krankheiten bis in's Unendliche vervielfältigt wurden. Für jede derselben hatten die Knidischen Aerzte ein eige-

nes Mittel und zwar alle größtentheils abführend. Zu den berühmteſten unter ihnen gehörten Euryphon und Kteſias. In Athen wurden die Aerzte in gewiſſer Hinſicht unter obrigkeitliche Aufſicht geſetzt. Zu den Zeiten des Plato ſcheinen ſie ſogar beinahe wie die Aegyptiſchen an gewiſſe allgemeine Vorſchriften gebunden geweſen zu ſeyn. Doch ſieht man aus einem Luſtſpiele des Ariſtophanes, daß es auch Quackſalbern bisweilen geſtattet ward, Arzneien öffentlich feil zu bieten.

In dieſem Zuſtande war die Heilkunde der Alten, als Hippokrates, der unſterbliche Arzt von Kos, auf dem Wege vernünftiger Ueberlegung und genauerer Beobachtung der Natur eine gänzliche Veränderung derſelben veranlaßte. Wie auf Knidos ſo lebten auch auf Kos Asklepiaden, welche aus den abgeriſſenen Sätzen der Weihtafeln ein wiſſenſchaftlicheres Ganzes zu ordnen ſtrebten. Vorzüglich war hierin das Haus der Hippokraten thätig, von denen man bis auf ſieben zählte, deren Geſchichte und wiſſenſchaftliches Verdienſt oft mit einander verwechſelt wurden, und daher dem ſpätern Geſchichtsforſcher die größte Dunkelheit in den Weg legen müſſen. Der erſte von ihnen war ein Enkel des wegen ſeiner ärztlichen Kenntniſſe hochberühmten Asklepiaden Nebrus, eines Zeitgenoſſen Solons. Dieſer hatte einen Sohn Heraklides, der mit ſeiner Gattin Phänarete Hippokrates II., den eigentlichen großen Hippokrates, erzeugte. Unter ſeinen Nachkommen trugen dann noch mehrere dieſen Namen, deren Thaten und Schickſale oft in den Lebenslauf des ältern verflochten worden ſind. Dieſer ſcheint in der letzten Hälfte des fünften und erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor Ch. gelebt und den größten Theil ſeines Lebens auf Reiſen zugebracht zu haben, die er bald auf fremden Ruf, bald aus eigenem Antrieb unternahm, um den Einfluß der verſchiedenen Himmelsſtriche auf die menſchliche Geſundheit zu beobachten. Denn der Luft, den Winden, der Veränderung der Jahrszeiten und der Witterung legte Hippokrates die größte Wichtigkeit bei, und ſchenkte ihrer genauern Beobachtung viele Aufmerkſamkeit. Mit den Meinungen ſeiner Zeitgenoſſen über die Entſtehung aller Dinge ſcheint er vertraut geweſen zu ſeyn,

obgleich er sich viel zu sehr mit wirklicher Beobachtung der Natur beschäftigte, als daß er sich weit von seinen Zwecken in abgezogene Forschungen hätte verlieren sollen. Der Behauptung, welche alle Erscheinungen der Körperwelt auf einen einzigen Grundstoff zurückführen wollte, widersprach er bestimmt sowohl aus Vernunft- als aus Erfahrungsgründen. Vielmehr nahm er in der ganzen Körperwelt die vier Grundstoffe, Feuer, Luft, Wasser und Erde und dann im thierischen Körper insbesondere Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle an. Ein Lieblingsgedanke des Hippokrates war die Vergleichung des gesammten Weltalls mit dem menschlichen Körper. Seine Kenntniß des letztern konnte der große Arzt von Kos nicht aus der Zergliederung desselben erhalten haben, denn noch immer herrschte überall dasselbe Vorurtheil. Nur aus einer Aehnlichkeit thierischer Körper und aus den am Krankenbette und bei Verwundungen gemachten Erfahrungen konnte er schließen, und dem Mangel an wirklichen Erfahrungssätzen durch vernünftige Folgerung nachhelfen. Dessenungeachtet verrathen die in seinen Schriften enthaltenen Beschreibungen ziemlich tiefe Einsicht in den Knochenbau, aber viel geringere Kenntniß der Muskeln und Nerven, des Blutlaufs und der Eingeweide. Ueber die Zeugungslehre theilte er die bereits erwähnten Vorurtheile seiner Zeit, den Tod hingegen schrieb er einer Zersetzung des Körpers in seine ursprünglichen Bestandtheile zu, bei welcher das Feuchte, Trockne, Heiße und Kalte jedes wieder sich mit seinem Gleichen vereine. Durch eine genauere Aufmerksamkeit auf den wesentlichen Unterschied der Kennzeichen verbesserte er die Lehren der Knidischen Aerzte von der Mannigfaltigkeit der Krankheiten. Auch durch Beobachtung und Bestimmung der entscheidenden Zeitpuncte that Hippokrates einen großen Schritt, allein den wichtigsten Dienst leistete er der Arzneikunst durch Einführung der Lebensordnungs- und Nähr-Vorschriften der sogenannten Diätetik, welche mit Ausnahme der Kampfschüler früher völlig vernachlässigt worden war. Als Hauptgrundsatz nahm er hier an, Befolgung der nicht offenbar schädlichen Gewohnheiten sey dem Körper am zuträglichsten, Uebergang von einer Lebensweise

zur andern, wenn nicht mit äußerſter Vorſicht, immer mit Gefahr verbunden, in allen aber Uebermaß am nachtheiligſten. Seine Arzneimittel waren mit Ausnahme einiger Bereitungen des Kupfers, des Alauns und des Bleies meiſtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen, und die Art ihrer Zuſammenſetzung und Zubereitung noch äußerſt roh. In der Wundarzneikunſt endlich verdankt man dem großen Arzte von Kos die erſte zuſammenhängendere Lehre vom Verbande.

Auf dem Wege, den Hippokrates betreten hatte, der genauen Beobachtung der Natur und ihrer waltenden Kräfte verbunden mit vernünftiger Nachforſchung würde in der Naturkunde bald wiſſenſchaftlichere Klarheit eingetreten ſeyn, wenn man nicht ſo frühe dieſe glückliche Bahn verlaſſen hätte, um dem Dichter-Weiſen Plato in dem kühnſten Schwunge zu den wunderbaren Höhen ſeiner Ideenwelt zu folgen. Jene geheimnißvollen Dreiecke, welche er ſich als urſprüngliche Form der zu Grundſtoffen gebildeten Materie dachte, waren vielfacher Deutung fähig, und mußten von der wirklichen Unterſuchung und Beſtimmung dieſer Grundſtoffe völlig abführen. Er nahm derſelben fünf an, nämlich Himmel, Aether, Feuer, Waſſer und Erde. So wie die höchſte Gottheit ſelbſt die Zuſammenſetzung der Grundſtoffe übernommen hatte, ſo war hingegen die Erſchaffung dieſer einzelnen Naturkörper eigenen Untergottheiten, einer Art von Dämonen anvertraut worden, welche theils ſichtbar als Sonne, Mond und Sterne um unſere Erde herſchwebten, theils für das menſchliche Auge völlig unſichtbar mit der Schöpfung einzelner Naturkörper beſchäftigt waren. So ward bei der Erſchaffung des menſchlichen Körpers zuerſt das Mark aus ganz feinen, der Grundgeſtalt des Feuers ähnlichen Dreiecken gebildet, welches eigentlich das wahre Lebensband der Seele mit dem Körper vorſtellt. Das Feuer dachte ſich Plato als Grundkraft des Lebens, dem man die vorzüglichſten Verrichtungen des Körpers zuſchreiben müſſe, und die Wärme des Blutes als Nahrungsquelle dieſes Feuers. Das Geſicht erklärte er durch eine Vereinigung des aus unſern Augen herausſtrömenden eigenthümlichen Lichts mit dem verwandten eindringenden Tageslicht, welche beide zu einem feſten

Körper gerannen. Der Schall war eine Erschütterung der Luft, die sich dem Gehirn und dem Blute bis zur Seele mittheilte, die Bewegung, die daraus vom Kopfe bis zum Leben entstehe, das Gehör. Der Geschmack wurde durch kleine Adern von der Zunge zum Herzen als dem Sitze des Begehrungsvermögens geführt. Ueber den Geruch, dessen Wirklichkeit er zum Theil läugnete, hatte er die wunderbarsten Ansichten. Den göttlichen Theil der Seele setzte Plato in den Kopf, den thierischen in die Brust, die eigentlichen thierischen Triebe aber verbannte er in die Leber. Im Uebrigen folgte er in der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers den Angaben des Hippokrates, denen er indessen dabei die sinnreichsten oder wunderbarsten Deutungen gab.

In dem Munde des göttlichen Plato, dessen Geistesrichtung ihn vielmehr in das himmlische Reich der Ideen als in das Gebiet bloß irdischer, aus Sinnenanschauung hervorgehende Kenntniß zog, mochten diese Lehren den Geist erheben, und gewissermaßen mit der höchsten Weltseele in ein näheres Verhältniß bringen, ohne ihn zu irrigen Vorstellungen über den im Leben anwendbaren Theil des menschlichen Wissens zu führen. Als aber nach ihm andere, ohne wie er überall in der weiten Herrschaft des Geistes ihre Heimath zu finden, aus jenen sinnvollen Gebilden Lehrgebäude für die Wirklichkeit errichten wollten, brachten sie eine höchst verderbliche Verwirrung in die Wissenschaft. Solche Irrthümer lagen bei der sogenannten dogmatischen Schule der Aerzte zum Grunde, die von solchen, durch abgezogene Forschung herausgebrachten Grundsätzen ausgehend, die zum Theil auf sichere Erfahrungskenntnisse erbaute Lehre des Hippokrates auf eine höchst schädliche Weise verunstalteten. Auch Pythagoräische und Aegyptische Vorurtheile gesellten sich noch zu den übrigen, die Verwirrung noch größer, das Uebel unheilbarer zu machen. Unfehlbar würde die Naturkenntniß wieder eben so viele Schritte zurück gemacht haben, als sie unter Hippokrates vorwärts gethan hatte, wenn nicht durch die Bemühungen hellerer Köpfe wenigstens einzelne Theile derselben sorgfältiger bearbeitet worden wären.

In ſolchem Zuſtande des Verfalls waren die Naturwiſſenſchaften in Griechenland, als der Weltweiſe von Stagira bei ſeiner neuen Gründung eines feſten und zuſammenhängenden Lehrgebäudes des geſammten menſchlichen Wiſſens beſonders das fruchtbare Reich der Naturkenntniß durch ſorgfältige Forſchung neu belebte, und durch ſeine bis auf uns gekommenen Werke, in denen er der Nachwelt die Ergebniſſe ſeiner vieljährigen und mühſamen Unterſuchungen überlieferte, den Namen eines Vaters der Naturkunde verdiente, wenn er gleich nicht der erſte war, der dieſes ſo bedeutende Feld zu bearbeiten verſucht hatte. Raſtloſe Thätigkeit mit unermüdlicher Beharrlichkeit in Erſtrebung eines Zweckes verbunden trieb den Ariſtoteles zur genauen Erforſchung aller merkwürdigen äußern Erſcheinungen an, deren Zuſammenhang und Endurſachen ſein unvergleichlicher Scharfſinn mit Schnelligkeit und Glück errieth, während ein der tiefſten vernünftigen Ergründung gewohnter Geiſt das auf dieſe Art theilweiſe Erworbene unmittelbar an die höchſten Grundſätze ſeines weitumfaſſenden Wiſſens anreihen konnte. Mit den Meinungen der ältern Naturforſcher hatte er ſich vollkommen bekannt gemacht, und bei der Erweiterung ſeiner Kenntniß durch eigene Beobachtung und darauf begründete vernünftige Unterſuchung unterließ er es nicht, ſeine eigene Anſicht mit den überlieferten Meinungen der Alten zu vergleichen.

Dem geſammten Lehrgebäude der Naturkunde mußte ſeine Anſicht von der Welt überhaupt, den Grundſtoffen und ihren Eigenſchaften gleichſam zur Grundlage dienen. Das große Weltall war nie erſchaffen worden, ſondern hatte von Ewigkeit her beſtanden. Alle Theile deſſelben waren im vollſtändigſten Einklang, und wohin man ſich auch wenden mochte, war das zuſammenhängendſte Hinſtreben nach einem und demſelben Zwecke nicht zu verkennen. Die Natur erklärte Ariſtoteles als letzte Grundurſache jeder Veränderung, nach ſeiner Meinung war ſie beſtändig und überall zu einem vernünftigen Zwecke wirkſam. In der Lehre von den Grundſtoffen wich er wenig von den Anſichten des Plato ab, ohne jedoch bis auf ihre erſte Geſtaltung zurückzugehen. Das Daſeyn der Erde, des Feuers, der Luft und des

Wassers suchte der Stifter der Peripatetischen Schule durch Annahme eines fünften überirdischen Grundstoffs des Aethers zu beweisen, dem er einzig und allein eine vollkommene, d. h. kreisförmige Bewegung zuerkannte, und die Erde in den Mittelpunct desselben stellte. Alle Körper gingen aus einer Vermischung jener Grundstoffe hervor und behielten auch noch in der Zusammensetzung die Eigenschaften derselben. Aber das Verhältniß dieser ursprünglichen Theile in dem gemischten Körper war der menschlichen Einsicht verborgen. Mit den Grundstoffen blieben vier Haupteigenschaften nothwendiger Weise verbunden, Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, und zwar die beiden ersten thätig, die zwei letzten leidend. Die Erde war kalt und trocken, das Wasser kalt und feucht, die Luft warm und feucht und das Feuer warm und trocken. Diejenigen Grundstoffe, welche eine gemeinsame Eigenschaft besaßen, konnten leicht in einander verwandelt werden, wenn eine fremde einwirkende Ursache die andere Eigenschaft zerstörte. Auch die übrigen konnten sich verwandeln, indessen war ihre Verwandlung weit größern Schwierigkeiten unterworfen. Von der ursprünglichen Beschaffenheit der Grundstoffe und ihren Eigenschaften hing nun natürlicher Weise ihre Schwere oder Leichtigkeit, Dichtigkeit oder Dünnheit, Weichheit oder Härte, Festigkeit, Biegsamkeit u. s. w. ab, und aus diesen Verhältnissen ließen sich, wenn man sie zu bestimmen wußte, alle äußern Erscheinungen erklären, sie mochten nun im gewöhnlichen oder außerordentlichen Laufe der Dinge seyn.

Von dieser höhern Naturlehre, in welcher er zwar von vielen selbst groben Irrthümern nicht frei, dennoch manche falsche Meinung der letztern berichtigte, ging Aristoteles in andern Büchern zur Anwendung seiner wissenschaftlichen Grundsätze durch Erklärung aller äußern Erscheinungen sowohl am Himmel als auf der Erde über, und zeigte in seinen Untersuchungen eben so viel Scharfsinn und weit mehr Sachkenntniß als irgend einer seiner Vorgänger. Daher brachte er auch Erfahrung und Vernunft weit mehr in's Gleichgewicht als die einsichtsvollsten unter ihnen. Aber sein unsterblichstes Verdienst ist seine Bearbeitung der Naturgeschichte, welchen Zweig der Naturwissenschaft er beinahe aus

dem Nichts schuf, und sogleich auf eine Stufe erhob, auf welcher sie für die Nachwelt bis auf unsere Zeiten merkwürdig und lehrreich blieb. Freilich standen ihm durch des Schicksals Gunst Mittel zu Gebote, über welche keiner vor ihm verfügen konnte, und die doch zu Errichtung einer festen Grundlage der Naturwissenschaft unumgänglich nothwendig waren. Die Freundschaft und das Vertrauen seines unsterblichen Zöglings Alexander setzte ihn nämlich in den Stand, eine zahllose Menge von Thierkörpern aller Art zu untersuchen, die seine Vorgänger entweder gar nicht oder wenigstens nur auf eine höchst oberflächliche Weise gekannt hatten. Der Welteroberer scheute keine Kosten, dem Meister von Stagira aus den fernsten Gegenden, in die ihn seine siegreichen Waffen führten, Thiere zum Zergliedern zuzusenden. Nach der Erzählung des Plinius waren Tausende von Menschen sowohl in Griechenland als in Asien eigends dazu bestellt, ihm Thiere zu fangen und zu überbringen. Ob Aristoteles auch Menschen zergliedert habe, ist ungewiß, doch möchte man es aus seiner weit bessern Kenntniß des menschlichen Körperbaues und aus dem Umstande schließen, daß durch die Berührung mit andern Völkern das Griechische Vorurtheil wider die Zergliederung geschwächt worden sey. Ohnehin war er ja durch die Macht seines Zöglings wider die Ausbrüche des Unwillens seiner Mitbürger gesichert. Der Geist des tiefdenkenden Weisen war kräftig genug, die ganze herrliche Schöpfung in einer großen Uebersicht aufzufassen, und dann mit dem richtigsten Urtheil jeden Ring nachzuweisen, vermittelst dessen die ungeheure Kette der erschaffenen Dinge von dem unvollkommensten leblosen Körper bis zum götterähnlichsten der Genien zusammenhing. Dennoch ordnete er seine Thiergeschichte nicht nach irgend einer bestimmten Eintheilungsart der Thiere, welche sowohl nach Maßgabe der philosophischen und naturwissenschaftlichen Bildung der Zeiten, als nach der Mannigfaltigkeit der Ansichten der einzelnen Naturforscher sehr verschieden ausfallen mag. Vielmehr behandelte er von den organischen Theilen einen nach dem andern, indem er vom Menschen als dem bekanntesten ausging, und führte ihren Unterschied bei den Thiergattungen aller Art durch, welche Unterrichts-Weise auf jeden Fall als eine höchst lehrreiche

anerkannt werden muß. In seiner äußerst gehaltreichen Lehre vom Bau der thierischen Körper gehört dem Aristoteles das Verdienst der Entdeckung der Nerven, des Ursprungs aller Adern im Herzen und der Behauptung, daß der Mensch unter allen Thieren das größte Gehirn habe. So war er auch der erste, welcher den Unterschied des Menschen von dem Affen aus der Naturgeschichte genauer nachwies. Die Beschreibung des Elephanten gehört zu seinen Meisterstücken. Ueberhaupt berichtigte er viele Vorurtheile seiner Vorgänger, so wenig er selbst auch von Irrthum frei war, welcher bei der frühern, beinahe gänzlichen Vernachlässigung ächter Naturforschung auf keine Weise vermieden werden mochte. Die Naturgeschichte der Vögel erweiterte er durch Auseinandersetzung der Ausbrütung des Eies und der wesentlichen Unterschiede der Vögelgattungen, und auch die Lehre von den Fischen verdankte ihm manchen wichtigen Satz. In der Beschreibung der übrigen Thiere stimmt Aristoteles häufig mit den neuern Beobachtungen zusammen, und ihm entgingen sogar die Muschel- und Schaalthiere nicht, eben so wenig als jene wunderbaren Thiere, welche gleichsam den Uebergang zwischen zwei Naturreichen zu bilden scheinen. Seine Verdienste um die Pflanzenkunde sind wir nicht im Stande zu beurtheilen, weil wenigstens sein ächtes Werk über diesen Gegenstand nicht auf uns gekommen ist, allein die von mehrern angeführte Sage, daß er in Athen die Apothekerkunst geübt habe, scheint wenigstens für seine öftere Beschäftigung mit diesem Zweige zu bürgen. Wenn man nun im Allgemeinen das von ihm in der Naturwissenschaft Geleistete sowohl mit der Dürftigkeit der Vorarbeiten vergleicht als mit demjenigen, was lange Zeit nach ihm auf die von ihm errichtete Grundlage gebaut wurde, so kann man die innigste Bewunderung dem Manne nicht versagen, der eine so tiefe geistige Ergründung und solchen Reichthum von Erfahrungskenntnissen fordernde Wissenschaft durch die Kraft seines Geistes gleichsam aus dem Nichts hervorgerufen hatte, und die Jahre seines Wirkens mögen daher mit Recht als ein Hauptzeitpunct in der Geschichte der Naturkunde angenommen werden, die durch ihn eine ganz neue Gestalt erhielt.

II. Capitel.

Von Aristoteles bis zum Untergang des abendländischen Reichs oder dem Anfange des sogenannten Mittelalters.

Die Naturwissenschaften blieben stets ein Hauptgegenstand der Betrachtung für die Anhänger der Peripatetischen Schule. Schon Theophrast aus Eresus, der noch das Glück gehabt hatte, den Unterricht des großen Lehrers selbst zu genießen, bearbeitete die Pflanzenkunde auf eine Weise, die ihm für jene Zeit große Ehre macht. Seine Entdeckungen, die er durch sorgfältige Zergliederung der Pflanzen machte, würden ihn sehr weit geführt haben, hätte er sich nicht unglücklicher Weise durch den Peripatetischen Wahn von der Aehnlichkeit der Bildung in der ganzen Schöpfung, mithin im Pflanzenreiche wie im Thierreiche, irre leiten lassen. Daher fand er neben den Saftgefäßen, denen er das Geschäft der Ernährung zueignete, auch Fibern und Adern. Zudem mußte ihm der Mangel an Vergrößerungsgläsern viele andere Geheimnisse der Pflanzeneinrichtung verbergen. Dessenungeachtet sind auch seine Bemerkungen über Rinde und Holz der Bäume äußerst merkwürdig, und vieles stimmt hier mit den neuen Beobachtungen vollkommen überein. In der Lehre vom Mark hingegen glaubte Theophrast vorzügliche Beweismittel für sein Lieblingsvorurtheil entdeckt zu haben. Der Unterschied der Geschlechter und die Befruchtungslehre der Pflanzen waren ihm keineswegs verborgen, und die auffallendsten unter ihren Krankheiten schilderte er ziemlich genau.

Von eben demselben Theophrast hat man auch mehrere Werke, die mediciniſche Gegenstände betreffen. In der Lehre vom Schweiß unterschied er diesen letztern sehr richtig von der

Körper gerannen. Der Schall war eine Erschütterung der Luft, die sich dem Gehirn und dem Blute bis zur Seele mittheilte, die Bewegung, die daraus vom Kopfe bis zum Leben entstehe, das Gehör. Der Geschmack wurde durch kleine Adern von der Zunge zum Herzen als dem Sitze des Begehrungsvermögens geführt. Ueber den Geruch, dessen Wirklichkeit er zum Theil läugnete, hatte er die wunderbarsten Ansichten. Den göttlichen Theil der Seele setzte Plato in den Kopf, den thierischen in die Brust, die eigentlichen thierischen Triebe aber verbannte er in die Leber. Im Uebrigen folgte er in der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers den Angaben des Hippokrates, denn er indessen dabei die sinnreichsten oder wunderbarsten Deutungen gab.

In dem Munde des göttlichen Plato, dessen Geistesrichtung ihn vielmehr in das himmlische Reich der Ideen als in das Gebiet bloß irdischer, aus Sinnenanschauung hervorgehender Kenntniß zog, mochten diese Lehren den Geist erheben, und gewissermaßen mit der höchsten Weltseele in ein näheres Verhältniß bringen, ohne ihn zu irrigen Vorstellungen über den im Leben anwendbaren Theil des menschlichen Wissens zu führen. Als aber nach ihm andere, ohne wie er überall in der weiten Herrschaft des Geistes ihre Heimath zu finden, aus jenen sinnvollen Gebilden Lehrgebäude für die Wirklichkeit errichten wollten, brachten sie eine höchst verderbliche Verwirrung in die Wissenschaft. Solche Irrthümer lagen bei der sogenannten dogmatischen Schule der Aerzte zum Grunde, die von solchen, durch abgezogene Forschung herausgebrachten Grundsätzen ausgehend, die zum Theil auf sichere Erfahrungskenntnisse erbaute Lehre des Hippokrates auf eine höchst schädliche Weise verunstalteten. Auch Pythagoräische und Aegyptische Vorurtheile gesellten sich noch zu den übrigen, die Verwirrung noch größer, das Uebel unheilbarer zu machen. Unfehlbar würde die Naturkenntniß wieder eben so viel Schritte zurück gemacht haben, als sie unter Hippokrates vorwärts gethan hatte, wenn nicht durch die Bemühungen hellerer Köpfe wenigstens einzelne Theile derselben sorgfältiger bearbeitet worden wären.

In ſolchem Zuſtande des Verfalls waren die Naturwiſſenſchaften in Griechenland, als der Weltweiſe von Stagira bei ſeiner neuen Gründung eines feſten und zuſammenhängenden Lehrgebäudes des geſammten menſchlichen Wiſſens beſonders das fruchtbare Reich der Naturkenntniß durch ſorgfältige Forſchung neu belebte, und durch ſeine bis auf uns gekommenen Werke, in denen er der Nachwelt die Ergebniſſe ſeiner vieljährigen und mühſamen Unterſuchungen überlieferte, den Namen eines Vaters der Naturkunde verdiente, wenn er gleich nicht der erſte war, der dieſes ſo bedeutende Feld zu bearbeiten verſucht hatte. Raſtloſe Thätigkeit mit unermüdlicher Beharrlichkeit in Erſtrebung eines Zweckes verbunden trieb den Ariſtoteles zur genauen Erforſchung aller merkwürdigen äußern Erſcheinungen an, deren Zuſammenhang und Endurſachen ſein unvergleichlicher Scharfſinn mit Schnelligkeit und Glück errieth, während ein der tiefſten vernünftigen Ergründung gewohnter Geiſt das auf dieſe Art theilweiſe Erworbene unmittelbar an die höchſten Grundſätze eines weitumfaſſenden Wiſſens anreihen konnte. Mit den Meinungen der ältern Naturforſcher hatte er ſich vollkommen bekannt gemacht, und bei der Erweiterung ſeiner Kenntniß durch eigene Beobachtung und darauf begründete vernünftige Unterſuchung unterließ er es nicht, ſeine eigene Anſicht mit den überlieferten Meinungen der Alten zu vergleichen.

Dem geſammten Lehrgebäude der Naturkunde mußte ſeine Anſicht von der Welt überhaupt, den Grundſtoffen und ihren Eigenſchaften gleichſam zur Grundlage dienen. Das große Weltall war nie erſchaffen worden, ſondern hatte von Ewigkeit her beſtanden. Alle Theile deſſelben waren im vollſtändigſten Einklang, und wohin man ſich auch wenden mochte, war das zuſammenhängendſte Hinſtreben nach einem und demſelben Zwecke nicht zu verkennen. Die Natur erklärte Ariſtoteles als letzte Grundurſache jeder Veränderung, nach ſeiner Meinung war ſie beſtändig und überall zu einem vernünftigen Zwecke wirkſam. In der Lehre von den Grundſtoffen wich er wenig von den Anſichten des Platо ab, ohne jedoch bis auf ihre erſte Geſtaltung zurückzugehen. Das Daſeyn der Erde, des Feuers, der Luft und des

Wassers suchte der Stifter der Peripatetischen Schule durch Annahme eines fünften überirdischen Grundstoffs des Aethers zu beweisen, dem er einzig und allein eine vollkommene, d. h. kreisförmige Bewegung zuerkannte, und die Erde in den Mittelpunct desselben stellte. Alle Körper gingen aus einer Vermischung jener Grundstoffe hervor und behielten auch noch in der Zusammensetzung die Eigenschaften derselben. Aber das Verhältniß dieser ursprünglichen Theile in dem gemischten Körper war der menschlichen Einsicht verborgen. Mit den Grundstoffen blieben vier Haupteigenschaften nothwendiger Weise verbunden, Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, und zwar die beiden ersten thätig, die zwei letzten leidend. Die Erde war kalt und trocken, das Wasser kalt und feucht, die Luft warm und feucht und das Feuer warm und trocken. Diejenigen Grundstoffe, welche eine gemeinsame Eigenschaft besaßen, konnten leicht in einander verwandelt werden, wenn eine fremde einwirkende Ursache die andere Eigenschaft zerstörte. Auch die übrigen konnten sich verwandeln, indessen war ihre Verwandlung weit größern Schwierigkeiten unterworfen. Von der ursprünglichen Beschaffenheit der Grundstoffe und ihren Eigenschaften hing nun natürlicher Weise ihre Schwere oder Leichtigkeit, Dichtigkeit oder Dünnheit, Weichheit oder Härte, Festigkeit, Biegsamkeit u. s. w. ab, und aus diesen Verhältnissen ließen sich, wenn man sie zu bestimmen wußte, alle äußern Erscheinungen erklären, sie mochten nun im gewöhnlichen oder außerordentlichen Laufe der Dinge seyn.

Von dieser höhern Naturlehre, in welcher er zwar von vielen selbst groben Irrthümern nicht frei, dennoch manche falsche Meinung der letztern berichtigte, ging Aristoteles in andern Büchern zur Anwendung seiner wissenschaftlichen Grundsätze durch Erklärung aller äußern Erscheinungen sowohl am Himmel als auf der Erde über, und zeigte in seinen Untersuchungen eben so viel Scharfsinn und weit mehr Sachkenntniß als irgend einer seiner Vorgänger. Daher brachte er auch Erfahrung und Vernunft weit mehr in's Gleichgewicht als die einsichtsvollsten unter ihnen. Aber sein unsterblichstes Verdienst ist seine Bearbeitung der Naturgeschichte, welchen Zweig der Naturwissenschaft er beinahe aus

dem Nichts ſchuf, und ſogleich auf eine Stufe erhob, auf welcher ſie für die Nachwelt bis auf unſere Zeiten merkwürdig und lehrreich blieb. Freilich ſtanden ihm durch des Schickſals Gunſt Mittel zu Gebote, über welche keiner vor ihm verfügen konnte, und die doch zu Errichtung einer feſten Grundlage der Naturwiſſenſchaft unumgänglich' nothwendig waren. Die Freundſchaft und das Vertrauen ſeines unſterblichen Zöglings Alexander ſetzte ihn nämlich in den Stand, eine zahlloſe Menge von Thierkörpern aller Art zu unterſuchen, die ſeine Vorgänger entweder gar nicht oder wenigſtens nur auf eine höchſt oberflächliche Weiſe gekannt hatten. Der Welteroberer ſcheute keine Koſten, dem Meiſter von Stagira aus den fernſten Gegenden, in die ihn ſeine ſiegreichen Waffen führten, Thiere zum Zergliedern zuzuſenden. Nach der Erzählung des Plinius waren Tauſende von Menſchen ſowohl in Griechenland als in Aſien eigends dazu beſtellt, ihm Thiere zu fangen und zu überbringen. Ob Ariſtoteles auch Menſchen zergliedert habe, iſt ungewiß, doch möchte man es aus ſeiner weit beſſern Kenntniß des menſchlichen Körperbaues und aus dem Umſtande ſchließen, daß durch die Berührung mit andern Völkern das Griechiſche Vorurtheil wider die Zergliederung geſchwächt worden ſey. Ohnehin war er ja durch die Macht ſeines Zöglings wider die Ausbrüche des Unwillens ſeiner Mitbürger geſichert. Der Geiſt des tiefdenkenden Weiſen war kräftig genug, die ganze herrliche Schöpfung in einer großen Ueberſicht aufzufaſſen, und dann mit dem richtigſten Urtheil jeden Ring nachzuweiſen, vermittelſt deſſen die ungeheure Kette der erſchaffenen Dinge von dem unvollkommenſten lebloſen Körper bis zum götterähnlichſten der Genien zuſammenhing. Dennoch ordnete er ſeine Thiergeſchichte nicht nach irgend einer beſtimmten Eintheilungsart der Thiere, welche ſowohl nach Maßgabe der philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Bildung der Zeiten, als nach der Mannigfaltigkeit der Anſichten der einzelnen Naturforſcher ſehr verſchieden ausfallen mag. Vielmehr behandelte er von den organiſchen Theilen einen nach dem andern, indem er vom Menſchen als dem bekannteſten ausging, und ordnete ihren Unterſchied bei den Thiergattungen aller Art durch, welche Unterrichts-Weiſe auf jeden Fall als eine höchſt lehrreiche

anerkannt werden muß. In seiner äußerst gehaltreichen Lehre vom Bau der thierischen Körper gehört dem Aristoteles das Verdienst der Entdeckung der Nerven, des Ursprungs aller Adern im Herzen und der Behauptung, daß der Mensch unter allen Thieren das größte Gehirn habe. So war er auch der erste, welcher den Unterschied des Menschen von dem Affen aus der Naturgeschichte genauer nachwies. Die Beschreibung des Elephanten gehört zu seinen Meisterstücken. Ueberhaupt berichtigte er viele Vorurtheile seiner Vorgänger, so wenig er selbst auch von Irrthum frei war, welcher bei der frühern, beinahe gänzlichen Vernachlässigung ächter Naturforschung auf keine Weise vermieden werden mochte. Die Naturgeschichte der Vögel erweiterte er durch Auseinandersetzung der Ausbrütung des Eies und der wesentlichen Unterschiede der Vögelgattungen, und auch die Lehre von den Fischen verdankte ihm manchen wichtigen Satz. In der Beschreibung der übrigen Thiere stimmt Aristoteles häufig mit den neuern Beobachtungen zusammen, und ihm entgingen sogar die Muschel- und Schaalthiere nicht, eben so wenig als jene wunderbaren Thiere, welche gleichsam den Uebergang zwischen zwei Naturreichen zu bilden scheinen. Seine Verdienste um die Pflanzenkunde sind wir nicht im Stande zu beurtheilen, weil wenigstens sein ächtes Werk über diesen Gegenstand nicht auf uns gekommen ist, allein die von mehrern angeführte Sage, daß er in Athen die Apothekerkunst geübt habe, scheint wenigstens für seine öftere Beschäftigung mit diesem Zweige zu bürgen. Wenn man nun im Allgemeinen das von ihm in der Naturwissenschaft Geleistete sowohl mit der Dürftigkeit der Vorarbeiten vergleicht als mit demjenigen, was lange Zeit nach ihm auf die von ihm errichtete Grundlage gebaut wurde, so kann man die innigste Bewunderung dem Manne nicht versagen, der eine tiefe geistige Ergründung und solchen Reichthum von Erfahrungskenntnissen fordernde Wissenschaft durch die Kraft seines Geistes gleichsam aus dem Nichts hervorgerufen hatte, und die Jahre seines Wirkens mögen daher mit Recht als ein Hauptzeitpunkt in der Geschichte der Naturkunde angenommen werden, die durch ihn eine ganz neue Gestalt erhielt.

II. Capitel.

Von Aristoteles bis zum Untergang des abendländischen Reichs oder dem Anfange des sogenannten Mittelalters.

Die Naturwissenschaften blieben stets ein Hauptgegenstand der Betrachtung für die Anhänger der Peripatetischen Schule. Schon Theophrast aus Eresus, der noch das Glück gehabt hatte, den Unterricht des großen Lehrers selbst zu genießen, bearbeitete die Pflanzenkunde auf eine Weise, die ihm für jene Zeit große Ehre macht. Seine Entdeckungen, die er durch sorgfältige Zergliederung der Pflanzen machte, würden ihn sehr weit geführt haben, hätte er sich nicht unglücklicher Weise durch den Peripatetischen Wahn von der Aehnlichkeit der Bildung in der ganzen Schöpfung, mithin im Pflanzenreiche wie im Thierreiche, irre leiten lassen. Daher fand er neben den Saftgefäßen, denen er das Geschäft der Ernährung zueignete, auch Fibern und Adern. Zudem mußte ihm der Mangel an Vergrößerungsgläsern viele andere Geheimnisse der Pflanzeneinrichtung verbergen. Dessenungeachtet sind auch seine Bemerkungen über Rinde und Holz der Bäume äußerst merkwürdig, und vieles stimmt hier mit den neuen Beobachtungen vollkommen überein. In der Lehre vom Mark hingegen glaubte Theophrast vorzügliche Beweismittel für sein Lieblingsvorurtheil entdeckt zu haben. Der Unterschied der Geschlechter und die Befruchtungslehre der Pflanzen waren ihm keineswegs verborgen, und die auffallendsten unter ihren Krankheiten schilderte er ziemlich genau.

Von eben demselben Theophrast hat man auch mehrere Werke, die mediciniſche Gegenstände betreffen. In der Lehre vom Schweiß unterschied er diesen letztern sehr richtig von der

Wassers suchte der Stifter der Peripatetischen Schule durch Annahme eines fünften überirdischen Grundstoffs des Aethers zu beweisen, dem er einzig und allein eine vollkommene, d. h. kreisförmige Bewegung zuerkannte, und die Erde in den Mittelpunct desselben stellte. Alle Körper gingen aus einer Vermischung jener Grundstoffe hervor und behielten auch noch in der Zusammensetzung die Eigenschaften derselben. Aber das Verhältniß dieser ursprünglichen Theile in dem gemischten Körper war der menschlichen Einsicht verborgen. Mit den Grundstoffen blieben vier Haupteigenschaften nothwendiger Weise verbunden, Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit, und zwar die beiden ersten thätig, die zwei letzten leidend. Die Erde war kalt und trocken, das Wasser kalt und feucht, die Luft warm und feucht und das Feuer warm und trocken. Diejenigen Grundstoffe, welche eine gemeinsame Eigenschaft besaßen, konnten leicht in einander verwandelt werden, wenn eine fremde einwirkende Ursache die andere Eigenschaft zerstörte. Auch die übrigen konnten sich verwandeln, indessen war ihre Verwandlung weit größern Schwierigkeiten unterworfen. Von der ursprünglichen Beschaffenheit der Grundstoffe und ihren Eigenschaften hing nun natürlicher Weise ihre Schwere oder Leichtigkeit, Dichtigkeit oder Dünne, Weichheit oder Härte, Festigkeit, Biegsamkeit u. s. w. ab, und aus diesen Verhältnissen ließen sich, wenn man sie zu bestimmen wußte, alle äußern Erscheinungen erklären, sie mochten nun im gewöhnlichen oder außerordentlichen Laufe der Dinge seyn.

Von dieser höhern Naturlehre, in welcher er zwar von vielen selbst groben Irrthümern nicht frei, dennoch manche falsche Meinung der letztern berichtigte, ging Aristoteles in andern Fächern zur Anwendung seiner wissenschaftlichen Grundsätze durch Erklärung aller äußern Erscheinungen sowohl am Himmel als auf der Erde über, und zeigte in seinen Untersuchungen eben so viel Scharfsinn und weit mehr Sachkenntniß als irgend einer seiner Vorgänger. Daher brachte er auch Erfahrung und Vernunft weit mehr in's Gleichgewicht als die einsichtsvollsten unter ihnen. Aber sein unsterblichstes Verdienst ist seine Bearbeitung der Naturgeschichte, welchen Zweig der Naturwissenschaft er beinahe aus

em Nichts ſchuf, und ſogleich auf eine Stufe erhob, auf welcher
ie für die Nachwelt bis auf unſere Zeiten merkwürdig und lehr-
eich blieb. Freilich ſtanden ihm durch des Schickſals Gunſt Mittel
u Gebote, über welche keiner vor ihm verfügen konnte, und die
och zu Errichtung einer feſten Grundlage der Naturwiſſenſchaft
umgänglich' nothwendig waren. Die Freundſchaft und das
Vertrauen ſeines unſterblichen Zöglings Alexander ſetzte ihn näm-
ch in den Stand, eine zahlloſe Menge von Thierkörpern aller
rt zu unterſuchen, die ſeine Vorgänger entweder gar nicht oder
enigſtens nur auf eine höchſt oberflächliche Weiſe gekannt hatten.
Der Welteroberer ſcheute keine Koſten, dem Meiſter von Stagira
us den fernſten Gegenden, in die ihn ſeine ſiegreichen Waffen
ührten, Thiere zum Zergliedern zuzuſenden. Nach der Erzählung
es Plinius waren Tauſende von Menſchen ſowohl in Griechenland
ls in Aſien eigends dazu beſtellt, ihm Thiere zu fangen und zu
berbringen. Ob Ariſtoteles auch Menſchen zergliedert habe, iſt
ngewiß, doch möchte man es aus ſeiner weit beſſern Kenntniß
es menſchlichen Körperbaues und aus dem Umſtande ſchließen,
aß durch die Berührung mit andern Völkern das Griechiſche
orurtheil wider die Zergliederung geſchwächt worden ſey. Oh-
ehin war er ja durch die Macht ſeines Zöglings wider die Aus-
üche des Unwillens ſeiner Mitbürger geſichert. Der Geiſt des
efdenkenden Weiſen war kräftig genug, die ganze herrliche Schö-
ſung in einer großen Ueberſicht aufzufaſſen, und dann mit dem
chtigſten Urtheil jeden Ring nachzuweiſen, vermittelſt deſſen
e ungeheure Kette der erſchaffenen Dinge von dem unvollkom-
enſten lebloſen Körper bis zum götterähnlichſten der Genien
ſammenhing. Dennoch ordnete er ſeine Thiergeſchichte nicht
ch irgend einer beſtimmten Eintheilungsart der Thiere, welche ſo-
ohl nach Maßgabe der philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen
ildung der Zeiten, als nach der Mannigfaltigkeit der Anſichten
r einzelnen Naturforſcher ſehr verſchieden ausfallen mag. Viel-
ehr behandelte er von den organiſchen Theilen einen nach dem an-
rn, indem er vom Menſchen als dem bekannteſten ausging, und
hrte ihren Unterſchied bei den Thiergattungen aller Art durch,
elche Unterrichts-Weiſe auf jeden Fall als eine höchſt lehrreiche

anerkannt werden muß. In seiner äußerst gehaltreichen Lehre vom Bau der thierischen Körper gehört dem Aristoteles das Verdienst der Entdeckung der Nerven, des Ursprungs aller Adern im Herzen und der Behauptung, daß der Mensch unter allen Thieren das größte Gehirn habe. So war er auch der erste, welcher den Unterschied des Menschen von dem Affen aus der Naturgeschichte genauer nachwies. Die Beschreibung des Elephanten gehört zu seinen Meisterstücken. Ueberhaupt berichtigte er viele Vorurtheile seiner Vorgänger, so wenig er selbst auch von Irrthum frei war, welcher bei der frühern, beinahe gänzlichen Vernachlässigung ächter Naturforschung auf keine Weise vermieden werden mochte. Die Naturgeschichte der Vögel erweiterte er durch Auseinandersetzung der Ausbrütung des Eies und der wesentlichen Unterschiede der Vögelgattungen, und auch die Lehre von den Fischen verdankte ihm manchen wichtigen Satz. In der Beschreibung der übrigen Thiere stimmt Aristoteles häufig mit den neuern Beobachtungen zusammen, und ihm entgingen sogar die Muschel- und Schaalthiere nicht, eben so wenig als jene wunderbaren Thiere, welche gleichsam den Uebergang zwischen zwei Naturreichen zu bilden scheinen. Seine Verdienste um die Pflanzenkunde sind wir nicht im Stande zu beurtheilen, weil wenigstens sein ächtes Werk über diesen Gegenstand nicht auf uns gekommen ist, allein die von mehrern angeführte Sage, daß er in Athen die Apothekerkunst geübt habe, scheint wenigstens für seine öftere Beschäftigung mit diesem Zweige zu bürgen. Wenn man nun im Allgemeinen das von ihm in der Naturwissenschaft Geleistete sowohl mit der Dürftigkeit der Vorarbeit vergleicht als mit demjenigen, was lange Zeit nach ihm auf die von ihm errichtete Grundlage gebaut wurde, so kann man der innigste Bewunderung dem Manne nicht versagen, der eine so tiefe geistige Ergründung und solchen Reichthum von Erfahrungskenntnissen fordernde Wissenschaft durch die Kraft seines Geistes gleichsam aus dem Nichts hervorgerufen hatte, und die Jahre seines Wirkens mögen daher mit Recht als ein Hauptzeitpunct in der Geschichte der Naturkunde angenommen werden, die durch ihn eine ganz neue Gestalt erhielt.

II. Capitel.

Von Aristoteles bis zum Untergang des abendländischen Reichs oder dem Anfange des sogenannten Mittelalters.

Die Naturwissenschaften blieben stets ein Hauptgegenstand der Betrachtung für die Anhänger der Peripatetischen Schule. Schon Theophrast aus Eresus, der noch das Glück gehabt hatte, den Unterricht des großen Lehrers selbst zu genießen, bearbeitete die Pflanzenkunde auf eine Weise, die ihm für jene Zeit große Ehre macht. Seine Entdeckungen, die er durch sorgfältige Zergliederung der Pflanzen machte, würden ihn sehr weit geführt haben, hätte er sich nicht unglücklicher Weise durch den Peripatetischen Wahn von der Aehnlichkeit der Bildung in der ganzen Schöpfung, mithin im Pflanzenreiche wie im Thierreiche, irre leiten lassen. Daher fand er neben den Saftgefäßen, denen er das Geschäft der Ernährung zueignete, auch Fibern und Adern. Zudem mußte ihm der Mangel an Vergrößerungsgläsern viele andere Geheimnisse der Pflanzeneinrichtung verbergen. Dessenungeachtet sind auch seine Bemerkungen über Rinde und Holz der Bäume äußerst merkwürdig, und vieles stimmt hier mit den neuen Beobachtungen vollkommen überein. In der Lehre vom Mark hingegen glaubte Theophrast vorzügliche Beweismittel für sein Lieblingsvorurtheil entdeckt zu haben. Der Unterschied der Geschlechter und die Befruchtungslehre der Pflanzen waren ihm keineswegs verborgen, und die auffallendsten unter ihren Krankheiten schilderte er ziemlich genau.

Von eben demselben Theophrast hat man auch mehrere Werke, die medicinische Gegenstände betreffen. In der Lehre vom Schweiß unterschied er diesen letztern sehr richtig von der

unmerklichen Ausdünstung, die er πνεῦμα nannte. Eben so merkwürdig sind seine Bücher über die Gerüche und den Schwindel.

Von höchster Wichtigkeit für die Heilkunde war die Entdeckung des Proxagoras von Kos, eines sogenannten dogmatischen Arztes, von dem Unterschiede der Schlagadern und Blutadern nebst seinen Beobachtungen über beide, welchen Fortschritt die Vorarbeit des Aristoteles allein möglich gemacht hatte.

Zwar schien der Trieb zur Beobachtung und genauern Ergründung der Natur bei den Stoikern im Wesen ihrer Lehre selbst gegründet zu seyn, die ihnen ein naturgemäßes Leben als höchstes irdisches Gut vorstellte. Aber diese Philosophen, deren Grundsätze mehr abgezogen und zum Theil aus den Lehren ihrer Vorgänger zusammengesetzt waren, hatten zu viele theoretische Vorurtheile, als daß sie ihre Untersuchungen mit der durchaus nothwendigen Unbefangenheit hätten anstellen können. Ein unbedingter Materialismus war die Grundlage ihres ganzen Lehrgebäudes, da sie nicht nur thierische und menschliche Seelen, sondern sogar die Gottheit, das ewige Feuer für körperlich hielten. Aus dem Urfeuer entwickelten sich nach ihrer Meinung die übrigen Grundstoffe, so wie die thierischen Körper aus von Ewigkeit her vorhandenen Keimen. Die Seelenkräfte wurden von ihnen überall mit den Körperkräften verwechselt, und diese Verwechselung mußte in die Lehre von der Einrichtung des menschlichen Körpers eine namenlose Verwirrung bringen, während sie auf der andern Seite ihre Erklärungen hierüber auch voreilig unter ihren Glauben an die Vorsehung zwänger wollte.

Die Schule Epikurs und ihre Grundsätze in der Naturlehre, die zum Theil nur eine Erneuerung des Leukippischen und und Demokritischen Lehrgebäudes waren, scheinen auf die weitere Gestaltung der Naturwissenschaften keineswegs den Einfluß geübt zu haben, den die Stoa erhielt. Desto wichtiger wurde hingegen die am Ende des vierten Jahrhunderts vor Chr. erfolgte Gründung der Lehranstalten zu Alexandria durch die freigebige Hand des neuen Königsstamms der Ptolemäer. Bereits unter dem ersten dieser Fürsten wurde eine Bücherssamm-

lung und ein Museum angelegt. Durch den ausgebreiteten Welthandel, den man von Alexandrien aus nach allen Gegenden hin trieb, wurde eine Menge von Thieren und Pflanzen in diese Hauptstadt gebracht, die der Wißbegierde der Naturforscher reichen Stoff zur Belehrung darboten. Die Aerzte erhielten Erlaubniß zur Zergliederung menschlicher Leichname, bei welcher, wenn man anders dem Zeugnisse des Plinius Glauben beimessen darf, die Könige sogar selbst Hand anlegten. Philadelphus, für den die Erforschung der Naturwissenschaften eine Lieblingsbeschäftigung war, sammelte nicht nur die Bücher, welche die Alten besonders Aristoteles über diesen Gegenstand geschrieben hatten, sondern er scheute keine Kosten, um wilde Thiere einfangen und sie in Alexandrien aufbewahren und füttern zu lassen. Ja Evergetes II. oder Kakergetes, welcher um eines Aufruhrs willen viele Gelehrte aus Alexandrien vertrieb oder hinrichten ließ, soll selbst eine Naturgeschichte der Thiere geschrieben haben. Die Erzeugnisse von Indien und Africa wurden in der Aegyptischen Hauptstadt bekannt. Leider hat es uns der Untergang der Alexandrinischen Bücherſammlungen unmöglich gemacht, über den Standpunct der Wissenschaft daselbst genauere Rechenschaft abzulegen; wenn wir aber von den unendlichen Hülfsmitteln und den Fortschritten der mit den Naturwissenschaften so nah verbundenen angewandten Mathematik schließen dürften, so müßte man ihn sehr hoch stellen. Allein dessenungeachtet scheint ein unglücklicher Hang zum Glauben und Verfolgen des Wunderbaren, der Misbrauch der Streit- und Beweiskünstlerei und der dunkle Sinn des neuplatonischen wissenschaftlichen Treibens, dann endlich die überspannte Anhänglichkeit der Naturforscher an gewisse Lehrsätze und Meinungen nebst der hieraus nothwendig hervorgehenden Vernachlässigung sorgfältiger und unbefangener Prüfung die Naturwissenschaften noch ziemlich weit unter jener hohen Stufe gehalten zu haben, auf welche sie außerdem die Umstände unumgänglich erhoben hätten. Die Menge der Aerzte, die sich in Alexandrien sammelte, gab zu einer Veränderung Anlaß, die für die Heilwissenschaft von außerordentlicher Wichtigkeit wurde. Die bisher

faſſen wollten, ſo fühlten ſie doch, daß unter den Erſcheinungen, welche durch die Sinne wahrgenommen werden, der Unterſchied zwiſchen weſentlich zur Krankheit gehörenden und unweſentlichen von der größten Wichtigkeit ſey, und ließen daher nur diejenigen Beobachtungen gelten, welche ſich öfters und unter denſelben Umſtänden wiederholt hatten. Die Erinnerung an dieſe Beobachtungen nannten ſie Theorem und die Sammlung dieſer Theoreme bildete endlich das Ganze der empiriſchen Arzneiwiſſenſchaft. Den Mangel der eigenen Verſuche ſollten die Ergebniſſe der Geſchichte ergänzen, in welcher die von andern Aerzten theils abſichtlich theils durch Zufall gemachten Erfahrungen über das Zuſammentreffen der Krankheitszeichen oder die Wirkung der Mittel geſammelt waren. Die Beobachtungen anderer mußten durch Abſonderung des Eigenthümlichen von dem Gemeinſchaftlichen geſchehen, aus welcher denn endlich die Unterſchiede und Beſtimmungen hervorgingen. Dieſe Beſtimmungen, bei welchen niemals auf die verborgenen Urſachen Rückſicht genommen wurde, nannten ſie Hypotypoſen, welche bei der empiriſchen Schule in großem Anſehen ſtanden. Außer den eigenen Erfahrungen und der Geſchichte fand ſich denn noch ein dritter Weg, die empiriſche Kenntniß zu vermehren, nämlich der ſogenannte Uebergang zu dem Aehnlichen, indem man aus ähnlichen, durch die Sinne wahrnehmbaren Erſcheinungen auf eine ähnliche Behandlung der Kranken ſchloß. Bisweilen ſuchte man auch durch eine Probe des Entgegengeſetzten in ähnlichen Fällen ſeine Kenntniß zu bereichern. Dieſes war im Weſentlichen der Geiſt der empiriſchen Heilkunde, welche zwar auf eine in wiſſenſchaftlicher Rückſicht ſehr unvollkommene, aber doch in der Anwendung eben ſo richtige und für die ſpätern Aerzte gewiß lehrreichere Art getrieben wurde, als es die gleichzeitigen dogmatiſchen Schulen mit ihren abgezogenen und ſpitzfindigen Grübeleien zu thun pflegten. Am meiſten ſchadeten ſie indeſſen der Wiſſenſchaft durch Vernachläſſigung der Zergliederung, denn wenn ſie auch diejenigen Kenntniſſe nicht verwarfen, welche man durch Zufall wie z. B. bei Uebung der Wundarzneikunſt erwarb, ſo ſetzten ſie doch die Ergründung der eigentlichen wiſſenſchaftlichen

Heilkunde völlig in die Classe der übrigen systematischen Kenntnisse, denen sie eine unversöhnliche Feindschaft geschworen hatten. Daß aber ungeachtet aller dieser Verschiedenheit der Grundsätze die Empiriker in der eigentlichen Behandlung der Kranken mit den übrigen Schulen größtentheils zusammentrafen, bleibt für die Geschichte des menschlichen Ideenganges höchst merkwürdig. Der Stifter der ältern empirischen Schule war Philinus von Kos, ein Schüler des Herophilus, welcher Commentarien über den Hippokrates schrieb; ihre weitere Ausbildung aber erhielt sie von seinem Nachfolger Serapion von Alexandrien, welche beide im Anfange des dritten Jahrhunderts vor Chr. lebten. Besonders scheinen die Lehre von den Giften und hierüber auf verschiedenem Wege gemachte Versuche damals allgemeine Theilnahme erregt zu haben, weswegen dieser Gegenstand auch in vielfacher Beziehung behandelt wurde, und selbst gelehrte Könige wie Attalus Philometor, der letzte Herrscher von Pergamus, und Mithridat Eupator traten hier als sinnreiche und thätige Forscher auf. Einer der letzten, aber zugleich einer der trefflichsten Lehrer der empirischen Schule war Theudas von Laodicea, welcher den Dogmatikern bewies, daß auch die Empiriker in Absonderung des Eigenthümlichen von dem Gemeinschaftlichen und des Uebereinstimmenden von dem Verschiedenen die Lehren der Vernunft anwendeten. Dieser Theudas hatte ein Werk über die Arzneikunde geschrieben, in welchem er über die Art, wie man Beobachtungen anstellen sollte, äußerst lehrreiche Vorschriften ertheilte. Die Zeit seiner Blüthe fällt in das Ende des ersten Jahrhunderts nach Christi Geburt.

Mittlerweile war die Herrschaft der Welt nach Rom übergegangen; aber nicht so schnell der Sitz der Wissenschaften, besonders derjenigen, welche nicht so unmittelbar in das öffentliche Leben eingriffen. Denn die Römer überließen, wie der Dichter gesungen hat, die vielgestaltende Bildnerei und die sinnreiche Wissenschaft andern, für sich selbst nur die Herrschaft der Völker und die einfache Kunst behaltend, des Unterworfenen zu schonen und den Mächtigen in den Staub zu werfen. Zwar hatten ihnen die weiten Züge, welche die Beständigkeit

mit einander geübten Zweige der Arzneikunst, nämlich die Wundarznei, die Arzneibereitungskunst und die sogenannte Diätetik trennten sich, und wurden jede von eigenen Künstlern oder Gelehrten besonders getrieben. Man wurde in der Anwendung der abgesonderten Zweige geschickter, aber der wissenschaftliche Zusammenhang verlor sich.

Zwei Aerzte, welche unter dem ersten der Ptolemäer zu Alexandrien lebten, Herophilus und Erasistratus, zogen vorzüglich die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich, so daß sich fast alle diejenigen, welche sich zu ihren Zeiten oder bald nach ihnen in Alexandrien mit der Heilkunde beschäftigten, unter eines der beiden Banner reihten. Herophilus aus Chalkedon (S. 307) verbreitete durch Zergliederung einer Menge von menschlichen Leichnamen große Aufklärung über den Bau des menschlichen Körpers, besonders über das Nervensystem und die Pulslehre. Die gesammte Heilkunde erklärte er als die Wissenschaft vom natürlichen und widernatürlichen Zustande und von den nicht natürlichen Dingen. Bei vielem Scharfsinn, der ihn zu verschiedenen höchst wichtigen Entdeckungen führte, brachte er durch eine Menge von Spitzfindigkeiten und durch die Sucht mit Worten zu blenden, wo es im Geiste nicht klar war, viele Verwirrung in die Wissenschaft. Sein Nebenbuhler Erasistratus war aus Julis auf der Insel Keos gebürtig und ein Schüler des Chrysipp von Knidos und des Theophrastus. Die Herstellung des in seine Stiefmutter Stratonike sterblich verliebten Antiochus am Hofe des Seleukus Nikator hatte ihm großen Ruf erworben. Aber in ältern Jahren hörte Erasistratus auf die Kunst thätig zu üben, und weihte seine Zeit in Alexandrien der bloß wissenschaftlichen Behandlung derselben. Auf diese Weise erwarb er den Namen des gelehrtesten Arztes und Zergliederers seiner Zeit. Sein Verdienst um die Lehre vom menschlichen Körper besteht vorzüglich in einer bessern Auseinandersetzung der Verrichtungen des Gehirns und des Nervensystems. In der Erklärung der natürlichen Verrichtungen des Körpers widersprach er den frühern Meinungen, und läugnete zum Beispiel die specifischen Kräfte, vorzüglich die anziehende Kraft bei der

Absonderung gänzlich. Die meisten Krankheiten schrieb er statt der Verderbniß der Säfte ihrer Verirrung zu. Von seinem Lehrer Chrysipp hatte er die Abneigung wider Aderlässe und abführende Mittel geerbt, aber sie durch weit bessere Gründe gerechtfertigt. Ueberhaupt tadelte er auch alle zusammengesetzten Arzneien und empfahl nur die einfachsten. Hingegen scheute er sich nicht, bei Vereiterungen der Leber und Milz den Unterleib zu öffnen, um die Arzneimittel unmittelbar an den leidenden Theil zu bringen. Die Nachfolger dieser beiden berühmten Männer, die sich zu ihren Grundsätzen bekannten, können auf keine Weise mit ihnen verglichen werden, weil besonders die des Herophilus sich der spitzfindigsten Dialektik völlig hingaben. Doch zeichnete sich unter den Anhängern des Erasistratus der Peripatetiker Strato von Lampsakus aus, dessen Gelehrsamkeit in den Naturwissenschaften im ganzen Alterthum hochberühmt war, und der über mehrere Gegenstände derselben Bücher schrieb, die aber leider alle gänzlich zu Grunde gegangen sind. Nur weiß man, daß er sich in gewisser Rücksicht den Stoikern anschloß. So hielt er zum Beispiel die Seele für die Summe der Empfindungen, und nahm wunderbar genug ihren Sitz zwischen den Augenbraunen an.

Der ungeheure Misbrauch, welcher in den Naturwissenschaften mit der Vernunftgrübelei und den vermittelst derselben erkannten Grundsätzen getrieben wurde, brachte die Gelehrten auf einen andern Irrweg, der zwar die Wissenschaft mit einer Menge nützlicher und wichtiger Beobachtungen bereicherte, aber nichts desto weniger den innern Zusammenhang und eigentlichen höhern Theil derselben völlig zerstört haben würde, wären ihre nützlichen Erfahrungen nicht auf andere gekommen, denen ihre Vorurtheile fremd blieben. Die Anhänger der neuen Schule, welche denjenigen Theil der Wissenschaft völlig vernachlässigte, der unmittelbar aus der Vernunftlehre entwickelt wird, um sich lediglich nach den Ergebnissen einer Reihe von Versuchen und Beobachtungen zu richten, sind unter dem Namen der Empiriker bekannt. Obgleich sich die empirischen Aerzte keineswegs mit der Untersuchung der fernern Ursachen einer Krankheit be-

kunde machten zum Theil sein Scharfsinn und sein geübter Blick in Wahrnehmung der Krankheitmerkmale und der Wirkung der angewendeten Mittel gut. So ersetzte er z. B. den gefährlichen Gebrauch so vieler angreifender Arzneien durch Einführung einer zweckmäßigern Lebensordnung. Unter den Bädern scheint er die Tropfbäder zuerst angewendet zu haben. Auch empfahl er in vielen Fällen das kalte Baden und das häufige Trinken von kaltem Wasser. Den mit Vorsicht gebrauchten Wein erklärte er für ein göttliches Heilmittel zur Erweckung der Lebenskraft, und erwarb sich durch diese Meinung in Rom eine Menge Anhänger.

Nach dem Tode des Asklepiades verloren seine Lehren noch lange ihr Ansehen nicht; vielmehr stand seine Schule, zu welcher sich Philonides aus Dyrrhachium, Verfasser von 45 verschiedenen Büchern, Titus Aufidius aus Sicilien, Nilon von Agrigent und Marcus Artorius, der Freund und Arzt des Cäsar Augustus, zählten, sehr hoch in der Meinung. Dennoch wurde Asklepiades in gewisser Rücksicht von Themison, einem seiner Schüler, verdunkelt, weil dieser der Stifter der nachmals so berühmten methodischen Schule wurde. Er wollte nämlich zwischen der damals herrschenden Empirie und dem strengen Dogmatismus einen Mittelweg nehmen, den er die Methode nannte. Weil ihm die von den Dogmatikern angegebenen Ursachen der Krankheiten auf unsichern Gründen zu beruhen schienen, so wollte er statt derselben die Bestimmungen des menschlichen Körpers, die mehrern Krankheiten gemein sind, als Grundlage benutzen. Allein die Schwierigkeit der Entdeckung dieser Bestimmungen und der Umstand, daß er sich durch das Atomen-System jenes Lehrers verführen ließ, nur die Schlaffheit, Structur und gemischte Beschaffenheit der festen Theile als solche zu erkennen, brachten auf eine Menge von Abwegen und Widersprüchen, deren natürliche Folge gleich Anfangs Themisons Lehre mit unendlicher Verwirrung erfüllte. Zugleich scheint aus den von ihm gebrauchten Mitteln hervorzugehen, daß er auch in der Anwendung nicht von der gesunden Urtheilskraft seines Lehrers geleitet ward.

Die spätern Anhänger der methodischen Schule blieben zwar in den wissenschaftlichen Grundbegriffen der Heilkunde den Irrthümern des Stifters immer getreu. Nichts desto weniger waren einige von ihnen in Bearbeitung einzelner Theile bisweilen glücklicher. Zu diesen gehörte der wahrscheinlich aus Verona gebürtige Aulus Cornelius Celsus, aus dessen Werke, welches einen Inbegriff mehrerer Wissenschaften enthielt, uns die acht Bücher de re medica übrig geblieben sind. Er war ein Zeitgenosse des Virgil und Horaz, mit denen er öftern Umgang pflegte. Wegen seiner musterhaften Schreibart hat man ihn den Cicero der Aerzte und den Lateinischen Hippokrates genannt. Seine Schriften behandeln größtentheils Gegenstände aus der Wundarzneikunst, und geben wichtige Aufschlüsse über den damaligen Zustand dieses besondern Theiles der Wissenschaft, wobei einige von Celsus aufgestellte Grundsätze noch bis auf den heutigen Tag ihre Anwendung finden. Auch Soranus, des Menander Sohn aus Ephesus, der in Alexandrien erzogen war, und sich unter der Regierung Trajans und Hadrians zu Rom aufhielt, ist einer der vorzüglichsten Sterne, welche in der methodischen Schule glänzen. Seine ganze Behandlung der Krankheiten war viel wissenschaftlicher als die seiner Vorgänger, und was man uns von seiner Schrift über die weiblichen Zeugungstheile erzählt, verräth genauere Kenntniß des menschlichen Körpers. Hingegen übertraf Thessalus von Tralles, der Sohn eines Webers, der zu demselben Handwerk bestimmt war, ein Zeitgenosse Nero's, an Unwissenheit und roher Anmaßung alle seine Vorgänger in der Kunst. Von besonderer Wichtigkeit für die spätere Geschichte der Wissenschaft ist einer der spätesten Anhänger der methodischen Schule Cölius Aurelianus, den man um seiner schlechten Schreibart willen in das fünfte Jahrhundert hat setzen wollen, der aber richtiger in die erste Hälfte des dritten gesetzt wird. Er ist nämlich derjenige, von dem die vollständigste Schrift über die Grundsätze der Methodiker auf uns gekommen ist, und daher neben dem oft parteischen Galen die einzige Hauptquelle über dieselben. Das größte Verdienst der Methodiker scheint in der Herbeiführung einer richtigern Lehre von den

Indicationen oder Merkmalen der Krankheiten gewesen zu seyn. Die Zergliederung hingegen wurde von ihnen größtentheils vernachlässigt, wie es denn bei ihren Grundsätzen nicht wohl anders möglich war.

Naturgeschichte und das wenige, was sich von chemischen Kenntnissen entwickelt hatte, blieben meistentheils im Dienste der Arzneikunde, und zwar wurden sie hauptsächlich zur Zubereitung einer Menge von Arzneien benutzt, in deren Erfindung das Zeitalter unendlich fruchtbar war, um so mehr als man in der Mischung der Bestandtheile weder durch wissenschaftliche Grundsätze geleitet, noch durch dieselben verhindert war, sondern im Gegentheil hiebei entweder von wirklichen oder scheinbaren Erfahrungsgründen, bisweilen aber auch von abergläubischen oder sonst höchst wunderbaren Eingebungen Rath nahm. Unter den Römischen Aerzten, deren Werke in diesen Zweig einschlagen, gehört Scribonius Largus, ein Leibarzt des Imperators Claudius, hieher, von dem wir noch eine Abhandlung von der Zubereitung der Arzneimittel besitzen. Aber ungleich vollständiger und wichtiger ist das Werk des Griechischen Arztes Pedacius Dioskorides aus Anahorba über die Heilmittellehre. Auf Reisen, die er im Gefolge des Römischen Heeres unternahm, wurde er mit einer Menge von Erzeugnissen aller Länder bekannt, deren Wirkungen er durch eigene Versuche zu erforschen strebte. Bei diesen Versuchen ging er auf eine wissenschaftlichere Art zu Werke, indem er jene Wirkungen aus den ursprünglichen Eigenschaften der ersten Bestandtheile selbst erklären wollte. Seine Arzneimittel nahm er fast durchgängig aus dem Pflanzenreich, und obgleich sowohl in der Benennung als in der Beschreibung der Pflanzen die größte Dunkelheit herrscht, behauptete sich Dioskorides nicht nur das ganze Mittelalter hindurch sondern selbst in den neuern Zeiten noch eine Zeit lang bei dem größten Ansehen in Betreff der Pflanzenkunde, so daß man in diesem Fache keine höhere Aufklärung erhalten zu können glaubte.

Die höhere Naturlehre behandelte unter den Römern als Theil der Philosophie Lucius Annäus Seneca in seinen sieben Bü-

chern der naturalium quaestionum auf eine eigenthümliche und für den Leser höchst anziehende Art. Mit den Ueberlieferungen seiner Vorgänger hatte er sich genau bekannt gemacht, und in seiner Jugend seine Kenntniß durch eine Menge eigener Beobachtungen bereichert. Die meisten seiner Untersuchungen betreffen die Witterungs- und Luft-Erscheinungslehre, über welche er manche Bemerkung äußert, die noch heut zu Tage merkwürdig ist. Schwere und Schnellkraft der Luft waren ihm nicht unbekannt. Als Ursache des Blitzes giebt er trockene schwefelichte Ausdünstungen, als Ursache der Erdbeben das unterirdische Feuer an. Bei den Cometen glaubte er endlich Spuren eines unwandelbaren Gesetzes zu entdecken, welchem ihre Erscheinungen und ihr Verschwinden unterworfen wäre. Uebrigens ward sein Versuch um so wichtiger durch den Umstand, daß er die Lateinische Sprache, in der er schrieb, zuerst zu einem Vortrage dieser Art bilden mußte, welches in den meisten Fällen nicht ohne große Schwierigkeit denkbar ist.

Einen an Umfang weit größern Plan als den des Seneca bearbeitete zu den Zeiten des Vespasian und Titus der ältere Plinius, ein Günstling dieses Kaiserhauses, mit welchem an unermüdlicher Thätigkeit des gelehrten Forschens und Niederschreibens wenige verglichen werden möchten. Jede seinen zahlreichen bürgerlichen und kriegerischen Geschäften abgewonnene Stunde war den Wissenschaften geweiht, und aus allem was er selbst las, oder sich vorlesen ließ, machte er Auszüge, so daß er am Ende zu einem Schatze von Gelehrsamkeit gelangen mußte, der den ganzen Umfang des damaligen menschlichen Wissens in sich begriff. Aber eben diese Begierde, den Umfang seiner Kenntnisse zu erweitern, scheint bisweilen der Gründlichkeit derselben Eintrag gethan zu haben. Bei der Ausarbeitung seiner die Natur betreffenden Werke mag er öfter seine Auszüge als seine eigene Forschung zu Rathe gezogen haben, um so mehr als er weder an Tiefe des wissenschaftlichen Geistes, noch an eigenthümlichem Berufe zum gründlichen Naturforscher seinen Griechischen Vorgängern an die Seite gestellt werden konnte. Daher darf man sich wohl nicht wundern, daß er uns eine Menge Nachrich-

ten früherer Schriftsteller überlieferte, die er selbst vielleicht nicht genau untersucht hatte, theils zu untersuchen kaum im Stande war. Das Fabelhafte einer Menge seiner Erzählungen fällt so offenbar in die Augen, daß es auch das Wahre und Erprobte in ein zweifelhaftes Licht setzte. Nichts desto weniger sind die 37 Bücher der Naturgeschichte des ältern Plinius das einzige, was sich von seinen zahlreichen Schriften erhalten hat, für alle spätern Zeiten von unschätzbarem Werth, weil man es wohl als Inbegriff der gesammten Wissenschaft der Alten betrachten kann, und wir daselbst von vielen wissenswürdigen Dingen Kunde erhalten, welche ohnedem mit den ursprünglichen Werken, in denen sie enthalten waren, hätten völlig zu Grunde gehen müssen. Kein Gegenstand des menschlichen Wissens bleibt in jenen Büchern unberührt, zu deren Abfassung er beinahe aus 2000 Schriften Auszüge benutzte. Welt- und Erdbeschreibung in mathematischer und geschichtlicher, natur- und staatswissenschaftlicher Hinsicht, Thier- und Pflanzengeschichte nebst der Lehre von den Arzneimitteln aus beiden Reichen, Metalle, Künste und Kunstwerke höherer und geringerer Art, Alles ist da behandelt und mit den sinnreichsten Bemerkungen vorgetragen, so daß Plinius, ohne an eigenthümlichem Verdienst mit dem Stagiriten verglichen werden zu können, dennoch für die Geschichte der Naturwissenschaft bei den Alten in einem spätern Zeitraum wenigstens eben so wichtig ist, als es der sonst weit höher stehende Aristoteles in einem frühern war.

Wir haben bereits gesehen, daß ein Theil der Naturgeschichte des Plinius die Heilkunde oder vielmehr die Arzneimittellehre zum Gegenstande hatte, und daß daselbst eine Menge solcher Mittel aus allen drei Naturreichen angeführt waren, wobei auf die Ursachen der Krankheiten eben keine besondere Rücksicht nahm, und selbst Zaubermittel in vielen Fällen nicht gänzlich verwarf. Gegen das Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. bildete sich neben den dogmatischen, empirischen und methodischen Schulen noch eine neue, die sogenannte pneumatische. Die Lehre von einer thätigen Urkraft von geistiger Beschaffenheit, dem πνεῦμα, von dessen Verhältniß und Wirkung im mensch-

lichen Körper Gesundheit und Krankheit desselben abhingen, war schon im hohen Alterthum aufgestellt worden. Aristoteles hatte die Wege beschrieben, auf welche diese Urkraft in den Körper und das Blut hineinkomme, die Stoiker ihre Wirksamkeit in den Geschäften des thierischen Körpers gezeigt, und die Schüler des Erasistratus die Lehre von derselben noch viel weiter ausgebildet. Aber erst am Ende des ersten Jahrhunderts wurde diese Lehre von einer neuen Schule, welche sich mit der herrschenden methodischen nicht vereinigen konnte, zum Grundbegriff der gesammten Heilkunde erhoben. Die meisten Krankheiten leiteten die Pneumatiker von dem Luft-Geiste her, wobei sie jedoch sorgfältig auf die Mischung der vier Grundstoffe Rücksicht nahmen. Obgleich ihnen das Verdienst der Entdeckung einer grossen Anzahl neuer Gattungen von Krankheiten nicht abzusprechen ist, so führte sie doch auch hier der Hang zu Spitzfindigkeiten, die Ueberschätzung der Dialektik, die in dem Zeitalter herrschend war, auf mancherlei Irrwege, die besonders in der Lehre vom Pulse äußerst auffallend sind. Der Stifter dieser Schule und zugleich der einzige, der ihr völlig getreu blieb, war Athenäus aus Attalia in Cicilien, der sich unter Galba in Rom aufhielt, und vorzüglich die trügerischen Grundsätze des Asklepiades zu bekämpfen suchte. Die spätern Aerzte, welche den Hauptbegriff des pneumatischen Lehrgebäudes beibehielten, bekannten sich im Uebrigen mehr zu einem eklektischen Systeme, welches bei den so lebendig in die Augen fallenden Irrthümern der einzelnen Schulen, nach dem Beispiele des eklektischen Systems in der Philosophie, nothwendig entstehen mußte. Schon Agathieus von Sparta, ein Schüler des Athenäus, ging diesen Weg. Ihm folgte der weit berühmtere Archigenes von Agamea, der seine Kunst zu Trajans Zeiten in Rom ausübte. Das Eigenthümliche seiner Behandlungsart der Wissenschaft besteht vorzüglich in einer ungeheuren Spitzfindigkeit der Unterscheidungen, wie er denn unter anderm acht verschiedene Arten des Schmerzes neben einander bezeichnete. In der Erklärung mehrerer Erscheinungen des kranken Zustandes brauchte er sehr oft die Mitleidenschaft verschiedener Theile des Körpers. In seiner Aus-

wahl der Mittel hingegen war er durchaus nicht folgerecht, und ließ sich auch vom Aberglauben der Zeit hinreißen. Noch gehört unter die merkwürdigsten dieser Schule Aretäus aus Kappadokien, ein Zeitgenosse des Archigenes und einer der besten und fleißigsten Beobachter des Alterthums. Ueberhaupt bekannten sich jetzt die vorzüglichsten unter den Aerzten und Wundärzten fast insgesammt zur eklektischen Schule, und wir könnten hier eine Menge verdienstvoller Männer anführen, von denen fast jeder in irgend einem Theile der Wissenschaft einen wichtigen und folgereichen Schritt veranlaßte.

Nicht besser als irgend ein anderer Zweig der menschlichen Erkenntniß blieben die Naturwissenschaften von der Verwirrung und der schwärmerischen Richtung frei, welche schon im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung von Griechen und Juden durch Verpflanzung der morgenländischen Glaubensmeinungen in die abendländischen Schulen gebracht wurden. Jahrhunderte lang war die Lehre des Zerdusch mit den in ihrem Gefolge stehenden Künsten der Sterndeuterei, Zauberei, Geisterbeschwörung u. s. w., an den Ufern des Ganges, ihrem Stammlande, und in den zunächst gelegenen Reichen geblieben. Aber jetzt kam sie durch Griechische Gelehrte und jüdische Gefangene und Auswanderer nach Alexandrien, wo die neuplatonische Auswahl aus allen bekannten philosophischen Lehren ihren Ursprung hatte. Für regsame, dem Reiz der Neuheit vor allem huldigende Geister war sie eine höchst wünschenswerthe Erscheinung, da sie der vernünftigen Forschung eine völlig neue Bahn öffnete, und die ganze höhere Wissenschaft von ihr eine ganz eigenthümliche Gestaltung zu erwarten hatte. Die Grundzüge jener morgenländischen Weltweisheit haben wir in der Geschichte der Philosophie dargestellt; für die Naturwissenschaften bleibt besonders merkwürdig, daß dem zweiten unter den Erzengeln, welche auf der obersten Stufe des Thrones standen, Arbibezescht, die Sorge für die menschliche Gesundheit übertragen war, und daß in Behandlung der Naturkenntnisse geheimnißvolle Deuterei und Forschung nach übernatürlichen Kräften vorherrschend werden mußte. Auf den einsamen Wanderungen in der freien Natur, zu welchen die Ei-

säer durch ihren Hang zu einer einsamen beschauenden Lebensart getrieben wurden, untersuchten sie die Eigenschaften der Kräuter, Wurzeln, Steine und anderer Erzeugnisse, und wendeten ihre Kenntnisse auf allerlei Künste des Lebens an. Krankheiten wurden durch geheimnißvolle, durch Verbindung mit der Geisterwelt erhaltene Mittel geheilt. Endlich erfand auch der menschliche Geist auf einem wundersamen Irrgange die Wissenschaft der Kabbalah, vermittelst welcher man durch Absonderung, Versetzung und Verdrehung einzelner Buchstaben und Wörter der heiligen Bücher der Juden einen geheimnißvollen Sinn herausbrachte, den man auf alle Gegenstände des Wissens, besonders aber auf die verborgenen Naturkräfte zum Behufe der Chemie und Heilkunde anwendete, und diese Kenntnisse auf solche Weise mit einem Zaubergewande zu umhüllen suchte, welches den Zugang zu denselben jedem Ungeweihten, besonders aber denen, welche auf dem einfachen und natürlichen Wege unbefangener vernünftiger Forschung dahin strebten, versperren sollte.

Unter solchen Umständen trat Claudius Galenus aus Pergamus als Wiederhersteller des bessern wissenschaftlichen und natürlichen Ganges in der Arzneikunde auf, den man seit den Zeiten des Hippokrates immer mehr verlassen hatte, und auf welchem doch allein zu einer gründlichen Erkenntniß zu gelangen war. Galenus, der Sohn des sehr gebildeten Baumeisters Nikon aus Pergamus, wurde im Jahr 131 n. Chr. geboren. Sein Vater ließ ihn in allen Zweigen der Wissenschaften, besonders aber in den verschiedenen philosophischen Lehren unterrichten, unter welchen er sich besonders zur Platonischen und Aristotelischen hingezogen fühlte, deren Meinungen er in seinem Geiste zu vereinigen suchte. Ein Traum bestimmte seinen Vater, ihn dem ärztlichen Berufe zu widmen, und nach dem Tode desselben sammelte Galen, nachdem er eine Zeit lang in Smyrna und Korinth berühmte Lehrer angehört hatte, noch einen großen Vorrath von Kenntnissen auf Reisen. Durch diesen reichen Schatz eigener Anschauungen, mit einer ungeheuern Belesenheit verbunden, in den Stand gesetzt, zugleich den Kreis der Wissenschaft zu erweitern, welcher er eine schönere und regelmäßigere Gestalt zu geben suchte, ging

er wegen einiger Unruhen ſeiner Vaterſtadt im 34. Jahr ſeines Lebens nach Rom, wo die glückliche Wiederherſtellung einiger Kranken und ſeiner Geſchicklichkeit in der Vorherverkündigung der einzelnen Erſcheinungen und des Ganges der Krankheiten ihm einen ſo großen Ruf erwarben, daß er in kurzer Zeit den Neid aller Römiſchen Aerzte erweckte. Seine hohe wiſſenſchaftliche Bildung bewahrte den Galen vor der Einſeitigkeit der damaligen ärztlichen Schulen, und erzeugte in ihm das Bedürfniß, der Wiſſenſchaft eine auf höhern Anſichten beruhende Grundlage zu geben. Sein für die erhabenſten Begriffe ſo empfänglicher Geiſt erkannte bald den wiſſenſchaftlichen Vorzug einer vernünftig geordneten Lehre vor der rohen Empirie der Zeit, ohne ſich jedoch die Nachtheile zu verhehlen, welche durch Hingebung an abgezogene Träumerei für die Richtigkeit des Urtheils entſtehen mußten. Daher betrat er von neuem die von Hippokrates eröffnete Bahn einer von Vernunft und Erfahrung gleichmäßig geleiteten Forſchung, und ſuchte auf derſelben zur Errichtung eines vollſtändigen Gebäudes der geſammten Arzneiwiſſenſchaft zu gelangen. Leider ſcheint ihm die Gelegenheit zur Zergliederung menſchlicher Leichname gefehlt zu haben, ſo daß er in ſeiner Lehre vom Bau des menſchlichen Körpers, auf welchen er nach der Aehnlichkeit des thieriſchen ſchloß, öfters hinter ſeinen Vorgängern zurückblieb. Er hielt ſich in derſelben theils zur Peripatetiſchen theils zur pneumatiſchen Schule. Die Geſundheit, der Zuſtand, in welchem der Körper frei von Schmerzen iſt, und ungehindert ſeine gewohnten Geſchäfte verrichten kann, beruhte nach dem Galen auf dem richtigen Verhältniſſe der feſten zu den flüſſigen Theilen, oder ſtreng wiſſenſchaftlich beſtand die Geſundheit in der vollkommen gleichmäßigen Miſchung der Grundſtoffe des Körpers, welches ſich aber in verwickelteren Fällen auf keine Weiſe erkennen läßt. Jede Störung dieſes Verhältniſſes hatte eine Krankheit zur Folge. Von da ausgehend entwickelte er denn die fernern Urſachen der Krankheiten in Verbindung mit den Grundſätzen, welche er durch ſeine eigene Erfahrung und aus den Schriften des Hippokrates gelernt hatte, welchem letztern er beſonders in der Geſchichte der Krankheiten den unbegränzte-

sten Glauben schenkte. Was endlich die Arzneimittel betrifft, so erklärte er die Kräfte derselben unmittelbar aus den ersten Eigenschaften der Bestandtheile, welche sich aber größtentheils aus ihrer sinnlichen Wirkung erkennen ließen, die gemeiniglich durch zwei ursprüngliche Eigenschaften hervorgebracht wurde. Bisweilen findet aber auch durch Aehnlichkeit der ursprünglichen Eigenschaften des Mittels und der Eingeweide eine Anziehung statt, welche dann die sorgfältigste Berücksichtigung verdiene. Die vielen so wunderbar zusammengesetzten Mittel, welche bei den Zeitgenossen in so hoher Achtung standen, so wie die Giftmischerei, deren sich manche Aerzte nicht scheuten, waren ihm eine Greuel. Im Ganzen genommen aber besteht das Verdienst Galens um die Heilkunde weit mehr in der Aufklärung, welche er in den höhern wissenschaftlichen Theilen verbreitete als in seiner Bearbeitung des näher liegenden Anwendbaren, denn seine Behandlung der Kranken in einzelnen Fällen entspricht nicht immer der Vortrefflichkeit seiner allgemeinen Grundsätze. Dessenungeachtet wurde Claudius Galenus, der uns über 80 ächte Schriften hinterlassen hat, und bei seinem Leben schon der höchsten Achtung genoß, kurz nach seinem Tode beinahe vergöttert, und galt Jahrhunderte hindurch bis auf die neuern Zeiten für einen untrüglichen Lehrer.

Galen war der letzte, der seine Wissenschaft im größern und edlern Geist der Alten behandelte. Der allgemeine Verfall höherer Bildung ließ sich in den Naturwissenschaften um so eher fühlen, je mehr hier ein unbefangener, von rohen Vorurtheilen völlig geläuterter Geist zur Forschung unumgänglich nothwendig war, und je mehr die unausbleiblichen Folgen der Irrthümer sich im wirklichen Leben selbst nachweisen ließen. Der Einfluß der vom Morgenlande her sich verbreitenden geheimnißvollen Götter- und Zauberlehre nahm immer mehr überhand. Statt die einfachsten in die Augen fallenden Merkmale der Erscheinungen ganz unbefangen zu beobachten, und von da aus den entferntern und verborgenern Ursachen nachzuforschen, schrieb man jene Erscheinungen der Einwirkung der die Natur bevölkernden Dämonen zu, welche je nachdem sie höherer oder niederer, guter oder böser Art

seyen, durch Gebete und ein der Beschauung geweihtes Leben, oder aber durch Beschwörungen gelenkt werden mußten. Zu den Dämonen durfte man aber nicht anders als in den alten morgenländischen Sprachen, den Ursprachen des Menschengeschlechts reden, wenn man anders von ihnen verstanden werden, und seine Wünsche befriedigt sehen wollte. Sprüche und Gesänge in Chaldäischer, Persischer, Hebräischer und Arabischer Mundart hatten daher eine wunderbare Kraft, welche man bald zu Heilung der Krankheiten, bald zu andern Versuchen benutzte. Die christliche Geistlichkeit fing an, sich mit Heilung der Kranken zu beschäftigen, christliche und heidnische Priester wetteiferten mit morgenländischen Schwarzkünstlern in Verrichtung von Wundern und Verbreitung abergläubiger Grundsätze. Die Willkür Römischer Zwangsherrscher und der Glaubenseifer der Priester beider Religionen wurden der vernünftigen Aufklärung gleich gefährlich, denn Vertreibung und Hinrichtung der Gelehrten und Zerstörung von Büchersammlungen sah man immer häufiger. Indessen war bisweilen die oberste Gewalt im Staate durch mancherlei Misbräuche zu scharfen Maßregeln veranlaßt worden. Denn außer den vielen Quacksalbern, welche die alte Heilkunst verunstalteten, war bei dem alle Schranken übersteigenden Prachtaufwand der Drang nach Reichthümern immer heftiger geworden, und man ließ kein Mittel, was es auch immer für Schwierigkeiten darbieten mochte, unversucht, sich dieselben zu verschaffen. So kam besonders seit dem dritten und vierten Jahrhundert die Goldmacherei als die ergiebigste Quelle auf, wenn man nämlich zu dem großen Geheimnisse gelangen konnte. Die ersten Anfänge der hiezu führenden Scheidekunst schienen aus Aegypten zu kommen. Allmählig verbreiteten sich die Goldmacher durch das ganze Römische Reich, und verursachten so viel Unfug in demselben, daß unter anderm Diocletian, der zu gleicher Zeit auch der Zauberei den Krieg erklärte, auf's strengste gegen sie verfuhr (§. 296), und diese Kunst in den weiten Ländern seiner Herrschaft völlig vertilgen wollte. Was von besserer wissenschaftlicher Bildung übrig geblieben war, hatte noch immer seinen Sitz in Alexandrien, wo die ärztlichen Schulen sich diesen gan-

zen Zeitraum hindurch mitten unter allen Stürmen äußerer Ereignisse erhielten. Unter den bessern Zöglingen dieser Schule glänzt vor allen Oribasius aus Pergamus oder Sarden, der auf Verlangen des Kaisers Julian aus allen frühern die Heilkunde betreffenden Werken einen wissenschaftlich geordneten Auszug machte. Von den 70 Büchern dieser Arbeit sind nur 11 auf uns gekommen, aus denen sich ergiebt, daß dieser Arzt neben den Mängeln seiner Zeit besonders in der Anwendung viele verständige Einsicht besaß. Oribasius blühte in der letzten Hälfte des vierten und in der ersten des fünften Jahrhunderts, mithin ganz nahe am Schlusse dieses Zeitraums, der so wenig für die Wissenschaften wie für das öffentliche Leben mehr irgend etwas Erfreuliches aufzuweisen hatte.

III. Capitel.

Vom Untergange des abendländiſchen Reiches bis auf den Untergang des morgenländiſchen. 476 — 1453.

Das Ende des fünften Jahrhunderts hatte den Untergang des abendländiſchen Römerreichs geſehen, und mit ihm war in Europa ein ganz neues Leben eingetreten, welches zu den ſchönen Zeiten des Alterthums in keinerlei Beziehung ſtand. Die Völker des Abendlandes mit der erſten Bildung eines auf ganz neuen Grundlagen beruhenden geſellſchaftlichen Zuſtandes beſchäftigt, konnten von den ferne liegenden rein wiſſenſchaftlichen Forſchungen lange nicht angeſprochen werden. Der immerwährende Kampf um das, was dem Menſchen zunächſt lag, lenkte ſeinen Blick von höhern Dingen ab, von denen für dieſen Kampf keine nahe Hülfe zu erwarten war. Die erhabenern abgezogenern Kenntniſſe gingen im Sturm der Zeit wegen der beſtändigen Verheerungen der Städte und anderer wiſſenſchaftlicher Sitze zu Grunde, und dasjenige, was dem täglichen Gewirre näher lag wie die anwendbaren Theile der Naturwiſſenſchaft, blieb dem im Allgemeinen den Kriegen fremd bleibenden und von den Kriegern am meiſten geſchonten Stande der Geiſtlichkeit überlaſſen und zwar in einer lange Zeit in wiſſenſchaftlicher Hinſicht völlig unbedeutenden Geſtalt.

Im Morgenlande hingegen ging bis zur Eroberung Alexandriens durch die Araber Alles den einmal genommenen Gang. Die Schulen dieſer berühmten Stadt dauerten fort, aber die daſelbſt vorgetragenen Lehren beurkundeten je länger je mehr die ſchiefe Richtung der Zeit und den gänzlichen Verfall der höhern Wiſſenſchaft. Einzelne der ältern Schriftſteller wie der Welt-

weiſe von Stagira, Galen u. ſ. w. galten als untrügliche Behörden. Man machte aus ihnen Auszüge, und hängte ihnen die wunderſamſten Meinungen der herrſchenden Geheimnißdeuterei als Erklärungen an. So ſammelte Stobäus am Ende des fünften Jahrhunderts phyſiſche Eklogen, und Simplicius ſchrieb in der Mitte des ſechsten Erläuterungen über die die Naturwiſſenſchaft betreffenden Werke des Ariſtoteles. Ein ähnlicher Verſuch war die Naturgeſchichte des Aegypters Theophylaktus Simokatta im Anfang des ſiebenten Jahrhunderts. Merkwürdig iſt eines der erſten Werke über einen Theil der Chemie die neun Bücher des um die Zeit der Eroberung von Alexandrien geſtorbenen Stephan von Athen über die göttliche und heilige Goldmacherkunſt. Auch ſoll um dieſe Zeit das ſogenannte Griechiſche Feuer, das letzte Rettungsmittel des ſchwachen Byzanz, erfunden worden ſeyn. In der Arzneikunde hatten ſchon am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Zeitraums neben den Alexandriniſchen die Schulen der Neſtorianer von Edeſſa geblüht. Allein dieſe Anſtalten wurden am Schluſſe des fünften Jahrhunderts ein Opfer des rechtgläubigen Eifers der Byzantiniſchen Herrſcher, und im ſechsten Jahrhundert erlitten die Wiſſenſchaften durch die Unterdrückung der philoſophiſchen Schulen zu Athen einen neuen Stoß. Bedeutende Männer, welche in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften auf eine eigenthümliche Weiſe auftraten, wurden immer ſeltener. Noch viel weniger wurden dieſe Wiſſenſchaften ſelbſt gefördert. In der Mitte des ſechsten Jahrhunderts lebte der Arzt Aetius aus Amida in Meſopotamien, ein raſtloſer Sammler, der nach dem Plan des Oribaſius arbeitete. Größtentheils folgte er dem Galen, und hatte nur über die Lebensordnung der Kranken eigene Anſichten. Ungleich mehr Verdienſt hat ſein Nachfolger Alexander von Tralles, der dem Galen beſonders in ſeinen ärztlichen Vorſchriften keineswegs rückſichtslos folgte, ſondern vielmehr die Fehler deſſelben recht gut einſah. Ueberhaupt eiferte er in ſeinen Schriften ſowohl wider den blinden Gehorſam gegen frühere Aerzte als wider die unſelige Syſtemſucht, welche durchgehends allgemeingültige Heilungsweiſen einführen wollte, ohne die einzel-

Vernunft noch durch die Sinne unterschieden werden mag. Im menschlichen Körper nimmt dieser Alles belebende Geist seinen Sitz im Kopfe, und aus ihm werden zum Theil die Verrichtungen desselben erklärt. Dieses war die Lehre des berühmten Ebn Tophails und seiner Schüler.

Der Zwang, mit welchem die Lehre Muhammeds die freiere Entwicklung der Vernunft belegte, war allein schon hinreichend, seine Gläubigen an allen bedeutenden Fortschritten in der höhern Naturlehre, welche unmittelbar mit den erhabensten Begriffen über Gott und Welt zusammenhängt, zu verhindern. Aber selbst auf diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche weit näher in das gewöhnliche Leben eingreifen, erstreckten sich die nachtheiligen Folgen jener Geistesfessel nicht weniger. Gewöhnt mit blinder Ehrfurcht die Glaubwürdigkeit bestehender Meinungen zu verehren, begnügte man sich mit einer Büchergelehrsamkeit, welche hinreichte, am Hofe auf ähnliche Weise gebildeter Fürsten und bei der unkundigen Menge ein gewisses Ansehen zu erlangen, und enthielt sich einer selbstständigen Forschung, deren Anstrengung man scheute, und deren Ergebnisse bekannt zu machen, mehr Gefahr als Nutzen bringen konnte. Weit mehr Vortheil und viel weniger bedenkliche Folgen hatte man von Entdeckungen in der Chemie zu erwarten, da dieselben auf der einen Seite niemals zu einem Kampfe wider den Glauben führten, auf der andern von dem sogenannten Stein der Weisen, wenn man so glücklich war ihn zu finden, sowohl durch Verwandlung unedler Metalle in edle als durch Heilung aller und jeder Krankheiten und Gebrechen dem Forscher unermeßliche Reichthümer als Lohn entgegen blickten. Deswegen wurde von den Arabern in der Chemie am meisten gethan, wenn sie auch nicht von einem rein wissenschaftlichen Grundsatze dabei ausgingen. Aber wer würde im Mittelalter eine so dunkle, so mühsame Bahn betreten, so viele nützliche Kenntnisse an's Licht gefördert, so viele treffliche Wahrheiten verbreitet haben ohne den Wahn eines so glänzenden Ziels? Schon im achten Jahrhundert sammelte der Mesopotamier Dschafar oder Geber alles, was man bisher über Chemie kannte, und bereicherte diese Sammlung

mit seinen eigenen Ansichten und Erfahrungen. Geber verdient den Namen eines Vaters der im eigentlichen Sinne wissenschaftlich behandelten Chemie, denn wenn er gleich den wunderbaren Begriffen seines Zeitalters über Goldmacherei und allgemeine Heilkunde huldigte, so setzte er doch bestimmtere Begriffe fest, und machte auf die Gränzen der Kunst aufmerksam. Man findet bei ihm die zum Theil bis auf die neuern Zeiten gekommene Lehre von den drei Grundstoffen der Körper, vorzüglich der Metalle, Quecksilber, Schwefel und Arsenik, mehrere Quecksilberbereitungen, wie das ätzende Sublimat, das rothe Präcipitat, das Scheide- und Königswasser u. s. w. Bei der Reinigung der edlen Metalle durch Blei kannte Geber die Aschengefäße, und beschrieb auch bei der feuchten aufsteigenden Destillation, dem Aschen- und Wasserbade, viel mehr Geräthschaften, als es andere vor ihm gethan hatten. Allein Geber fand unter den Arabern keinen Nachfolger, der die Chemie von einem so allgemeinen Standpuncte aus behandelt hätte; vielmehr sank sie unter den Händen ihrer spätern Bearbeiter gänzlich zu einer Dienerin der Arzneimittellehre herab, und wurde von nun an nur in dieser Beziehung erweitert.

Schon im achten Jahrhunderte hatte eine Nestorianische Familie von Aerzten, die unter dem Namen Baktischwah (Diener Christi) bekannt sind, an dem Hofe von Bagdad großes Glück gemacht. Im neunten kam die Heilkunde unter den Arabern in größere Aufnahme, und wurde daselbst besonders von den Nestorianern verbreitet. Unter ihnen zeichnete sich Jahiah Ebn Masawaih, sein Schüler Hhonain Ebn Izhak, Jahiah Ebn Serapion und Thabet Ebn Korrah theils in der Anwendung der Kunst theils durch Uebersetzung und Erläuterung Griechischer Schriften aus. Unter den eigentlichen Arabischen Aerzten aber war der erste Jakob Ebn Izhak Akkhendi von edler Geburt und einer der allumfassendsten und berühmtesten Schriftsteller seines Volks, der wegen seiner philosophischen, mit den Grundsätzen der Neuplatoniker nah verwandten Ansichten bald des Unglaubens und bald der Magie beschuldigt wurde. Und in der That mußte sein Versuch, die Lehre von der geometrischen Proportion

und der muſikaliſchen Harmonie auf die Grade der Arzneimittel und ihre Wirkung anzuwenden, ſelbſt ſeinen an das Wunderbare gewöhnten Zeitgenoſſen ſeltſam klingen. Nichts deſto weniger fand dieſer Gedanke bei ſeinen Nachfolgern Beifall, und erhielt ſich bis auf die ſpäteſten Zeiten in der Ausübung. Ungleich größern Ruf erwarb ſich unterdeſſen Muhammed Ebn Zecharjäh Abu Beker Arraſi, bekannter unter dem Namen Rhazes, Vorſteher der Krankenhäuſer zu Bagdad und Ray, der im Jahr 923 ſtarb. Für die Nachwelt ſind beſonders ſeine Vorherverkündigungen und ſeine Zeichenlehre nebſt ſeiner Abhandlung von den Pocken und Maſern merkwürdig. In der Krankheitslehre hingegen folgte er größtentheils dem Galen, und auch die übrigen Theile der Wiſſenſchaft enthalten wenig Neues. Am Ende des zehnten Jahrhunderts ſchrieb der Perſer Ali ſein königliches Werk, wie er es nannte, ein ſtreng wiſſenſchaftlich geordnetes Lehrbuch der geſammten Heilkunde. Der Verfaſſer giebt an, daß er beinahe in allen Theilen den Griechen gefolgt ſey, mit Ausnahme der Arzneimittellehre, welche von Perſiſchen und Arabiſchen Aerzten höchſt wichtige Zuſätze erhalten habe. Auch ermahnt er angehende Aerzte, die Irrthümer, welche ſich in ältern Büchern in den Beſchreibungen der Krankheiten finden möchten, durch eigene Erfahrung in Krankenhäuſern zu berichtigen. Am Ende des zehnten und im Anfang des eilften Jahrhunderts trat endlich der ſogenannte Fürſt der Aerzte Al Huſſain Abu-Ali Ben Abdallah Ebn Sina auf, der gewöhnlicher unter dem Namen Avicenna bekannt iſt, und im ganzen Mittelalter ein unbegränztes Anſehen genoß. Schon im achtzehnten Jahr erwarb er ſich durch die Herſtellung des Chalifen Nuſh einen ungeheuren Ruf im Morgenlande, und brachte ſein Leben unter auf's mannigfaltigſte wechſelnden Schickſalen größtentheils an Fürſtenhöfen zu, bis er ſich im 58. Jahre ſeines Alters durch übermäßigen Genuß ſinnlicher Vergnügungen und durch eine ſehr gewagte Behandlung in's Grab ſtürzte. Ebn Sina lieferte aus Griechiſchen und Arabiſchen Quellen ein großes, alle Theile der Arzneiwiſſenſchaft umfaſſendes und gut geordnetes Werk, den Kanon, in welchem die Aerzte ſich über alles Vorkommende be-

lehren konnten, ohne den Geiſt auf eine beſchwerliche Weiſe durch eigene Unterſuchungen anzuſtrengen. Wie in Glaubensſachen an das Geſetz des Propheten, ſo konnte man ſich in der Heilkunde an Ebn Sina halten, denn das unbegränzte Vertrauen auf die Unfehlbarkeit eines berühmten Lehrers war ganz im Geiſte der Arbeit und forſchendes Nachdenken ſcheuenden Morgenländer. Dem ſpätern Mittelalter empfahl er ſich hingegen durch ſeine mit den Peripatetikern und Scholaſtikern übereinſtimmende Art, Vernunftbegriffe zu entwickeln und zu ſchließen. In den meiſten Theilen ſeines Werkes waren Ariſtoteles, Galen, Aetius und Arraſi ſeine Führer. In der Naturgeſchichte und beſonders in der Lehre vom Bau des menſchlichen Körpers hatte er nur äußerſt dürftige und ſogar nicht einmal den Fortſchritten der Griechen angemeſſene Kenntniſſe. Von ſeiner Krankheitslehre, in welcher er den Geiſt des Zeitalters vorzüglich durch Spitzfindigkeiten anſprach, zeichnet ſich ſeine Abhandlung von der Schwermuth aus ſehnſuchtsvoller Liebe ſehr vortheilhaft aus. In der Arzneimittellehre legt er den ſeltſamſten Wunderglauben an den Tag, und die Wundarzneikunſt giebt er in einem höchſt unvollkommenen Zuſtande. Beſſer wurde hingegen die Arzneimittellehre vom jüngern Serapion und vom jüngern Meſur behandelt, welcher ein Chriſt geweſen ſeyn ſoll. Doch erwecken mehrere ihrer Schilderungen das höchſte Mistrauen gegen die naturgeſchichtlichen Angaben ihrer Landsleute. Sehr merkwürdig iſt des Spaniſchen Arztes Rhalaf Werk über die Wundarznei durch die Beſchreibung der zu ſeiner Zeit ſo allgemein angewendeten Brennmittel. Aber alle ſeine Vorgänger übertraf an Selbſtſtändigkeit und unbefangener Beobachtung Abdel-Malek Abu Merwan Ebn Johr (Avenzoar) aus Sevilla in Andaluſien, der ſich beſonders um die Krankheitsgeſchichte bedeutendes Verdienſt erwarb, und deſſen Blüthezeit in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt. Deſſen Schüler hingegen Muhammed Abul Walid Ebn Achmed Ebn Roſchd, bekannt unter dem Namen Averrhoes, war weit eigenthümlicher in der Vernunftlehre als in der Heilkunde, obgleich er dieſelbe nicht nur ausübte, ſondern

auch in seinem Kollijat darüber schrieb, und eine streng wissenschaftliche Ordnung nach Peripatetischer Art einzuführen strebte.

Im Allgemeinen ergiebt sich daher, daß die Araber die Arzneiwissenschaft eigentlich nur in ihrem chemischen und naturgeschichtlichen die Mittellehre betreffenden Theile erweiterten, in der Lehre vom Bau des menschlichen Körpers hingegen, da die Zergliederung vom Gesetze verdammt war, sogar hinter ihren Vorgängern zurückblieben, für die übrigen Theile endlich durch die in dieselben eingeführten dialektischen Spitzfindigkeiten wenig geleistet haben. Seitdem aber in Spanien das Christenthum die Oberhand über das Islam gewann, verstummten die Arabischen Musen auch hier, da ungünstige Schicksale im Morgenlande schon viel früher jene herrlichen Blumen zerknickt hatten.

Für das christliche Morgenland war mit dem Falle Alexandriens die schöne Blüthenzeit wissenschaftlicher Bildung vorüber. Weder die finstere Bilderstürmerei einiger Kaiser, noch die später gebräuchlichen dialektischen Uebungen konnten am Griechischen Hofe und in den Ländern seiner Botmäßigkeit das erloschene Leben wieder anfachen. In den Naturwissenschaften wurde eigentlich nichts Neues geleistet, obgleich verschiedene Schriftsteller über die einzelnen Zweige derselben schrieben. Allein sie hatten nur das Verdienst, an sich selbst ungleich besser vorgetragene Lehren der Alten und der Araber dem Geschmacke ihres Zeitalters anzupassen. Die Wissenschaft selbst wurde weder erweitert, noch auf einen höhern Standpunct gehoben. Eine Herzählung solcher Werke und ihrer Verfasser würde daher nur ein trockenes und unnützes Namensverzeichniß ohne Belehrung für den Geschichtsforscher der Naturwissenschaften seyn, das unserm Zwecke wenig entsprechen möchte. Zu den Bessern gehörte der Vielschreiber Michael Psellus, von welchem man Commentarien über das Organon und die Naturlehre betreffenden Bücher des Aristoteles und eine Abhandlung von den Steinen besitzt, aus dem eilften und zwölften Jahrhundert. Merkwürdig ist, daß er unter seinen Arzneien bereits destillirte Wasser unter andern Rosenwasser kannte. Auch fällt in diese Zeit eine Sammlung sehr brauchbarer Werke Verschiedener über die Pferdearzneikunst

Diejenigen hingegen, welche über die Heilkunde etwas herausgaben, folgten größtentheils beinahe wörtlich den Meinungen Galens oder denen eines berühmten Arabers.

Im Abendlande war seit dem Untergange Roms lange an keine höhere Wissenschaft mehr zu denken, und vor allem konnte Aufklärung verborgener Naturgesetze bei dem finstern Aberglauben nicht gedeihen, der von einem Ende Europas zum andern die noch halb rohe neue Bevölkerung dieses Welttheils beherrschte. Jede ungewohnte Erscheinung, welche sich den erstaunten Sinnen dieser ungebildeten Menschen darstellte, flößte ihnen Schrecken ein, und zwar entsetzten sie sich nicht nur über den gegenwärtigen Anblick derselben, sondern ganze Völker wurden mit den bangsten Ahnungen für die Zukunft erfüllt. Viele Bände wurden über Blutregen und außerordentliche Himmelsmeteore geschrieben, in welchen mit keiner Silbe an eine natürliche Erklärung gedacht wurde. Alles schrieb man dem Kampfe böser Geister mit den Helden der Kirche zu, aus welchem diese letztern am Ende denn immer mit einem glänzenden Siege hervorgingen. Zwar blühten noch hie und da innerhalb der Mauern der Klöster einzelne Männer, die sich aus den Schriften der Alten zu unterrichten strebten, oft unter dem Zwange unwissender und gegen Aufklärung feindselig gesinnter geistlicher Vorsteher. Niemals wurden ihre Kenntnisse gemeinnützig. Sie mußten es als ein Glück schätzen, wenn sie nicht als Zauberer verfolgt und mit den strengsten geistlichen und weltlichen Strafen gezüchtigt wurden. Selbst die Heilkunde, welche von allen Naturwissenschaften am meisten durch die Bedürfnisse des Lebens in Anspruch genommen wird, unterlag beinahe gänzlich dem Wahne der Zeit. Die Kranken wurden durch Gebete, Anrufung der Heiligen, Hülfe der Märtyrer und Wunder aller Art hergestellt oder zur Ruhe gebracht; durch eigentliche Untersuchung eines Uebels und kunstverständige Behandlung desselben würde man sich nur lächerlich oder verdächtig gemacht haben. Mönche und Nonnen weihten sich in großer Zahl dieser Heilmethode, und kaum reichten die strengsten Beschlüsse des heiligen Stuhls und der Kirchenversammlungen hin, sie von dieser Uebung zu den

ihnen eigentlich vorgeschriebenen Beschäftigungen zurückzuführen. Auf Befehl Karls des Großen wurde indessen die Arzneikunst als ein Theil des Quadriviums unter dem Namen Physik in den Kloster- und Kirchenschulen gelehrt. Einzelne Mönche lasen den Celsus und den Cälius Aurelianus, aber die Mehrzahl begnügte sich mit abergläubischen Mitteln. Schon seit dem neunten Jahrhundert waren indessen die Benedictiner von Monte-Cassino wegen ihrer bessern ärztlichen Kenntnisse berühmt. Mehrere Aebte dieses Gotteshauses hinterließen Schriften über die Heilkunde. Am Ende des zehnten Jahrhunders hatte Papst Sylvester II. die im Arabischen Spanien blühenden Wissenschaften nach dem Abendlande gebracht. Im eilften Jahrhundert kam der Schatz derselben durch Constantin den Afrikaner, der während 39 Jahren im Morgenlande herumgereist war, nach Monte-Cassino, und schrieb daselbst mehrere Werke über Gegenstände der Arzneikunde.

Auch in Salerno, wo die Klostergeistlichen sich seit mehrern Jahrhunderten dem ärztlichen Berufe widmeten, verbreiteten sich Uebersetzungen Griechischer und Arabischer Schriften. Die Aerzte Gariphontus und Kophon gelangten zu großem Rufe. Die günstige Lage von Salerno gab ihm jedoch noch viel größere Wichtigkeit während der Kreuzzüge, wo diese Stadt einen Mittelpunct für die ganze Unternehmung darbieten konnte. Im zwölften Jahrhunderte wurden die bis auf uns gekommenen Lebensvorschriften der Salernitaner in leoninischen Versen abgefaßt. Mehrere Aerzte der Salernitanischen Schule gelangten zum größten Ansehen, unter ihnen vorzüglich Bischof Romuald von Salerno, Leibarzt des Papstes, und Aegidius von Corbeil, Leibarzt des Königes Philipp August von Frankreich. Schon König Roger hatte alle diejenigen, welche in seinem Reiche die Arzneikunst ausüben wollten, der strengen Verordnung unterworfen, bei Strafe des Verlustes ihrer Freiheit und Einziehung ihrer Güter bei den Beamten des Königs die Erlaubniß zu begehren. Kaiser Friedrich II. setzte hinzu, daß man erst von der Versammlung der Aerzte in Salerno geprüft werden mußte. Oeffentlich mußte man Galens articella und das erste Buch des

Ebn Sina oder ein Stück aus den Hippokratischen Aphorismen erklären; dabei wurden über die physischen und analytischen Bücher des Aristoteles Fragen vorgelegt. Drei Jahre mußte man in Salerno die Logik, dann fünf andere die Heilkunde und Wundarznei studiren, dann erst noch ein Jahr die Kunst unter Anleitung eines erfahrnen Arztes geübt haben. Die Apotheker mußten von der ärztlichen Innung ein Zeugniß ihrer Geschicklichkeit haben, und durften ihre Arzneimittel nur nach dem vom Hofe bestätigten Salernitanischen Antidotarium in Gegenwart und unter Aufsicht königlicher Beamter verfertigen. Diese weisen Gesetze trugen vornehmlich dazu bei, die hohe Schule von Salerno im dreizehnten Jahrhundert in so große Aufnahme zu bringen. Aber die spätern Stürme des Neapolitanischen Reichs waren ihr auf keine Weise günstig, vielmehr flohen jetzt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die Musen in das durch Bürgerfreiheit und Kunst zu einem ganz neuen Leben geweckte Oberitalien, während der Ruhm ihres alten Sitzes unter dem mittäglichen Himmelsstrich sich völlig verdunkelte.

Die gewaltige Aufregung aller Geister durch die Kreuzzüge trug zur Förderung der Naturwissenschaften bei weitem nicht so viel bei, als man öfters angenommen hat. Denn erstens fanden sich unter den unzähligen Schaaren, welche Glaube, Gewissensangst oder Ehrgeiz in das gelobte Land trieb, nur äußerst wenige Männer, welche die Kenntnisse des Morgenlandes mit einem nüchternen Sinne aufzunehmen vermocht hätten, und dann war man im Allgemeinen von wunderbaren Ereignissen viel zu sehr ergriffen, als daß man dem Verstande erlaubt hätte, das auffallende Aeußere bisher ungekannter Erscheinungen auf dem Wege unbefangener Forschung zu erklären. Doch wurden eine Menge aus dem Morgenlande gebrachter Naturgegenstände Stoffe zu gründlicherer Betrachtung für ein glücklicheres Zeitalter. Viele Kräuter des Morgenlandes bereicherten die Arzneiladen der Europäer. Aber auch die Seuchen des mittäglichern Himmelsstrichs wurden nach der Heimath gebracht, und der Aussatz dieser Gegenden vergiftete noch denjenigen, der im Abendlande bereits seit Jahrhunderten bekannt war. Alle Länder

wurden mit Aussatz-Häusern angefüllt; Frankreich allein zählte derselben über 2000. Das Verdienst, welches sich andächtige Gemüther durch die niedrigsten Bedienungen und Gefälligkeiten gegen jene Unglücklichen zu erwerben glaubten, verbreitete die schauderhafte Krankheit mit furchtbarer Geschwindigkeit. Auch andere von unreinem Beischlaf erzeugte ansteckende Uebel nahmen bei der herrschenden Sittenlosigkeit immer mehr überhand. Für alle diese schlimmen Folgen war die Verbesserung einiger Gewerbe und das Aufkommen der Hütten- und Bergwerke in mehrern Ländern Europas, von dem man nicht einmal genau weiß, ob man es überall dem Morgenlande verdankte, vielleicht ein schlechter Ersatz.

Die von allen Erfahrungskenntnissen abgezogene Richtung, welche die höhern Vernunftwissenschaften in diesem Theile des Mittelalters nahmen, der Geist der sogenannten Scholastik, erweckte zwar die Kräfte der Vernunft und des Verstandes zu neuer lebendiger Thätigkeit für die Zukunft, aber für den Augenblick lenkte es doch die Aufmerksamkeit tieferer Denker gänzlich von den Naturwissenschaften ab. Den Zustand der Naturgeschichte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts findet man zum Theil in dem speculum naturale des Vincenz von Beauvois, eines Prediger-Mönchs, der Vorleser Ludwigs des Heiligen und Lehrer seiner Kinder war; obgleich er in demselben keineswegs Ergebnisse seiner eigenen Forschung auf eine allgemein faßliche Art zu verbreiten suchte, sondern nur von den Alten ausschrieb, was ihm am wahrscheinlichsten und am zweckmäßigsten schien. Ungleich größer war das Verdienst Alberts des Großen in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Auch bei ihm lag Aristoteles zum Grunde. Aber sein außerordentlicher Geist brachte ihn auf eine große Zahl von Erfindungen, welche ihn wie einst Sylvester II. in den Verdacht der Zauberei setzen mußten. Daher gehört Albert der Große zu den merkwürdigsten unter den Auslegern des Stagiriten, weil er sich wenigstens in der Erfahrung selbst versucht hatte, und zugleich in Belesenheit die meisten seiner Zeitgenossen übertraf. Sein Schüler Thomas von Aquino hingegen, mit welchem ei-

gentlich die Reihe der spätern Scholastiker beginnt, eröffnete von neuem die schiefe Bahn, welche man schon vielmals betreten hatte, nämlich durch ein abenteuerliches Gebäude von metaphysischen Spitzfindigkeiten aus Begriffen dasjenige abzuleiten, wozu man mittelst der Erfahrung keinen Weg fand. Unter den Schriftstellern, welche mittlerweile einzelne Fächer auf eine lehrreiche Art behandelten, darf man den großen Deutschen Kaiser Friedrich II., den Förderer aller Wissenschaft, nicht vergessen, welcher ein Buch über die Kunst mit Vögeln zu jagen schrieb, in welchem eine Menge eigener Beobachtungen über den Körperbau, die Lebensart und die Triebe vieler Vögelarten, besonders der Raubvögel enthalten sind. Endlich schloß sich die Reihe der Naturkundiger des dreizehnten Jahrhunderts mit dem berühmten Roger Bacon, dessen Genie ihn, wie aus seinem opus majus erhellt, auf eine Menge neue Ansichten in der Naturwissenschaft führte, die ihn aber zugleich in einen schweren Kampf mit den Vorurtheilen der Zeit und ihren Beschützern verwickelten, vermöge dessen er am Abende seines Lebens langen und harten Prüfungen aller Art ausgesetzt blieb. Rogers Bemühungen wurden mehr noch durch das, was er für die Zukunft anbahnete, als durch das, was er vollendet lieferte, der Wissenschaft ersprießlich. Indessen war er keineswegs frei von den Irrthümern seiner Zeit. Auch er glaubte durch Astrologie und Alchemie etwas Außerordentliches leisten zu können. Aber ihm war keine Wissenschaft fremd. Bei seiner Naturforschung ging er immer von mathematischen Grundsätzen aus. Bacons neue Ansichten über einige Lehren der Optik führten allmählig die Entdeckung der Vergrößerungsgläser herbei. Auch der Erfindung des Schießpulvers soll er wenigstens nahe gewesen seyn. Dürfen wir uns noch verwundern, wenn ihn die Rohheit seines Zeitalters ebenfalls als Zauberer verschrie, da er doch selbst ein Buch zur Widerlegung der Magie geschrieben hatte?

In die Heilkunde drang seit dem dreizehnten Jahrhundert das scholastische Wesen auf eine so verderbliche Art ein, daß diese Wissenschaft gänzlich von demselben verwirrt wurde. Neben der Schule von Salerno erregte die von Montpellier gro-

ßes Aufsehen, und auf den hohen Schulen wie zu Bologna, Paris u. s. w. wurde ebenfalls Arzneikunde gelehrt, aber nur unter Aufsicht der Geistlichkeit, denn die Lehrer wurden selbst unter die Geistlichen gerechnet, und durften nicht heirathen. Selbst in der Anwenduug ließ man sich von scholastischen Vorurtheilen leiten, und suchte den Unterschied von Substanzen und Accidenzen sogar in den Bestandtheilen und der Wirkung der Arzneien. Unter den berühmten Schriftstellern des dreizehnten Jahrhunderts über Arzneikunde finden wir Gilbert von England, Peter von Albano, einen eifrigen Anhänger Ebn Roschds und großen Beförderer der Astrologie, welche von den Aerzten dieses Zeitalters zum Unglück für ihre Kranken immer mehr berücksichtigt wurde, Thaddäus von Florenz, einen bekannten Ausleger des Hippokrates, Simon de Cordo aus Genua, Leibarzt des Papstes Nicolaus IV. und Capellan Bonifacius VIII., welcher die durch abweichende Arabische Benennungen in der Arzneimittellehre entstandenen Verwirrungen auflösen wollte, u. s. w. Unter allen diesen Aerzten zeichnete sich Johann van St. Amand, ein Canonicus in Tournay, durch seine richtigen Ansichten in der Therapie, seinen Scharfsinn und seinen Beobachtungsgeist sehr vortheilhaft aus. Die Wundarznei theilte sich in zwei Hauptschulen, von deren sich jede auf Aussprüche Galens als auf die Grundstützen ihres Lehrsystems berief, nach denen der einen zu Folge das Feuchte, nach der andern Meinung aber das Trockne als den natürlichen Zustand des Körpers angegeben haben sollte. Daher wurden von den einen lauter Breiumschläge und feuchte Mittel, von den andern hingegen lauter austrocknende angewendet. Zu den erstern gehörten vorzüglich Roger aus Parma, Canzler der Schule zu Montpellier, Roland aus Parma, Professor zu Bologna, Wilhelm von Salicetto aus Piacenza und der Mailänder Lanfranchi, der von den Visconti aus der Heimath vertrieben in Paris mit großem Glanze auftrat, und eine Menge junger Wundärzte nach dieser hohen Schule hinzog. Zu denen hingegen, welche trockene und hitzige Mittel bei Behandlung der Wunden gebrauchten, zählte sich Brunus von Longobucco in Calabrien, Professor in Padua, der

Mönch Theodorich, Biſchof zu Bitonti, Richard von Wendmere und andere mehr. Immer häufiger hatten die Wundärzte mit Krankheiten zu thun, die eine Folge der allgemeinen Sittenlogſikeit waren, und durch die Schwierigkeit der Herſtellung ſich mehr und mehr über Europa verbreiteten.

Im vierzehnten Jahrhundert nahm die Naturkenntniß einen eigenen, weit mehr durch die Lebensbedürfniſſe der Zeitgenoſſen als durch wiſſenſchaftliche Gründe herbeigeführten Gang. Höhere Naturlehre und weit umfaſſendere Naturgeſchichte reizten Niemanden zu gründlicher Bearbeitung an. Deſto größere Theilnahme erweckten die Heilkunde und die Chemie, in ſofern dieſe letztern zur Goldmacherei, zur Auffindung des Steins der Weiſen, oder doch wenigſtens zum Nutzen der um dieſe Zeit faſt überall aufblühenden Gewerbe angewendet werden konnte. Zum Theil noch im dreizehnten Jahrhundert, zum Theil im Anfang des vierzehnten verbreitete der Schwärmer Raimond Lullius, der auch in der Philoſophie vielen Unfug trieb, ſeine wunderlichen Begriffe in einer unglaublichen Menge von Schriften, die ſich doch am Ende nur um wenige Gedanken drehten. Lullius ging von dem bekannten Grundſatze aus, daß alle Metalle aus Schwefel und Queckſilber beſtänden, und ſuchte dann auf einem geheimnißvollen Wege bald durch ſonderbare Schlüſſe, bald durch Verſuche den Stein der Weiſen zu finden. Aber lehrreich bleiben ſeine Schriften nichts deſto weniger für den Geſchichtsforſcher, weil ſie über den Zuſtand der Wiſſenſchaft in jenem Jahrhunderte wichtige Aufſchlüſſe geben. So findet man daſelbſt bereits den Weinſtein und das ſogenannte Weinſteinöl, das Scheidewaſſer und ſelbſt das Königswaſſer, deſſen Wirkung auf das Gold ihm nicht unbekannt war, nebſt mehrern andern Bereitungen und Verfahren; ſo wie denn überhaupt nicht zu läugnen iſt, daß die Alchemiſten ungeachtet der weitabſchweifenden Irrwege, auf welche ſie die chemiſche Forſchung in mancher Hinſicht brachten, dennoch durch ihre raſtloſe Thätigkeit die Wiſſenſchaft mit einer Menge von Erfahrungskenntniſſen bereicherten, deren Mangel ihre ſpätere glückliche Entwicklung gewiß weit zurück geſetzt hat. Ungleich gebildeter, obſchon nicht freier von den Vorurthei-

len der Zeit war Arnold Bachurne aus Villanova in Catalonien oder Villeneuve in Languedoc, der ebenfalls am Ende des dreizehnten Jahrhunderts und im Anfange des vierzehnten lebte. Wegen anstößiger Lehrsätze verfolgt floh Arnold nach Paris, kam aber daselbst in den Verdacht, mit Hülfe des Teufels Gold gemacht zu haben, und blieb sein ganzes Leben hindurch, ja selbst nach seinem Tode noch den Verwünschungen der Kirche ausgesetzt. Ungeachtet Arnold sich viel in der Goldmacherei versuchte, und auch mehrere gemeinnützige Entdeckungen wie die der Verbesserung des Weines durch Einkochen des Mostes, der Gefährlichkeit des Gebrauchs kupferner Gefäße in Küchen und Apotheken, dann mehrerer destillirter Wasser wie Terpentinöl, Rosmarinöl und Rosmaringeist von ihm herzurühren scheinen, so gebrauchte er doch seine chemischen Kenntnisse größtentheils zum Behufe der Heilkunde, in welcher er sich schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts einen sehr bedeutenden Namen erworben hatte. In seinen Werken herrscht überall die damals übliche scholastische Behandlungsart vor, und der Einfluß der Gestirne ist streng berücksichtigt. Jahreszeiten, Tage, Stunden, Stellungen des Mondes in diesem oder jenem Zeichen u. s. w. dürfen bei Anwendung der Mittel ja nicht außer Acht gelassen werden, und in diesem Geiste war seine ganze Lehre. Während aber diese und andere Alchemisten die höhern Theile der Wissenschaft auf alle Weise verdunkelten und verwirrten, wobei ihnen jedoch manches glückliche Korn entfiel, aus welchem man in der Folge hie und da eine nützliche Frucht aufkeimen sah, wurden in den mehr in's Leben eingreifenden Zweigen wie in der Gewerbskunde von Vielen, deren Namen niemals auf die Nachwelt gekommen sind, die bewundernswürdigsten Fortschritte veranlaßt. Der Gebrauch des Schießpulvers kam auf und verbreitete sich, Schmelz- Glas- und Spiegelhütten, Metall- und Töpferwerkstätten, Alaun- und Vitriol-Siedereien, Färbereien u. s. w. wurden überall zahlreicher und vervollkommneten sich. Beinahe in allen Europäischen Ländern wurden Bergwerke gebaut. Auch für die Wollenfärberei machte man manche wichtige Entdeckungen, welche bei der großen Erweiterung des Tuchhandels der gewerbtreibenden

Welt ſchwer zu berechnenden Vortheil brachten. Endlich war auch das Aufbewahren gewiſſer Speiſen wie das Einpökeln der Heringe, Einſalzen von Fleiſch u. ſ. w. eine Erfindung, welche für die Handels- und Kriegsverhältniſſe der Völker höchſt bedeutende Folgen haben mußte.

Die Heilkunde konnte ſich den Hinderniſſen, welche die Scholaſtik und der Aberglaube der Zeit ihrer Verbeſſerung in den Weg legten, noch keineswegs entwinden. Die Zahl der Heiligen, welche die gläubige Menge durch Wundercuren wiederherſtellten, wurde immer größer, und die Prieſter ließen ſich weder durch ihre Obern noch durch die Laien von der Ausübung der Arzneikunſt abhalten. Die anſteckenden Krankheiten wie der St. Veits-Tanz, der in den meiſten Ländern Deutſchlands Menſchen von allen Geſchlechtern, Ständen und Altern ergriff, und der ſogenannte ſchwarze Tod, der um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts beinahe ganz Europa entvölkerte, gaben dem Aberglauben noch feſtere Wurzeln. Man hielt dieſe entſetzlichen Krankheiten für Strafgerichte Gottes, die nur wenige Aerzte zu bekämpfen ſich getrauten. Der Papſt ertheilte den Kranken den Ablaß, und ſo konnte der Tod einem Rechtgläubigen nicht als ein Unglück erſcheinen. Dennoch ging das vierzehnte Jahrhundert nicht ohne wichtige Verbeſſerungen vorüber. Die merkwürdigſte von allen möchte wohl die Wiedereinführung des Zergliederns menſchlicher Leichname ſeyn. Bis dahin hatte man ſich mit den Schriften der Alten und mit der Eröffnung von Hunden und Schweinen begnügen müſſen, welche letztern vorzüglich jungen Aerzten zur Belehrung empfohlen wurden. Selbſt Friedrich II. hatte den Kampf wider die Vorurtheile ſeines Zeitalters über dieſen Gegenſtand vergeblich begonnen. Allein im Jahr 1315 zergliederte Mondini de Luzzi, Profeſſor zu Bologna, öffentlich zwei weibliche Körper, und ſchrieb bald darauf ein Handbuch, welches lange Zeit beinahe ein ausſchließliches Anſehen in dieſem Fache behauptete. Seit dieſer Zeit wurden ſolche Verſuche häufiger und auch auf andern hohen Schulen vorgenommen, obgleich überall auf eine noch ſehr rohe Weiſe meiſtentheils durch Barbiergeſellen. In der Bearbeitung der Anatomie folgten dem Mon-

dini Niclaus Bertrucci, Heinrich von Hermondaville und Peter de la Cerleta. Indeſſen war man noch immer geneigt, in ſtreitigen Fällen lieber dem Anſehen der alten Griechiſchen oder Arabiſchen Schriftſteller als ſelbſt dem Augenſcheine zu folgen. In den übrigen Zweigen der Arzneiwiſſenſchaft wurde wenig geleiſtet. Die Aerzte Torriginno, Dinus und Thomas de Gerbo, Franz von Piemont, Bernhard von Gordon, Johann Gaudesden, Wilhelm Verignana und Gentilis da Foligno erregten die Aufmerkſamkeit ihrer Zeitgenoſſen, aber thaten im Ganzen genommen wenig für die Wiſſenſchaft ſelbſt. Hingegen gewann die Wundarznei durch die Bearbeitung, welche ſie von einem geiſtreichen und aufgeklärten Manne Guido von Chauliak, erſt Profeſſor zu Montpellier, dann Capellan, Kämmerer und Leibarzt des Papſtes Urban V. zu Avignon, erhielt, eine ganz neue Geſtalt. Der Streit über die trocknen und feuchten Mittel ſchien ihm lächerlich, und ſelbſt Galens Ausſprüche hielt er nicht für untrüglich. Bei gefährlichen Verletzungen ſetzte er glückliche Operationen an die Stelle unwirkſamer Pflaſter, und widerſprach dreiſt vielen Betrügereien ſeiner Vorgänger.

Auch in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts trat keine auffallende Veränderung in dem durch die Zeitbedürfniſſe beſtimmten Gange der Naturkenntniß ein. Kein außerordentlicher Mann erhob ſich, die alte Ariſtoteliſche Phyſik von neuem zu beleben, oder aus dem Reichthume ſeines Geiſtes neue Geſetze zu entwickeln, deren Gehalt ihm unter den großen Naturforſchern aller Zeiten eine Stelle wo nicht über doch wenigſtens neben dem Stagiriten hätte anweiſen können. Die Naturgeſchichte wurde nicht aus ihrem der Heilkunde unterworfenen Zuſtande gehoben. Das einzige, was für dieſe Zweige der Naturwiſſenſchaften geſchah, war daß die nach Europa geflüchteten Griechen die Abendländer doch wenigſtens mit den Urquellen beſſer bekannt machten, und brauchbare Lateiniſche Ueberſetzungen unmittelbar aus dem Griechiſchen erſchienen, ohne daß man länger die ſo vielfach entſtellten Arabiſchen Bearbeitungen zu Hülfe nehmen mußte. Von allen Fächern war die Chemie immer noch dasjenige, welches ſowohl der Wißbegierde thätiger Forſcher als die

Habſucht golddurſtiger, oder durch Verſchwendung in ihren Bedürfniſſen beſchränkter Menſchen am meiſten in Anſpruch nahm. Außer den Unzähligen, welche völlig im Verborgenen den Stein der Weiſen ſuchten, und es auf keine Weiſe begehrten, daß die Ergebniſſe ihrer Forſchungen, ſey es daß ſie zum Zwecke zu führen ſchienen oder nicht, allgemein bekannt und gemeinnützig wurden, gab es in dieſer Zeit eine Menge Alchemiſten, die der Nachwelt in ihren Schriften ein Denkmal ihrer Bemühungen hinterließen. Der merkwürdigſte unter dieſen iſt der Mönch Baſilius Valentinus, deſſen wirkliche Exiſtenz zwar von vielen Gelehrten völlig geläugnet wird. In den Werken, welche unter ſeinem Namen bekannt ſind, ſpricht ſich freilich ganz der Geiſt der alchemiſtiſchen Lehre aus, aber zugleich geben ſie uns höchſt wichtige Aufſchlüſſe über die wahren und nützlichen Kenntniſſe, die unter den Gelehrten dieſes Jahrhunderts im Gange waren. In ſeinen ihm eigenthümlichen Grundſätzen findet man Spuren von tiefer Einſicht, und ſein Verfahren zeugt größtentheils von eben ſo viel Scharfſinn als Gewandtheit. Eines ſeiner größten Verdienſte beſteht in der beſſern Kenntniß und Benutzung des Spießglanzes, woran ſich andere vor ihm mit weniger Glück verſucht hatten. Auch der Bleiglanz nebſt ſeinem Gebrauch zu Glaſuren und Flüſſen, den Bleizucker, das Bleiweiß und die Menninge kannte Valentinus. Vom Knallgolde, von der Scheidung der Metalle, der Zubereitung von Salzen und Säuren nebſt einer Menge anderer chemiſcher Erzeugniſſe giebt er ſehr brauchbare Beſchreibungen. Uebrigens ſind ihm eine Menge von Schriften untergeſchoben, deren Verfaſſer vermuthlich im Paracelſiſchen Zeitalter gelebt haben mögen. Ferner lebte der merkwürdige Abenteurer Graf Bernhard von Trevis, der alle Lebensverhältniſſe der Aufſuchung des Steins der Weiſen opferte, die halbe Welt auf dieſer Forſchung durchreiste, und ihn denn endlich, nachdem er unzählige Male durch berühmte Schriftſteller wie Dſchafar, Arraſi, Albert der Große und eine Menge andrer Eingeweihter betrogen worden zu ſeyn geſteht, dennoch gefunden haben will, zum Theil in dieſem Zeitraume, zum Theil in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Mehrere

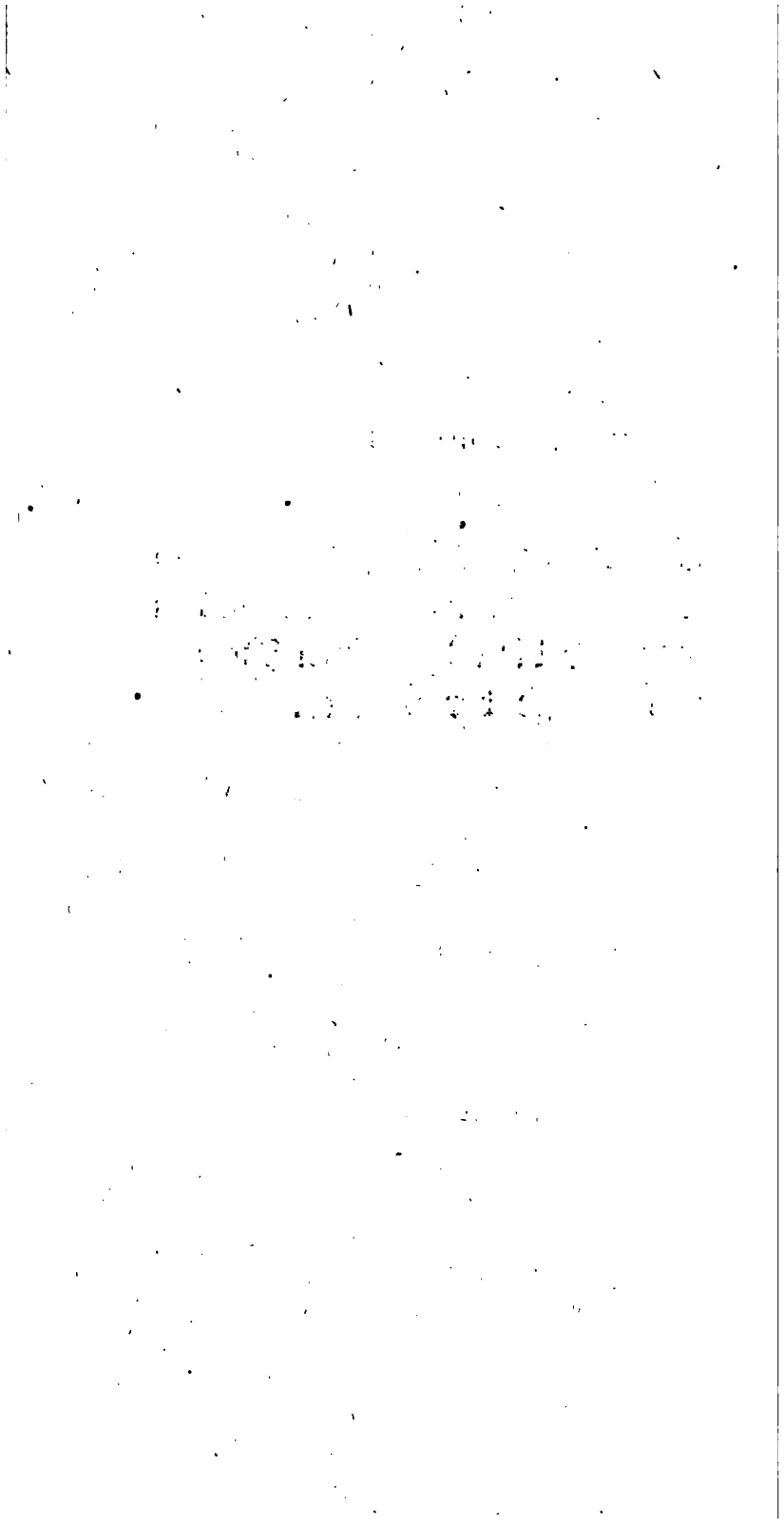
andere Namen, welche man hier noch aufführen könnte, sind für die Geschichte von geringer Bedeutung.

Die Gewerbe, bei denen die angewandte Chemie zum Grunde liegt, machten in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts sehr beträchtliche Fortschritte. Die alten Bergwerke wurden vortheilhafter gebaut, und in vielen Ländern neue Adern entdeckt und zu Tage gefördert, Münzwesen und Bearbeitung der Metalle auf jede Weise vervollkommnet. Zu Goslar, wo die Berg- und Hüttenwerke wieder in Aufnahme kamen, nahm man die Scheidung des Goldes im Großen durch Scheidewasser vor. Die Glasmalerei trat in ihren schönsten Zeitpunct, selbst Edelsteine, besonders Rubine und Smaragde wußte man durch ein chemisches Verfahren nachzuahmen. Färbereien und Siedereien aller Art wurden verbessert und vermehrt. Der Gebrauch des Branntweins verbreitete sich immer stärker unter dem Volke.

Von dem Einflusse der Wiederherstellung des Studiums der Meisterwerke des Griechischen Alterthums auf die Heilkunde ist in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts noch gar nichts zu sehen. Aberglaube, Empirismus, Nachbetung Galens und der Araber blieben der Hauptzug im Arzneiwesen jener Zeit. Auch die scholastische Spitzfindigkeit herrschte in der damaligen Geistesrichtung noch immer vor. Indessen schrieben über die Arzneimittellehre Saladin von Asculo, Leibarzt eines Groß-Connetable von Neapel, und Sante Aeduino aus Pesaro, Arzt zu Venedig, zwei für den Geschichtsforscher lehrreiche Werke. Die Apotheken wurden überall häufiger, obgleich die Arzneien größtentheils nur in Italien verfertigt, und von da aus Arzneihändlern in andern Ländern zugesendet wurden, welche nebenbei häufig die Zuckerbäckerei und andere solche Gewerbe trieben. Die Wundarznei wurde meistens nur von Badern getrieben, welche besonders in Deutschland nicht einmal für ehrlich galten, und die Kunst sowohl durch ihre wirkliche Unwissenheit als durch die abgeschmackten Vorurtheile, die unter dem Volke gegen sie herrschten, in den Augen der Welt heruntersetzten. Als Schriftsteller über diesen Gegenstand ist nur Leonard Bersopaglia, Professor zu Padua, merkwürdig, welcher im Anfang des fünfzehnten

Jahrhunderts das vierte Buch des Ebn Sina auszulegen versuchte. Vielleicht würde man jetzt lange Zeit in der Heilkunde völlig stille gestanden seyn, wenn nicht drei wichtige Krankheiten, die sich um diese Zeit in Europa zeigten, und über welche man sich weder bei den Griechen noch bei den Arabern Raths erholen konnte, nämlich ein sehr bedenklicher Keichhusten, der im Jahr 1414 Frankreich heimsuchte, der Scharbock und der Weichselzopf die selbstständige Forschung der Aerzte auf's dringendste in Anspruch genommen hätten.

Dieses war der Zustand der Naturwissenschaften um die Zeit der Eroberung von Constantinopel, aus welchem sich dem unbefangenen Beobachter zwar kein eigentlicher Rückgang, aber ungeachtet nur noch äußerst trübe und schwankende Aussichten in die Zukunft darbieten, welche nur durch außerordentliche Männer, die eine ganz neue Bahn zur Entdeckung höherer Wahrheit betreten, erheitert werden mögen.



I. Capitel

Das Alterthum.

So wie jede große Erscheinung des Lebens so finden wir uch Staaten und Völker um Jahrtausende früher in der Wirkichkeit, als man über ihren Ursprung, ihren Zweck und ihr Ween Vernunft-Forschungen anzustellen anfing. Sie treten in er Geschichte theils als abgeschlossene Ganze auf, theils als loker verbundene Vereine einzelner Stämme, die entweder Erinneung an gemeinsame Stammväter oder Eroberungen zusammenebracht hatten, oft ohne daß sich weder über Zeit noch Veranassung dieser Vereinigung unter den Völkern selbst bestimmte leberlieferungen erhalten hätten. Früher bildete sich unter den lteſten Völkern, in jenen Urzeiten gewiß zu großem Heile der Renschheit, ein günstiges Vorurtheil für alles, was seit Jahrunderten bestand, sey es daß man seinen Ursprung den Göttern ıschrieb, oder daß die bestehenden Ordnungen so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingriffen, daß ihr Umsturz nur bei der Vernichtung des Volkes oder doch wenigstens dem Verluste seier Freiheit denkbar war. Diese Anhänglichkeit an das Hermmen muß man als den Grundpfeiler der ältesten Staatsgeäude betrachten. Auf sie stützte sich vorzüglich der Glaube des Volks an die Zweckmäßigkeit der öffentlichen Einrichtungen. Man untersuchte weiter nicht; was bei den Vätern in Uebung ewesen war, müßte auch jetzt noch trefflich seyn, denn zwischen en Sitten der Väter und denen ihrer Söhne oder Enkel fiel in bedeutender Unterschied in die Augen, wenn nicht etwa urch Berührungen anderer Völker ganz besondere Umstände ngetreten waren. Zwei große Triebfedern bewegten das inere Leben der Völker öfters im festen Bunde zu denselben Zwe-

cken vereint, aber hie und da im Widerſpruche einander gegenüber und dann die Grundlagen der beſtehenden Einrichtungen im Innerſten erſchütternd. Die eine war die Furcht vor der Gewalt der oberſten Machthaber, gegen welche der Einzelne weder in geſetzlichen Vorkehrungen noch in den Gewohnheitsbegriffen des Volks eine Schutzwehr fand, und die daher, wenn ſie noch dazu mit körperlichen und geiſtigen Vorzügen des Herrſchers verbunden war, den unbeſchränkteſten Einfluß gewinnen mußte. Die andere war der Glaube der Menſchen an eine höhere Macht, die zwar ihren Augen unſichtbar blieb, allein nichts deſto weniger entweder ſchon in unſere irdiſchen Verhältniſſe bisweilen thätig eingriff, oder doch wenigſtens nach dem Tode der Erdenbewohner das Thun und Treiben derſelben während ihres Hierſeyns einer ſtrengen Unterſuchung und als Folge derſelben einem unerbittlichen Urtheile unterwarf. Jener erſten Triebfeder verdankten das Anſehen weltlicher Herrſcher, die königliche Gewalt und der Gehorſam der Unterthanen, jener zweiten Gottes- oder Götterglaube, Religion und Prieſterthum ihre urſprüngliche Entſtehung. Wo beide vereint zu einem gemeinſamen Zweck wirkten, ſich alſo im eigentlichen Sinne durchdrangen, konnte ihre Herrſchaft nicht leicht erſchüttert werden, wenigſtens nicht ohne gewaltſamen Andrang von außen, denn eine dritte Kraft, die der ſogenannten öffentlichen Meinung oder des Sinnes für bürgerliche Freiheit, gab es nicht, vom Beſtehenden abweichende Begriffe konnten ſich nur im Kopfe einzelner Denker entwickeln, denen ein Verſuch zur Verbreitung derſelben verderblich geworden wäre. Daher traten weltliche und prieſterliche Gewalt früh in den engſten Bund, und gelangten vermittelſt deſſelben zu einer unerſchütterlichen Macht, ſo lange ihnen die weitere Ausbildung des Menſchengeſchlechts keine neuen Begriffe entgegenſtellte.

Indeſſen würden ſich der Entwicklung ſolcher neuer Begriffe unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg geſtellt haben, hätte nicht der Natur der Dinge nach in einzelnen Fällen menſchliche Leidenſchaft über Verſtand und Einſicht den Sieg davon getragen, und die Eiferſucht der Herrſchenden unter und gegen

einander sie über die nachtheiligen Folgen verblendet, die aus ihrer Zwietracht für die Behauptung der bisher besessenen Vorzüge entstehen müßte. So entstanden Umwälzungen, weil die weltlichen Machthaber unter sich selbst um die Rechtmäßigkeit des Besitzes der obersten Gewalt stritten, oder weil das Priesterthum seine Befugnisse in das Gebiet der weltlichen Herrschaft ausdehnen wollte, oder endlich diese weltliche Herrschaft das mehr oder weniger geheimnißvolle, aber eben darum desto unbegränztere Ansehen der Priester mit neidischen Augen betrachtete. Denn diese letztern blieben unter sich von jeher viel einträchtiger verbunden, und gaben nicht leicht durch öffentliche Zwistigkeiten dem Volke Anlaß zu Prüfung der Heiligkeit ihrer Macht. An jenen Umwälzungen nahm Anfangs das Volk nur in so fern Antheil, als es durch seine Obern zufälliger Weise hineingerissen wurde. Erst nach langer Zeit, oder wenn die Machthaber ihre Gewalt zu der härtesten ungewohnten Bedrückung misbraucht hatten, empörte sich das Volk aus eigenem Antriebe, und zwar fanden solche augenblickliche, durch den Drang der Zeiten herbeigeführte Empörungen noch viel früher statt, als Untersuchungen und Zweifel über das Wesen und die Anwendung der höchsten Gewalt gewagt werden mochten.

Allein eine solche eigentlich bloß denkbare, aber durchaus nicht mit bestimmten Belegen zu erweisende Geschichte der Entwicklung der Begriffe von Volk und Staat kann hier eben so wenig der Vorwurf dieses Buches seyn, als wir in der Geschichte der menschlichen Hauptwissenschaften den Ursprung derselben weitläufig aus der Natur des menschlichen Geistes herleiten wollten, weil weder das eine noch das andere in der Aufgabe des Geschichtschreibers liegt, der die Fortschritte der allgemeinen Bildung nur da verfolgen soll, wo sie aus geschichtlich erwiesenen Thatsachen hervorgehen, jene allgemeinere Entwicklung den Denkern überlassend, welche sich mit der abgezogenern Forschung nach dem entferntern Ursprung alles menschlichen Wissens ausschließlicher beschäftigen. Daher wollen wir so frühe als möglich uns der Wirklichkeit nähern, um uns nicht in dem reizenden,

aber unabsehbaren Felde jener abgezogenen Forschung zu verlieren.

Die Schriftsteller älterer und neuerer Zeiten pflegen Asien die Wiege des Menschengeschlechts zu nennen, und die Ansicht stimmt wo nicht mit den Meinungen aller Geschichtsforscher, dennoch mit den dürftigen Ueberlieferungen des Alterthums so ziemlich überein. Die ältesten Denkmäler, die frühesten Sagen führen uns dahin, oder in das mit Asien so nahe verbundene Aegypten zurück. Bald treffen wir die Völker daselbst beinahe in ihrem Urzustande an, bald erzählen uns die alten Geschichten von mächtigen Fürsten und Reichen, von blühenden Haupt- und Handelsstädten, königlichem Prachtaufwand, u. s. w. Aber wer vermag hier Völkerstämme und Jahrhunderte genau zu scheiden, jedem das Seinige anzuweisen, und im Allgemeinen volksthümliche Dichtung von nackter Wahrheit zu trennen? Und dennoch scheint ein und derselbe Geist die Asiatischen Völkerverfassungen und Völkergeschichten zu durchwehen von jenen frühen Sagen, die uns das Leben eins harmlosen Urgeschlechts in einem himmlischen Garten schildern, bis auf unsere Zeit. Stammverfassungen und unumschränkte Oberhäupter derselben bilden den Grundzug ihrer öffentlichen Einrichtungen, wenn sich auch in der Folge diese Grundzüge durch Umstände auf's mannigfaltigste gestaltet zu verschiedenartigen Ganzen vereinigen. Die frühere Geschichte spricht nur von umherziehenden Hirtenvölkern, von denen sich indessen allmählig mehrere in den schönen Theilen Asiens setzten, und daselbst Ackerbau trieben, wo dann in den Städten, welche sie zum Schutze desselben erbaut hatten auch Gewerbe und Handelsverkehr aufkamen. Diejenigen Stämme, welche der umherziehenden Lebensart getreu blieben, behielten auch die getrennte Stammverfassung bei; ja wenn die Nachkommen einzelner Häupter ein allzuzahlreiches Geschlecht bildeten, um mit den übrigen gemeinschaftliche Niederlassungen zu haben, so sonderte man sich von neuem ab. Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Stammesältesten, deren Ansehen man aus der auf sie übergegangenen ursprünglich väterlichen Gewalt ableitete, so wie im Einzelnen unbeschränkte Macht

der Hausväter, unveränderte Aufbewahrung des Glaubens der Vorfahren, lockere und wechselnde Verbindungen mit andern Stämmen bald durch Ehen der Häupter, bald durch andere Verträge, waren jenen wandelnden Völkern eigenthümlich, und haben sich zum Theil noch bis auf den heutigen Tag unter denselben erhalten.

Diejenigen Stämme hingegen, die sich vielleicht durch größern Trieb zur Thätigkeit, vielleicht auch nur durch schönere Gegenden angelockt, in welche sie der Zufall geführt, fester niedergelassen hatten, nahmen, da vermittelst des Ackerbaues auch ein bleibenderes Eigenthum bei denselben aufkam, natürlich bald eine andere Richtung. Das neue Eigenthum erweckte Vergrößerungssucht, man bekriegte sich um zu erobern, schwächere Stämme wurden unterdrückt, die Völker erweiterten sich, es entstanden größere Staaten. Aber dessenungeachtet verschwanden auch in diesen jene Grundzüge der ältern Verfassungen nicht. Die unbeschränkte Gewalt der einzelnen Stammhäupter ging auf das Haupt des herrschenden Stammes über, und die Absonderung der Stämme lebte noch in dem sogenannten Castenwesen fort, einer höchst eigenthümlichen Einrichtung des Morgenlandes, die sich ebenfalls unter vielen Völkern noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der herrschende Stamm, der seine Uebermacht der Gewalt der Waffen verdankte, wollte diese Uebermacht auch durch die nämlichen Mittel behaupten, und behielt sich daher das ausschließliche Recht vor, die Waffen zu tragen. Seine Nachkommen bildeten gewöhnlich den Kriegerstamm. In seinem Ursprunge mag wohl der Priesterstamm nahe mit dem königlichen verbunden gewesen seyn, denn nur an nahe Verwandte mögen die Könige die Herrschaft des Geistes abgetreten haben, wie uns in der jüdischen Geschichte das Verhältniß von Moses und Aaron lehrt. Die Enkel dieser Bewahrer der Glaubensgeheimnisse bildeten den Priesterstand. Andere Casten mögen sich auf andere Weise, vielleicht durch freie Anschließung eines Stammes entwickelt haben. Knechtschaft mag das Loos der völlig besiegten, ohne Vertrag Gefangenen geworden seyn. Diese mit unsern heutigen religiösen und vernünftigen Begriffen

so gänzlich im Widerspruche stehende Entwürdigung der Menschennatur war in allen Staaten des Alterthums als rechtlich anerkannt. Zwar könnte man glauben, es habe unter den Asiatischen Völkern eigentlich keine Freie gegeben, weil der Begriff von Freiheit mit der unbeschränkten Gewalt eines Alleinherrschers nicht verträglich sey. Allein die Ansicht von den Reichen des Morgenlandes, welche sich in denselben nur einen Haufen unter sich durchaus gleicher, nur etwa durch fürstliche Bedienungen unterschiedener, von einem Zwangsherrscher in den Staub getretener Knechte vorstellt, ist durchaus unrichtig. Diese Zwangsherrscher waren wenn auch nicht durch Grundgesetze, doch gewissermaßen durch die herkömmlichen Begriffe beschränkt, die Verletzungen dieses oder jenes höhern Standes, insonderheit des priesterlichen gewissermaßen als Frevel an den Göttern oder an dem Volksglauben ansahen. Solche Frevel schwächten den Glauben an die göttliche Einsetzung des Herrschers, sie konnten selbst den Mord desselben entschuldigen. Die Eingebornen des herrschenden Stammes wachten strenge über der Aufrechthaltung ihrer hergebrachten Vorzüge, und selbst der unumschränkteste Fürst wagte es selten ungestraft, sie in denselben zu kränken. Auch in seinem unbegränzten Hausrechte über die Seinigen durfte er in der Regel nicht gestört werden. Die gesammten Hausväter konnten als die eigentlichen Staatsbürger angesehen werden, die zwar dem Herrscher die Ausübung der Staatsgewalt ohne Schranken überließen, und blinden Gehorsam gegen denselben für Glaubenspflicht hielten, allein deswegen doch keineswegs in demselben Verhältnisse zu ihm zu stehen glaubten, in welchem sich ihre Knechte, sondern eher etwa ihre Kinder und Enkel gegen sie selbst befanden. Der Eingeborne des herrschenden Stammes besaß ein Eigenthum, dessen Verletzung von Seiten des Fürsten als religiöser Frevel betrachtet wurde, dem Knechte war keines gestattet. Meistentheils wurden Staatsbeamte auch nur aus jenem Stande genommen. Wo der Zwangsherrscher Lieblinge aus dem Knechtenstand zu Ehrenstellen erhob, war das Reich schon im Verfalle.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich, daß innere Umwälzungen, welche die Verfassung veränderten, nicht leicht statt finden konnten. Denn Verschwörungen gegen das Leben des Herrschers, wenn er einen empfindlichen Unterthan gekränkt hatte, oder wenn im Innern der königlichen Wohnungen ein ehrgeiziger Sprößling des fürstlichen Hauses nach der Krone strebte, änderten, wenn sie auch gelangen, selten etwas an der eigentlichen Verfassung des Reichs. Nur die Personen der Herrscher wurden verändert. Große Umwälzungen konnten nur von außenher veranlaßt werden. Die Verhältnisse der Völker unter einander waren äußerst schwankend. Im Grunde hatte man alle seine Nachbarn zu Feinden. Aber unter weniger kriegerischen Fürsten bestanden die Feindseligkeiten nur aus Gränzstreifereien. Kamen Eroberer auf den Thron, so entstanden größere Kriege, die sich dann meistentheils nur mit der gänzlichen Unterjochung des einen Volkes, wo man sein Land in Besitz nahm und die Bewohner ausrottete, oder in Knechtschaft führte, oder doch wenigstens mit der Zinsbarkeit desselben endigten. In diesem letzten Falle wurden dann oft einige Veränderungen eingeführt, durch welche man größere Uebereinstimmung mit den Einrichtungen der Sieger bezweckte. Aber in den meisten Fällen blieben sich die innern Verhältnisse so ziemlich gleich, da die Sieger gewöhnlich ähnliche, auf ähnliche Weise entstandene Verfassungen hatten wie die Besiegten. Erst in der Folge der Zeit, als Sittenverfeinerung und Erweiterung der Bedürfnisse Gewerbe und Handel erzeugten, wurden zwischen unabhängigen Völkern Verhältnisse und Verbindungen angeknüpft, die nicht bloß auf Krieg Bezug hatten. Es entstand auf diese Weise eine Art von Völkerrecht, die aber bei den Asiatischen Völkern niemals den Grad von Bestimmtheit und Vollendung erhielt, zu der das sogenannte Völkerrecht schon im Alterthum bei den Abendländern gekommen ist. So mögen schon frühe zu wichtigen Botschaften und Verträgen Gesandte abgeordnet worden seyn, die man als unverletzbar betrachtete. Die Verträge zwischen Fürsten unabhängiger Länder wurden nach Grundsätzen des Privatrechts abgeschlossen, da die Herrscher dieselben wie Verträge über ihr

Eigenthum ansahen. Um die Erfüllung derselben nicht lediglich von dem guten Willen der übereinkommenden Theile abhängen zu lassen, suchte man sie durch religiöse Feierlichkeiten, Anrufung der Götter u. s. w. nach dem Glauben der verschiedenen Völker zu heiligen. Allein schon im Alterthum erlaubten sich öfters die Priester Entbindung von auf diese Weise eingegangenen Verbindlichkeiten, selbst wenn man unter den fürchterlichsten Verwünschungen den Namen der Götter angerufen hatte. Auch Gesandte wurden verletzt, wenn sich die eine Partei durch den Inhalt ihrer Botschaft beleidigt fand. Kein gemeinsamer Glaube vereinigte unabhängige Völker ungleichen Stammes als Glaubensgenossen, keine Vernunftwissenschaft lehrte allumfassende Menschenliebe. Die hartherzigste Selbstsucht, möglichste Vergrößerung waren die Hauptgrundsätze Asiatischer Staatsklugheit. Von einem Staaten-System wie im neuern Europa, von einem sogenannten politischen Gleichgewicht unter den Staaten konnte hier keine Rede seyn. Nur von den Verhältnissen der nächsten Nachbarn hatte man eine oberflächliche Kenntniß: von entfernten Ländern wußte man theils gar nichts, theils herrschten über dieselben nur dunkle Sagen. Ein Kampf auf Leben und Tod war also das einzige Mittel, sich gegen einen drohenden Nachbar aufrecht zu erhalten. Selten mochte der Stärkere der Lockung widerstehen, den Schwächern zu unterdrücken. Denn wenn auch der Herrscher selbst eine solche Vergrößerung nicht begehrt hätte, weil sie die innere Regierung verwickelte, und die Macht des Reiches gegen außen oft eher schwächte, als befestigte, so ergriffen doch ganz gewiß seine Hofleute, Staatsbeamten und Feldherren mit Eifer jede Gelegenheit, eine Eroberung herbeizuführen, die ihrem Eigennutze so vortheilhaft war. Sie erhielten nicht wie die Beamten unserer Zeit den Lohn ihrer Dienste in einer bestimmten Summe Geldes, sondern ihnen waren die Einkünfte gewisser Städte und Länder dafür angewiesen, denen der Unterhalt ihrer Tafel, ihrer Kleidung u. s. w. oblag. Je mehr nun der Botmäßigkeit ihres Herrn unterworfen, desto üppigere Genüsse hatten sie zu erwarten. Aber für die Länder selbst mochte eine solche Vergrö-

ßerung um so weniger wünschenswerth seyn, als die Staatsverwaltung dadurch dem königlichen Herrscher, der von Hunderten von Weibern umgeben im Innern seiner Paläste verborgen blieb, um so mehr entfremdet werden mußte. Die Verwaltung der einzelnen Theile eines so großen Reiches übertrug man Unterfürsten, welche auf der einen Seite die Länder, deren Einkünfte sie verwalteten, zu eigenem Vortheile aufs härteste drückten, und auf der andern Seite wiederum dem Könige selbst sich mit einer drohenden Macht entgegenzustellen wagten. So entstand das Satrapenwesen in Persien, welches das große Reich schon lange in seinem Innersten erschüttert hatte, ehe das Glück der Waffen den Ueberwinder Asiens über den Granikus führte. Das Entstehen solcher ungeheurer Reiche und ihr Zusammensinken theils in sich selbst, theils durch den Andrang eines kräftigen Volkes ist ein Hauptzug der Asiatischen Geschichte. Nach der Uebermacht der verschiedenen Reiche mögen hier die Zeiträume unterschieden werden.

Mitten unter diesen wandelbaren Umgebungen erhielt sich viele Jahrhunderte hindurch ein höchst eigenthümlicher Staat unter einem Volke, dessen Geschichte wegen der unverfälschten Aufbewahrung der Lehre von einem einzigen Gotte und der Geburt des Stifters unsers heutigen Glaubens wenigstens in religiöser Hinsicht gewissermaßen der Mittelpunct der alten Geschichte geworden ist. Unter der Leitung eines der größten und einsichtsvollsten Männer, die je in den großen Weltbegebenheiten aufgetreten sind, entzogen sich die Juden der Bedrückung eines mächtigen Volkes, welches sie als Knechte behandelte, und suchten nach langem, von Moses vorsätzlich veranlaßten Umherstreifen ein Land auf, welches vor Jahrhunderten ihre Stammväter bewohnt hatten, und dessen Erinnerung unter dem Drange der spätern Zeit niemals erloschen war. Nachdem jener wunderſam begabte Führer dem Volke Gesetze und Sitten geschaffen hatte, überließ er es seinem Nachfolger, das Land der Väter zu erobern, und daselbst nach völliger Ausrottung der damaligen Bewohner einen ganz neuen Staat zu gründen. Eine höchst eigenthümliche Erscheinung ist es aber, daß ein Volk, dessen natürlicher Sinn

und Geistesrichtung an sich selbst weder erhaben noch gemüthlich waren; so lange Zeit mehr durch eine Idee als durch ein wirklich sichtbares Band zusammengehalten werden konnte, und die Herrschaft dieser Idee ist es, die man Theokratie, Gottesherrschaft, zu nennen pflegt. Durch vertraute Dolmetscher, Priester und Leviten regierte Jahrhunderte hindurch Jehova, der Schöpfer und Lenker der Welt, der einzige Gott des Himmels und der Erde, als Gesetzgeber und höchster Richter, bisweilen sogar als Feldherr über die Israeliten. Vorübergehende Abfälle wurden mit Unglück bestraft. Immer beugte sich das Volk wieder unter den Scepter des Herrn. Selbst als die Juden auf ihr Verlangen wie andere Völker sichtbare Könige erhielten, blieb jene Idee auch noch in irdischer Beziehung höher gestellt, und Jehova's Lehren erschollen noch immer aus dem Munde seiner Propheten. Das mosaische Gesetz hatte die Juden mit Ausschluß jedes andern Gewerbes auf den Ackerbau gewiesen, und ihnen überhaupt den Verkehr mit andern Völkern so viel als möglich erschwert. Diese Abschließung hatte zwar eine große Anhänglichkeit an die vaterländischen Sitten und Einrichtungen und einen großen Abscheu vor allem fremden Wesen erzeugt. Als aber die Juden dessenungeachtet wider ihren Willen in den Sturm der großen Weltbegebenheiten hineingerissen wurden, führte der Starrsinn, den sie jeder dem neuen Geiste der Zeiten gemäßen Veränderung entgegensetzten, ihren Untergang herbei. Im Uebrigen finden sich auch bei ihnen jene Grundzüge der Asiatischen Verfassungen, das Stamm- und selbst das Castenwesen mehr oder weniger wieder, eben so gut als die fast unbeschränkte Gewalt der Hausväter und Stammesältesten, deren Gesammtheit unter der Gottesherrschaft gewöhnlich als die Urversammlung eines freien Volkes angesehen ward.

Auf ganz andern Grundlagen als die bisher erwähnten morgenländischen Staaten, zu denen wir Babylon, Assyrien, Medien und Persien u. s. w. zählen mögen, beruhte das Phönikische Handelsgemeinwesen an der Syrischen Küste. Aber leider hat uns die Geschichte nur so dürftige Bruchstücke derselben überliefert, daß wir sie auf keine Weise mit Klarheit zu einem Ganzen

zen gestalten können. Gewerbfleiß und Handelsthätigkeit scheinen bei den Phönikischen Einwanderern in ein Land, dessen sandiger Boden dem Ackerbau oder der Viezucht wenig günstige Aussichten darbot, hingegen zur Seefahrt und Handlung so trefflich gelegen war, zuerst freiere Städteverfassungen entwickelt zu haben, aus denen ein Städtebund entstand, der nicht unpassend mit der Deutschen Hanse verglichen werden könnte, nur daß in Phönikien Tyrus unter den übrigen Städten einen viel bedeutendern Vorrang erhielt, als ihn die Eifersucht der Hansestädte jemals einer ihrer Genossen verstattet haben würde. In den Städten selbst waren neben erblichen Fürsten Würden und Beamte, die bei freien Völkern gebräuchlich sind. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist unbekannt. Durch ihre weitläufigen Handelsverbindungen, deren Ausdehnung man in andern Zeiten ungegründet vielleicht manchem Zweifel unterworfen hat, kann man sie gewissermaßen als im Mittelpuncte der alten Welt stehend betrachten. Sie allein kannten dieselbe, weil sie allein überall hinkamen und ihnen allein von allen Seiten her Nachrichten zuflossen. Sie allein konnten über die Macht der Völker und ihre möglichen Verbindungen richtige Schlüsse ziehen. Bei ihnen hätte also ein Staatsmann jener Zeit in die Schule gehen müssen, um sich einen richtigen Ueberblick zu verschaffen, wenn sie sich anders mit den Verhältnissen der Staaten und Völker auch da beschäftigten, wo sie nicht gerade in unmittelbarer, sondern vielleicht nur in entfernterer Beziehung zu ihren Handelsvortheilen standen. Aber ihr Handel gestattete ihnen nicht, sich auf der Landseite so auszudehnen, daß sie hinlängliche Macht gewonnen hätten, den Asiatischen Eroberern zu widerstehen. Sidon rettete sich durch Unterwerfung, das unbiegsamere Tyrus ward zerstört. Die Einrichtungen der Phönikischen Städte aber finden wir zum Theil in der Tochterstadt Karthago wieder.

Ungeheure Denkmäler einer unermeßlichen Kraft- und Zeitaufwand fordernden, dem spätern Forscher schwer zu enträthselnden und wichtige Geheimnisse verbergenden Kunst bieten sich dem Blicke des wißbegierigen Wanderers in Aegypten dar, und was sich von der dunkeln Geschichte dieses Landes erhalten hat,

dient nur dazu, unſere Sehnſucht nach Licht um ſo gewaltiger zu erregen. Auch hier finden wir das morgenländiſche Caſtenweſen vielleicht in ſeiner ſtarreſten Form wieder. Aber die Allgewalt des Herrſchers iſt in Aegypten mehr als irgendwo durch den Glauben des Volks an die irdiſchen Vertreter und Dolmetſcher der Gottheiten gemildert. Die Staatsreligion ſtand hier in dem innigſten Bunde ſowohl mit der Verfaſſung des Volks, als mit der durchaus eigenthümlichen natürlichen Beſchaffenheit des Landes, und das ſo große und ſo feſt begründete Uebergewicht des Prieſterſtandes beruhte wohl ganz vorzüglich auf der Menge nützlicher und in dieſem Lande vorzüglich nothwendiger Kenntniſſe, die ſie ausſchließlich beſaßen. Zu dieſen Kenntniſſen konnte man aber, da ſie ſich meiſtens auf Natur- und Himmelskunde bezogen, nur bei einer ſehr abgezogenen Lebensart und durch gemeinſchaftliche Forſchung Vieler gelangen, alſo nirgend beſſer als im Prieſterſtande, wo man ſowohl die nothwendige Muße, als auch in den Haupttempeln des Landes die vorzüglichſten damals bekannten Hülfsmittel beiſammen fand. Auch waren die Einrichtungen Aegyptens ſo eigenthümlich, ſo tief in die Sitten und das ganze Weſen ſeiner Bewohner verwebt, daß das Volk ſelbſt mit denſelben nothwendig zu Grunde gehen mußte.

Unter allen dieſen alten Völkern iſt, ſo viel man weiß, Niemand aufgetreten, der den Staat und deſſen Verwaltung, die Verhältniſſe der Fürſten und Völker im eigentlichen Sinne wiſſenſchaftlich behandelt hätte. Die morgenländiſchen Staatsbeamten benutzten ihre Gewalt ſo viel möglich zu eigenem Vortheil; ihre Verwaltungsgrundſätze eigneten ſich auf keine Weiſe zur ſchriftlichen Abfaſſung, noch viel weniger zur Bekanntmachung. Auch die Prieſter mögen es vermieden haben, über dieſen Gegenſtand einzutreten, da ſie durch Feſtſetzung beſtimmter Anſichten ihrem Einfluſſe ſelbſt Schranken geſetzt hätten, und Dinge erörtert worden wären, deren Unbeſtimmtheit ihnen viel größern Vortheil brachte. Die eigentlichen morgenländiſchen Weiſen endlich, die ſich vorzüglich mit Nachdenken über Gegenſtände des abgezogenen menſchlichen Wiſſens beſchäftigten, richteten

ihre Aufmerksamkeit eher auf den Ursprung aller Dinge und auf allgemeinere Theile der Sittenlehre als auf den Staat, dessen wirklicher Verwaltung sie durch ihre Lebensart völlig entfremdet waren. Die Furcht gebietende Stellung, in der man von Jugend auf die Herrscher gesehen hatte, machte blinden Gehorsam zur Gewohnheit. Die königliche Gewalt wußte man aus keiner andern Quelle abzuleiten als aus einer Uebertragung von oben, oder aus dem Rechte des Stärkern. Hatten sie zufälliger Weise einige aus dem Volke einem Fürsten übertragen, der ohne diese ihre Wahl nicht auf den Thron gekommen wäre, so beurtheilten diese Wähler die Regierung desselben nach dem Vortheile, der ihren besonders daraus erwuchs, und hielten sich für berechtigt, sie umzustürzen, wenn sie sich getäuscht glaubten. Den Fürsten wurde von weisen Männern, Erziehern, u. s. w. Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung zur religiösen Pflicht gemacht, über diese Tugenden hinaus gingen die Begriffe der morgenländischen Völker nicht, und nur in dieser Hinsicht wurden sie gewöhnlich beurtheilt. Die Beamten waren Diener des Königs, dessen höchsten Willen man in ihren Verfügungen verehren mußte. Ihnen wurden eben dieselben Tugenden wie den Herrschern selbst empfohlen. Klage war schwer, doch nicht unmöglich. In solchen Fällen übten die Fürsten das Recht strenge und schnell. Ueberhaupt waren die morgenländischen Herrscher, obgleich sie Gesetze gaben und sie bekannt machen ließen, als oberste Richter keineswegs überall und in allen Fällen in ihren Urtheilen an dieselben gebunden. Oft sprachen sie nach ihrem Gefühl oder nach ihrer Laune und dann ward gerade ihr Schaffinn am meisten bewundert, wenn ihre Aussprüche nach unsern Ansichten auch noch so grausam und ungerecht seyn mochten. Die untern Richter urtheilten wohl in den meisten Fällen nach einem Gewohnheitsrecht oder nach der Billigkeit. Auch in den übrigen Zweigen der Regierung wie z. B. in der Verwaltung der Einkünfte mußte es dem Volke am liebsten seyn, wenn man sich nach dem alten Herkommen richtete, denn gewohnte Lasten waren die erträglichsten, neue hingegen reizten leicht zur Empörung, wie die Geschichte Rehabeams lehrt. Die-

ses Verfahren hatte denn auch den Vortheil, daß man bei Verwaltung der öffentlichen Einkünfte die Erfahrung zu Rathe zog, eine Lehrerin, deren Vernachlässigung in neuern Zeiten Fürsten und Völker bei Einführung wissenschaftlicher Staatswirthschafts-Grundsätze oft schwer haben entgelten müssen. In der Kunst, mit dem möglichst geringsten Drucke der Völker den Schatz in blühendem Zustande zu erhalten, bestand alle Wissenschaft eines klugen Fürsten oder seiner obersten Staatsbeamten. Wer diese Kunst besaß, konnte sich am zuverlässigsten auf innere Ruhe und feste Anhänglichkeit der Völker verlassen. Kriege waren für jene morgenländischen Reiche, wenn sie nicht mit großer Uebermacht geführt wurden, viel gefährlicher als für Griechenland und Rom und für die spätern Europäischen Staaten. In kleinern mag man nur die Kriegercaste, in größern die waffenfähige Mannschaft des ganzen Volkes bewaffnet haben. Indessen konnte man sich eigentlich wohl nur auf den herrschenden Stamm verlassen, denn für die Aufrechthaltung eines Zustandes, in welchem sie auf jede Weise gekränkt waren, konnte man den übrigen gewiß keine große Begeisterung zumuthen. Ueberhaupt erprobt sich in schweren Kriegen, wo es zur Erhaltung der Unabhängigkeit der äußersten Kraftanstrengung eines ganzen Volkes bedarf, die Trefflichkeit gesellschaftlicher Ordnung am sichersten. Denn hier dem starken, vielleicht übermächtigen Feinde gegenüber löst sich bei dem geringsten Nachtheile jede Bande jenes blinden Gehorsams auf, mit welcher der Zwangsherrscher in Zeiten der Ruhe und der unbestrittenen Macht seine Knechte umstrickt hatte; nur der freie Mann oder der Diener, der seinem Fürsten mit Liebe ergeben ist, bleiben im Unglücke getreu. In entscheidenden Schlachten stand mit dem Leben oder der Freiheit des Königs meistens die Fortdauer des Staates selbst auf dem Spiele. Denn nur um den König sammelten sich die Völker, war er dahin, so hatte Alles ein Ende. Die Asiatischen Feldherren konnten nur als Diener des Königs auf den Gehorsam ihrer Truppen rechnen, sie besaßen nicht eigene Würde und Ansehen, wie die großen Lehensträger, die Herzoge und Grafen des Mittelalters. Mit der königlichen Beglaubigung ging

alle ihre Macht verloren. Mit dem Tode oder der Gefangenschaft des Königs war die oberste, heilige Gewalt und mit ihr jeder Haltpunct für die Geschlagenen verschwunden. War nun dazu noch bei dem nur sehr schwankenden Rechte der Erstgeburt die Nachfolge zweifelhaft oder streitig, so hatte der Besiegte nicht Zeit, die Entwirrung derselben abzuwarten, sondern fand es kürzer und sicherer, dem überall eindringenden Sieger zu huldigen, der ja ohne göttliche Fügung den Sieg nicht errungen haben würde. Nur der erbittertste Völkerhaß oder der wildeste Glaubenseifer leistete noch fernern Widerstand. Dieses war eine der schwächsten Seiten der morgenländischen Zwangsherrschaft, unter welcher übrigens morgenländische Völker nach den unter ihnen herrschenden Begriffen in Zeiten der Ruhe unter weisen Fürsten keineswegs unglücklich waren. Merkwürdig wäre hier die von Herodot erzählte Berathung der Persischen Großen vor der Wahl des Darius, könnte man genau bestimmen, in wie fern uns in dieser Stelle ächt Persische Gesinnungen und Ansichten dargestellt werden, oder in wie fern sie durch Griechische Begriffe verändert worden sind.

Die menschliche Brust fühlt sich gehoben, wenn man den Blick von jenen unzählbaren zusammengezwungenen Völkerschaaren, über die ein Zwangsherrscher von den innersten seiner Weibersäle aus gebot, zu dem kräftigen, reich begabten und aus eigenem Antrieb rastlos beweglichen Volke wendet, unter welchem Homer sang, Plato lehrte, Parrhasius und Zeuxis unsterbliche Denkmäler einer göttlichen Kunst, die Krieger von Marathon, Thermopylä und Platea, endlich aber eben so unvergängliche Beweise hoher Bürgertugend und bewundernswürdiger Tapferkeit hinterließen, durch welche sie ihr Volk in der Geschichte aller Jahrhunderte adelten. Ein leiser Schauer durch tiefe Ehrfurcht abgedrungen überfällt uns, wenn wir uns jener Geschichte nähern, die in sich selbst beinahe eben so reich, eben so fruchtbar wie die ganze übrige Weltgeschichte zusammen genommen ist. Keine Lehrbücher enthalten so wichtige Lehren der Staatsklugheit wie die der Griechen, denn in ihrem so nahe begränzten Vaterlande scheinen sich alle denkbaren Gestaltungen

des Staatsvereins erschöpft, alle ersinnlichen Verhältnisse unabhängiger Völker erzeugt, die schönsten Ideale bürgerlicher Tugend und kräftigen Gemeinsinns verwirklicht, aber auch gänzlicher Verfall, schnöde Verworfenheit und Untergang alles Herrlichen auf eine so grelle als furchtbar in die Augen fallende Art an den Tag gelegt zu haben. Das erhabene Gebäude, welches wir noch jetzt in seinen Trümmern bewundern, mußte ringsumher lange und finstere Schatten werfen.

In den frühesten Sagen der Hellenen finden wir jene Stämme, jene Einrichtungen wieder, zu welchen der natürliche Gang des menschlichen Geistes überall in den Kinderzeiten des gesellschaftlichen Verbandes führte. Aber der Umstand, daß Einwanderer aus ganz verschiedenen Völkern zu ganz verschiedenen Zeiten in das vom Meere her von allen Seiten zugängliche Hellas eindrangen, und daß die natürliche Beschaffenheit dieses Landes kleinere unabhängige Niederlassungen, Handel und Verkehr aller Art begünstigte, gab den Griechen schon sehr früh eine eigenthümliche Richtung. Einen ganz besondern Einfluß aber hatte hier die Dichtung; sie war es die den volksthümlichen Götterglauben schuf, die oberste Staatsgewalt in die engste Verbindung mit dem Priesterthume brachte, welches Verhältniß noch lange nach dem Untergange der königlichen Gewalt zu Athen durch die Würde des Archonkönigs angedeutet ward. Sie war es ferner welche die Fürstengeschlechter bald durch Götterzeugungen bald durch eheliche Verbindungen auf's engste mit den Göttergeschlechtern verknüpfen konnte, sie endlich die der königlichen Gewalt theils durch diese Götterverwandtschaften theils durch begeisternde Gesänge von den wundervollen Thaten jener Fürsten, von ihrer hohen Weisheit, Gerechtigkeit u. s. w. eine überirdische Weihe ertheilt hatte. Ein großer gemeinschaftlicher ritterlicher Zug, der Trojanische Krieg, gab den Völkerschaften eine unauslöschliche gemeinsame Erinnerung. Schon früher waren volksthümliche Verbindungen angeknüpft worden. Das Orakel von Delphi, das Gericht der Amphyktionen fallen in Zeiten zurück, welche keiner geschichtlichen Forschung zugänglich sind. Allein jene durch Dichtung geheiligten Verfassungen, die

in so kleinen Staaten nur für die Kindheit der Völker passen konnten, wurden umgestürzt, als der thätige Verkehr und die lebendige geistige Entwicklung der Menschen größere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu verlangen anfingen. Bald nach dem Trojanischen Kriege verfiel eine der Einzelherrschaften nach der andern, und es bildeten sich durch Umstände Gemeinwesen der verschiedensten Art. Zum Umsturze der königlichen Verfassungen mag man der thätigen Theilnahme des Volkes benöthigt gewesen seyn, daher der Uebergang der Einzelherrschaft in Volksherrschaft der naturgemäßeste ist. Auch war Volksherrschaft (Demokratie) der Grundzug aller bürgerlichen Einrichtungen Griechenlands, nur daß sie in den verschiedenen Staaten eine höchst mannigfaltige Ausbildung erhielt, so daß z. B. das Volk nur wie in Sparta durch Wahlen seinen Einfluß übte, oder wie in Athen unmittelbar in die Staatsverwaltung selbst eingriff. Selbst der weiteste gemeinbürgerliche Freisinn war mit einer Art von Adelstolz nicht unverträglich. Jeder freie Grieche glaubte sich von den Göttern höher gestellt. Ja in dem Hauptsitze der Volksherrschaft zu Athen war die Zahl der freien Bürger so unverhältnißmäßig gering zu der Menge der Knechte, daß man nach heutigen Begriffen diesen durch Unbegränztheit der Volksrechte so berühmten Staat des Alterthums der eigennützigsten und härtesten Adelszwangsherrschaft beschuldigen würde. Auch Griechenland erhob sich nie zur Anerkennung allgemeiner freier Menschenwürde, und diesen Mangel darf man in Beurtheilung der Helleniſchen Staatenverfassungen keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Die Knechtschaft, welche mit allen Begriffen der gegenwärtigen Zeit sowohl mit dem reinen Geiste des Christenthums als mit den Lehren der Vernunft so durchaus unverträglich ist, hob im Alterthum eines der größten Hindernisse der Volksherrschaft hinweg. Der Umstand, daß in einem vom Himmel ohnehin auf's herrlichste begabten Lande alle Beschwerden des Ackerbaues, alle zu Befriedigung der Bedürfnisse eines gebildetern Lebens erforderlichen Gewerbe einem zahlreichen und fleißigen niedern Stande aufgebürdet werden konnten, setzte die Freien in den Stand, sich einzig und allein mit öffentlichen

Angelegenheiten zu beschäftigen, ihr Leben unter Gesprächen über dieselben auf Straßen und Plätzen hinzubringen, und sich auf diese Weise ohne große Mühe die Kenntnisse zu verschaffen, die zu einigermaßen nützlicher Theilnahme erforderlich waren. Diese Muße der Griechen in ihren häuslichen Verhältnissen bei einem so reichen lebendigen Geiste muß wohl vorzüglich unter den Ursachen der großen Regsamkeit ihres öffentlichen Lebens bemerkt werden, wenn man zu einem richtigen Urtheile hierüber gelangen will.

Wie wir oben gesagt, hielt sich jeder freie Grieche für von den Göttern höher gestellt, nicht nur in Vergleich mit den Knechten sondern auch in Beziehung zu den fremden Völkern, den Barbaren. Ein gewisses volksthümliches Gefühl vereinte alle diejenigen, die sich in Hellenischer Sprache ausdrückten, mit einem zwar lockern, aber dennoch in vieler Rücksicht nicht unwirksamen Bande. Man setzte einen ungleich größern Werth auf die Anerkennung seiner Verdienste durch andere Griechen als auf die ehrenvollste Bewunderung fremder Völker. Vor den großen gemeinsamen Einrichtungen, dem Gerichte der Amphyktionen, den Opfern zu Delphi, den Olympischen Spielen, sollten die erbittertsten Kämpfer sich neigen, die Waffen sollten ruhen, einzelne Staaten ihre Feindseligkeiten vergessen. Und dennoch konnte keine noch so große dringende Angelegenheit des gemeinsamen Vaterlandes die Völker von Hellas zu einem großen kräftigen politisch-wirksamen Gesammtbunde vereinen, selbst die Perserkriege nicht, welche doch allen zusammen den Untergang drohten. Frei und unabhängig sollten sich alle diese einzelnen Staaten entwickeln, jeder zu einer Eigenthümlichkeit gestalten, die ihm auch in der Weltgeschichte eine besondere Stelle anweisen möchte. Nur im Reiche der Ideen, im schönen Gebiete der höhern Wissenschaft, der Dichtung, der bildenden Kunst sollte ein allgemeines volksthümliches Band alle Hellenen umfassen. Auch schuf die Versammlung der Amphyktionen unter den Hellenischen Staaten ein positives Völkerrecht, wie es sonst nur in vollkommenen Bundesstaaten bestehen mag. Gerne traten die kleinen Gemeinwesen einzelner Stämme und Landschaften in

Bundsgenoſſenſchaften zuſammen, deren gemeinſame Angelegenheiten durch Abgeordnete auf Tagſatzungen berathen wurden. Faſt alle einzelnen Landſchaften Griechenlands hatten dieſe Einrichtung. Größere, mächtigere Städte gewonnen daſelbſt größern Einfluß. Diejenigen, welche ſich am meiſten Kraft fühlten wie Athen und Sparta, geſtatteten den übrigen nur ein völlig untergeordnetes Verhältniß, man mochte ſie nun als ſchwächere Bundsgenoſſen oder als völlige Unterthanen betrachten oder nicht. In ihrer glänzendſten Periode erhielt die Griechiſche Geſchichte ihre Haupteigenthümlichkeit durch die Nebenbuhlerſchaft Spartas und Athens. Beide ſtehen in der Weltgeſchichte da einzig in ihrer Art. Dürfte man den Staat als höchſten Zweck des menſchlichen Lebens betrachten, ſo müßten die Geſetze und Gewohnheiten der Spartaner jedem ſpätern Volke bei Errichtung ſeiner Grundgeſetze zum Muſter empfohlen werden. Aber nichts kämpft ſo ſehr gegen jenen in neuern Zeiten ſo häufig aufgeſtellten Satz, als die Geſchichte jenes mit keinem frühern oder ſpätern öffentlichen Weſen zu vergleichenden Staates. Nirgends war alles dasjenige, was dem Daſeyn des Einzelnen Reiz und Freude verleiht, ſo gänzlich einer einzigen Idee, dem kräftigen Bürgerthum, aufgeopfert wie in Sparta. Alles war daſelbſt mit der folgerechteſten Beſtimmtheit auf einen und denſelben Zweck berechnet. Aber auch blieben die Spartaner ſelbſt vor den Zeiten des Verfalls immer nur einer einzigen Tugend fähig, aller freiere Aufſchwung des Geiſtes, die ſchönſten Blüthen deſſelben blieben erdrückt. Eine Menge von Menſchen und unter ihnen wohl auch manche Geiſter höherer Art mußten bedeutungslos vorübergehen und in völlige Vergeſſenheit ſinken, damit der Name Lakedämons die Unſterblichkeit erhielte. Allein in der Geſchichte dieſes Volks findet man die denkwürdigſten Beiſpiele von dem was der Menſch vermag, wenn er Alles auf das Eine ſetzt.

So wie Sparta unter den Griechen einzig war an folgerechter Beſtimmtheit und unerſchütterlicher Standhaftigkeit, ſo mag ſich an raſcher Beweglichkeit, freier lebendiger Geiſtesentwicklung, Sinn und Empfänglichkeit für das Schöne und Große

jeder Art kein Volk des Alterthums mit dem Attiſchen vergleichen. Nirgends zeigten ſich ſo wundervolle Blüthen, nirgends reiften ſo herrliche Früchte für hohe Menſchenbildung wie in Athen. Kein Feld des weitumfaſſenden menſchlichen Wiſſens blieb hier unbearbeitet, keine Kunſt, womit der Sterbliche das Schöne durch Rede oder Bild dem Sterblichen in ſeiner idealiſchen Göttergeſtalt darſtellen will, blieb hier unverſucht. Alle Tugenden des Bürgers und des Menſchen, alle ſchönen Eigenſchaften edlerer Seelen ſah man hier in Rede und That. Aber was wir von den Griechen überhaupt geſagt, daß das Herrlichſte nicht ohne eine finſtere Schattenſeite geweſen, gilt auch von Athen noch ganz beſonders. So wie in Sparta jene ſtarre Feſtigkeit der bürgerlichen Einrichtungen, und der Politik nur durch ariſtokratiſche Vormacht möglich wurde, ſo ging in Athen jene gewaltige raſtlos bewegende Regſamkeit aus den unaufhörlichen Reibungen einer immer unbegränzten Volksherrſchaft hervor. Nirgends war in der Verfaſſung deutlicher ausgeſprochen, daß die Staatsverwaltung zum Beſten aller freien Bürger angeordnet ſeyn ſollte, aber nirgends bewährte es ſich auch auf eine fühlbarere Weiſe, daß das allgemeine Beſte nicht in ſchlimmern Händen ſeyn kann, als wenn man es den wandelbaren Launen der Menge überläßt. Verhinderte in Sparta die unbiegſame Starrheit des Geſetzes und ſeiner Bewahrer den freiern Aufſchwung des Geiſtes, ſo litt man in Athen jeden Augenblick an den ſchlimmen Folgen der ewigen Widerſprüche der öffentlichen Verhandlungen. Alles im Staate war veränderlich, nur die Eitelkeit ſeiner Bürger nicht. Darum wurden Bundsgenoſſen oder unterworfene Völker von Machthabern, deren Gewalt ſo ſchnell vorüberging, gedrückt, und das Attiſche Volk ſelbſt von ſchlauen Rednern durch Schmeicheleien aller Art zu nachtheiligen oder ungerechten Beſchlüſſen verführt. Athen hatte einen viel zu hohen Grad geſellſchaftlicher Bildung erreicht, als daß man daſelbſt ohne Eigenthum in Gemeinſchaft der Güter hätte leben können, und doch fand daſelbſt das Eigenthum keinen ſichern Schutz. Der freie Bürger von Athen war nicht nur der Ungleichheit ſtaatsbürgerlicher Rechte, ſondern auch der Ungleich-

heit des Vermögens, ja selbst geistiger Kräfte und Tugenden feind. Seine Eitelkeit fand sich durch jedes Uebermaß solcher Vorzüge beleidigt, und es war ja viel leichter, den besser Betheilten, auf welche Art es immer war, zu stürzen, als sich selbst durch beschwerliche Anstrengung, die bei ungleichen Naturgaben vielleicht nicht einmal zum Zwecke geführt hätte, dem Nebenbuhler an die Seite zu heben. Diese Schattenseite der Volksherrschaft zeigte sich überall in der Attischen Geschichte. Und wenn wir den Tagen von Marathon, Salamis und Platea nebst so vielen andern unsterblichen Thaten Athenischer Bürger, wenn wir den Forschungen der Akademie und den unvergleichlichen Denkmälern hochsinniger Kunst, welche dem Attischen Genius ihr Daseyn verdanken, unsere Bewunderung nicht versagen können, so widerstreitet doch die Verfassung, die nie einen großen Mann zu ertragen vermochte, den edelsten Regungen unseres Gemüths. Neben jenen heroischen Aufwallungen, welche den Bürger von Athen antrieben, durch große Thaten unsterblichen Ruhm zu erringen, drängen sich die Ungerechtigkeiten des Athenischen Volkes gegen seine besten Bürger, das traurige Loos des Miltiades, die Verbannung des Aristides und Themistokles, des Thukydides und Xenophon, endlich der Tod eines Phokion und Sokrates den Blicken der Nachwelt auf eine schmerzliche Weise auf; und wenn wir gleich dem vielen Herrlichen, was man den Athenern verdankt, unsere Anerkennung nicht versagen dürfen, so können wir doch die einmal vorübergegangene Erscheinung in ihrem Ganzen auf keine Weise wieder zurückwünschen.

Schon lange bevor die Griechen mit fremden größern Völkern in nähere und häufigere Berührung kamen, hatte sich in Griechenland selbst unter seinen vielen unabhängigen Staaten mannigfaltige Verhältnisse gebildet, es war ein höchst regsames Völkerleben entstanden, eben so merkwürdig für die Geschichte als lehrreich für die Staatskunst aller Zeiten. Der Wunsch jedes Einzelnen, seine Macht zu vergrößern, die noch festere Entschlossenheit, wenigstens die Selbstständigkeit zu behaupten, ließen hier früh die Idee eines politischen Gleichgewichts entstehen,

die dann erſt gegen das Ende des Mittelalters in Italien wieder erweckt wurde. Einzelne mächtigere Staaten ragten empor, andere ſchwächere ſchloſſen ſich als Bundsgenoſſen an. Es entſtanden raſtloſe Kämpfe, um die ſich die ganze Griechiſche Geſchichte dreht. Das öffentliche Leben, welches in allen Griechiſchen Gemeinweſen vorherrſchte, verbreitete politiſche Grundſätze ſowohl der innern Staatsverwaltung als des Verfahrens gegen andere Staaten unter allen freien Bürgern. Jeder von ihnen war gewohnt, die Kräfte des eigenen Staats gegen die Kräfte und den guten oder böſen Willen der Nachbarn abzuwägen, und die Muße des häuslichen Lebens machte Staatsangelegenheiten zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung. Noch in den ſchönſten Zeiten ſtellte ſich den Griechen durch Veranlaſſung der Pflanzſtädte Kleinaſiens das unermeßliche Perſerreich entgegen, und gab dem politiſchen Blicke eine neue Richtung. Der große König und ſeine Statthalter griffen von da an in einem fort bald auf dieſe bald auf jene Weiſe in die Griechiſchen Verhältniſſe ein, Griechenlands Staatsmänner mußten jetzt Perſien in ihren Berechnungen ganz vorzüglich berückſichtigen. Aber man widerſtand ungleich beſſer dem Perſiſchen Schwerte als dem Golde des großen Königs. Sowohl einzelne Griechen als ganze Staaten traten in mancherlei Verbindungen mit demſelben, die den neuern Verhältniſſen der Schweizer mit den Herrſchern von Frankreich nicht unähnlich waren. Und doch ſollte der Untergang der Griechiſchen Freiheit nicht von Perſien herkommen, ſondern von einem einheimiſchen Reiche im Norden Griechenlands, welches Jahrhunderte hindurch in den Staatsberechnungen der Griechen gar nicht in Anſchlag gekommen war. Auch die ſchlaue beharrliche Staatskunſt des Makedoniſchen Philipp bleibt für alle Zeiten beſonders ſchwachen, locker vereinigten Bundes-Staaten lehrreich. Von da an bietet Griechenland in einem fort das widerliche Schauſpiel des ungleichen Kampfes getrennter und in politiſcher Verwirrung lebender Staatenbünde wider kluge, raſtlos thätige und mit folgerechter Beſtimmtheit zu Werke gehende Uebermacht dar. Bei den erſten Schritten Roms ſieht man den unvermeidlichen Ausgang des Kampfes, und die edel-

sten Anstrengungen besserer Griechen, die den allgemeinen Verfall überlebt, dasjenige zu erhalten, was in sich selbst zerfallen war, erwecken nur wehmüthiges Bedauern.

Lange war die Staatskunst in Griechenland schon im Leben, ehe tiefere Denker dieselbe zum Gegenstande abgezogener wissenschaftlicher Forschungen machten. Des Pythagoras und seines im Alterthume so hochberühmten Bundes ist bereits in der Geschichte der Philosophie gedacht worden. Die Nachrichten über denselben sind zu unsicher und zu dunkel, als daß man hier ein Mehreres darüber beifügen könnte. Aber im Allgemeinen und abgesehen von einzelnen Bedingungen bleibt dieser Versuch für die Geschichte aller Zeiten höchst merkwürdig, weil er der erste bekannte ist, durch einen Verein weiser, zu einem Zwecke wirkender Männer ohne höhere Beglaubigung weder von Seiten des Staats noch von Seiten der Kirche den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, ja das ganze Leben selbst zu beherrschen. Von da an ist er in dem großen Weltgetreibe öfters wiederholt, oder wenigstens recht lebendig gedacht oder geträumt worden mit abwechselndem Glücke, selten mit dauerndem Erfolg. Nicht leicht kann eine solche Gesellschaft einen erhabenern Zweck mit trefflichern Mitteln verfolgen, als es die Pythagoräer thaten; und doch welch' ein Ausgang! Wie groß und erhaben der Gedanke auch an sich selbst seyn mag, so scheint er doch mit der steten Beweglichkeit des Lebens im Widerspruche zu seyn, und die dauernde Herrschaft einer Gesellschaft von Weisen über das ganze Menschengeschlecht oder nur über einen bedeutenden Theil desselben eben so gut in das Land der Träume zu gehören wie ein allumfassender Gesammt-Bundesstaat, in welchem alle Staaten der Erde jeglichen Haders vergessend ihre Kräfte zu einem höhern Zwecke vereinigen würden.

Die ersten Lehrer der Staatskunst müssen wir bei den Geschichtschreibern suchen, in deren Werken sich der Sinn und die Sitten ihrer Zeitgenossen spiegeln, aber ganz vorzüglich bei dem ehrwürdigen Vater der Geschichte Herodot, dessen gesundes Urtheil über die Staaten und Völker, die er beschreibt, uns wohl die treueste Schilderung der zu seiner Zeit herrschenden politischen

Begriffe geben. Höchſt merkwürdig bleibt immer die zwar kurze, aber doch in wenig Worten viele Wahrheit enthaltende Darſtellung der drei bekannteſten Verfaſſungen, die er den drei Perſiſchen Fürſten in den Mund legt, einer Menge anderer ſchöner Stellen nicht zu gedenken, die einen reichen Schatz einfacher Lebensweisheit und wichtige Lehren für Völker enthalten. Auch ſein großer Nachfolger Thukydides, der im Peloponneſiſchen Kriege ſelbſt mit gehandelt hatte, gab ſeinem Volke, das ihn ſo unwürdig behandelt, beſonders in den von ihm eingeſchalteten Reden ſo wichtige aus den Ereigniſſen ſeiner Zeit entnommene Lehren, daß ſie auch für alle ſpätern Jahrhunderte der Beherzigung würdig bleiben. Indeſſen war der göttliche Plato der erſte, der über Natur und Zweck des öffentlichen Weſens abgezogene Betrachtungen anſtellte. Allein dieſe in ſeiner ſogenannten Republik enthaltenen Ergebniſſe ſeiner Forſchung über einen Gegenſtand, auf den er durch Unterſuchungen über den Begriff von Gerechtigkeit gekommen war, bleiben ſo gänzlich in dem Gebiete idealer Abſtraction, ſie ſtehen nur in ſo entfernter Beziehung zu der Wirklichkeit menſchlicher Verhältniſſe, daß die daſelbſt entwickelten Begriffe niemals weder zur Anwendung gelangen, noch überhaupt einen Einfluß weder auf Herrſcher und Staatsmänner noch auf Untergebene gewinnen konnten; ſo daß ſie eigentlich mehr der Philoſophie und dem weiten Reiche der Ideen, als der Geſchichte eigentlicher Politik angehören. Doch wird kein Staatsmann oder Staatsgelehrter, der ſeine Wiſſenſchaft von den höchſten Urquellen aller Wahrheit ableiten will, ſein Buch unbefriedigt aus den Händen legen. Aber wider die Anwendbarkeit der Lehren des erhabenſten der Philoſophen werden den Meiſter ſchon die wiederholt mislungenen Verſuche der Verwirklichung zu Syrakus und am Hofe der Dionyſe ein ungünſtiges Vorurtheil einflößen, wenn man auch annimmt, daß hier kein Boden war, auf welchem Reines und Erhabenes gedeihen konnte.

Ungleich näher mit der Wirklichkeit verwandt ſind die Lehren des geiſtreichen, lebensklugen Xenophon, der ſich als Feldherr und Staatsmann in den wichtigſten Stellen verſucht hatte, und mit einzig glücklichem Beobachtungsgeiſt in die Verhältniſſe

seiner Zeit und die weniger in die Augen fallenden Handlungstriebfedern seiner Zeitgenossen eingedrungen war. Der geschichtschreibende Feldherr leitet seine Schätze nicht auf abgezogenem Wege aus der Vernunftwissenschaft her, sondern ein kühner genialischer Blick auf das große Menschen- und Völkerleben, mit dem er durch eigene Erprobung vertraut geworden ist, öffnet ihm überall die ergiebigsten Quellen höherer Lebenskunst und ihrer zwei wichtigen Zweige, der Kriegs- und Staatskunst, die der Schüler des Sokrates mit philosophischer Umsicht an die höchsten Zwecke irdischen Strebens anzureihen weiß. Große körperliche und sittliche Kraft der Völker, Festigkeit und Einheit ihrer Verfassungen sind die hohen Urbilder, die seinem Geist vorschweben. Die Nothwendigkeit, jene durch Erziehung der Jugend zu schaffen, hatten die Philosophen und höher gebildeten Staatsmänner des Alterthums alle tief aufgefaßt, und darum standen bei ihnen die Einrichtungen von Sparta, wo dieser Gedanke allein in größerer Ausdehnung und zwar mit Erfolg verwirklicht war, in so hoher, so unvergänglicher Achtung. Von den wilden Stürmen ungeregelter Volksherrschaft, von den Launen eines geistig und körperlich verwöhnten und durch verdorbene Sophisten irre geführten Volkes war Xenophon in der Vaterstadt Zeuge und Opfer gewesen. In Sparta hatte er eine sichere Zuflucht gefunden. Daher spricht sich seine Vorliebe für Sitten und Verfassung Lakedämons überall aus. Griechenlands Verfall und der schnöde Undank seiner Bürger ließen ihn von der Einzelherrschaft günstiger urtheilen. Einen Fürsten, der mit allen erforderlichen Eigenschaften ausgestattet war, stellte er wie die Weisesten aller Zeiten sehr hoch. Die Bearbeitung solcher Vorbilder wie Kyrus und Agesilaus, in denen der Verfasser seine eigene hohe und edle Menschlichkeit spiegelt, scheint eine seiner Lieblingsbeschäftigungen gewesen zu seyn. Wenige Schriftsteller sind über das ganze Leben ihres Volks so lehrreich wie Xenophon in seinen verschiedenen Werken. Unter seinen Schriften, die in näherer Beziehung zur Politik stehen, ist sein Buch von den Einkünften von Attika als der erste praktische Versuch merkwürdig, der uns über Staatswirthschaft aus dem Alterthum bekannt ist. Der

Vorschlag, den er hier seinen Mitbürgern macht, ihren Einfluß in Griechenland statt durch so erschöpfende Kriege durch eine weise, großmüthige und freundschaftliche Behandlung der schwächern Staaten und durch den Ruf einer unerschütterlichen Gerechtigkeit in schiedsrichterlichen Sprüchen zu begründen, trägt ganz das Gepräge seines großartigen Sinnes, und möchte auf eine treffende Weise der engherzigen Gold- und Gütergier der Staatswirthe unserer neuern Zeit entgegengestellt werden.

Mehrere unter den Hellenen beschäftigten sich mit Forschungen über das Wesen und den Zweck des Staats, deren Werke sich für uns entweder gar nicht oder nur in sehr unzusammenhängenden Bruchstücken erhalten haben, wie Phaleas aus Chalkedon, Hippodamus aus Milet u. a. m. Nichts desto weniger muß der gelehrteste Mann des Alterthums, der mit der ganzen Bildung seiner Zeit vertraute Aristoteles, als der eigentliche Schöpfer und Vater der Staatswissenschaft in heutigem Sinne betrachtet werden. Der Weise von Stagira war als tiefer Denker auf dem Wege vernünftiger Forschung über Wesen und Zweck der bürgerlichen Gesellschaft mit sich selbst in's Klare gekommen, und hatte zugleich als im Verhältnisse zu seiner Zeit unbefangener und mit der nothwendigen Göttergabe auf's herrlichste ausgestatteter Beobachter aller damals bestehenden öffentlichen Gemeinwesen seine wissenschaftlichen Sätze mit der Erfahrung in Einklang gebracht. Alle Werke seiner Vorgänger waren ihm bekannt, alle Staatsverfassungen hatte er auf's genaueste betrachtet und durchdacht. Aber leider ist seine Sammlung derselben, für die Würdigung des Alterthums ein unersetzlicher Verlust, zu Grunde gegangen. Seine Bücher über Politik enthalten einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und Lebensweisheit, und möchten in dieser Beziehung unter den neuern wohl am ersten mit den größern Werken Machiavells zu vergleichen seyn. Daher bleiben sie auch unter ganz veränderten Verhältnissen für Staatsmänner höchst lehrreich, insonderheit aber für Bürger kleiner Freistaaten, deren Verfassung von den Einrichtungen eines städtischen Gemeinwesens aufgegangen ist; denn nur solche hatte der Lehrer des Welteroberers, der doch auch manche andere beobachtet hatte,

bei diesem Werke im Auge. Aristoteles fängt dabei an, die Erlangung des höchsten Guts, was auf Erden erreicht werden mag, als Staatszweck festzustellen. Dann setzt er die bürgerliche Gesellschaft aus ihren Urbestandtheilen zusammen. Er betrachtet den Menschen als Einzelnen, dann in seinen häuslichen Verhältnissen sowohl zu Weib und Kind als zum unterworfenen Knechte. Und hier bleibt es höchst merkwürdig, daß der gebildetste Mann des Griechischen Alterthums, der tiefste gründliche Denker, der uns die Uebel der Zwangsherrschaft eines Einzelherrn und der Oligarchie so trefflich vor die Augen zu stellen weiß, so gänzlich in den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen befangen blieb. Weit entfernt sich gegen das Sclavenwesen zu erheben, sieht er es vielmehr als natürliche Grundlage der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse an, und suchte es aus Gründen zu erklären, deren Unhaltbarkeit der überall mit so scharfer logischer Spitzfindigkeit verfahrende Denker sich doch kaum verbergen konnte. Aristoteles sieht den Herrn als Geist und den Sclaven als Körper an, dessen Wohl es erfordere, vom erstern beherrscht zu werden. Allein es konnte ihm nicht entgehen, daß, gesetzt auch jeder geborene Sclave wäre auf einer so niedrigen Stufe geistiger Entwicklung gewesen, doch auch eine Menge freier Männer durch Kriegsgefangenschaft in diesen Zustand gerathen konnten, die ihre Herren sowohl an natürlichen Einsichten als an erworbenen Kenntnissen unendlich übertrafen, und auf welche die gegebene Erklärung durchaus nicht paßte. War nicht auch Plato in die Sclaverei verkauft worden, und was für einen Herren hätte er haben müssen, um von ihm als bloßer Körper oder als bloßes lebendiges Werkzeug behandelt zu werden? Diese Schwierigkeiten waren dem Stagiriten so wenig verborgen, daß er sie selbst nebst den Einwürfen anderer anführt, die das Sclavenwesen als ungerecht und unmenschlich anzugreifen gewagt hatten. Allein er sucht sich derselben dadurch zu entledigen, daß er unbedingt dem Nationalvorurtheile der Griechen huldigt, vermöge dessen sie sich selbst für Wesen höherer Art hielten, die von der Natur zur Beherrschung anderer Völker bestimmt wären. Nur die Knechtung eines Griechen, der also von der Natur zum Herrschen und nie

zum Dienen bestimmt war, müßte man nach diesem Grundsatze als ungerecht ansehen. Aber Aristoteles konnte sich wohl über die Unhaltbarkeit dieses sonderbaren naturphilosophischen Wagsatzes nicht ernstlich täuschen. Vielmehr mochte dem richtigen Blick des so tief eindringenden Staatsgelehrten die innige Verwebung des Sclavenwesens mit allen damals bestehenden Einrichtungen, ja selbst mit dem Herrlichsten, was Bürgerfreiheit erzeugt hatte, nicht entgangen seyn, und der Weise mag sich geschaut haben, eine so zerstörende Veränderung herbeizurufen, die von seinem Zeitalter und den religiösen Begriffen seines Volks noch auf keine Art verlangt wurde.

So wie Aristoteles die häuslichen Verhältnisse bestimmt hat, geht er zu größern Vereinigungen mehrerer Familien in Dörfer, von diesen zu noch größern mehrerer Dörfer in Städte über, deren Einrichtungen und Bedürfnisse bei ihm die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft sind. Und in der That war diese Ansicht in Griechenland vollkommen richtig. Alles bezog sich hier auf die Verhältnisse der Städte, welche selbst durch Unterjochung nur verändert wurden, aber niemals völlig zu Grunde gingen. Es war daselbst kein Staat, in welchem sich die Ortsbürgerrechte völlig in ein allgemeines Staatsbürgerrecht aufgelöst hatten, sondern die Verfassung selbst der Länder, welche mehrere Städte in ihrem Gebiete umfaßte, blieb entweder eine Bundesverfassung, wenn sie das allgemeine Bedürfniß unter gleichen Bedingungen vereinigt, oder sie ging von einer herrschenden Stadt aus, wenn diese die andere durch Uebermacht unterworfen hatte. Daher beschäftigt sich Aristoteles auch ausschließlich nur mit so gestalteten bürgerlichen Gesellschaften, und in dieser Beziehung müssen die Begriffe, von welchen er ausgeht, von den Begriffen unserer Zeit gänzlich abweichen. Diese beiden Grundlagen, die städtische Einrichtung und das Sclavenwesen, darf man bei der Beurtheilung des im Alterthum herrschenden Staatsrechts vorzüglich in Griechenland, insonderheit wenn man es mit unsern neuen Ansichten vergleichen will, niemals aus den Augen verlieren, oder man wird dabei auf völlig irrige Ergebnisse gerathen müssen. Für die wenigen Staaten

aber, die sich wenigstens in der einen dieser Beziehungen, nämlich der städtischen Grundlage nach, dem Griechischen Alterthum nähern, mögen die Schriften des Stagiriten auch jetzt noch viele vorzügliche Lehren enthalten. In seinem zweiten Buche durchgeht Aristoteles einige der bekanntesten damals bestehenden Staatsverfassungen, nämlich die von Lakedämon, Kreta, Karthago und Athen, nachdem er auch die idealischen Vorschläge des Plato, Phaleas und Hippodamus geprüft hat. Bei Anlaß der Platonischen Begriffe über Weiber- und Gütergemeinschaft zeigte er die Nothwendigkeit des Privateigenthums als Stütze und Triebfeder höherer geistiger Entwicklung im Staate. Die wirklichen Staatsverfassungen, die er behandelt, konnte er freilich nur in Zeiten tiefen Verfalls betrachten; aber dieser Verfall hatte seinen Grund nicht nur in äußern Umständen sondern zum Theil schon in der ursprünglichen Anlage derselben, wie der scharfsinnige Beobachter auf's trefflichste nachweist. Das dritte Buch beginnt mit der Erklärung dessen, was man unter der Benennung Bürger verstehen soll: nämlich ein solches Mitglied eines Gemeinwesens, welches zu allen öffentlichen Stellen gelangen mag, was man heut zu Tage einen Activbürger nennen würde. Im Alterthum genoß selbst der freie Mann nur in den Demokratien die staatsbürgerlichen Rechte in ihrer vollständigen Ausdehnung. Höchst merkwürdig besonders für das so schwankende und verworrene Staatsrecht unserer Zeit bleibt die bei diesem Anlasse aufgeworfene Frage von der Identität eines Staates, in wie fern nämlich ein von denselben Menschen gebildetes Gemeinwesen bei veränderter Verfassung noch dasselbe sey, und ob andere Staaten in diesem Falle zu Aufrechthaltung der früher mit demselben abgeschlossenen Verträge verbunden seyen oder nicht. Aristoteles glaubt, daß die Identität durch einen Verfassungswechsel eher zu Grunde gehe als durch die Veränderung der Menschen selbst, da der Geist, der in den Einrichtungen eines öffentlichen Wesens herrscht, eigentlich als das innere belebende Heiligthum desselben zu betrachten sey. Nachdem Aristoteles nun auch den Unterschied der besondern bürgerlichen Tugenden von den allgemeinen menschlichen festgesetzt hat,

geht er endlich zu den bekannten Hauptarten der Verfassungen über. Der Grundzug einer guten gesellschaftlichen Einrichtung ist ihm die Sicherheit, daß das allgemeine Beste in derselben als vorzüglicher, ja als einziger Hauptzweck berücksichtiget werde, wem immer dann auch die Leitung des Gesammtstrebens übertragen sey. Als Zweck des Staats sieht er die Glückseligkeit Aller an. Den Trieb zur gesellschaftlichen Vereinigung sucht er sowohl im Bedürfnisse geselligen Umgangs als im Bedürfnisse größerer Sicherheit und von Hülfsleistungen aller Art. Aristoteles stellte seinen Staatszweck sehr hoch. Viele seiner Nachfolger sind sowohl in der Bestimmung desselben als in Erörterung der Merkmale einer guten Verfassung weit hinter ihm zurückgeblieben, schwerlich wird man je auf erhabenere und richtigere Grundsätze kommen, als sie der Vater der Staatswissenschaft über die letzten Ergebnisse derselben geäußert hat. Eine Herrschaft über freie Bürger zu ihrem eigenen Besten konnte auch der Monarchie, eine ungerechte Zwangsherrschaft zu den edelsten Privatzwecken selbst in der Demokratie statt finden. In der Stelle, wo er von den wichtigsten Aufgaben spricht, die einem Staatsmann oder Gesetzgeber vorkommen mögen, macht er auf die große Verschiedenheit des Entwerfens einer Verfassung und Gesetzgebung an und für sich aufmerksam, die nur aus allgemeinen aus der Vernunft entwickelten Grundsätzen abgeleitet wäre, und der Anwendung solcher Ideen in der Wirklichkeit auf eine bestehende Ordnung der Dinge und die gegenwärtigen dringenden Bedürfnisse der Völker, die allenfalls aus Ortsverhältnissen und aus der besondern Eigenthümlichkeit der Menschen ihren Ursprung nehmen mögen. Schon so alt war die Klage über Abfassung unausführbarer Plane für Menschenglück. Aristoteles geht dann zur nähern Untersuchung der bekannten verschiedenen Hauptverfassungen und ihrer Abarten über, und nachdem er die mit lebendiger Anschauung aufgefaßten Erscheinungen eben so lebendig geschildert, äußert er den Wunsch, im allgemeinen einen zahlreichen Mittelstand vorherrschend zu sehen. Denn in dem sinkenden Athen hatte er den Einfluß und die schlimmen Künste der Demagogen, die Laster eines durch Schmei-

chelei seiner Führer und eigene Ausgelassenheit verdorbenen Volkes, anderwärts die Engherzigkeit, Habsucht und Grausamkeit der Oligarchen und in einigen Staaten seines Zeitalters die gänzliche Verworfenheit durch Zwangsherrschaft niedergetretener Knechte verabscheuen gelernt. Eigentliche Republik nannte er eine Verfassung, die aus Aristokratie und Demokratie gemischt war. Sein Buch über die Umwälzung und die vornehmsten Erhaltungsmittel der verschiedenen Staatseinrichtungen konnte nicht ohne die tiefste, sowohl in der Geschichte als im Leben erworbene Menschenkenntniß geschrieben werden, und bleibt für alle Zeiten und Völker wichtig, wo nur je ähnliche Verhältnisse wiederkehren mögen. Aus diesem Allem entwickelt Aristoteles die Wahrheit, daß das Leben eines blühenden Staates nach dem Vorbild des glückseligsten Zustandes eines Einzelnen eingerichtet seyn müsse, welcher endlich nur in einer zweckmäßigen tugendhaften Thätigkeit denkbar sey. Schon zu Aristoteles Zeiten gab es Schwärmer, welche ein bloß beschauendes, in sich gekehrtes Leben höher stellen wollten als thätiges Mitwirken zum allgemeinen Besten. Solchen Irrthum widerlegt der Weise von Stagira auf's trefflichste, indem er uns beweist, daß weise und gerechte Handlungen, aus denen so viel Großes und Herrliches hervorgeht, zur erhabensten Glückseligkeit führen müssen. Auch bei der Lehre von dem, was zur Ausbildung eines vorzüglichen Gemeinwesens von der Natur gegeben seyn müsse, verläugnet sich die Weltkenntniß des Aristoteles nicht; aber hier muß es dem Leser einer spätern Zeit vorzüglich auffallen, daß die Forderung einer hinlänglichen Menschenzahl, um den Staatszweck zu erreichen, auf eine einzelne Stadt beschränkt werden mag, da doch in den meisten Fällen die nothwendige Mannigfaltigkeit der Urbestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft hier sehr dürftig ausfallen mußte. Allein nach den Begriffen der Alten waren jene Urbestandtheile bei weitem nicht so zahlreich wie nach den unsrigen. Es erklärt sich Alles, wenn man bei dem gebildetsten Manne des Griechischen Alterthums liest, daß nur kriegerische oder Staatsbeschäftigungen eines freien Mannes würdig, alle andern Richtungen menschlicher Thätigkeit hingegen wie Handel, Hand-

werk und Kunst an sich unedel und der freiern Entwicklung des Geistes zu höherer Vollkommenheit hinderlich seyen, der Ackerbau aber die Zeit zu sehr in Anspruch nehme, als daß ein Landbauer sich noch mit Gegenständen des allgemeinen Nutzens abgeben könnte. Endlich mußte in einem Staate, wo tugendhafte Thätigkeit der gemeinsame Zweck alles Strebens seyn sollte, auf die Erziehung der Jugend die größte Aufmerksamkeit verwendet werden, und welche Wichtigkeit Aristoteles derselben beilegt, ergiebt sich schon daraus, daß er sie nicht nur bereits in den ersten Anfangsgründen auffaßt, sondern sogar schon den körperlichen Zustand der Eltern bestimmt, der zur Erzeugung kräftiger Bürger der ersprießlichste seyn mag. Auch beim Anlaß der Erziehung rügt er die Einseitigkeit der Spartaner, die ihre jungen Leute eigentlich nur zu einer einzigen Tugend mit Vernachlässigung aller übrigen erzögen. Daß in einem Freistaate sowohl zum Vortheil des Ganzen als des Einzelnen die Erziehung öffentlich seyn müsse, wird Jedermann zugestehen, weil die Jugend nur auf diese Weise schon im zartesten Alter zur Gemeinbürgerlichkeit angeleitet werden kann. Ueber die einzelnen Gegenstände des Unterrichts, die er empfiehlt oder misräth, möchte hingegen nicht Jedermann gänzlich seine Ansichten theilen. Das ganze Werk schließt sich endlich mit einer Abhandlung über die Musik und über die Stelle, welche sie in der Erziehung einnehmen solle, und die Betrachtungen über die verschiedenen damals bekannten Tonarten und die Wichtigkeit ihres Einflusses auf Geist und Sinnesart der Völker. Die Aufmerksamkeit, welche die geistvollsten Staatsmänner des Alterthums auf diesen Gegenstand verwendeten, ist etwas an sich höchst Merkwürdiges und Eigenthümliches, und sollten vielleicht auch Erzieher, wo nicht Staatsmänner und Gesetzgeber unserer Zeit zu einigen gründlichen Untersuchungen hierüber einladen.

Aus dieser kurzen Uebersicht läßt sich abnehmen, daß Aristoteles hauptsächlich die Hauptgrundsätze des bürgerlichen Organismus zum Vorwurf seiner Betrachtungen gemacht, und daß er sich in Gegenstände der eigentlichen Staatsverwaltung weniger eingelassen habe, welche zu allen Zeiten weder bei den Phi-

losophen, die über bürgerliche Angelegenheiten dachten, noch bei der Menge so viel Theilnahme erweckten, als die großen aber im Grunde weit müssigern Staatsfragen über die Vertheilung der staatsbürgerlichen Rechte. Doch ging er keineswegs völlig über dieselben hin, ohne sie näher zu berühren. Aber was er z. B. von der Verwaltung der Staatseinkünfte und von der Besetzung der Aemter erwähnt, ist auf's innigste mit seiner Schilderung und Beurtheilung der verschiedenen Verfassungsarten verwebt, und bezieht sich vorzüglich auf dieselben. Die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte, das Finanzwesen hatte im Alterthum einen weit größern Einfluß im Staate, als man es gemeiniglich annimmt. Die Theilnahme des Volks an den öffentlichen Verhandlungen, die häufigen Kriege, die Unternehmungen zur See, der Verkehr mit fremden Völkern, die Verschönerung der Städte u. s. w. trugen alle dazu bei, die Verwaltung der Einkünfte zu einer der wichtigsten Staatsangelegenheiten zu machen. Aber der Kampf zwischen Begüterten und Unbegüterten, der im Innern jedes einzelnen Griechischen Staates mit abwechselndem Glücke fast ohne Stillstand geführt wurde, brachte hier besondere Rücksichten in Anschlag. Wo die Reichen die Uebermacht errungen hatten, sammelten sie in geheimnißvollem Dunkel Schätze, vermittelst deren sie fremde Söldner bezahlen und sich selbst den Genuß des Uebrigen sichern konnten. War die Herrschaft in den Händen des Volks, so wurden aus dem öffentlichen Schatze diejenigen bezahlt, welche sich an den Volksversammlungen einfanden, und die bedeutendsten Summen, deren man oft zu wichtigen, dem Vaterlande großes und dauerndes Heil bringenden Unternehmungen bedurft hätte, verschleuderte die Laune einer leichtsinnigen Menge zu ausschweifenden Festen, wo alles ernstere Gefühl in wildem Taumel unterging. Die Verschwendung hatte Lücken zur Folge, oder erweckte noch heftigere Begierden, die nicht anders als durch Gütereinziehungen befriedigt werden konnten, wofür ein Reicher wider Gewissen und Recht vielleicht zum Tode, wenigstens zum Verlust von Habe und Gut verurtheilt werden mußte. Solchen Greuel erlebte man zu Athen in langen Zeiten des Verfalls häufig. Denn

es war daselbst wohl durch strenge Gegenrechnungen für die Treue der untern Beamten, aber keineswegs für eine gute Anwendung von Seiten des obersten Herrschers gesorgt, der in seinen Beschlüssen nur seine Eitelkeit oder seinen Hang zur Belustigung, selten das künftige Wohl des Staates zu Rathe zu ziehen geneigt war. In der Aufbewahrung einzelner Summen in den Tempeln, wodurch sie gewissermaßen geheiligt und einem rächenden Gotte selbst geweiht wurden, fand man allein ein Mittel, einen Theil der öffentlichen Gelder in Sicherheit zu bringen, und dem Leichtsinn der Menge einen Damm zu setzen. Eben diesen schlimmen Verhältnisse wegen war die Gerichtsverfassung in den Griechischen Staaten von so unendlicher Wichtigkeit, da man mit der richterlichen Gewalt in vielen Fällen ein mehr oder weniger freieres Verfügungsrecht über Vermögen und Ehre seiner Mitbürger erhielt. Aristoteles erwähnt dieselbe nur obenhin. Er sucht sie nicht von der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt zu scheiden, sondern trennt nur die Gerichte unter sich selbst, je nachdem verschiedene Geschäfte daselbst verhandelt werden sollen, in acht verschiedene Richterstühle. Nicht zu allen soll die Menge der Bürger gleichen Zutritt haben. Hie und da müssen Wahl, Loos und Prüfung gemischt werden. Zu Athen suchte man im Areopagus lange Einfluß der vornehmen Geschlechter zu erhalten. Nur gewesene Archonten waren hiezu wählbar. Andere Gerichtshöfe standen vermittelst des Looses Jedem offen. Aber Berufungen an das Volk stürzten zuletzt Alles um, wo der Vortheil des Einzelnen öffentliche Theilnahme erwecken mochte. Festigkeit in der Gesetzgebung war von je her eine dringende Nothwendigkeit, welche in der Volksherrschaft nicht anders als durch Erschwerung jeder Neuerung erlangt werden konnte. Daher in den Staaten des Alterthums so mannigfaltige Vorbereithungen, so strenge Verordnungen wider diejenigen, welche neue Vorschläge auf die Bahn brachten, so daß sie in vielen Fällen ihre Meinungen nicht ohne Lebensgefahr eröffnen konnten, mit einem Stricke um den Hals in die Volksversammlung geführt wurden u. s. w. Auch die Einrichtung des Kriegswesens greift wesentlich in die Staatsverfassung ein, denn man hatte nicht

nur auf die zweckmäßigste Vertheidigung des Staates wider auswärtige Feinde, sondern vielleicht noch vielmehr darauf zu sehen, daß die bewaffnete Macht nicht die Verfassung umstürzte, und ihre Mitbürger in Knechtschaft zu bringen versuchte. Darum wachte in jedem Staate der herrschende Theil strenge darüber, daß er die Waffen in der Hand behielt, und Gewalthaber, welche aus selbstverschuldeten oder zufälligen Gründen ihren Bürgern nicht trauen durften, nahmen lieber ihre Zuflucht zu Miethtruppen. In Athen ließ sich das Volk die Wahl der Feldherren nicht nehmen, und man hatte daselbst sogar einen ängstlichen, einer guten Kriegsführung keineswegs zusagenden Wechsel des Oberbefehls eingeführt aus Furcht, ein Kriegsoberhaupt möchte zum Herrscher werden. Nur freie Männer von einem gewissen Vermögen durften die Waffen tragen. Solche Vorkehrungen werden in ähnlichen Fällen fast überall getroffen.

Der Weise von Stagira hatte die Griechischen Staaten nur in Zeiten des Verfalls gesehen. Das Schicksal gab jetzt fast die ganze mittägliche Welt in die Hände seines kühnen Zöglings. Aber eben so schnell als sie unter einen Scepter gebracht worden, trennten sich die ungeheuren Ländermassen wieder nach dem Tode des Eroberers. Von da an entstand ein langer Kampf unter seinen Feldherren, in welchem das Haus Alexanders völlig zu Grunde ging, die Länder selbst aber wechselsweise den kühnsten und gewissenlosesten Kriegern zu Theil wurden. Daher gab es jetzt lauter kriegerische Herrschaften von bewaffneten Söldnern gestiftet, und darum auch nur zu ihrem und ihrer Häupter Vortheil und zu kräftigem Auftreten auf dem Kriegsschauplatze eingerichtet; freies Bürgerthum oder Anstalten zum gemeinen Besten waren hier ein Unding, Laune und Habsucht der Herrscher das einzig geltende Gesetz. Aller schöne Gemeinsinn rettete sich in den Achäischen Bund, eine Eidsgenossenschaft freier Städte, die der Eroberung fremd auch der Unterjochung eine lange unbesiegbare Kraft entgegensetzte.

Griechenlands schöne Zeit war unwiederbringlich vorüber, Einzelne ragten noch im allgemeinen Umsturze der Dinge hervor, aber ihre Tugenden, ihre glänzenden Eigenschaften er-

warben ihnen persönlichen Ruhm, ohne dem Vaterlande gedeihlich zu werden. Die geistreiche herrliche Blüthe Griechischer Regsamkeit mußte verwelken, damit das einzige Rom in ungestörter Kraft ohne Nebenbuhler seine Weltherrschaft gründen möchte. Wie Griechenland so schien auch Italien von der Natur zum Wohnsitze eines reichbegabten, sich auf mannigfaltige Weise zu vielseitiger Bildung erhebenden Volkes angewiesen. Wie Griechenland so schien auch Italien von verschiedenen Seiten her bevölkert. Aber diese Bevölkerung blieb unter sich getrennter, die Stämme unvermischter als im Lande der Hellenen. Kein allgemeines weder sichtbares noch unsichtbares Band umschlang die Gesammtheit Italischer Völker. Nur einzelne, unter sich selbst wieder getrennte, in kleine Gemeinwesen zerspaltene Stämme bildeten locker verbündete Eidsgenossenschaften wie in den Griechischen Ländern, die nur zu vorübergehenden Zwecken, etwa zu Abwendung großer Gefahren vereint blieben, während in gewöhnlichen Zeiten jeder kleine Staat unbekümmert um die übrigen seinem Vortheile folgte. Doch herrschte besonders in den Tusciſchen Staaten Mittelitaliens ziemlich allgemein eine gewisse Uebereinstimmung in den Verfassungen. Fürsten, denen der kriegerische Oberbefehl und die Leitung der erhabensten Glaubensfeierlichkeiten übertragen waren, herrschten über freie Völker. Unter der Menge dieser kleinen Staaten zeichnete sich durch sein eben so glückliches als kräftiges und wohlgeleitetes Emporstreben der Römische aus, der in dunkler Zeit von Bewohnern der alten Lateinischen Stadt Albalonga im Gebiete des alten Latiums an den Ufern der Tiber angelegt war. Seine älteste Verfassung mag diejenige gewesen seyn, die man bei den meisten Italischen Völkern jener Zeit findet. Wie Griechenland so hatte auch Italien sein Heldenalter, in welchem Fürsten, Enkel der Götter und ihre Priester an der Spitze der kleinen Gemeinwesen standen. Die Römische Sage zählt uns deren sieben auf, an welche die Geschichtschreiber einer weit spätern Zeit wichtige Epochen der innern und äußern Geschichte Roms zu knüpfen gesucht haben. Ihren Erzählungen zu Folge hätten in den ersten Zeiten Roms die drei bekannten Verfas-

sungselemente, Monarchie, Aristokratie und Demokratie alle ein gesetzliches Daseyn gehabt. Wie sie aber aus einander hervorgegangen, und in welchem bestimmten Verhältnisse sie unter sich gestanden, wird uns nur sehr unvollständig angegeben. Sicher ist, daß auch hier die bürgerlichen Einrichtungen sich aus dem Städteweſen entwickelten, und daß die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf einem streng beachteten Bürgerrechte beruhten. Auch hier lag das Sclavenweſen dem Ganzen zum Grunde; doch wurde der Ackerbau als Beſchäftigung freier Männer viel mehr in Ehren gehalten als bei den Hellenen, und hieraus mag ſich mancher bei den Römern hervorſtechende Zug erklären, der ohne ein an körperliche Anſtrengung gewöhntes Leben kaum denkbar wäre. Unter den Bürgern ſelbſt gab es einen ziemlich zahlreichen bevorrechtigten Stand, deſſen Urſprung ſich kaum verfolgen läßt. Von einer Abſtammung vom fürſtlichen Hauſe kann nicht die Rede geweſen ſeyn, da die Krone ſelbſt durch keine beſtimmte Erbfolge von einem zum andern überging, und es alſo kein eigentliches fürſtliches Haus geben konnte. Die Sage, daß Romulus den erſten Senat aus hundert der älteſten und angeſehenſten Bürger zuſammengeſetzt habe, bedeutet wohl nur, daß der Urſprung dieſer Behörde mit dem Urſprung des Staats zuſammenfalle, und daß ihre Erklärung durch Unterſuchung der Wortbildung die natürliche oder leichteſte ſey. Wohl aber ſcheint die ſtrenge Abſonderung, das ſo lange aufrecht erhaltene Eheverbot zwiſchen Patriciern und Plebeiern auf ein urſprüngliches Caſtenweſen zu deuten, welches die ausſchließlichen und noch länger als die politiſchen bewahrten Vorrechte der Patricier auf gewiſſe prieſterliche Würden beſtätigen möchten. Der Umſtand, daß bei der Vertreibung des letzten Königs Patricier am thätigſten auftraten, welches, da ſie im Beſitz der Staatsgewalt waren, ohnehin natürlich iſt, mag wohl häufig zu dem an ſich nicht geſchichtlich bewährten Schluſſe Anlaß gegeben haben, daß die Patricier von ſich aus die Könige vertrieben hätten, um das Volk deſto ungeſtörter zu bedrücken. Auch die Vortheile, welche die Patricier unmittelbar nach Vertreibung der Könige in der Verfaſſung genoſſen, ſind kein hinlänglicher Beweis, da ei-

gentlich in dieser Verfassung nichts verändert wurde als die königliche Gewalt, die man zweien jährlich neu gewählten Consuln übertrug. Diese Veränderung war aber schon wichtig genug, um nicht nur einem bevorrechtigten Stande sondern dem ganzen Volke wünschenswerth zu scheinen. Für Roms Größe war sie unter allen Umgestaltungen eine der bedeutendsten. In Folge derselben blieb ja der oberste Machthaber Bürger, er trat, was in einem Freistaate überaus wichtig ist, in den Privatstand zurück, und in der Wahl neuer Oberhäupter, die jährlich wiederkehrte, fand ja die öffentliche Meinung am besten Gelegenheit, sich auf eine nachdrückliche Weise auszusprechen. Vermittelst der consularischen Gewalt behielten die Römer die Vorzüge der Einzelherrschaft bei, ohne die der freien Bürgerlichkeit zu verlieren. Die Staatsgrundgesetze hingegen und die Grundsätze einer tiefen und weitsehenden Staatsklugheit fanden in dem Senat einen standhaften, sich stets gleichbleibenden Bewahrer, das Volk endlich trat durch seine Theilnahme an den Wahlen und an der Gesetzgebung auf eine eben so würdige als nützliche Weise im öffentlichen Leben auf. Was nun die Verhältnisse zwischen den sogenannten Patriciern und Plebeiern betrifft, so konnten sie sich im Innern einer Anfangs enger begränzten Stadt, die den Krieg zu ihrem Hauptgeschäfte machte, und doch zu Führung desselben auf ihre Bürger beschränkt war, keineswegs in ihrer ursprünglichen Starrheit erhalten. Das Gegeneinanderstreben der beiden Stände lag so wie die Annäherung zu einem Gleichgewichte und das Auflösen in einander in der Natur der Dinge. Und doch wurde die Verfassung im Wesentlichen nicht so sehr verändert, als es bei einer bloß oberflächlichen Betrachtung der Geschichte nach geschehen zu seyn scheint. Denn als zwischen Patriciern und Plebeiern kein staatsrechtlicher Unterschied mehr statt fand, bildete sich eine neue Aristokratie der Angesehenen, die vorzüglich im Besitze der Staatsgewalt waren, ungefähr wie in den Italischen Städten des Mittelalters der Adel durch die vornehmern Bürger ersetzt wurde, oder wie dasjenige, was man heut zu Tage Patriciat nennt im Gegensatze des eigentlichen Adels. Diese neue Römische Aristokratie mußte, da sie sich noch viel nä-

her auf die Staatsverwaltung bezog als die alte, noch fester an gewissen Staatsgrundsätzen und Staatsentwürfen festhalten als die frühere, und aus diesem Umstande erklärt es sich wenigstens zum Theil, warum unter so erschütternden Stürmen Roms Außenmacht der Cäsarn nie gezwungen werden konnte, einen Schritt rückwärts zu thun.

Zu diesem Umstande kam noch, daß Roms Außenmacht sich nur stufenweise vergrößerte, so daß jede Erwerbung fest begründet war, ehe man sich auf's neue erweiterte. Die ersten Eroberungen wurden dadurch befestigt, daß die unterjochten Staaten völlig in den Römischen aufgenommen wurden, und sich der Form und dem Geiste nach völlig mit demselben vereinten. Später mußten andere in das Verhältniß untergeordneter Bundsgenossen treten, eine im Alterthume sehr häufige Gestalt der Unterwerfung: vermittelst deren die Besiegten ihre eigenthümlichen Einrichtungen behielten und nur Hülfstruppen stellen mußten. Aber in Zeiten der Gefahr fand man in ihnen meistentheils sehr zweideutige Freunde. Staaten, die Rom als schwer zu besiegende unversöhnliche Feinde kennen gelernt hatte, wurden nach dem Siege gänzlich zerstört, und die verlassenen Städte durch Römische Auswanderungen bevölkert. So gingen die Römer in Italien lange zu Werke, bis nach dem ersten Kriege wider Karthago Sicilien die erste sogenannte Römische Provinz, d. h. das erste den Römern förmlich unterthänige, zu ihrem Nutzen von Römischen Staatsbeamten verwaltete Land wurde. Der erste Handelsverein mit Karthago, den uns Polyb aufbewahrt hat, läßt auf frühe Schifffahrt und ausgedehntere Staats-Verhältnisse schließen, als man es in den gewöhnlichen Quellen der Römischen Geschichte findet. So gelangte Rom allmählig zur Herrschaft Italiens, ohne sich aus seiner ursprünglichen Stellung verdrängen zu lassen. Es wollte nicht die Hauptstadt sondern die Herrscherin Italiens seyn. Nur Römisches Wesen duldete die Siegerin, nur durch Bequemen zu demselben konnte man sich vor Vernichtung retten. Einen allgemeinen Italischen Geist und Sinn hatte es in Italien nie gegeben, denn die Hauptstämme waren seit uralter Zeit scharf

getrennt, und hatten auch weder gemeinsame Einrichtungen noch eine gemeinsame Sprache wie die Hellenen. Der Vorwurf, den man den Römern gemacht hat, daß sie Italien nicht zu einer kräftigen Volksthümlichkeit erhoben und sich auf dieselbe beschränkt hätten, ist daher durchaus ungerecht. Ein solches Streben war dem Geiste jener Zeit völlig fremd, wo die Vaterlandsliebe sich unmittelbar auf die Vaterstadt bezog, deren Glück und Macht das ganze Leben ihrer wohlgesinnten Bürger in Anspruch nahm. Nur in Römischer Sprache, Römischen Sitten und Einrichtungen, nur in der Liebe zu Rom fand der Römer sich selbst wieder, und wo diese fehlten, mußte ihm der Tarentiner oder der Insubrier eben so fremd seyn als der Hispanier oder der Mauritanier. Dazu waren die Gränzen Italiens gegen die nordischen Völker keineswegs so naturgemäß geschieden wie heut zu Tage, und der siegreiche Römer konnte sich in frühern Zeiten wohl entschließen, Bürger auf ähnliche Weise eingerichteter Nachbarstädte, nicht aber als seine Verfassung sich bereits ganz eigenthümlich entwickelt hatte, Barbaren mit gleichen Rechten in seinen Staat aufzunehmen, wie es doch zu einer allgemeinen Italienischen Volksthümlichkeit durchaus nothwendig gewesen wäre. Ueberdem führte das Schicksal die Römer, lange noch ehe sich ihnen in Italien Alles angeschlossen hatte, zum welterschütternden Kampfe mit Karthago. Die Welt schien in zwei große Staatensysteme getrennt, die wunderbar genug lange in keine bedeutende Berührung kamen, das morgenländische, wo Griechenland und Asien, das abendländische, wo Rom und Karthago um die Alleinherrschaft stritten. Der Sieg über Karthago gab Rom eine Menge Provinzen, deren Verwaltung im Innern die Macht des Senats vergrößern mußte. Aus einem kleinen Italischen Freistaat war Rom jetzt ein großer Weltstaat geworden. Seine Verbindung ward gesucht: Könige und Völker schickten von sich aus Abgeordnete dahin, um einen Schutz zu bitten, den man doch nur mit Verlust der Unabhängigkeit erhalten konnte. So gab sich selbst Griechenland hin. Allein die Kunst und das folgerechte Verfahren Roms waren in der frühern Geschichte beispiellos, und sind seitdem auch nie mehr auf

solche Weise nachgeahmt worden. Aber auf der Herrscherin inneres Leben, auf den einfachen, ungebeugten und unbiegsamen Römischen Bürgersinn, auf jene trefflichen Einrichtungen eines kräftigen städtischen Gemeinwesens konnten so ungeheure Erwerbungen nicht ohne Einfluß bleiben. Der Geist strenger Bürgerlichkeit konnte sich bei denselben nicht erhalten. Die reichen Einkünfte wurden zwar im Allgemeinen trefflich zum Besten des Staats verwaltet; aber allmählig fand sich doch in einem Senate, dessen Glieder als Feldherren die Schätze der Könige geplündert, oder als Proconsuln mit der ausgedehntesten Macht reiche Provinzen verwaltet hatten, jene Genügsamkeit nicht mehr, die den Gesandten des Pyrrhus mit Bewunderung erfüllt hatten. Die Vergrößerung der Hauptstadt folgte der Vergrößerung des Staats. Die Laster dieser ungeheuren Menschenvereine konnten den Herren der Welt nicht immer fremd bleiben. Habsucht und Ehrgeiz traten an die Stelle der schönen Triebfedern, die die Heldenthaten und Opfer der Fabier und Decier beseelt hatten. Das Ganze fing an zu sinken, aber Einzelne traten um so größer und edler hervor wie die Scipionen im Kampfe gegen Gemeinheit und Verworfenheit der Menge.

Unter solchen Umständen verfielen die alten Grundpfeiler, auf welchen die Republik wie auf unerschütterlichen Felsen gebaut schien. Das öffentliche Wohl gerieth in Vergessenheit, und ungeheure Leidenschaften, welche weder das Wort der Götter noch die Rathschlüsse der Menschen zu bändigen vermochten, brachen alle Dämme einreißend überall hervor. Die Rede der Edlen verklang in dem wilden Getümmel, nur Gold und Rache fanden Gehör. Die alten Formen blieben, aber sie wurden misbraucht, die verwilderten Kampfgenossen des Marius und Sylla hatten keinen Sinn für Bürgerlichkeit. Mitten in diesem entsetzlichen Kampfe der Zeit lebte zugleich mit dem Manne, der das halbtausendjährige Erbe Römischer Kraft und Tugend verschlingen wollte, Marcus Tullius Cicero, ein Römischer Bürger von einem neuen Hause aber von altem Geist, der erste und letzte unter den freien Römischen Bürgern, der den Staat zum Vorwürfe einer wissenschaftlichen Untersuchung machte.

Ungeachtet der unbezwingbaren Abneigung des ältern Cato hatten die Griechischen Musen zu Rom festen Fuß gefaßt, die vornehme Jugend hatte sie mit großer Liebe aufgenommen, die Ersten und Edelsten hatten sich in ihrer Schule gebildet. Auch Cicero hatte als Jüngling seinen Geist mit der Blüthe der Griechischen Meisterwerke genährt. Später ward er auf's kräftigste in's öffentliche Leben hineingerissen. Die Rednerbühne und Staatsämter theilten seine Zeit. Selbst die höchste Würde im Staat, das Consulat, war ihm nicht fremd geblieben, und das Jahr, in welchem er das Staatsruder mit kräftiger Hand leitete, ward durch die Verschwörung des Catilina und die Art, wie sie von dem Consul entdeckt und gedämpft wurde, eines der denkwürdigsten in der Römischen Geschichte geworden. Dessenungeachtet blieb er nicht mehr als irgend einer der Bessern von dem Unglück der Zeit verschont. Seine abgezogenern Werke schrieb er, als das freie Rom schon untergegangen war und die öffentlichen Aemter nicht mehr zum Besten des Staats verwaltet wurden. Der Fall jenes Gemeinwesens, jener Freiheit, denen er sein Leben gewidmet hatte, zog ihn in's Allgemeine, das näher Liegende konnte nur Abscheu erregen. Wie er dann in den wilden Stürmen, die der Ermordung des ersten Alleinherrschers folgten, der Rache des Antonius geopfert wurde, ist bekannt. Schon in seiner Jugend hatte Cicero den Werken des Plato große Aufmerksamkeit geschenkt, und vielleicht hätte man in dem verloren gegangenen politischen Hauptwerke de republica den Schüler desselben erkannt, hätten nicht die mehr verständige als schwärmerische Natur und die beständigen Kämpfe des öffentlichen Lebens in einer so furchtbar bewegten Zeit den Römischen Consul stets in's Gebiet der Wirklichkeit zurückgeführt, aus welchem der hohe Schwung seiner Seele und das mehr betrachtende Leben den Griechischen Weisen so oft hinausreißen mußten. Cicero war tief in die Verhältnisse der Menschen im gesellschaftlichen Zustande eingedrungen, daher sind seine Schriften ebenfalls für alle Zeiten lehrreich, wo die nämlichen Verhältnisse wiederkehren müssen. Von seinem Hauptwerke über den Staat aber sind uns nur so unzusammenhängende Bruchstücke

übrig geblieben, daß man nur sehr unsicher auf das ganze schließen könnte. Auch das Werk de legibus, das er wie Plato zur Vervollständigung seines Hauptwerks über den Staat schrieb, ist nur sehr unvollständig auf uns gekommen, allein Cicero's Geist und Weltansicht spricht sich in demselben schon lebendig genug aus. Seine philosophische Bildung ließ ihn seine Grundsätze an die höchsten und allgemeinsten Begriffe knüpfen, die sich in dem wirklichen Staate in den priesterlichen und religiösen Einrichtungen aussprechen, deren Entheiligung nicht ohne die dringendste Gefahr für alles Bestehende denkbar war, insonderheit zu Rom, wo die Auguren und Priester so tief in die Staatsverfassung eingriffen. Cicero war selbst Augur und Philosoph. Niemand konnte das Verhältniß der Auguren zum Staate besser würdigen als er. Die Versuche der Gracchen, der gänzliche Umsturz der Verfassung hatte den Consul dem Einflusse der Tribunen abhold gemacht. Seine Erklärung von ihrer Nothwendigkeit im bestehenden Gemeinwesen ist gezwungen. Cicero's hohe Bildung, sein vertrauter Umgang mit den Besten seiner Zeit, die schönen Vorbilder des alten Roms und die Griechische Geschichte hatten bei ihm Vorliebe für die Aristokratie im höhern Sinne erweckt. Eine Herrschaft der Gebildetsten, Edelsten, von Ruhm Gekrönten schien ihm die zweckmäßigste in einem Freistaat. Die Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten hatte zu seiner Zeit wenig Großes mehr hervorgebracht, Roms Heiligthum schien nur noch von einigen Trefflichen bewahrt zu werden. Cicero war daher für eine Herrschaft der Optimaten im Sinne jener spätern Römischen Aristokratie eingenommen. Nicht eine unabsehbare Reihe von Ahnen, sondern Tugend, Edelsinn und Ruhm wiesen hier den höchsten Rang an. Im Uebrigen sprechen sich sein vaterländischer Geist und seine hohen Grundsätze in allen seinen Werken aus, selbst aus denen, welche zwar nicht eigentlich den Staat und seine Verhältnisse zum unmittelbaren Vorwurf haben, aber dafür hingegen aus dem rastlos bewegten Staatsleben selbst hervorgegangen sind.

Cicero und die wenigen Edlen, die seinen hohen Sinn und seine Meinungen theilten, vermochten indessen nichts wider den

allgemeinen Drang der Zeit. Der ungeheure Römerstaat, der die naturgemäßen Gränzen eines bürgerlichen Gemeinwesens so weit überschritten hatte, konnte seinem Schicksale nicht entgehen. Aber lange noch dauerte der Kampf zwischen den leblosen Formen des Freistaats, deren ruhmvolles Andenken in der Erinnerung der Römer geheiligt war, mit dem äußern Gepränge der Einzelherrschaft, welche in der That bei der ungeheuren Ausdehnung des Reichs und dem Geiste seiner Völker allein möglich blieb. Und Roms Unglück wollte, daß dieser Kampf, wenn gleich beständig geführt und immer zu Gunsten der Alleinherrschaft, doch bis gegen Roms Untergang kein völliges Ende nahm. Lange noch erhielten sich die aus Roms Herrlichkeit hervorgegangenen Einrichtungen. Sie starben keines gewaltsamen Todes, langsam und durch die verworfensten Mittel mußten sie vergiftet werden. Schon unter der Herrschaft des Augustus gab es wenige Menschen mehr, die noch schönere Zeiten des alten Freistaats erlebt hatten, nur die Greuel der Bürgerkriege und der Untergang der Besten schwebten den meisten noch lebendig vor den Augen. Reichthum und Gemächlichkeit bahnten der Alleinherrschaft den Weg. Und dennoch erhielt die letztere lange keine gesetzlich geordnete Gestalt. Die Herrscher waren mit der wirklichen Allgewalt zufrieden. Die Mächtigen wollten ihrem Einflusse keine gesetzlichen Schranken setzen. Consuln und Senat dauerten als leblose Schattenbilder fort. Alles war dem Ehrgeiz und der Habsucht der Krieger preis gegeben. Nach dem Tode Caligula's hatte die Schändlichkeit seiner Regierung zwar wieder eine freisinnige Partei erweckt, die noch einmal die Republik in's Leben zurückrufen wollte. Aber ehe man sich vereinigen konnte, war von den Prätorianern bereits ein neuer imperator ausgerufen. Von da an kam eine solche Wiederherstellung nicht mehr zur Sprache. Einer langen und tief erniedrigenden Zeit der Entwürdigung und Schmach, die nur auf wenige Jahre durch die Flavier Vespasian und Titus unterbrochen wurde, folgten bessere Tage von Nerva bis auf Commodus. Die alten Grundsätze lebten zwar nicht wieder auf, aber bürgerliche Freiheit wurde doch geachtet, die Regierung wurde in

dem ganzen Reiche auf einem zweckmäßigen Fuße eingerichtet, die Verwaltung war im Ganzen untadelhaft. Die ungeheure Herrschaft wurde mehr durch die sich gleichförmiger gestaltende Bildung der Völker, die von Rom aus beherrscht wurden, als durch irgend einen andern Zwang zusammengehalten. Der Unterschied zwischen den Einwohnern der verschiedenen Länder schwand immer mehr, das Römische Bürgerrecht wurde auf alle freien Männer des ganzen Reichs ausgedehnt. Jetzt hatte die Römische Weltherrschaft ihre höchste Stufe erreicht. Von da an immer stärkerer Verfall.

Das Reich ward jetzt die Beute immer wechselnder Abenteurer, welche bald durch die Gunst der Legionen, bald durch Ränke und Gold sich des Thrones bemächtigten. Alle Theile des Reichs schickten solche Emporkömmlinge dahin. Rom hörte auf, der gewöhnliche Sitz dieser wandelnden Herren zu seyn. Der Einfluß der alten Hauptstadt wurde immer schwächer. Viele Hauptzüge Römischer Eigenthümlichkeit verloren sich, Alles löste sich in eine Art weltbürgerlicher Allgemeinheit auf, nur durch Sprache und Ueppigkeit von den Barbaren unterschieden. Um das Mittelmeer herum gehörte die ganze gebildete Welt zum Römerstaate, in welchem Griechische und Römische Sprache und Begriffe mit einander um die Weltherrschaft rangen. Lange schien keiner der Nachbarn gefährlich. Nur im Norden drohte die rohe Kraft halbwilder Völker, die in einer unbekannten Welt zerstreut waren, und deren Sprache und Sitten an jene furchtbaren Völker erinnerte, deren Bekämpfung den Ruhm des Marius gegründet hatte. Die nächsten unter ihnen waren mit Rom in freundschaftliche Verhältnisse getreten. Bald wurden sie als der Kern der Römischen Heere angesehen. Dieses zweideutige Mittel hatte man zur Aufrechthaltung des sinkenden Staatskörpers nothwendig gefunden. Mittlerweile war die Umgestaltung der ältern Begriffe und Ansichten so weit gegangen, daß Diocletian selbst das äußere Gepränge der morgenländischen Zwangsherrschaft annehmen konnte, obgleich noch immer nicht alle jetzt bedeutungslosen Magistraturen des alten Roms abgeschafft wurden. Das Morgenland wählten die Römischen Herrscher zum

Lieblingsaufenthalt, und die Umgebungen der Cäsarn wurden den morgenländischen Höfen immer ähnlicher. Auch die Altäre der Römischen Götter stürzten zusammen. Denn schon in den letzten Zeiten der Republik hatte die unter den gebildetern Römern verbreitete Griechische Philosophie den Glauben an sie erschüttert. Aber weise Männer wie Cicero hüteten sich, ihre Meinung zu verbreiten, weil die Aufrechthaltung der alten Formen ohne die alte Staatsreligion unmöglich schien. Als jene zerstört waren, verlor sich auch die Anhänglichkeit an die letztern, deren Würde zugleich durch die nothwendig gewordene Duldung so mancher andern Glaubenssysteme in der Hauptstadt selbst unumgänglich leiden mußte. Und in der höhern Welt theilten sich die Angesehenen je nach Umständen oder persönlicher Stimmung zwischen den Meinungen Epikurs und denen der Stoa. Die edlern Erscheinungen gingen aus dieser letztern hervor, aber sie wurden nicht bürgerlich, weil die Geistesrichtung derselben nicht an kräftiger Wirklichkeit hing, sondern vielmehr hohe menschliche Würde in der strengsten Gleichgültigkeit gegen alle frohen oder traurigen Ereignisse des Lebens suchte. Unter solchen Verhältnissen trat auch das Christenthum in den Kampf, und breitete sich, obgleich aus einem von der Römerwelt verachteten Erdwinkel herstammend und von der Regierung auf keine Weise begünstigt, durch seine Gemeinverständlichkeit stark unter dem Volke aus. Der reinmenschliche weltbürgerliche Sinn derselben stimmte mit dem Geiste der Zeit überein, so wie der damals so verbreitete Wunderglaube. Das Christenthum schien natürliche Staatsreligion des Römischen Weltstaates, in welchem sich alle Volksthümlichkeit aufgeklärt hatte. So durch den Gang der Weltereignisse gerufen wurde dasselbe durch Constantin zur Staatsreligion erhoben, nicht ohne hartnäckigen Widerstand der Anhänger des frühern Glaubens. Die neue Kirche erhielt ihre äußere Gestaltung größtentheils durch den damaligen Weltherrscher und zwar nach dem Bilde der gleichzeitigen Staatsverfassung, deren Andenken sich in den Römisch-kirchlichen Einrichtungen zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dieser großen Veränderung folgte bald darauf die Trennung

des morgenländischen und abendländischen Reichs, die gefährlichen Kämpfe mit den Barbaren und ihr Eindringen in's Innere besonders des abendländischen Theils. Jene traurige Zeit, deren Beschreibung in den ersten Theilen dieser Geschichte zu finden ist, endigte sich endlich für das Abendland mit dem Untergange des westlichen Reichs im Jahr 476, mit welchem man das Leben der alten Welt wenigstens in den Hauptländern Europas für beendigt ansehen mag.

Seit Cicero hatte Niemand mehr den Staat zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht. Die Staatsmänner waren nicht mehr von einem hohen Geiste beseelt, der sich das Gemeinwohl und Vaterland zur wichtigsten Angelegenheit gemacht hätte. Jene Geschöpfe des Augenblicks, die eben so schnell verschwanden als sie die Gunst des Herrschers emporgehoben hatte, waren selten durch Tugend oder Verdienst zu ihren Würden gelangt. Nur durch Ränke, Gold und Hingebung in die Launen des Gewaltigsten konnte man sich in höhern Stellen erhalten, zu denen man nur auf diese Weise emporgeklimmt war. Bessere hatten ihre Zeit mit ihren Amtsgeschäften so ausgefüllt, daß ihnen zu wissenschaftlichen Forschungen keine Muße blieb. Die Philosophen hingegen oder diejenigen, welche vom Geräusche des thätigen Weltlebens entfernt ihre Zeit mit Nachdenken über abgezogenere Gegenstände zubrachten, standen in keiner nähern Beziehung zu der Wirklichkeit. Man beschäftigte sich nicht mit Erörterungen über die höhern Grundsätze der bürgerlichen Gesellschaft, welche zu verbessern Niemand weder Gewalt noch Hoffnung hatte, sondern man zog sich lieber in eine völlig ideale Welt zurück, in deren Abgezogenheit man die Greuel und die Schmach der Außenwelt vergessen mochte. Wollte man zu der Idee zurückkehren, hatte man denn nicht die unsterblichen Werke der Griechen? Die Griechischen Meisterwerke scheinen die Geistesnahrung der meisten Edleren des spätern Römischen Zeitalters gewesen zu seyn, und den großen Tullius verehrte man als ihren Uebersetzer und Ausleger. Aber auch Cicero's politische Werke scheinen auf seine Zeitgenossen wenig Einfluß gehabt zu haben, und noch viel weniger auf das spätere

Zeitalter. Man verzweifelte an sich selbst, sich zu vollendete Mustern wieder erheben zu können. Nur in Roms großen Ge schichtschreibern Livius und Tacitus findet man noch Denkmäle alter Seelengröße und den sprechenden Beweis, daß selb Jahrhunderte von Entwürdigung da nicht jeden höhern Funke auslöschen können, wo einmal ein großes heldenmäßiges Lebe geführt worden ist. Aber weder die Schilderung besserer Zeite durch so hochsinnige Männer und die vielen glänzenden Zü götterähnlicher Menschen, noch die herrlichen Worte, die je unvergleichlichen Schriftsteller in den Mund der Verehrteste jedes Zeitalters gelegt hatten, vermochten die entartete Römer welt wieder aufzurichten. Der einmal festgesetzte Gang der Din ge war nicht mehr zu ändern.

Mit der Aufnahme aller freien Männer des ganzen Reic in das Römische Bürgerrecht und dem Herabsinken des Sen und der übrigen alten Magistraturen zur Bedeutungslosigke war das Römische Staatsrecht, in so fern es ein Staatsre giebt, wo die unumschränkte Willkür herrscht, äußerst einfa geworden. Aller Unterschied der einzelnen Theile des unge heuern Staatskörpers war aufgehoben, auch alle Verschieden heit der Geburt wenigstens in eigentlich politischer Beziehu denn das immer noch fortdauernde Römische Sclavenwesen w im Römischen Civilrechte selbst begründet. Die alten Rö schen Patricier und Nobiles mit ihrem Stolz und ihren wah Verdiensten um das Vaterland waren theils schon in den le Stürmen des Freistaats, theils in den ersten Zeiten der Kai herrschaft, wo sie vorzüglich ein Gegenstand des Argwohns Obergewalt waren, zu Grunde gegangen. Die wandelb Kaiserherrschaft schuf keinen neuen Adel, denn Alles ging in raſch vorüber. Die Stufenfolge der Hof- und Staatsbeam war ein Werk des jeweiligen Herrschers, mit dessen Regier Alles wieder verändert werden konnte. Den Kühnsten u Gewissenlosesten standen immer neue Wege offen. Auch d volksthümliche Geist hatte sich in der großen Allgemeinheit a gelöst, nur Griechische und Lateinische Sprache und Art käm ten in dem großen Völkervereine noch immer mit einander fo

bis dieser Kampf endlich bei der Trennung des Reichs ein natürliches und gesetzliches Ende fand. Aber mit der Volksthümlichkeit hatte auch alle Anhänglichkeit des Einzelnen an das gemeine Wesen aufgehört; denn in dem ungeheuren Staatskörper war er wie verloren, und nur allgemeines Mistrauen und Furcht vor der Obermacht war es, die das Ganze zusammenhielt. Alles öffentliche Leben hatte aufgehört. Heiterer größtentheils körperlicher Genuß des Daseyns blieb die einzige Art von Glück, deren das Zeitalter empfänglich war. Und diesem überließ man sich auch unbegränzt. Sowohl die allgemein verbreiteten Grundsätze Epikurs als die so vielfach gesteigerten Genußmittel führten dahin. Die Furcht der Unterbrechung oder des gänzlichen Verlustes jener Genüsse beim Einbruche der Barbaren mußte die Völker statt Vaterlandsliebe gegen den Feind bewaffnen. Aber die Unordnungen, die von den Legionen selbst und ihren Führern verübt wurden, machten am Ende den friedlichen Bürger gleichgültig, er nahm an der Vertheidigung wenig oder gar nicht mehr Theil, und erwartete ohne Vorliebe die Entscheidung des Schicksals. Das ganze Reich hatte sich mehr und mehr den morgenländischen Zwangsherrschaften genähert, nur daß sich aus bessern Zeiten höhere Bildung erhalten hatte, als deren Ergebniß man ein vollendetes bürgerliches Recht betrachten mag, welches den Römischen Bürger wenigstens in seinen Verhältnissen zu seines Gleichen die Vorzüge eines aufgeklärten Freistaats genießen ließ. Das Sclavenwesen hatte selbst mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nicht aufgehört, weil es viel zu innig in das bürgerliche Leben und alle Gewohnheiten der Römer verflochten war. Die meisten Sclaven dienten der Ueppigkeit nie zu befriedigender Herren. Ueberall nahm die Bevölkerung ab, der Ackerbau ward vernachlässigt. Der Luxus der Einwohner und die Einfälle der Barbaren waren ihm gleich ungünstig. Nur der Handel blühte noch, weil nur durch ihn die mannigfaltigen Genüsse aller Länder erhalten werden konnten. Alles drängte sich in den Beamten- und Kriegerstand, in denen man ohne beschwerliche Arbeit auf Kosten der Untergebenen leben konnte. Allgemein morgenländische Gleichheit

Zeitalter. Man verzweifelte an sich selbst, sich zu vollendeten Mustern wieder erheben zu können. Nur in Roms großen Geschichtschreibern Livius und Tacitus findet man noch Denkmäler alter Seelengröße und den sprechenden Beweis, daß selbst Jahrhunderte von Entwürdigung da nicht jeden höhern Funken auslöschen können, wo einmal ein großes heldenmäßiges Leben geführt worden ist. Aber weder die Schilderung besserer Zeiten durch so hochsinnige Männer und die vielen glänzenden Züge götterähnlicher Menschen, noch die herrlichen Worte, die jene unvergleichlichen Schriftsteller in den Mund der Verehrtesten jedes Zeitalters gelegt hatten, vermochten die entartete Römerwelt wieder aufzurichten. Der einmal festgesetzte Gang der Dinge war nicht mehr zu ändern.

Mit der Aufnahme aller freien Männer des ganzen Reichs in das Römische Bürgerrecht und dem Herabsinken des Senats und der übrigen alten Magistraturen zur Bedeutungslosigkeit war das Römische Staatsrecht, in so fern es ein Staatsrecht giebt, wo die unumschränkte Willkür herrscht, äußerst einfach geworden. Aller Unterschied der einzelnen Theile des ungeheuern Staatskörpers war aufgehoben, auch alle Verschiedenheit der Geburt wenigstens in eigentlich politischer Beziehung; denn das immer noch fortdauernde Römische Sclavenwesen war im Römischen Civilrechte selbst begründet. Die alten Römischen Patricier und Nobiles mit ihrem Stolz und ihren wahren Verdiensten um das Vaterland waren theils schon in den letzten Stürmen des Freistaats, theils in den ersten Zeiten der Kaiserherrschaft, wo sie vorzüglich ein Gegenstand des Argwohns der Obergewalt waren, zu Grunde gegangen. Die wandelbare Kaiserherrschaft schuf keinen neuen Adel, denn Alles ging in ihr zu rasch vorüber. Die Stufenfolge der Hof- und Staatsbeamten war ein Werk des jeweiligen Herrschers, mit dessen Regierung Alles wieder verändert werden konnte. Den Kühnsten und Gewissenlosesten standen immer neue Wege offen. Auch der volksthümliche Geist hatte sich in der großen Allgemeinheit aufgelöst, nur Griechische und Lateinische Sprache und Art kämpften in dem großen Völkervereine noch immer mit einander fort.

II. Capitel.

Vom Untergang des abendländiſchen Reichs bis zum Ende des erſten Jahrtauſends.

Die Völker, welche ſeit Jahrhunderten von Mitternacht und Morgen her in wildem Sturm gegen das ſiechende Römiſche Reich andrangen und den abendländiſchen Theil deſſelben in der letzten Hälfte des fünften Jahrhunderts völlig über den Haufen warfen, gehörten faſt alle zum großen Germaniſchen Hauptſtamme. Denn die Slaven kamen damals nur mit dem nordöſtlichen Theile des morgenländiſchen Reichs in Berührung, und die übrigen Völker, welche in das Römiſche Gebiet eingefallen waren wie die Hunnen u. a. m., ſind daſelbſt nur als äußerſt vorübergehende Erſcheinungen zu betrachten, welche auf die ſpätere Entwicklung Europas entweder gar keinen oder nur einen mittelbaren Einfluß übten, der wohl hauptſächlich in Zerſtörung des Alten beſtand. Aber dieſe Germaniſchen Völker, die ſich ſiegreich über die ſchönſten Länder des zertrümmerten Römerreichs verbreiteten, ſtanden, je nachdem ſie ihre frühern Schickſale in nähere oder entferntere Berührung mit den alten Herren der Welt gebracht hatten, auf ſehr ungleichen Stufen der Bildung. Einige von ihnen waren ſeit Jahrhunderten in häufiger Abwechslung bald erbitterte Gegner, bald Bundsgenoſſen oder Miethlinge der Römer geweſen, und hatten Vieles von Römiſcher Art und Römiſchen Begriffen in ſich aufgenommen, ohne ſich jedoch den Hauptzügen Deutſcher Eigenthümlichkeit völlig zu entfremden. Andere, die weit aus den öſtlichen Theilen des alten Germaniens oder vom Baltiſchen Meere her an den Rhein und die Alpen gedrungen waren, oder in näher gelegenen Ländern ſich nie mit Rom hatten befreunden wol-

len, blieben entweder mit der heftigsten Erbitterung gegen alles Römische Wesen erfüllt, oder kannten aus verworrenen Sagen nur die Entartung der Römer und die schönen Länder, welche von ihnen schlecht vertheidigt dem nordischen Eroberer die herrlichste Beute darboten. Die verschiedenen Germanischen Stämme waren überdieß auf keine Weise unter einander verbunden: so daß nach dem Untergange der Römerherrschaft in dem Gebiete jedes einzelnen Stammes sich ein völlig selbstständiges und eigenthümliches Leben entwickeln konnte, je nachdem Beschaffenheit des Landes oder äußere Umstände die Völker dazu einluden mochten. Daß später dennoch die öffentlichen Angelegenheiten in allen Ländern einen gleichartigen Gang annahmen, dazu vereinigten sich drei Haupturſachen, nämlich die Grundbegriffe von bürgerlicher Freiheit und Eigenthum, die in ganz Deutschland ungeachtet der Trennung der Stämme verbreitet gewesen zu seyn scheint, und die man in die neuen Besitzungen mitnahm, die Einwirkung Römischer Bildung, die man daselbst vorfand, und endlich die allgemeine Herrschaft des Christenthums als Staatsreligion, welche in ihrer neuen kirchlichen Gestaltung als neues weltumfassendes Band an die Stelle des frühern bloß politischen der Römischen Weltherrschaft trat.

Die alten Deutschen lebten in ihren Gauen zerstreut oder gar nomadisch. Städte und städtisches Wesen waren ihnen fremd. Selbstständigkeit unabhängiger Hausväter blieb eine Grundbedingung des Deutschen Lebens, welche auch in den neuen, auf den Trümmern des Römerreichs gegründeten Staaten übergehen mußte. Auch die Knechtschaft war ihnen nicht fremd, durch Kriegsgefangenschaft, Unglück, Laster oder Verbrechen konnte man in dieselbe hinabsinken. Ackerbau und Gewerbe waren den Freien zuwider. Daher finden wir auch hier jene Muße des freien Mannes wieder, die im Alterthum die ausschließliche Beschäftigung desselben mit den öffentlichen Angelegenheiten möglich machte. Nur daß die Beschaffenheit der Länder, in denen sich Deutsche Eigenthümlichkeit zuerst gebildet hatte, mehr zu Jagd und Krieg als zu Staatsverhandlungen hinführen mußte, die nur durch das Beisammenwohnen in

städtischen Mauern möglich werden. Und ursprünglich gab es auch nur im Kriege einen Staat, da sich im Frieden hingegen Alles wieder in die unabhängigen Hausgenossenschaften auflöste. Darum sprach sich in allen diesen neu gegründeten Germanischen Staaten, wie wir in der einzelnen Geschichte derselben gesehen, der Geist jener kriegerischen Vereine aus. Allein in den schönen neu eroberten Ländern lösten sich nach Beendigung des Kriegs die Verhältnisse nicht mehr auf wie ehemals in der Heimath. Ein beträchtlicher Theil des Grundeigenthums wurde unter die Eroberer vertheilt, und die Fürsten, die im Kriege angeführt hatten, erhielten so beträchtliche Theile, daß ihre Macht sich nun auch in Friedenszeiten von selbst begründete. Eben so ging es mit den untern Kriegsanführern in ihren erhaltenen Bezirken.

Allein die selbstständige Entwicklung nach Deutscher Art dauerte in den neuen Staaten nicht lange. Der Einfluß der besiegten Römer und der neuen Staatsreligion war unvermeidlich. Das Christenthum hielt die Sprache der Römer, in welcher die ausgezeichnetesten Lehrer geschrieben hatten, und die von dem Patriarchen des Abendlandes noch damals gesprochen wurde, aufrecht und mit ihr das Volk selbst, dessen Genossen in vielen der neuen Verhältnisse unentbehrlich wurden. Beide Sprachen durchdrangen sich und mit ihnen die Begriffe des Lebens. Am Ende des fünften Jahrhunderts hatten auch die Franken das Christenthum angenommen; die Ostgothen waren arianische Christen. Die alte Verehrung der Deutschen Priester ging auf das Priesterthum der neuen Kirche über, und erhielt bei den neuen Europäischen Völkern wenigstens dasjenige von der frühern Römischen Bildung, was in näherer Beziehung zu den Hauptlehren des Christenthums stand. Und so erhielten sich die kirchlichen Einrichtungen, die Constantin der Große begründet hatte, in den Staaten des neuern Europas, und behaupteten trotz der Unabhängigkeit derselben ihre allgemeine Gleichförmigkeit. Zudem wußte die Kirche die neuen Verhältnisse trefflich zu benutzen, um ihrem Einflusse ebenfalls durch Erwerbung von Grundeigenthum eine festere Stütze zu geben, während sie sich andererseits den

Schirm der Fürsten zu erwerben suchte, deren Glanz und Macht sie durch Uebertragung neu-Römischer und morgenländischer Begriffe in's Unendliche zu steigern wußte. So wurden allmählig aus den Deutschen Fürsten, die nur die edelsten und mächtigsten unter ihres Gleichen gewesen waren, Könige, die durch priesterliche Salbung nach den Vorschriften des alten Bundes geweiht nach und nach als Herren der Länder und Völker angesehen wurden, an deren Spitze sie standen.

Nach dem Umsturze des abendländischen Reichs gab es in Europa Jahrhunderte hindurch keine übermächtigen Staaten mehr. Die Deutschen hatten zwar den ganzen südwestlichen Theil desselben unterjocht; aber sie bildeten nicht einen Staat. Die einzelnen Stämme hatten sich vielmehr wie reißende Ströme über die Länder hin ergossen, die nächsten Jahrhunderte hindurch suchten sie sich in denselben festzusetzen. Im sechsten und siebenten Jahrhundert breiteten sich jedoch die Franken in der Mitte Europas immer mehr aus; am Ende des siebenten erstreckte sich ihre Herrschaft vom Meere, welches Frankreich westlich begränzt, bis an die Elbe und die Böhmischen Gebirge hin, aber sie waren unter sich selbst getheilt. Zum morgenländischen Reiche gehörten noch viele Länder in und außer Europa, der kraftlose Scepter von Byzanz verlieh noch immer den höchsten Glanz. Aber ihm drohte schwere Gefahr von dem schnellen Andrange der Moslemin, die in der höchsten Schwärmerei neuer Glaubensbegeisterung mit furchtbarer Macht Asien und Africa überschwemmten. Mit dem Norden und äußersten Osten Europas war keine Verbindung, denn noch war des Christenthum nicht in diese Gegenden gedrungen, und die Völker, welche sie bewohnten, lebten auf den niedersten Stufen der bürgerlichen Gesellschaft. Jedes Volk war im Innern mit sich selbst beschäftigt. Daher gab es um diese Zeit weder einen übermächtigen Staat, der den übrigen Gesetze hätte vorschreiben können, noch ein künstliches Gleichgewicht, welches die Unabhängigkeit der Einzelnen geschützt hätte. Völker und Staaten ließen sich von dem natürlichen Gange des Lebens hinreißen, ohne sich um andere zu bekümmern, wenn nicht etwa dringende Gefahr aus der Nähe drohte, oder ein schö-

nes Nachbarland die Raubgier lockte. Alle Staatsklugheit beſchränkte ſich auf Erwerbung der Gewalt über ſeine Mitbürger.

Allein während des achten Jahrhunderts befeſtigte ſich das Haus Pipins von Heriſtall auf dem durch die Merovinger entwürdigten Throne der Franken, und am Schluſſe dieſes Jahrhunderts herrſchte Karl der Große über ein ungeheures Reich von der Gegend des Ebro bis an die Theiß über Frankreich, Deutſchland und den größten Theil Italiens mit Ausnahme des Königreichs Neapel. Unter ſolchen Umſtänden ward die beinahe vergeſſene abendländiſche Kaiſerwürde wieder in's Leben gerufen, und dieſe wunderbare Erneuerung gab dem Streben der Europäiſchen Fürſten und Völker während eines Jahrtauſends einen eigenthümlichen Gang. Die neue Kaiſerwürde hatte im Grunde mit der alten nichts als den Namen gemein, denn in der Bedeutung war ſie von ihr völlig verſchieden. Die alte hatte den Herren eines Weltſtaats bezeichnet, der von Rom aus durch Römiſche Waffen gegründet worden war, und der erſt durch ſie vom Römiſchen Bürger zum Herren der Römiſchen Welt erhoben wurde. Die neue hingegen hatte man dem übermächtigen Fürſten eines drohenden Nachbarreiches verliehen, der Rom zertreten konnte, wenn er nicht von religiöſen Gefühlen durchdrungen den Sitz des Patriarchen des Abendlandes in demſelben verehrt hätte. Der kaiſerliche Titel war bloß ein neuer glänzender Edelſtein in ſeiner Krone, kein Fuß breit Landes wurde dadurch gewonnen. Aber Karls kühner, ſtets mit gewaltigen Entwürfen beſchäftigter Geiſt fand in der hohen Würde und den weiten gränzenloſen Anſprüchen Befriedigung, die an das Kaiſerthum geknüpft werden konnten. Die Jahrhunderte, welche ſeit dem Untergange des abendländiſchen Reichs vorüber gegangen waren, mußten in einer Zeit, wo Geſchichtskenntniß ſo trüb und lückenhaft und ſo wenig verbreitet blieb, das Andenken von dem elenden Zuſtande deſſelben in den letzten Todeskämpfen größtentheils verwiſcht haben, und die ſchwache Verbindung des Morgenlandes mit dem Abendlande brachte auch von daher keine Störung. Daher ſtand bei den Völkern die alte Römiſche Kaiſerwürde in jener hohen Achtung, welche dunkle und wunderbare Sagen an

die ehemalige Größe der Cäsarn und Auguste knüpfte. Und eben eine auf so dunkeln Begriffen ruhende, eben so unbestimmte als unbegränzte Größe mußte einem Fürsten willkommen seyn, der wie Karl der Große eine noch unlängst durch priesterliche Weihe vom Vorwurfe der widerrechtlichen Zueignung gereinigte Macht, die alle volksthümliche Gränzen überschritt, in der Mitte Europas auf ewige Zeiten gründen wollte.

So lange indessen Karl selbst die neue Kaiserkrone trug, glänzten der mächtigste Fürst des Abendlandes und seine Würde beide zusammen verbunden vor den Völkern, ohne daß man sie in der Idee von einander getrennt, und jedem das Seine zugemessen hätte. Aber nicht so unter seinen Nachfolgern. Freilich war die kaiserliche Würde ursprünglich bloß persönlich gewesen. Allein sie ging natürlicher Weise auf den mächtigsten Fürsten der abendländischen Christenheit über, der dem Römischen Bischofe, welcher bei der Krönung nothwendig schien, den kräftigsten Schutz gewähren konnte. So lange nun die Karolingischen Erben der Macht Karls des Großen sich in dieser Lage befanden, blieb das Haupt ihres Stammes im Besitze der kaiserlichen Würde. Allein bei der größten Verwirrung und Trennung der Reiche unter den spätern Fürsten dieses Hauses, wo Italien der Tummelplatz wilder Kämpfe ward und in einem fort Herren wechselte, kam das Kaiserthum auch an Könige von Burgund und Herzoge von Spoleto und Friaul, welche nicht wie die Herrscher von Frankreich und Deutschland geeignet waren, den Glanz und das Ansehen der Krone aufrecht zu halten. Unter solchen Umständen fiel die Bedeutungslosigkeit der kaiserlichen Würde von selbst in die Augen, und mit dem Tode Berengars von Friaul, der im Jahr 924 starb, wäre sie vielleicht noch einmal in Vergessenheit gerathen, hätte sie nicht der große Deutsche König Otto I. wieder auf eine ruhmvolle Weise in's Leben gerufen. Otto ward zu Rom im Jahr 962 gekrönt, und die Kaiserwürde von da an nicht mehr von der Deutschen Krone getrennt. Freilich wurden hie und da einige Deutsche Könige nicht zu Kaisern gekrönt, aber in diesen seltenen Fällen schien das Kaiserthum zu schlummern, und kein anderer Fürst wurde mit derselben bekli-

det. Die kaiserliche Krone gab also dem Deutschen Königthume den ersten Rang in der Christenheit, den es nicht nur im ganzen Mittelalter sondern selbst bis zu seinem Untergange in den neuesten Zeiten behauptet hat, und die Herrscher des großen kräftigen Volkes wußten lange die Macht mit der Würde in's Gleichgewicht zu bringen. Aber für ganz Europa war es höchst wichtig, daß gerade das im Mittelpuncte Europas gelegene und in der Folge so eigenthümlich entwickelte Deutschland, daß ein Volk von solchem Sinne wie die Deutschen in die Mitte des großen Europäischen Völkerverkehrs kam, und nebst Italien eigentlich der Mittelpunct der politischen Bewegungen aller Länder wurde.

Dem Kaiserthume gegenüber trat jetzt das Papstthum auf, welches sich bei der Erneuerung des letztern im Anfange mit großer Demuth angeschmiegt hatte. Durch gegenseitiges Bedürfniß war zwischen dem heiligen Stuhle und dem Hause Pipins von Heristall ein inniges Band geknüpft worden, und die Größe und Macht der frühern Fürsten dieses Hauses hatte der weltlichen, aber kirchlich geheiligten kaiserlichen Macht den Vorrang erhalten. Aber dieses der letztern so günstige Verhältniß war nicht von langer Dauer. Der Kaiser stand zu den übrigen Königen Europas im Range des ersten unter seines Gleichen, es kam ihm keine wirkliche Gewalt über dieselben zu. Am Ende dieses Zeitraums, als die Kaiserwürde durch ununterbrochenen Besitz an die Deutsche Krone gefesselt schien, gehorchte dem Kaiser zwar das mächtigste Europäische Reich in Deutschland und Italien, allein die Macht der Herrscher reichte nicht über die Marken desselben hinaus. Die Macht der Päpste hingegen war durch keine Gränze eingeschränkt. Bei Anlaß des Bilderſturms hatten sie sich von der Byzantinischen Oberherrschaft losgerissen. Der weltlichen Gewalt des abendländischen Kaisers über Rom setzten sie ihren Einfluß bei der Kaiserwahl entgegen. Die äußere Ausdehnung ihrer Macht hielt gleichen Schritt mit der Ausbreitung des Christenthums, welches sich am Schlusse dieses Zeitraums über ganz Europa verbreitete. Weder die Entfernung der Länder noch die Eigenschaften der Völker waren ihr ein Hinderniß. Das Priesterthum riß sich von Heimath, Liebe, Volk

und Fürsten los, um der Idee zu huldigen, welche von Rom aus verwirklicht wurde. So entstand in Europa der eigentlichen Gewalt im Staate gegenüber eine andere Macht, die alle Staaten und volksthümlichen Rücksichten überschritt, und viel folgerechter und einsichtsvoller angeordnet als die Staatsgewalt durch alle Länder hindurch höhern selbstständigen Zwecken nachstrebte. Diese in der Geschichte der Völker nur einmal vorkommende Erscheinung aber gab der Geschichte des Mittelalters in Europa einen ganz eigenthümlichen Anstrich.

Die Erneuerung des Kaiserthums war die kirchliche Bekräftigung der Fränkischen Uebermacht im mittlern Europa gewesen. Der Hof von Byzanz, der sich nur mit Mühe und nach langem Zaudern zu Anerkennung der abendländischen Kaiserwürde entschloß, war größtentheils auf den Besitz von Griechenland und Kleinasien beschränkt. Nur mit äußerster Anstrengung erhielt er noch einige schwache Stützpuncte im untern Italien. Seine Nordgränzen wurden von Serviern und Bulgaren beständig bedroht. Aber im Südwesten Europas war ein neues Volk, die Araber oder Mauren, aufgetreten, welches sowohl dem Deutschen Wesen als dem Christenthume selbst den Untergang gedroht hätte, wenn ihnen jenseits der Pyrenäen dasselbe Glück gelächelt hätte wie diesseits. Karl Martells Siege in der Gegend von Narbonne und Poitiers in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts retteten das Deutsche Wesen in Europa. Die Herrschaft der Mauren blieb auf Hispanien und die Italischen Inseln beschränkt. Im Kampfe gegen die Mauren entwickelte sich auf der Halbinsel die Eigenthümlichkeit des Spanischen Volks. Aber dieser Kampf, der langsam zum Vortheile der christlichen Spanier fortschritt, blieb ihnen überlassen. Der Zeitpunct eines allgemeinen Religionskrieges war noch nicht erschienen. Auf den Brittischen Inseln stritten die Sächsischen Einwanderer mit den Eingebornen. Den Scandischen Norden kannte man im Süden nur durch dunkle Sagen. Slavische Völker, Chazaren und Avaren, hielten den weiten Osten Europas inne. Aber die Avaren, welche bis an die Gränzen Baierns gedrungen waren, empfanden Karls des Großen Schwert so

nachdrücklich, daß sie von da an in der Geschichte immer unbedeutender wurden.

Das neunte Jahrhundert sah den langen Verfall des Karolingischen Hauses und die mit demselben in naher Verbindung liegende bestimmtere Entwicklung des Lehenwesens, es sah die Trennung von Deutschland und Frankreich und die volksthümliche Richtung, welche beide nahmen. In der Mitte des Kampfes um die weltliche Herrschaft Italiens gewann die geistliche des heiligen Stuhles immer mehr an Ansehen und Macht. Rom wurde immer bedeutender durch die katholische Hierarchie. Durch ihren Einfluß auf die Ertheilung der Kaiserwürde sahen sich die Päpste in die großen Weltangelegenheiten verflochten, als deren Mitte man Italien betrachten konnte. Deutschland, Frankreich, die beiden Burgundischen Reiche und die großen Italischen Fürstenhäupter fochten hier ihre Händel aus. Auf der Pyrenäischen Halbinsel hatten die christlichen Reiche einige schwache Fortschritte gemacht. Jenseits des Canals waren die Sächsischen Reiche zur Einheit gekommen. Auch über Schottland herrschten mächtige Könige, aber innere Stürme verhinderten sie, nach außen zu streben. Irland gehorchte vielen kleinen Fürsten. Alle drei Länder hatten einen furchtbaren Feind an den Scandischen Abenteurern, welche sie so wie das übrige Europa unaufhörlich heimsuchten und auf alle Weise brandschatzten und quälten. Vergebens suchte man von Deutschland aus das nordische Seeräubervolk zum Christenthume zu bekehren. Das Unternehmen fand in dem Geiste und den Sitten der Scanden große Schwierigkeiten. Im Innern der Scandischen Reiche herrschte beständige Bewegung. Nur Norwegen kam am Ende des neunten Jahrhunderts durch die Eroberungen Haralds mit den schönen Haaren unter einen Scepter. Seiner Herrschaft zu entfliehen, wanderten viele Normänner aus, und gründeten selbst in Frankreich einen Staat, welchen die Schwäche der Fränkischen Könige anerkennen mußte. Die Geschichtbücher dieser Zeit sind voll greulicher Schilderungen des Jammers, welcher durch die Normännischen Einfälle überall verbreitet wurde. Von Osten her suchten Slavische Völkerschaften in Deutschland einzudringen, und

gewannen daselbst wirklich ziemlich ausgedehnte Sitze. An der Weichsel und Warthe war das Herzogthum Polen im südwestlichen Europa noch wenig bekannt. Weiterhin nach Osten und Norden hatten Scandische Abenteurer das Russische Großfürstenthum gegründet, welches sich vom Finnischen Meerbusen bis an den Dnieper hin erstreckte. Südlich und östlich vom Russischen Großfürstenthum stritten sich wandernde Völker, die Chazaren und Petschenegen, um die Länder nördlich vom schwarzen Meer. Die Servier und Bulgaren waren zweideutige Bundsgenossen oder Vasallen von Byzanz. In Pannonien mußten die Slaven und Mähren, welche daselbst seit dem Untergange der Awaren herrschten, den furchtbaren Magyaren weichen, die im Anfang des zehnten Jahrhunderts der Schrecken Europas wurden. Der Hof von Byzanz erlitt manche Demüthigung von den Bulgaren und Arabern, welche öftere Einfälle in Italien machten, wo sie selbst Rom bedrohten. Hingegen hatte der Verfall des Karolingischen Hauses den Byzantinern die Erwerbung der Herrschaft über einige Longobardische Fürstenthümer erleichtert. Im Uebrigen hatten sie auf die politischen Verhältnisse Europas fast gar keinen Einfluß.

Im zehnten Jahrhundert ging das siechende Karolingische Haus völlig zu Grunde, in Deutschland schon im Anfange desselben, in Frankreich erst gegen das Ende. Unter den kräftigen Sächsischen Herrschern erreichte das Deutsche Reich den weitesten Punct seiner Ausdehnung. Selbst Polen huldigte den Deutschen Königen, und ihre Waffen drangen bis in die mittäglichsten Theile der Italischen Halbinsel. Die Römische Kaiser- und Lombardisch-Italische Königskrone war der Gegenstand eines harten Kampfes zwischen den Deutschen Königen und den mächtigsten Italischen Fürsten. Seit dem Tode Berengars I. im J. 924 hatte die Kaiserwürde geruht. Um die Lombardische Krone stritten sich die Häuser Ivrea, Burgund und Provence. Aber auf seinem glänzenden Ritterzuge zur Befreiung der schönen Adelheid setzte sich der große Deutsche Otto beide Kronen auf, welche von da an in seinem Hause vereinigt blieben. Die Ungern, welche auf ihren Raubzügen durch ganz Deutschland

bis nach Italien gedrungen waren, jagte das Schwert der Sächsischen Kaiser auf immer in ihre Gränzen zurück. Die Deutschen Kaiser und Könige waren jetzt im eigentlichsten Sinne die mächtigsten und ruhmvollsten Herren der Christenheit. Nur verloren sie bei dem stets nach Italien gerichteten Blicke die innern Angelegenheiten Deutschlands zu sehr aus den Augen. In Frankreich kam gegen das Ende dieses Zeitraums ein neues Haus, das der Capetinger, auf den Thron, aber die Fürsten desselben fanden die königliche Macht so geschwächt und erniedrigt, daß sie als Könige von Frankreich nur wenig unternehmen konnten. Frankreich stand daher in seinen auswärtigen Verhältnissen neben Deutschland völlig im Schatten. Im Jahr 930 hatte Rudolf II., König des transjuranischen Burgunds, die beiden Burgundischen Reiche vereinigt. Sein Enkel Rudolf III. war kinderlos und die Nachfolge in diesem Reiche für die spätern Verhältnisse des mittlern Europas von der größten Wichtigkeit. Der Kampf der Christen gegen die Araber auf der Pyrenäischen Halbinsel nahm wegen der Trennung der ersten in mehrere kleine gegen einander eifersüchtige Staaten eher eine nachtheilige Wendung. Nur einer ähnlichen Trennung der Mauren verdankten die Christen ihre Erhaltung. In der Herrschaft der Saracenen, welche am Ende des zehnten Jahrhunderts noch den größten Theil der Spanischen Halbinsel nebst Sicilien und Sardinien behaupteten, zeigten sich deutliche Spuren des Verfalls. In England leistete man seit Alfreds Tode den Dänen nur schwachen Widerstand, man suchte durch Geld zu erkaufen, was mit dem Schwerte nicht mehr zu vertheidigen war. Obgleich auch die Scandischen Länder durch innere Kriege zerrüttet waren, die theils der Ehrgeiz kleiner Fürsten, theils die wiederholten Versuche zur Einführung des Christenthums veranlaßt hatten, so blieben doch die Scandischen Seezüge den südlichen Ländern nicht weniger furchtbar als früherhin. In Polen führte der Eifer des frommen Miecislav das Christenthum ein. Eben dieser Fürst hatte am Schlusse des zehnten Jahrhunderts wegen seiner Besitzungen an der Warthe Kaiser Otto III. huldigen müssen. Die Russischen Großfürsten suchten die be-

nachbarten kleinen Völkerstämme zu unterwerfen und unternahmen mit wechselndem Glücke mehrere Züge auf Constantinopel. Die Friedensschlüsse der Russen mit den Byzantinern waren meistentheils den ersten vortheilhaft. Aber am Ende des zehnten Jahrhunderts ließen sich die Russen unter Wladimir dem Großen zum Christenthum bekehren. Von dieser Veränderung hoffte man für die Zukunft freundschaftlichere Verhältnisse. Wladimir beging die Unklugheit, das durch rechtliche und unrechtliche Mittel zusammengebrachte Reich von neuem zu trennen. Südlich von den Russen waren noch immer die Petschenegen, mit denen die Russen mehr als einen bedenklichen Kampf zu bestehen hatten, wenn jene durch ihre Sitze hindurch den Weg nach den südlichen Ländern suchten. Die Ungern waren besonders in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts der Schrecken von ganz Europa. Ihre Streifzüge gingen nach allen Weltgegenden, aber besonders nach den südlichen hin. Raub, Mord, Brand und Verwüstung aller Art bezeichneten ihre Spur. In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zwangen sie endlich Erschöpfung und ungeheure Abnahme der Bevölkerung nach schweren Niederlagen zur Ruhe. Der Wunsch der Könige und Deutscher Einfluß brachte das Christenthum nach Ungern. Mit Stephan begann im Jahre 1000 die Reihe der apostolischen Könige. Ueber die äußern Verhältnisse des morgenländischen Reichs in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts ist die von Constantin, dem im Purpur Gebornen, seinem unwürdigen Sohne Romanus hinterlassene Schrift von der Verwaltung des Reichs äußerst merkwürdig. Unter den spätern Kaisern Nicephorus und Zymides schien der alte Römische Ruhm wieder aufleben zu wollen. Kleinasien und Syrien sahen siegreiche Byzantinische Heere. Auch Basil II. trat in ihre Fußtapfen. Die Besitzungen im untersten Italien wurden fortdauernd behauptet. In der Adriatischen See entstand ein feuriger Wetteifer zwischen Venedig und Ragusa, allein am Ende des zehnten Jahrhunderts mußte das letztere dem erstern Steuer bezahlen. Die Ruhe der meisten Reiche war durch die schwankende Thronfolge getrübt; wenige Staaten konnten selbstständige und fortdauernde Staats-

zwecke verfolgen, die meiſten wurden durch die Gewalt der Zeitumſtände hingeriſſen.

In den letzten Stürmen, welche den Untergang des abendländiſchen Römiſchen Reiches zur Folge hatten, war die alte Römiſche Bildung beinahe in gänzlichen Verfall gerathen. Sowohl die lange Zwangsherrſchaft, während deren die alten Einrichtungen gänzlich umgeſtürzt worden waren, als das Unglück der Zeit, die häufige Schmach, welche die Römiſchen Legionen und Adler erlitten, endlich die neuen Anſichten der chriſtlichen Kirche hatten die Erinnerung an die alte Größe und den alten Freiſinn des Römiſchen Volks beinahe völlig verdrängt. Der heilige Auguſtin hatte mit glänzender Beredſamkeit und nach der Meinung ſeiner Zeitgenoſſen mit erſchöpfenden Gründen die Nichtigkeit des alten heidniſchen Römerweſens dargethan. Nicht ohne frommen Abſcheu ſah man auf den Greuel jenes Götterglaubens zurück, wo man unter glänzenden lockenden Geſtalten dem Geiſte der Finſterniß gehuldigt hatte. Vor der Bewunderung der Fabier und Scipionen mußten ſtreng rechtgläubige Kirchenlehrer um ſo eifriger warnen, als das Große und Treffliche ihrer Meinungen und Thaten die Gemüther der Gläubigen um ſo leichter zu eitler unchriſtlicher Ruhmſucht hinreißen konnte. Ueberhaupt nahm man aus den nämlichen Gründen immer weniger Antheil am öffentlichen Leben. Weder das Volk noch die höher Gebildeten mochten ſich mit demſelben beſchäftigen. In den Bücherſammlungen der Gelehrten ſtanden freilich noch die Geſchichtsbücher und Staatsſchriften der Alten, aber man betrachtete ſie wie ſchöne Ueberbleibſel und Bilder aus einer fernen längſt verſchwundenen Zeit, die zu der gegenwärtigen in keiner Beziehung mehr ſtanden. Alles war den zufälligen Gewalthabern hingegeben, welche bloß ſelbſtſüchtige Zwecke erſtrebend aus dem Drange der Umſtände den beſten Vortheil zu ziehen ſuchten. Höhere Staatsgrundſätze waren erloſchen. In ſolchem Zuſtande wurden die entarteten Römer von den Siegern gefunden, welche am Ende des fünften Jahrhunderts auf den Trümmern der Römerwelt in Europa ein ganz neues Leben begannen.

Wie wir oben gesehen, stand ein großer Theil der Völker, welche damals das Abendland überschwemmten, noch auf einer sehr tiefen Stufe der gesellschaftlichen Verbindung. Herrschaft der freien Hausväter, Ehrfurcht vor dem Priesterthum, im Kriege Anerkennung eines Obern waren die Grundzüge ihrer geselligen Einrichtungen. Das anfänglich nur sehr vorübergehende Ansehen der Häupter des Volks war noch lange Zeit, da wo die Staatsverbindung lockerer blieb und wenig gemeinschaftliche Unternehmungen statt fanden, sehr wandelbar, obgleich nach dem Zeugnisse des Römischen Geschichtschreibers bei der Wahl der Könige oder Fürsten auf die Geburt Rücksicht genommen wurde. Daher hielten die alten Deutschen, wenn sie auch in der Regel die höchste Würde im Staat den Erben des letztverstorbenen Inhabers freilich nach sehr schwankenden Erbrechts-Grundsätzen übertrugen, dennoch ihr Wahlrecht in Kraft. Zudem war diese Würde besonders in Friedenszeit mit sehr geringer Gewalt verbunden. Denn die wichtigsten Angelegenheiten des Stammes wurden in der Versammlung der Freien berathen und entschieden, und im Uebrigen war jeder freie Hausvater der Aufseher seines Gehöfes. Andere Bedürfnisse kannte man nicht, daher man auch keiner weitern Staatsgewalt bedurfte. Der allgemeinen Versammlung der freien Hausväter kam also die oberste Gewalt zu, und in diesen Versammlungen führten Könige oder Fürsten den Vorsitz. Auf seinem Gehöfte war jeder Freie Richter und Herr. Nur wenn unter Freien Streit entstand, bedurfte man höherer Richter, der Zehen- und Hundertmänner u. s. w. Aber Zeit und Ort der Entwicklung dieser Berathungen sind in tiefes Dunkel gehüllt. Wie nun durch die Eroberung besonders Galliens jene ursprünglichen Verhältnisse verrückt wurden, ist in der Deutschen Geschichte erzählt. Statt der locker verbundenen Stämme, welche in einzelne Familien zerstreut auf dem offenen Lande lebten, und welche selbst in ihrer Gesammtheit nicht zahlreich waren, eroberte man gern fruchtbare Länder, in denen sich die Bevölkerung vermehrte, die Sitze sich ausdehnten und entfernten, und durch Verbindung mit einem zwar unterdrückten, aber doch durch seine Ueberlegenheit

in Bildung immer mehr Einfluß gewinnenden Volke neue gesellschaftliche Begriffe entstanden. Schon diese Veränderung allein müßte das Bedürfniß einer angemessenen Umgestaltung des öffentlichen Lebens herbeigeführt haben, wenn auch nicht die Häupter der großen Kriegszüge durch die Eroberungen in ein ganz anderes Verhältniß getreten wären als dasjenige, in welchem sie vorhin standen. Die großen Vorzüge, welche ihnen bei der Theilung des eroberten Landes zukamen, und die sie dann auch auf die Vornehmsten ihres Geleites ausdehnten, stürzten die alte Gleichheit um, und fingen an, statt derselben herrschaftliche Begriffe aufzubringen. Dazu kamen endlich noch die christlichen und Römischen Ansichten von der Heiligkeit und den Rechten der obersten Staatsgewalt, deren kräftiges Eingreifen bei den neuen Verhältnissen immer nothwendiger ward. Der Einfluß des Christenthums oder der christlichen Hierarchie wurde hiedurch besonders wichtig, weil durch sie die Meinung von der Stellvertretung Gottes in weltlicher Hinsicht durch die Könige aufkam, und eine solche Idee die einzige war, vermittelst welcher unter einem noch ganz rohen Volke der Menge die zu Aufrechthaltung eines ordentlichen Staatsverbandes und allmähliger Entwicklung eines bessern öffentlichen Wesens nothwendige Ehrfurcht vor der höchsten Gewalt eingeflößt werden konnte. Indessen ging der alte Freisinn doch keineswegs so bald unter, und die Erinnerung an die ursprüngliche oberste Macht der Gesammtheit der Freien erhielt sich noch immer theils in der Wahl oder Bestätigung der neuen Könige, theils in den Berathungen, welche in wichtigen Angelegenheiten von den Königen entweder nur mit den Vornehmsten aus dem Volke oder mit größern Versammlungen gehalten wurden.

Allein wenn auch die Völker sonst für große Alleinherrschaften reif gewesen wären, so blieben doch noch die Begriffe über Staatsverwaltung und die Kenntniß der Länder selbst viel zu weit zurück, als daß große, weit ausgedehnte Gebiete unmittelbar von den Königen und den sie umgebenden Ministerialen auf eine zweckmäßige Weise hätten verwaltet werden können. Vielmehr mußten über die einzelnen Unterabtheilungen

oder Gaue Beamte gesetzt werden, die mit den örtlichen Verhältnissen genauer bekannt und in dem Umfange ihres Gebiets beinahe mit allen Befugnissen der obersten Gewalt, etwa das Kriegs- und Friedensrecht ausgenommen, ausgestattet waren. Eine solche Verwaltung war in jenen Zeiten die einzig mögliche, wenn der schwach verbundene Staat sich aus dem Zustande einer sich allmählig fester gestaltenden bürgerlichen Gesellschaft nicht wieder in die ursprünglichen Hausherrschaften auflösen sollte. Die Wahl dieser Beamten stand bei dem Könige, so wie die der Könige bei dem Volke. Bei der Verschmelzung der Deutschen und Römer und der festern Gestaltung des katholischen Priesterthums als Kirche der neuen Staaten wurden auch die Deutschen und Lateinischen Amtsbenennungen mit einander ausgeglichen und allmählig ziemlich gleichbedeutend. Die Herzoge und Grafen der Deutschen verschmolzen mit den duces und comites des alten Kaiserthums, die in einer rohen Zeit unbestimmten Begriffe verwirrten sich je länger je mehr. Das Staatsleben des frühern Mittelalters oder von der Zeit zwischen dem Untergange des abendländischen Reichs bis auf Karl den Großen drehte sich im südwestlichen Europa hauptsächlich um die Ansprüche des Volks auf seine ursprüngliche Freiheit und Theilnahme an den öffentlichen Geschäften, um die Fortschritte der königlichen Macht und die Anmaßungen der Beamten, oder um sich richtiger auszudrücken, vorzüglich um die beiden letztern; denn die Ansprüche des Volkes kamen durch die neuen Verhältnisse immer mehr in's Dunkel, und den gemeinen Freien war es vielmehr um ihre Unabhängigkeit auf ihren Gehöften als um Theilnahme an Staatsverhandlungen zu thun, an deren Gegenstand ihnen in den meisten Fällen wenig oder gar nichts gelegen war, in so fern ihnen nicht neue Lasten aufgelegt werden sollten.

Die Könige aber ließen sich die Uebertragung der morgenländischen und kaiserlich-Römischen Begriffe auf ihre Würde gern gefallen, und der ehrgeizige Große fand für die beinahe götterähnliche Verehrung, die er dem Könige zeigen mußte, hinlänglichen Ersatz in der unbeschränkten Befugniß, mit der

cher man ihn denn auf ſeiner Seite in dem ihm untergeordneten Bezirke walten ließ. Die nämlichen Gründe, welche in jenem Zeitalter die Verwaltung der einzelnen Gaue durch mächtige Beamte nothwendig machten, führten auch Theilungen des Reichs herbei, eine noch weit ſchlimmere Maßregel, da durch ſie die getrennten Theile der Staaten und Völker ſich einander völlig entfremdeten, und ſie bei veränderten Umſtänden durch kein gemeinſchaftliches Oberhaupt mehr widerrufen werden mochten. Urſprünglich ſollten ſie bloß zum Beſten der Völker zu Erleichterung der Ueberſicht in der Staatsverwaltung geſchehen. Allein in der Folge wurden ſie auch von zärtlichen Vätern zum Vortheile gleich geliebter Söhne vorgenommen, und zwar wurde in einigen Fällen allen Brüdern dieſelbe Würde ertheilt, in andern blieb einem der Vorrang oder eine Art von Oberherrſchaft über die andern, welche dann vielleicht nur den herzoglichen Titel erhielten, während der Oberherr dem Vater in dem königlichen folgte. Solche Theilungen durften indeſſen nicht ohne Einſtimmung der Völker oder doch wenigſtens der geiſtlichen und weltlichen Großen vorgenommen werden, die aber ſelten verſagt wurde, weil die Großen bei ſolchen Theilungen, in welchen ſie der Krone näher gerückt wurden, und durch ihren Güterbeſitz einen größern Einfluß gewannen, ihren Vortheil fanden, und die Verwaltung überhaupt gewinnen zu müſſen ſchien. Deſſenungeachtet kam durch dieſe Theilungen nebſt andern Urſachen allmählig der Begriff von einem gewiſſen Obereigenthum auf, das dem Könige über ſeine Länder zuſtände, welcher Begriff denn im Ablaufe der Zeit bei der beſtimmten Entwicklung des Lehenweſens immer mehr Anſehen gewann.

Im Frankenreiche wurde zwar dieſer Gang der Dinge durch die aufblühende Macht und den kräftigen Geiſt der Fürſten aus dem Hauſe Pipins von Heriſtal unterbrochen, welche die Anſprüche der Großen in ihre Schranken zurückwieſen, das Königthum hingegen zu ſeinem höchſten Glanze erhoben, nachdem ſie ſich deſſelben bemächtiget, und zu Demüthigung der Großen die beinahe vergeſſenen Rechte des Volks wieder geltend gemacht hatten. Allein dieſe Unterbrechung war nicht von Dauer, da

die spätere Herrschaft der Karolinger nur zu sehr an den tiefen Verfall ihrer Vorgänger erinnerte. Die durch Karl den Großen wieder in's Leben gerufene Kaiserwürde hatte im Ganzen genommen keinen bestimmten Einfluß auf das Verhältniß der Fürsten, denen sie zu Theil ward, zu ihren Völkern. Doch kann man sich nicht verbergen, daß diese Würde, deren Bedeutung und Macht unter ganz veränderten Umständen als zur Zeit der alten Römischen Kaiser etwas viel Unbestimmteres hatte als die königliche, in die staatsrechtlichen Grundsätze des Mittelalters etwas Wundersames und Abenteuerliches hineinbrachte, was ihnen jenen ganzen merkwürdigen Zeitraum hindurch anhing. Gewohnt kraft ihrer Würde im Range höher zu stehen als alle, selbst die mächtigsten Könige der Christenheit, sahen sie in der Erhöhung der ihnen untergebenen Fürsten nur eine Vermehrung ihres eigenen Glanzes, und vernachlässigten ganz den Widerstand gegen ihre Anmaßungen, über die sie sich viel zu hoch erhaben wähnten. Dieser Irrthum trug meistens zur seltsamen Gestaltung desjenigen Reiches bei, dessen Könige späterhin im ausschließlichen Besitze der Kaiserkrone blieben. Aber auch in den übrigen Ländern führte das sich seit dem neunten und zehnten Jahrhundert fester gestaltende Lehenwesen eine Zersplitterung der königlichen Macht herbei, die in Frankreich bei der Erhebung der Capetinger beinahe nur noch in leerem Gepränge bestand. Die Umstände und einwirkenden Ursachen der bestimmtern Gestaltung des Lehenwesens sind in den Geschichten der einzelnen Länder genau angegeben worden. Am meisten litt dabei die Gesammtheit der einzelnen Freien, deren ursprüngliche Rechte in den neuen Verhältnissen völlig zu Grunde gingen. Die Könige hingegen hatten zwar einen großen Theil ihrer Gewalt an die großen Beamten entäußert; aber das Andenken an ihr oberherrschaftliches Recht hatte sich in den Begriffen des Zeitalters immer fort erhalten, wenn ihm auch in der Wirklichkeit keine große Bedeutung entsprechen mochte. Und was für die Zukunft am wichtigsten war, geistliche und weltliche Große, denen es daran gelegen war, über die Gültigkeit und Unwiderrufbarkeit der reichen, ihnen verliehenen Schenkungen keine

Zweifel obwalten zu laſſen, gaben ſelbſt dem bei Entwicklung des Lehenweſens allmählig aufgekommenen Begriffe von einem Obereigenthum des Königs über das ganze Reich, die größte Kraft. Am Schluſſe des zehnten Jahrhunderts ſchienen daher in dem Germaniſchen Stamme Würde und Macht der Könige in völligem Widerſpruche zu ſtehen. Die eine wurde durch eben dieſelben erhoben, welche die andere völlig zu zertrümmern ſuchten. Die eine war vom höchſten Glanze umſtrahlt, den ſie in der Idee erreichen konnte, während die andere ſich kaum mehr mit denjenigen zu meſſen vermochte, welche ſie ſelbſt zu ihrer gegenwärtigen Größe aus dem Nichts hervorgehoben hatte. Allein jene Würde gab ſo große Anſprüche auf die Macht, daß es nur kräftiger Geiſter und günſtiger Umſtände bedurfte, um die letztere im Ablauf der Jahrhunderte wieder völlig mit der erſtern in's Gleichgewicht zu bringen.

In den nordöſtlichen Ländern Europas hingegen, in denen weder katholiſches Prieſterthum noch Trümmer Römiſchen Weſens auf die Völker einwirkten, ſah man meiſtens noch die einfachen Staatsbegriffe, welche auch in Deutſchland vor den Eroberungen gegolten hatten, mit den im Ganzen genommen wenig bedeutenden Beſchränkungen, die aus der Eigenthümlichkeit der Völker hervorgehen mußten. Doch hatten auch kriegeriſche Unternehmungen zur Einzelherrſchaft geführt, die aber durch keine religiöſe Weihe geheiligt wurde. Zu Conſtantinopel endlich herrſchte unter den Griechiſchen Kaiſern ganz der Geiſt morgenländiſcher Zwangsherrſchaft.

Ueber die Zeit, in welcher im alten Deutſchlande Standesvorzüge aufgekommen ſeyn ſollen, und auf die Art derſelben, in wie fern ſie ſich auf Geburt oder Grundbeſitz bezogen, hat man ſich vielfach geſtritten, aber ſelten mit vorurtheilsfreiem Geiſte und auf rein geſchichtlichem Wege. Aber Vorzüge der Geburt ſchienen ſchon vor Einführung eines feſten Grundbeſitzes gegolten zu haben, ohne beſtimmte, damit verbundene Rechte. Berückſichtigung des Stammes tapferer oder weiſer, vielleicht auch ohne Grundbeſitz begüterter Männer liegt an ſich ſelbſt ſchon bei Völkern, die noch mit ſehr einfachen Staatsbegriffen erfüllt

ſind, in der Natur der Dinge. Man findet ſie in den älteſten Ueberlieferungen beinahe aller Völker des Erdbodens tief in der Einbildung der Menſchen eingeprägt, bei denen der Begriff hoher geiſtiger Vorzüge auf irgend eine Weiſe ſinnlich dargeſtellt ſeyn will. Ja ſie war noch auf's innigſte mit der Stammverfaſſung verknüpft, welche wir in den Urzeiten der Völker faſt unter allen Himmelsſtrichen wiederfinden. So wie ſich in Deutſchland aus den Vorzügen, welche die älteſten Söhne und Enkel der Stammhäupter genoſſen, mitten unter einem freien Volke das Fürſtenthum entwickelte, ſo mag aus den jüngern Zweigen dieſes Stammes ein Stand der Vornehmen ſich herausgebildet haben, denen in der Folge diejenigen beitraten, welche entweder durch große Tapferkeit oder ausgezeichnete Einſichten auf eine glänzende Weiſe unter ihrem Volke auftraten. In Bezug auf Freiheit und Recht genoſſen dieſe Vornehmen oder Erlauchten keine Vorzüge vor den übrigen Freien. Sie übten keine Herrſchaft über dieſelben aus, nur führten in den Verſammlungen, wo die wichtigſten Angelegenheiten entſchieden wurden, die Fürſten den Vorſitz, den Edlen räumte man freiwillig die erſten Stellen unter ihres Gleichen ein. Bei der großen Getrenntheit und den höchſt verſchiedenen Schickſalen der einzelnen Deutſchen Stämme müſſen ſich dieſe Verhältniſſe bei denſelben auf eine höchſt mannigfaltige Weiſe geſtaltet haben. Aber gewiſſe Grundſätze lagen doch zu ſehr in dem allgemeinen Geiſte der Zeit und in der Eigenthümlichkeit des Deutſchen Weſens, als daß ſie nicht mehr oder weniger auf alle Stämme der Deutſchen übergegangen wären.

Dieſer uralte Deutſche Adel iſt ſowohl in Rückſicht ſeines Urſprungs als ſeiner Bedeutung von dem ſpätern Lehensadel des Mittelalters weſentlich verſchieden. Statt wie der letztere durch Bewilligungen des Königs ertheilt zu werden, hatte er ſeine nächſte Quelle entweder in der erweisbaren oder für bekannt angenommenen Abſtammung vom älteſten fürſtlichen Geſchlechte des Volkes oder geradezu in der öffentlichen Meinung. In dieſem Falle hatte die Weisheit oder häufiger die Tapferkeit eines freien Mannes ſeinem Geſchlechte ein günſtiges Vorurtheil er-

weckt. Gerne wählte man die Führer zum Kampfe aus dieſer wahrſcheinlich nicht ſehr großen Zahl. Aber ein ſolcher Vorzug war keineswegs mit einem beſtimmten ausſchließlichen Rechte verbunden, welches die Geſammtheit der Freien verhindert hätte, einen andern Freien, der, ohne von berühmten Ahnen herzuſtammen, ſich ſeitdem mehr als irgend einer ausgezeichnet hatte, ein anderes Mal an deſſen Stelle zu ſetzen, und ſeine Enkel künftighin ebenfalls zu den Edlen zu rechnen. Der älteſte Deutſche Adel war alſo mit Ausnahme der Abſtammung vom fürſtlichen Geſchlechte bloß eine geſchichtliche Würdigung des Verdienſtes, welche ohne geſetzliche Beſtimmung ſich in der öffentlichen Meinung fortdauernd behauptete, ſo lange die Enkel dem ererbten günſtigen Vorurtheil entſprachen, während es eben ſo natürlich mit dem rühmlichen Betragen derſelben von ſelbſt erlöſchen mochte. Von dem Fürſten war er nicht abhängig, denn dieſer hatte ihn nicht geſchaffen und konnte ihn nicht verdunkeln, und über die andern Freien kam ihm kein Herrſchaftsrecht zu, nur ein mit dem Verdienſte wandelbarer Vorzug unter ſeines Gleichen. Weit entfernt der Freiheit gefährlich zu ſeyn, muß man ihn als eine der kräftigſten Stützen derſelben betrachten, da die Edlen ſich in gewiſſer Rückſicht dem Fürſten ſich an die Seite ſtellten, und auf der andern Seite unter dem ganzen Volke einen um ſo ehrenvollern Stand inne hatten, als derſelbe beinahe unmittelbar aus dem Verdienſt ſeinen Urſprung herleitete, und als eine wohlerworbene Bürgerkrone betrachtet werden mußte.

Von dem Unterſchiede der Freien und Knechte kann man nicht ſagen, daß er eine Ungleichheit zwiſchen Staatsbürgern begründete, weil unter den alten Deutſchen ſo wie unter allen gleichzeitigen Europäiſchen Völkern über Freiheit und Knechtſchaft dieſelben Begriffe galten, die im Alterthume geherrſcht hatten, d. h. der Knecht ohne Rückſicht auf die Art, wie er in dieſen erniedrigenden Zuſtand gerathen war, als Sache betrachtet wurde und alſo nicht einmal menſchliche, um ſo viel weniger denn ſtaatsbürgerliche Rechte inne hatte; und eine ſo harte Verletzung der Menſchenrechte dürfen wir jenen dunkeln Zeiten nicht zum Vorwurfe machen, da ſelbſt im neunzehnten Jahrhundert

eine Menge Unglücklicher unter der Herrschaft der gebildetsten Völker des Erdbodens des natürlichen Vorzuges entbehren, von ihres Gleichen als Menschen behandelt zu werden.

Wie denn nach der Eroberung, diese ursprünglichen Verhältnisse nach und nach umgeändert, und in den neuen Staaten von der an die Stelle des fürstlichen Vorrangs getretenen königlichen Gewalt oder Landesherrschaft ein von den ehemaligen Geburtsvorzügen ganz verschiedener Dienstadel gestiftet wurde, haben wir in der Geschichte der einzelnen Länder gesehen. Diese Veränderung war aber nicht das Werk eines Augenblicks, sondern das endliche Ergebniß eines Kampfes, welcher Jahrhunderte lang zwischen dem Könige, seinen Beamten und dem Volke, freilich immer mehr zum Nachtheile des letztern, geführt wurde. Mit dem Untergange der staatsbürgerlichen Rechte der freien Deutschen Männer verlor der aus der bloßen Meinung derselben hervorgegangene Adel seinen Werth, und die dem Fürsten geleisteten Dienste kamen in größere Betrachtung. Freilich mußten diese Dienste, welche in jenen Zeiten wohl nur kriegerische seyn konnten, da glückliche Kriege sowohl die Macht und Ehre des Volkes steigerten, als das Ansehen und die Besitzungen des Fürsten oder Königs erweiterten, als dem Volke und dem Fürsten zugleich geleistet angesehen werden. Allein je größer der Antheil des letztern und je geringer hingegen der des Volks an den neuen Eroberungen war, desto wichtiger wurden sie für den Fürsten. Je ausgedehnter und dauernder die Macht des Fürsten, um so mehr hing die Beurtheilung des Verdienstes von seiner persönlichen Ansicht ab. Verdient oder unverdient trat jetzt die Gunst des Fürsten an die Stelle der öffentlichen Meinung. Auch war es eine natürliche Folge des vielleicht nicht unwidersprochenen Fortschrittes desselben zur Herrschaft, daß er, wo nicht besondere dringende Umstände schonende Beachtung der Volksvorurtheile geboten, seine Beamten lieber aus der Zahl derjenigen nahm, die ihm allein Macht und Auszeichnung verdankten, als aus denjenigen, welche die Meinung des Volks und die lang hergebrachte Sitte ihm gewissermaßen an die Seite gestellt hatten. Daher wurde der Zeitpunct, in welchem die königliche Macht zu

einer gewissen Festigkeit gelangte, durch das völlige Erlöschen der Geburtsvorzüge bezeichnet, an deren Stelle eine Stufenfolge königlicher Beamten trat. Der alte Adel blieb nur dann in Erinnerung, wenn man sich in der Gunst der Könige erhielt und von denselben mit bedeutenden Aemtern versehen wurde. Auf den Staatsversammlungen, die noch immer fortdauerten, nahmen die hohen Beamten jetzt die Stelle ein, die man sonst den Edlen eingeräumt hatte. Eben so wenig als jenen kamen ihnen besondere staatsbürgerliche Rechte zu, aber ihre Würden verschafften ihnen Einfluß am Hofe und Ansehen unter den geringern Freien. In minder wichtigen Fällen, wo die Einberufung der Gesammtheit der Freien, die überhaupt immer seltener wurde, nicht nothwendig schien, begnügte man sich mit dem ausschließlichen Rathe der geistlichen und weltlichen Würdenträger, und lud sie allein zur Versammlung ein. So gewöhnte man sich allmählig, die öffentliche Meinung statt durch die Gesammtheit der Freien durch die königlichen Beamten allein aussprechen zu sehen.

Als aber die königliche Gewalt aus den angegebenen Gründen überall in Verfall gerieth, die Beamten hingegen sich in ihrer Macht befestigten und sogar die Erblichkeit erlangten, da wurden die staatsrechtlichen Verhältnisse in allen Europäischen Reichen auf eine neue Weise bestimmt. Die großen Würdenträger und Beamten entzogen sich dem königlichen Einflusse und behaupteten in ihren Bezirken immer mehr eine wenigstens von oben herab ziemlich unumschränkte Gewalt. Die großen Staatskörper lösten sich beinahe völlig auf. Sie wurden zu Aggregaten kleiner Herrschaften, welche die gemeinsame Lehenspflicht gegen einen königlichen Oberlehensherrn nur locker verband. Die durch den Titel Herzog, Graf u. s. w. bezeichnete Stufe ihrer Würde wies ihnen daselbst ihren Rang an, den sie nicht mehr vom Könige, sondern wenige Ausnahmen abgerechnet durch das Erbrecht erhalten hatten. So entstand ein neuer, aber in diesem Zeitraum nur noch ein hoher Geburtsadel, dessen Genossen über die ihnen ursprünglich nur als Beamten zugetheilten Bezirke mit der weitern Ausbildung des Lehenwesens Herrenrechte erlangten und auf

war äußerlich bestimmt, sie beruhte ungefähr auf denselben Grundsätzen wie die Macht der Weltlichen, und konnte auch nach diesem festgesetzten Umfange in Anschlag gebracht werden; die andere aber lag in dem Glauben und den Verhältnissen der Zeit, es war eine unbestimmte, nie zu berechnende Gewalt des Geistes über Geister — desto furchtbarer, weil sie die Quelle aller menschlichen Erkenntniß und Einsicht auf immer gefesselt zu haben schien, und im Bunde mit jenem andern sichtbaren Zweige der geistlichen Macht beinahe unbezwingbar. Constantins des Großen nach dem Vorbilde der damaligen weltlichen Staatseinrichtung des Römischen Reichs angeordnete Gestaltung der Kirche hatte sich auch nach dem Untergange der Römischen Herrschaft im Abendlande erhalten, und am Ende huldigten ihr die Germanischen Sieger überall. Durch die Freigebigkeit der Fürsten und anderer frommen Seelen erhielt die Kirche reiche Güter, welche ihr die weltlichen Machthaber nur unter denjenigen Bedingungen überlassen konnten, unter welchen sie sie selbst besessen hatten, d. h. mit den nämlichen Pflichten gegen ihre Oberlehensherren u. s. w. Auf diese Art wurde allmählig der Priesterstand in das Lehenwesen hineingezogen, so daß man sogar bepanzerte Bischöfe und Aebte an der Spitze ihrer Schaaren sah, ungeachtet der seit dem achten Jahrhunderte öfters wiederholten, von kirchlicher und weltlicher Obergewalt ausgegangenen Verboten dieses Unfugs. Zu gleicher Zeit erhielt die Kirche vor der Frömmigkeit der Könige und insonderheit von der gläubigen Stimmung Karls des Großen eine Menge Befreiungen besonders in Rücksicht auf den Gerichtsstand und die für ihren äußern Glanz so wichtige Abgabe des Zehenten. Wenn man dabei noch in Erwägung bringt, daß die Geistlichen als einzige Besitzer der nothwendigen Kenntnisse auch in wichtigen Staatsunterhandlungen unentbehrlich waren, wo sie wenigstens die Feder leihen mußten, so darf man sich wohl nicht verwundern, daß sie auf den Reichsversammlungen so großen Einfluß behaupteten, und man ihnen auf denselben fast überall den ersten Rang einräumte. Auch im Morgenlande hatte es seit uralter Zeit in verschiedenen Staaten eigentliche Priestercasten gegeben, die unmittelbar nach

den Fürsten die erste Stelle einnahmen und ihr Ansehen mit ihren Geheimnissen auf Enkel vererbten. Aber das katholische Priesterthum des Mittelalters erhielt durch das Gesetz der Ehelosigkeit und die Verbindung mit dem Römischen Stuhle eine ganz eigenthümliche Gestalt, von welcher in der frühern Geschichte kein Beispiel zu finden ist. Mitten im Staate bildete sich ein eigener Stand, der streng und rastlos über die Aufrechthaltung der einmal erworbenen Vortheile wachte, eben so stark an seine besondere Sache gefesselt wie die Priestercasten des Morgenlandes, in seinem Ganzen eben so unsterblich wie sie und doch nicht durch Erblichkeit ergänzt. Dieser Stand wußte auf der einen Seite durch Befreiungen und Anmaßungen eine beinahe völlig unabhängige Stellung im Staate zu erringen, während er auf der andern in eine alle Gränzen der Staatsverhältnisse und der Volksthümlichkeit überschreitende Verbindung mit seinen Genossen in den übrigen Ländern trat, welche sich unter der Leitung des Römischen Stuhls zu einem viel festern Gebäude gestaltete, als sonst irgend eines in der politischen Welt bestand. Eine solche Stellung im Staate mußte im Verfolg der Zeiten manche Spaltung hervorbringen, ja es wurden, als gegen das Ende dieses Zeitraumes die kirchliche Hierarchie sich ihrer Vollendung nahte, öfters die innersten Fugen des gemeinen Wesens aus einander gerissen. Aber wenn man in Erwägung bringt, daß auch ohne kirchliche Spaltungen und Trennungen des Priesterstandes von Fürst und Volk, dennoch bei der weitern Ausdehnung des Lehenwesens die bei vorgerückter Bildung als nothwendig angesehene Einheit des Staates unmöglich war, und daß durch das eigenthümliche Streben der Geistlichkeit der rohen Willkür kriegerischer Allgewalt wenigstens ein anderes Gewicht entgegengesetzt wurde, so scheint es denn wohl nicht so sehr zu bedauern, daß die Kirche diese eigenthümliche Stellung einnahm, als vielmehr daß sie in einmal angenommenen Meinungen dergestalt erstarrte, daß ihr Streben und ihre Macht in keiner spätern Zeit für die Sache des Geistes und höherer Staat- und Volksthümlichkeit überschreitender Entwicklung mehr ersprießlich werden konnte. Gewiß ist, daß diejenigen Länder, in wel-

chen die Kirche der weltlichen Gewalt völlig unterworfen blieb, wie das morgenländische Reich oder die von Rom zu weit entlegenen und zum Christenthume weniger vorbereiteten Scandinavischen und Slavischen Länder, sich darum keineswegs durch eine höhere und freiere Bildung vor denjenigen auszeichneten, wo der Priesterstand jene Selbstständigkeit errungen hatte.

Diese verschiedenen Stände bildeten zusammen die Reichsversammlung, welcher nebst der Theilnahme an andern wichtigen Angelegenheiten gemeinschaftlich mit dem Könige die Gesetzgebung zukam. Lange galten unter den Deutschen Völkern nur althergebrachte Gewohnheiten, die durch das Bedürfniß der Zeit nur selten vermehrt wurden. Die Salischen Franken waren im fünften Jahrhundert die ersten, welche ein geschriebenes Gesetz zu Stande brachten. Die äußerst einfachen Lebensverhältnisse bedurften nur weniger allgemeingültigen Rechtsvorschriften. Nach der Eroberung machten es sich die Sieger zur Pflicht, die Besiegten bei ihren Gesetzen zu lassen, und diese gegen die Römer beobachtete Schonung wurde späterhin auch bei Unterjochung anderer Deutscher Stämme geübt, denn es schien den Herrschern eine zwecklose Grausamkeit, Völker dem Zwang von Gesetzen zu unterwerfen, welche ihnen Sprache, Erziehung, Sitten und lang eingewurzelte Gewohnheiten völlig unverständlich machten; eine völlige Verschmelzung aber, welche die Besiegten zu gleichen Rechten erhoben hätte, mochte dem siegenden Volke wohl nicht wünschenswerth erscheinen. Nichts desto weniger blieben auch die Sieger den Gesetzen ihrer Väter treu, und behielten für sich selbst immer denselben Abscheu vor dem Römischen Rechte, welches übrigens auch auf ganz verschiedenen Staatsgrundsätzen beruhte, und schon deswegen für die neuen Germanischen Staaten nicht anwendbar war. Dessenungeachtet würde das Römische Recht als bestimmtes und geschriebenes Gesetz wie andere Einrichtungen und Begriffe der Besiegten vielleicht die Uebermacht errungen haben, wenn sich die Deutschen Stämme nicht beeilt hätten, ihre durch Erweiterung der Lebensverhältnisse ohnehin dürftig gewordenen Gewohnheitsrechte ebenfalls schriftlich abzufassen. Dieses ge-

ſchah nun in dem frühern Theile dieſes Zeitraums von einem Stamme nach dem andern. Man ſah nun Fränkiſche, Allemanniſche, Gothiſche, Longobardiſche, Angelſächſiſche Geſetze u. ſ. w, und wohin auch die Völker verſetzt wurden oder ſich verzweigten, behielt jeder Stammgenoſſe das Seinige bei. Urſprünglich, als noch größere Freiheit in den Verfaſſungen herrſchte, mag das Recht der Eröffnung von Vorſchlägen allen freien Männern in der Staatsverſammlung zugekommen ſeyn, ſpäter wurde es auf die Mächtigen und endlich wohl auch meiſtens auf den König beſchränkt, der die von Geiſtlichen in Lateiniſcher Sprache abgefaßten Verordnungen durch den Canzler verleſen und von der Verſammlung beſtätigen ließ. So ertheilten Könige, die in ihrem Reiche mehrere Stämme vereint hatten, die ehemals unter eigenen Geſetzen gelebt, neuere allgemein gültige Vorſchriften, und die Verwirrung wurde ſpäterhin noch durch den Umſtand vermehrt, daß nun auch die beinahe unabhängig gewordenen Beamten, beſonders die erblichen, in einzelnen Fällen Geſetze oder Verordnungen erließen, die für die Unterthanen in ihrem Bezirk ausſchließlich verbindlich wurden. Auf dieſe Weiſe mußten ſich die Schwierigkeiten in der weltlichen bürgerlichen Rechtspflege immer mehr häufen, und das folgerechte und zuletzt einfacher abgefaßte kanoniſche Recht ein höheres Anſehen erhalten.

Die Richterſtellen mögen urſprünglich durch freie Wahl der Germaniſchen Hausväter dem durch Kenntniß, Erfahrung und Ruf ſtrenger, unbeſtechbarer Rechtlichkeit Würdigſten unter zehn oder hundert u. ſ. w. ertheilt worden ſeyn, welche dann über die unter den Freien waltenden Streitigkeiten nach alter Sitte und Gewohnheit urtheilten; denn über ſein Haus und ſeine Dienſtleute war der freie Hausvater allein Richter. Aber bei der ſtufenweiſen völligen Umgeſtaltung der alten Grundverfaſſungen mußte auch das Gerichtsweſen dem allgemeinen Gange folgen. Wie im Felde ſo blieb auch im Frieden dem Fürſten die oberſte richterliche Gewalt. Selbſt in freiern Staaten ging der Geiſt der Zeit auf keine Weiſe dahin, die Hauptzweige der Staatsgewalt zu trennen, und durch Uebertragung jedes einzel-

nen auf ein besonderes Haupt denselben eine unabhängige Stellung zu sichern. Vielmehr mußte die Macht, über Recht und Unrecht sowohl des Eigenthums als der That zu sprechen, eine nothwendige Befugniß jener obersten Staatsgewalt scheinen, ohne die sie in vorkommenden Fällen die allgemeine Sicherheit nicht zweckmäßig schirmen konnte, da unter rohen, an Krieg und Raub gewohnten Völkern schnelles Recht unumgänglich nothwendig war, wenn Leben und Eigenthum der Staatsbürger nicht jeden Augenblick bedroht seyn sollten. So lange nun diese mit der vollziehenden Macht vereinigte richterliche Gewalt nur vom Fürsten selbst geübt wurde, der auf einem sehr hohen und unabhängigen Standpuncte sich weit weniger veranlaßt fand, dieselbe zu misbrauchen, mochte diese Vereinigung nicht nur nicht drückend sondern in den meisten Fällen selbst wünschenswerth erscheinen. Als sie aber von den Königen mit allen übrigen Zweigen der Staatsgewalt ihren Stellvertretern in den einzelnen Bezirken übertragen wurden, welche hier öfters als Kläger oder Beklagte und Richter zugleich auftreten mußten, da mögen viele Sprüche ergangen seyn, wo Gewalt und Vortheil oder Leidenschaft mehr als Gesetz und Recht zu Rathe gezogen wurden. Solche Umstände mögen dann die Absendung königlicher Sendboten veranlaßt haben, vor deren Richterstuhl die vom örtlichen Beamten Unterdrückten eine Zuflucht finden sollten. Auch fand hie und da durch Zuziehung unabhängiger Schöppen eine Verbesserung statt. Hingegen waren die Gottesurtheile unter verdorbenen Richtern und Priestern ein furchtbares Mittel, das heiligste Recht durch das Blendwerk eines göttlichen Entscheids zu Boden zu drücken. So entstand auch gegen das Ende dieses Zeitraums ein höchst eigenthümliches Verhältniß durch die Absonderung der geistlichen Gerichtsbarkeit, welche ihren Arm mit der Befestigung des Glaubens immer weiter ausstreckte, und bei ihren bessern und mildern Einrichtungen den untern Ständen ihre Entscheidungen willkommner machten als die rohen Aussprüche der weltlichen Gewalt, um so mehr als das unbegränzte Zutrauen der frommen Menge ihnen göttliche Beglaubigung beimaß.

Mit den Staatseinrichtungen mußte das Kriegswesen dieses Zeitraums um so inniger verwandt seyn, als jene während der Dauer der sogenannten Völkerwanderung sich beinahe völlig aus dem letztern entwickelt hatten. Aber die Beibehaltung kriegerischer Aemter und Würden im Frieden und die Verbindung derselben mit bürgerlichen Ehrenstellen waren das Grab der alt-Deutschen Freiheit. Im ältesten Kriegswesen hatte der Grundsatz gegolten, daß jeder freie Grundeigenthümer zu Feldzügen verbunden sey, die in Vertheidigung und Angriff zum Vortheile des Ganzen geschahen. Solche Feldzüge konnten bei den damaligen Verhältnissen nicht von langer Dauer seyn, daher entstanden auch durch die Uebung bestimmte ziemlich beschränkte Begriffe über die Dauer der Zuzugspflicht bei dem Heerbann. Aber bei jenen großen Unternehmungen, welche die Zerstörung des Römischen Reichs zur Folge hatten, konnten sich solche Bestimmungen nicht erhalten. Statt der bisherigen weniger genau abgemessenen allgemeinen Pflichten gegen die ganze Stammesgenossenschaft oder das ganze Volk, hatte man jetzt besondere, viel strenger vorgeschriebene gegen die Häupter, denen im Anfang nach wirklichen Vertragsgrundsätzen auf die ausgedehnteste Weise Folge geleistet werden mußte. Statt für die Gesammtheit zu fechten, kämpfte man jetzt nur für den Vortheil des kriegerischen Hauptes, und, so viel es dieser zuließ, auch für seinen eigenen Nutzen. Der Krieg wurde dem freien Deutschen Manne zum gewöhnlichen Beruf, die alte vaterländische Bedeutung ging unter, ja als in der Folge das Lehenwesen sich seiner Vollendung näherte, kam es so weit, daß der gemeine Krieger zu Erfüllung seiner Eidespflicht gegen einen unmittelbaren Obern, selbst wider Fürst und Vaterland die Waffen ergreifen mußte.

Die Sitte der Zeit war einfach und rauh, aber eben so wenig frei vom Greuel weit verbreiteter Verdorbenheit als ein viel gebildeteres Zeitalter. Gewalt bahnte sich einen sichern Weg durch alle Verhältnisse des Lebens. Die lange Gewohnheit, als Sieger den Schwachen zu berauben, hatte alle Achtung für fremdes Eigenthum erschüttert, welches man durch Uebergewalt dem rechtmäßigen Inhaber entreißen konnte. So langwierige

Kriege und das Beispiel der überwundenen Römischen Einwohner hatten die ältern reinern Sitten der Germanen theils verwildert theils verdorben. Verbrechen und Laster erzeugten ihres Gleichen in einem fort wieder, und die bürgerliche Ordnung wurde besonders gegen das Ende dieses Zeitraums immer lockerer und schwächer, unvermöglicher, diesem Unfug zu steuern. Nur die sinnlichste Furcht vor den Qualen eines künftigen Lebens konnte noch einigermaßen abschrecken, und in so fern kann man diese Furcht und den ganzen sinnlichen Charakter, den der christliche Glaube annahm, als ein Zeitbedürfniß ansehen. Die Priester waren theils selbst von diesem Glauben ergriffen, theils benutzten sie denselben zu Befestigung ihrer Macht, und wußten auf diese und andere Weise ihren Einfluß in allen Verzweigungen des damaligen gesellschaftlichen Zustandes geltend zu machen. Die Wissenschaft war erloschen, oder in einsamen Klostermauern von aller lebendigen Einwirkung auf das wirkliche Thun und Treiben des Zeitalters abgeschnitten. Ueberall herrschten die Gewalt und der Zufall. Die Menschheit wurde von keiner allgemeinen Idee durchdrungen, die sie zu großen und erhebenden Thaten begeistert hätte. Nur aus einzelnen große Männern, wie Karl der Große, Alfred u. s. w. waren, leuchteten solche Ideen wie Blitze hervor, ohne die Mitwelt zu ergreifen. Einen festen Mittelpunct der äußern Staatenverhältnisse gab es daher in diesem Zeitraum nicht. Zwischen den Staaten war, wenn der Ehrgeiz der Herrscher sie nicht in Eroberungskriege verwickelte, wenig Verbindung, sondern jeder mit sich selbst hinlänglich beschäftigt, in den einzelnen Staaten aber kam überall statt der ursprünglichen Freiheit und der festern Einzelherrschaft die lehensmäßige unabhängige Macht der Beamten auf, welche Staaten und Völker in eine unabsehliche Menge von Trümmern zersplitterte.

III. Capitel.

Das eilfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert.

Die drei erſten Jahrhunderte des zweiten Jahrtauſends unſerer Zeitrechnung möchten wohl mit Recht zu den bedeutendſten und gehaltvollſten in der Geſchichte der ganzen Menſchheit gezählt werden; aber im Leben der Europäiſchen Menſchheit muß ihnen denn ohne Zweifel eine der höchſten Stellen angewieſen werden. Am Ende des erſten Jahrtauſends hatte das Chriſtenthum endlich, obſchon in den nordöſtlichen Theilen Europas hie und da noch in heftigem Kampfe mit den eigenthümlichen Gewohnheiten und Anſichten der Völker, dennoch endlich überall Eingang gefunden. Die folgenden Jahrhunderte ſahen die vollendete Entwicklung des katholiſchen Chriſtenthums in ſeiner ſpätern Geſtalt, die Macht des Papſtthums und der Hierarchie auf ihrem Gipfel, das Ritterthum, die Minneſänger, die Kreuzzüge, die Vervielfältigung der Mönchsorden, die Ketzergerichte und neben dieſen Erſcheinungen oder ihnen gegenüber das Lehenweſen in ſeiner beſtimmteſten Ordnung, das Aufblühen ſtädtiſcher Bürgerlichkeit und Unabhängigkeit, ja ſogar die Anfangsgründe ſtändiſcher Freiheit oder ſtaatsrechtlicher Verträge zwiſchen Herrſchern und Völkern. Die Kreuzzüge waren eine eben ſo gewaltige Erſchütterung, als die Völkerwanderung geweſen war, nur daß ihre Folgen nicht ſo unmittelbar in die Augen fallen, daß kein großes Land durch ſie eine neue Bevölkerung erhielt, keine neue Sprache durch ſie in's große Weltleben eingeführt wurde. Aber die Ereigniſſe, welche ſie zum Theil ſelbſt erzeugten, oder welche doch als in inniger Verbindung mit ihnen angeſehen werden müſſen, hatten auf die innere weſentliche Geſtaltung der Völker ſolchen Einfluß, in den

Sprachen fand durch Einwirkung der großen Gährung und ritterlich abenteuerlichen Stimmung der Zeit solche Umwälzung oder Förderung statt, daß in Rücksicht ihrer Ergebnisse die große Welterscheinung in diesem Zeitraume der des frühern wohl verglichen werden mag.

Wie das ganze Mittelalter so sind auch die Kreuzzüge, jene sowohl in ihrem Ursprunge als in Art und Weise ihrer Führung in der Geschichte einzigen Unternehmungen, unendlich verschieden, häufig sehr oberflächlich, meist nach einseitigen oder höchst überspannten Voransichten beurtheilt worden. In einem Zeitalter, wo die höchste Aufgabe der Staatskunst in dem geist- und gemüthlosesten Zahlenmechanismus erreicht schien, und die Unhaltbarkeit vieler morschen Ueberbleibsel des Mittelalters zu den unbilligsten härtesten Aussprüchen über die Zeit ihrer Entstehung verführte, wo jeder Glaube für Heuchelei, jede feurigere Gottesverehrung für Schwärmerei galt, konnten die Kreuzfahrer einzig und allein aus dem Gesichtspuncte schwärmerischer, durch schlauen Pfaffentrug geleiteten Thoren oder heuchlerischer, auf Beute ausgehender Räuber betrachtet werden. Als aber dann in einer wundervoll gährenden Zeit die Gegenwart fast überall so drückend wurde, daß das wärmere Gefühl nur in einem wehmüthigen Rückblicke nach längst vergangenen Tagen oder in einem sehnsuchtsvollen Verlangen, welches über die Schranken des irdischen Daseyns hinausriß, Befriedigung fand; als man einerseits der entnervten, an Körper und Gemüth geschwächten, immer mehr verflachten Menschheit unseres Jahrhunderts die großen, kräftigen Gestalten der Vorzeit entgegenstellte, als die schöne Morgenröthe des sich im achtzehnten Jahrhundert verkündenden höhern Menschensinns durch eben so finstere als blutige Erscheinungen verdunkelt ward, und nun der getäuschte Geist in die Irrgänge der Schwärmerei und einer wundersamen Grübelei und halbsinnlicher Geheimnißsucherei geführt wurde: da erschienen jene abenteuerlichen Glaubenshelden auf einmal wieder im höchsten Glanze beinahe überirdischen Heldenthums. Man vergaß die Treulosigkeit und Gemeinheit so Vieler, die Greuel der Glaubensschwärmerei und alle die widrigen Auftrit-

te, welche sie begleiteten, um nur die erhabene Siegespalme frommer und ritterlicher Glaubenskämpfer im Auge zu behalten. Je ungleicher und rücksichtsloser aber die Urtheile über jene große Weltbegebenheit ausfallen, desto wichtiger wird eine tiefere Betrachtung ihrer nähern und entferntern Folgen.

Auch die Griechen hatten solche große und abenteuerliche Volks-Heldenthaten unternommen wie den Raub des goldenen Fließes und die Rache wegen des durch Entführung der schönen Königin verletzten Gastrechts, und hätten wir über jenes der Dichtung anheimgefallene dunkle Zeitalter auch nähere geschichtliche Berichte, so würden wir in denselben über die spätere Entwicklung der innern Staats- und gesellschaftlichen Verhältnisse des alten Griechenlands manchen bedeutenden Aufschluß finden. Aber jene seltsamen Züge waren nur Aufregungen eines einzelnen, obgleich mannigfaltig unter sich getheilten Volks, während die Kreuzfahrten alle Schranken des Volksthums überschritten, und die Anhänger des christlichen Glaubens aus allen Ländern Europas bald unter den Bannern ihrer Fürsten bald auch sonst an das Grab des Gekreuzigten hinrissen. Sie begannen in einer Zeit, wo sich mit den auswärtigen Verhältnissen der Staaten gegen einander noch ein allgemeines Schwanken und Regellosigkeit zeigte, die Staaten selbst aber im Innern durch das Lehenssystem in eine unabsehbare Menge kleiner unbedeutender Herrschaften zersplittert waren, in denen Alles auf den untersten Stand drücken mußte. Bürgerfreiheit war hie und da kaum noch bemerkenswerth, Jeder in seine beschränkte Oertlichkeit so hart eingezwängt, daß jedes Fortschreiten auf Jahrhunderte vereitelt schien. In solch drückendem Zustande sinnlicher und geistiger Beengung stand die Europäische Menschheit, als der Alles begeisternde Ruf des heiligen Vaters und einiger eifrigen Glaubensprediger im Abendlande erscholl. In ganz Europa war die Bewegung fast allgemein, die starren Verhältnisse wurden erschüttert, aus der gewaltigen Reibung entwickelten sich neue, im frühern Leben kaum geahnte Kräfte mitten unter den widrigsten Erscheinungen der Rohheit und Glaubensschwärmerei. Menschen aller Völker und Stände vereinten sich zu einem gemeinsamen

Zwecke, den sie wenigstens äußerlich verfolgen mußten, wenn er auch in ihrem Herzen nicht tief eingeprägt seyn mochte. Die Unterscheidungen, die scharfen Eigenthümlichkeiten der Städte und Völker schwanden oder verwischten sich. Der Blick wurde erweitert und an größere Lebenserscheinungen und Verhältnisse gewöhnt, die zwar vorerst nur einen gewaltigen Rausch, aber dann bald darauf das Erwachen eines neuen Zeitgeistes zur Folge hatten, in welchem Verstand und Vernunft nun endlich ebenfalls ihre Rechte geltend zu machen wußten.

Die Päpste waren es, welche die große Weltunternehmung zu Stande brachten, die ihr durch Gregors VII. Sieg über die weltliche Macht so sehr gesteigertes Ansehen auf den höchsten Gipfel erhob. Die Geschichte jenes merkwürdigen Kampfes, mit welchem dieser Zeitraum begann, und in dem der heilige Stuhl theils durch glückliches Zusammentreffen der Umstände, theils durch das Hervortreten eines in der Geschichte einzigen Mannes so unvergleichliche Vortheile errang, ist in frühern Büchern erzählt. Hieher gehört nur das wichtige Ergebniß, daß die Päpste durch den für sie so glücklichen Ausgang des Investiturstreits gegen die weltliche Macht in die glänzendste Stellung traten, während auch durch die rücksichtslose Behauptung der priesterlichen Eheloſigkeit die kirchliche Hierarchie in sich selbst vollendet ward. Solche ungeheure Macht zu behaupten, ja in der Zukunft noch in's Unendliche auszudehnen, boten sich die Kreuzzüge als ein treffliches, lang ersehntes Mittel dar. Der Glaube an des Papstes Macht, mit Anweisungen auf ein künftiges Leben zu lohnen, stand mit dem damaligen Zeitgeiste in dem vollkommensten Einklang. Und da sich auf diese Weise die Schatzkammer nie erschöpfte, aus welcher der heilige Stuhl die ihm geleisteten Dienste bezahlte, so kannte auch seine Macht keine Gränzen. Die Möglichkeit, diejenigen, welche durch Geist und Ansehen den Anmaßungen Roms gefährlich werden konnten, in ein fernes Land unter den Drang einer unabsehbaren Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren zu schicken, bot Vortheile dar, deren sich selten andere Gewalthaber zu erfreuen hatten. Nie stand ein Weltoberer so hoch wie die Päpste in dem frühern Theile dieses Zeit-

aums, aber der Umstand, daß sie über den Mitteln den Zweck ller irdischen Höhe vergaßen, daß sie eine Herrschaft, welche urch Besiegung der kräftigsten geistigen Elemente einer Zeit erungen war, nur durch Erstarrung und Lähmung behaupten wollen, stürzte sie eben so schnell und unerwartet wieder herab, als ie sich vorher hinaufgeschwungen hatten. Selbst der fieberische Rausch, der die Menschen unter die Kreuzesfahnen trieb, und er seiner Natur nach bald verfliegen mußte, sobald man wieder zur ruhigen Besinnung kam, trug, als man aus der Betäubung zu erwachen anfing, eben so viel zum Sturze bei, als er zum glänzenden Emporsteigen mitgewirkt hatte. Dieser Veränderung in den Begriffen konnte der heilige Stuhl nur durch kühnes Fortschreiten auf einer neuen Bahn im Geiste einer sich allmählig umgestaltenden Zeit zuvorkommen. Noch lange würden die Völker den geistlichen und in diesem Falle auch geistigen Machthaber gesegnet haben, der sich der allgemeinen Sache der Menschheit mit Entschlossenheit und Nachdruck gegen die einreißende Zwangsherrschaft der Fürsten und örtlichen Großen angenommen hätte. Nicht leicht konnte für den heiligen Stuhl ein schönerer und zugleich vortheilhafterer Standpunct aufgefunden werden. Im Bunde mit den Besten, Kräftigsten und Geistreichsten jeder Zeit hätte jeder geistige Fortschritt der Europäischen Menschheit einen neuen Grundpfeiler zu seiner Macht herbeigetragen, welche stets verjüngt trotz allem Wechsel der Zeiten in immer neuem Glanze aufgetreten wäre als kräftiger Anwald und Schirmherr allgemein menschlicher Entwicklung und Bildung, alles Beengende der Staatsgewalt überschreitend. Aber weit entfernt auf einer so ruhmvollen Bahn fortzuschreiten, die unter veränderten Verhältnissen die einmal errungene Macht durch das stürmische Andringen der Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten haben würde, ergab sich der heilige Stuhl den einmal festgesetzten Begriffen so rücksichtslos und unbedingt, er bot, als der Einfluß der Zeit auf dieselben mit jedem Tage fühlbarer wurde, so gewaltige Mittel auf, sie in ihrer ganzen Starrheit und Unangemessenheit zu behaupten, daß er alle Grundstoffe des öffentlichen Lebens, Fürstengewalt, Adelsmacht und Bürgerfreiheit, ja einen großen

und bedeutenden Theil der Geistlichkeit selbst gegen sich verbinden, und unter ihren vereinten Streichen dann von der alten Höhe wieder herunterſinken mußte. In den Kreuzzügen wurde wie in den frühern Heiden- und Sachsenbekehrungen religiöse Unduldsamkeit zur Christenpflicht gemacht, nur daß man in diesen ältern Unternehmungen doch wenigstens den Versuch einer gütlichen Umwandlung derselben, also eine Wohlthat für sie, im Auge hatte, während es bei den Kreuzfahrten nicht auf die Belehrung sondern auf die Ausrottung der Ungläubigen abgesehen war. Und doch mochte ungeachtet des Glaubens der Zeit, in mancher gefühlvollen Seele ein Zweifel entstehen über die Rechtmäßigkeit solcher Verfolgungen und ihre Würdigung von dem Höchsten. Allein solche Gedanken wurden erstickt von der Trauer über die Verunreinigung des Grabes Christi und dem Haß gegen das ungläubige ferne blutdürstige Volk der Saracenen. Als aber der heilige Stuhl auch gegen gläubige Fürsten und Völker mitten in Europa das Kreuz ertheilte, weil sie in irgend einem Puncte der Zwangsherrschaft der Kirche den Gehorsam versagten, als raubgierige Krieger dieses Kreuz mit Eifer ergriffen, um schuldlose Menschen mit Verheerung, Plünderung, Mord und Brand zur Rechtgläubigkeit zu zwingen, und als die Greuel der Verfolger eben so sehr wie die Unschuld und Sittlichkeit der Verfolgten zum Himmel schrie: da mußte die Kreuzesfahne in den Augen aller wahren sinnigen Christen ihre Weihe verlieren, und der Mißbrauch derselben dem Haupte der Christenheit zum bittersten Vorwurfe gereichen. Vergebens suchte man von Rom aus die Herrschaft der alten Begriffe durch Bettelmönche und Ketzergerichte aufrecht zu erhalten, die Mittel wurden so gehässig, als der Zweck selbst es seyn mußte, und als dann gegen das Ende dieses Zeitraums die königliche Gewalt in Frankreich auf dem allmähligen Umsturze des Lehenwesens ihre furchtbare Unumschränktheit begründete, wurden die Anmaßungen der Päpste auf eine so nachdrückliche Art zurückgewiesen, daß ihre Macht in ihren festesten Grundpfeilern erschüttert ward.

Nie waren die beiden angesehensten Machthaber der Christenheit, die Angel, um welche sich alle öffentlichen Bewegun-

gen und Ereigniſſe drehten, in ſo offenbarem und hartnäckigem Kampfe wider einander als während dieſes Zeitraums. Aber der langwierige Kampf endete nicht wie gewöhnlich mit einer aufrichtigen Verſöhnung oder der Unterdrückung des Einen noch einem glänzenden Siege des Andern; vielmehr hatten am Ende des dreizehnten Jahrhunderts beide ſchwere Wunden erhalten, an denen ſie unter dem Drange der Umſtände zu verbluten Gefahr liefen, wenn nicht neue, auf ganz andere Verhältniſſe paſſende Heilmittel angewendet wurden, vermittelſt deren man noch früh genug einem völligen Umſturze vorbeugen konnte. Die Sächſiſchen Kaiſer hatten zwar als kräftige und hochſinnige Fürſten großen Ruhm erworben, aber nichts deſto weniger das Reich in einer ſehr bedenklichen Lage hinterlaſſen. Der äußere Glanz, mit welchem daſſelbe in dem großen Europäiſchen Völkerleben auftrat, war keineswegs verdunkelt, aber deſto tiefer und verderblicher nagte der tödtliche Wurm der Fürſtenmacht an der innern Kraft und Feſtigkeit deſſelben. Der Fränkiſche Königsſtamm übernahm das Scepter unter ſehr günſtigen Ausſichten in Betreff der äußern Macht. Konrad trat zwar von freien Stücken an Dänemark das jenſeits der Eider gelegene Schleswig ab, welches ohne große Beſchwerde für das Reich nicht zu erhalten war, aber mehr als reichlich wurde daſſelbe dafür durch die Erwerbung des Burgundiſchen Reichs entſchädigt, welches nun endlich dem Kaiſer Konrad und durch ihn dem Deutſchen Reiche anheim fiel, dem es urſprünglich auf keine Weiſe zugedacht geweſen war. Dieſe wichtige Erwerbung im Mittelpuncte von Deutſchland, Frankreich und Italien konnte für des Reiches Uebergewicht die entſcheidendſten Folgen haben. Aber Heinrichs IV. unglücklicher Kampf gegen den heiligen Stuhl und die Fürſten, der demüthigende Auftritt zu Canoſſa, die Gegenkaiſer in Deutſchland u. ſ. w. mußten den alten Glanz, der die Kaiſerkrone umſtrahlt hatte, wohl in Nebel verhüllen. So endigte die Herrſchaft der Fränkiſchen Kaiſer, ohne daß ſie dem Gang der Dinge in Deutſchland, den die immer feſter begründete Fürſtengewalt begünſtigte, kräftigen Widerſtand hätten entgegenſetzen können, und da die Fürſten zu ſolcher Unab-

hängigkeit gelangten, daß ſie den Kaiſern ſelbſt den lehenspflichtigen Zuzug verweigern durften, oder doch wenigſtens nicht ordentlicher Weiſe dazu angehalten werden konnten, die Könige oder Kaiſer in ihren Unternehmungen nachdrücklich zu unterſtützen, ſo mußte allmählig auch die äußere Macht verfallen. Das Schwankende in der Thronfolge und die Nothwendigkeit, in der ſich Deutſchlands Oberherren durch das ſtufenweiſe Abnehmen der mit der Krone unmittelbar verbundenen Hülfsmittel fanden, ſich eine Hausmacht zu gründen, trennte den perſönlichen Vortheil des Kaiſers gänzlich von dem des Reichs, und war Schuld daran, daß beide ſich völlig vernachläſſigten. Selbſt die großen Hohenſtaufiſchen Kaiſer, welche dem Fränkiſchen Hauſe folgten, und deren hoher, von den Zeitereigniſſen ſo gewaltig aufgeregter Sinn ihrem Jahrhunderte einen ſo tief bedeutenden Charakter gaben, machten hierin keine Ausnahme. Ritterlich fochten ſie an der Spitze vaterländiſcher Krieger am heiligen Grabe und jenſeits der Alpen. Aber der Verwirklichung ihrer großen Entwürfe in Italien widerſetzte ſich eine höhere Macht, und Deutſchlands Anſehen und Kraft ward ungeachtet des Ruhms, der unter der Herrſchaft der hochſinnigen Fürſten auf die Deutſchen zurückſtrahlte, dennoch nicht gehoben. Schon unter den Fränkiſchen Kaiſern konnte das Recht der Oberlehensherrſchaft über Polen, welches freilich nur locker und nicht in der Natur der Dinge oder dem natürlichen Verhältniſſe der Völker gegründet war, nicht mehr behauptet werden. Im Uebrigen blieben des Reiches Gränzen immer noch unverſehrt, denn keiner der Nachbarn war für den Augenblick gefährlich. Dem Anſehen der Kaiſer unter den Europäiſchen Fürſten ſchienen zwar die Kreuzzüge vortheilhaft zu ſeyn, denn keine glänzendere Gelegenheit konnte ein ritterlicher Fürſt finden, ſich an die Spitze aller Tapfern Europas zu ſetzen und auf dieſe Art die Meinung durch die That zu beſiegeln. Aber dieſe erhabene Stellung wurde den Deutſchen Kaiſern bald durch andere ehrgeizige Fürſten, Könige von England und Frankreich ſtreitig gemacht, die das weltliche Haupt der Chriſtenheit, wo ſie mit ihm zuſammentrafen, nicht mehr als ſolches anerkennen wollten, hätten ſie auch über der

ſtolzen Weigerung die heiligen Zwecke ſelbſt ſcheitern laſſen ſollen. Selbſt auf jenen abenteuerlichen Zügen wurde ihnen alſo der an ſich mit keinen andern wirklichen Rechten verbundene Vorrang verſagt, um wie viel mehr denn wo es in den gewöhnlichen Staatsverhandlungen um wirkliche Leiſtungen zu thun geweſen wäre. Und da während ſeines Aufenthalts im gelobten Lande die gemeinſamen Angelegenheiten des Reichs noch überdem vernachläſſigt wurden, oder in die Hände derer geriethen, deren Vortheil mit dem Wohl des Ganzen am unverträglichſten war, ſo können wir die Kreuzfahrten ohne Zweifel zu den bedenklichſten Ereigniſſen für kaiſerliche Macht und kaiſerliches Anſehen in Europa zählen, ob ſie gleich zu den vortheilhafteſten gehören konnten, wenn das Schickſal die Kaiſer zu einem kräftigen Verſuche geleitet hätte, dieſelben zu folgerechten Staatszwecken zu benutzen. Daher wurde die kaiſerliche Macht in dieſem Zeitraume nur den kleinen Italiſchen Fürſten und Freiſtaaten gefährlich, deren Kräfte ſelbſt mit der bloßen Hausmacht der Kaiſer als Erbfürſten beſchränkter Länder in keine Vergleichung kam. Europäiſche Könige hingegen fürchteten ſie nicht mehr. Nach dem Untergange des Hohenſtaufiſchen Hauſes aber wurde Deutſchland mehr auf ſich ſelbſt beſchränkt, die Fürſtenmacht immer bedeutender, und das kaiſerliche Anſehen je länger je mehr zu einem leeren Gepränge hinuntergeſetzt.

Frankreich, Deutſchlands weſtlicher Nachbar, hatte während des eilften Jahrhunderts noch keine ſolche innere Feſtigkeit erreicht, um als großes Ganzes aufzutreten und der Macht oder gar der Selbſtſtändigkeit anderer Völker gefährlich zu werden. Die Capetingiſchen Könige ſuchten vor allem die Herrſchaft ihrem Stamme zu verſichern. Im Innern hatten ſie einen hartnäckigen Kampf mit den großen Lehensträgern zu beſtehen, von denen mehrere ihnen an Macht und Einfluß wenig nachſtanden. Beſonders wurde der Umſtand bedenklich, daß ein kühner und geiſtreicher Herzog der Normandie die Krone von England errang, welches Verhältniß, wenn es fortbeſtehen ſollte, eine gewitterſchwangere Zukunft verkündete. Aber im großen Europäiſchen Völkerleben glänzt Frankreich am Ende des eilften Jahr-

hunderts am meisten durch das „Gott will es" der Versammlung von Clermont, wo aus seinem Schooße eine Erschütterung hervorging, deren langwierige Schwingungen im ganzen christlichen Abendlande neue Eigenthümlichkeiten aufregen sollten. Ueber Italien übte Frankreich keinen Einfluß, wenigstens über das nördliche nicht. Die Wahlkrone der Lombarden oder Italiens war meistentheils mit der Römisch-Deutschen Königs- oder Kaiserkrone verbunden. Um den mittäglichen Theil und die Inseln stritten sich Griechen und Saracenen, bis endlich das Schwert kühner Normännischer Abenteurer daselbst eine neue Herrschaft gründete, an welche der heilige Stuhl in seinem Widerstreben gegen die Deutschen Kaiser sich anlehnen mochte. Allein mit der neuen Herrschaft gründeten sie auch eine neue Volksthümlichkeit, und mit Frankreich, mit dem sie schon in der Heimath in weniger Verbindung gelebt hatten, fand von da an wohl kein regelmäßiger Verkehr mehr statt, so daß auch dieses kein eigentlicher Einfluß genannt werden kann. Im Norden fing Venedig an seine Kräfte zu fühlen. Im Allgemeinen aber fand in Italien überall Auflösung der großen Feudalfürstenthümer in kleinere statt, und so ward in allen Theilen ein reges Leben vorbereitet. Auf der Pyrenäischen Halbinsel gerieth im zehnten Jahrhunderte die Herrschaft der Mauren in Verfall, und die drei christlichen Reiche Navarra, Castilien und Arragon stärkten sich auf allen Seiten: nur ihre Kämpfe unter sich konnten den gänzlichen Untergang der Araber verzögern. Im äußersten Westen ward die Grafschaft Portucallia gegründet. Nur einmal erhoben die Spanier einen Castilischen König zur Kaiserwürde in der Absicht, ihm die Leitung aller Kräfte des Spanischen Volkes zu vertrauen. Allein solche Begeisterung war nur vorübergehend, die alten Streitigkeiten wurden bald wieder erneut. Mit dem übrigen Europa lebten die Spanier in keinem bedeutenden Verkehr. Die Brittischen Inseln, aber besonders England geriethen unter die furchtbare Zwangsherrschaft der Dänen, welche für das Angelsächsische oder Englische Volk mit der traurigsten Erniedrigung verbunden war. Doch blieben in Schottland und Ireland Stämme in ruhmvoller Unabhängigkeit. Aber für das durch so lange

und so drückende Unfälle tief gebeugte Englische Volk war die Erfrischung, welche durch die Normännische Eroberung statt fand, durchaus nothwendig, wenn es sich wieder erheben sollte. Allein der Umstand, daß die Könige von England nichts desto weniger Herzoge der Normandie blieben, lenkte die Thatkraft des neuen Volks auf einen unnatürlichen Weg. In den Scandischen Reichen sah die erste Hälfte des eilften Jahrhunderts die Herrschaft des gewaltigen Knut über Dänemark, Norwegen und England, die sich aber nach seinem Tode allmählig wieder auflöste. In allen drei Reichen war die Thronfolge sehr schwankend, und daher erneuten sich daselbst die Kriege in einem fort. Aber seit das Christenthum sich ungeachtet alles Widerstandes befestigt hatte, traten die Scanden in nähere Verbindung mit andern Völkern, von denen sie bisher nur als gefährliche Räuber gekannt waren. Die Polnischen Herzoge, noch im Anfange des eilften Jahrhunderts von den Deutschen Kaisern oft tief gedemüthigt, erhoben sich gegen das Ende desselben zu größerer Kraft, deren Entwicklung indessen auch Theilung ein gewaltiges Hinderniß in den Weg legte. Gegen die benachbarten kleinen Völkerschaften im Norden scheinen mehr Raub- als Eroberungszüge statt gefunden zu haben, wenigstens waren die Siege kriegerischer Fürsten nicht von erheblichen Folgen. Mit furchtbarer Kraft würde bereits damals Rußland gegen seine Nachbarstaaten aufgetreten seyn, wenn es nicht Wladimir der Große durch neue Trennung geschwächt hätte. Dessenungeachtet gründeten Russische Fürsten zu Halitsch und Wladimir Herrschaften, und auch Esthland mußte den Russen huldigen. Aber die Uneinigkeit der Russischen Fürsten machten sich die Cumaner zu Nutzen, jene auf allerlei Weise zu demüthigen. In Ungern regte sich ein kräftiger volksthümlicher Geist. Ungeachtet langwieriger Bürgerkriege und wiederholter Theilungen wurde der Ungrische Volksruhm aufrecht erhalten und der Ungrische Einfluß über die mittäglichen Slavischen Völker gegen die Adriatische See hinausgedehnt, und selbst gegen Venedig und Constantinopel mit Vortheil behauptet. Zu Byzanz kämpfte hie und da ein kräftiger Kaiser wider den Einfluß der Weiber und Ver-

schnittenen. Gegen die nordischen Nachbarn ward mit abwechselndem Glücke gekämpft. Aber in Kleinasien zeigte sich ein bedenklicher Feind in den Seldsukischen Türken, deren Seemacht die Hauptstadt selbst bedrohte. Auch der feurige Angriff des Normännischen Robert schien dem Byzantinischen Reiche in seinem Herzen selbst den Untergang zu drohen. Aber von den Kreuzzügen erhielt des Kaisers Alexius schlaue Gewandtheit großen Vortheil: die erste dieser Unternehmungen verjüngte den alternden Staat wieder um Jahrhunderte. Wäre die Gewandtheit mit gleicher Kraft gepaart gewesen, so möchte vielleicht ein neues Leben begonnen worden seyn. Die Errichtung eines neuen Königreichs im heiligen Lande endlich, welches der Lohn der ritterlichen Tugenden Gottfrieds von Bouillon wurde, trug für die abendländischen Staatsverhältnisse wenig aus, als daß von den Kühnsten und Unruhigsten viele über's Meer in den fernen abenteuerlichen Staat hinzogen, sich daselbst ein den feurigsten Einbildungen entsprechendes Glück zu gründen.

Mit dem zwölften Jahrhunderte trat endlich die glänzende Periode des durch Frauenliebe und Minnesängerei begeisterten Ritterthums ein, und alle höhern Stände des südwestlichen Europas wurden von einer Stimmung durchdrungen, welche sie zu Thaten trieb, deren Zweck zu den eigentlichen Staatsverhältnissen in keiner Beziehung stand. Schwärmerische Unternehmungen, große glänzende Ritterzüge im Morgen- oder Abendlande, denen die Abenteuerlichkeit den größten Reiz verlieh, ohne große nachwirkende Folgen, gehörten zu den Lieblingsbeschäftigungen dieses Zeitalters. Zwar machte hie und da der tiefer Denkende eine Ausnahme, und erhielt desto größere Vortheile, je weniger die blinder Begeisterung folgende Menge seine Wünsche ahnte oder ihrer Erzielung zu widerstreben sich die Mühe nahm. Aber die meisten fühlten bloßen Thatendurst ohne höhern Zweck; und darum läßt sich auch im zwölften Jahrhundert noch wenig Zusammenhang in den Staatsverhältnissen der Europäischen Länder und Völker erkennen. Frankreich fand sich durch die beständigen schweren Händel mit England von dem übrigen Euro-

ie getrennt, und konnte, da es alle ſeine Kräfte für jenen
ieſenkampf aufbieten mußte, keinen Einfluß in andern Händeln
ehaupten. Freilich wurde der ſchwere Krieg bisweilen durch
ie Kreuzfahrten der Könige und durch vorübergehende Verträge
nterbrochen. Aber ſeitdem Ludwig VII. ſeine leichtſinnige Ge-
ahlin mit ihren ſchönen Ländern dem Könige von England ab-
etreten hatte, ward die Lage der Dinge ſo geſpannt und unnatür-
ch, daß der Knoten nur mit dem Untergange der einen Partei ge-
ßt werden zu können ſchien. Aber der König von Frankreich fand
ei ſeinen großen Lehensträgern ſchwache Unterſtützung, denn die
Macht des Engliſchen Fürſten hielten ſie für eine Stütze der eigenen
Unabhängigkeit. Italien ſchien eine Zeit lang völlig der Uebermacht
er Deutſchen Kaiſer preis gegeben, wider deren Einfluß der hei-
ige Stuhl mit weltlichen und geiſtlichen Waffen geſchützt, und
mit den Normänniſchen Herrſchern der beiden Sicilien verbun-
en, ſich nicht ohne Anſtrengung aufrecht erhielt. Hätten die
Deutſchen Kaiſer in ihrem Vaterlande eine ihrer Würde entſpre-
hende Gewalt beſeſſen, ſo ſieht man nicht ein, wie Italien dem
raurigen Schickſale, eine Deutſche Provinz zu werden, hätte
ntgehen mögen. Aber zum Glück für Italiſche Volksthümlich-
eit, die ſich bald nachher auf ihre eigene Art entwickelte, traten
ie Deutſchen Kaiſer auf Italiſchem Boden nie anders als wie
ewaltige Abenteurer auf, deren Kräfte eben ſo ſchnell dahin
chwanden, als ſie in glücklichen Augenblicken zuſammengerafft
aren. Der Tag von Legnano vereitelte die großen Entwürfe der
Schwäbiſchen Kaiſer auf immer, und wenn ſie ſpäter auch noch
urchtbar auftraten, ſo war es doch nicht mehr in ſo weit aus-
ehendem Sinne. Heinrichs ungeheure Herrſchaftsplane endig-
en mit der Erwerbung der Krone beider Sicilien, das große
Kaiſerhaus ſank zum Italiſchen Fürſtenhauſe herab. Auf den
Trümmern der alten Herrſchaften erhob ſich überall die Bürger-
reiheit. Aber am lebendigſten griffen in das große Völkerleben
ie Seeſtädte Genua, Venedig, Amalfi, Piſa ein durch ihre Theil-
ahme an den Kreuzzügen und durch Benutzung der trefflichen
Gelegenheit, ihr Seeweſen zu erheben. Hier gründete Venedig
ine Macht, welche mit der Macht der Könige wetteifern ſollte.

Die Pyrenäiſche Halbinſel wurde durch die Kreuzzüge in nähere Verbindung gebracht. Beſonders fanden die Franzöſiſchen Kreuzfahrer hier Gelegenheit, in der Nähe der Heimath gegen die Feinde des Glaubens zu fechten. Auch Krieger von andern Völkern trugen zu Schiffe zur Eroberung der Seeplätze bei. Deſſenungeachtet drohte die Uneinigkeit der chriſtlichen Fürſten, auch den nördlichen Theil der Halbinſel von neuem der Kühnheit der Araber preis zu geben, und das zwölfte Jahrhundert war in dieſer Beziehung für die chriſtlichen Spanier ungleich weniger rühmlich, als es das eilfte geweſen war. Auch die nach dem Siege von Urique geſchehene Erhebung zur Königswürde der Herrſcher von Portugal und die in Folge deſſelben mit dem heiligen Stuhl angeknüpften beſondern Verhältniſſe mochten der Eintracht der Spaniſchen Fürſten ſchwerlich günſtig ſeyn. England trat in den großen Weltangelegenheiten des Zeitalters ſeit dem zwölften Jahrhundert auf jede Weiſe bedeutender auf. Seit Heinrichs Heirath mit der leichtſinnigen Erbin des Guienneſchen Hauſes ſchien dem neuen Königsſtamme der Plantagenet die Herrſchaft über Britannien und Frankreich nicht mehr entgehen zu können, und Richard Löwenherzens Waffenthaten am heiligen Grabe ſtellten das Engliſche Ritterthum ungemein hoch in der Achtung der Zeitgenoſſen. Wales verlor immer mehr von ſeiner Unabhängigkeit. Ireland hingegen wurde mit päpſtlicher Erlaubniß unter dem Vorwande, den ächten Glauben daſelbſt einzuführen, der Engliſchen Krone unterworfen. Nur Schottland wurde aus einer ſehr bedenklichen Lage durch den Umſtand gerettet, daß England in andere ungeheure auswärtige Unternehmungen verwickelt war. Auch die kriegeriſchen Scandier hatten im Innern ihrer Reiche genug mit ſich ſelbſt zu thun. Die Thronfolge war daſelbſt auf keine Weiſe beſtimmt. Sie erhielt ſich zwar in der Regel bei demſelben Fürſtenſtamme mit Ausnahme von Schweden, wo die beiden Häupter Swerker und Bonde auf die wunderbarſte Weiſe mit einander wechſelten. Aber unter den einzelnen Fürſten des herrſchenden Stammes fanden unaufhörliche Kämpfe ſtatt, die ſich bald mit Entthronungen bald mit Theilungen endigten. Obſchon die Scandiſchen Völker noch Heiden

genug in der Nähe gefunden hätten, so sah man doch auch ihre Banner am heiligen Grabe wehen. Sonst kamen nur die Dänen durch ihre Händel mit ihren kriegerischen mittäglichen Nachbarn, mit dem übrigen Europa, im eigentlichen Sinne in Berührung. Die Polnische Herrschaft wurde im zwölften Jahrhundert mehr nach Osten gedrängt. Um die Mitte desselben mußten Wladislavs von den Hohenstaufen unterstützte Söhne mit Abtretung von Schlesien befriedigt werden, und die Herzoge dieses Landes suchten sich von da an immer mehr an Deutschland anzuschließen. Gegen die heidnischen Bewohner der Ostseeküste wurden Kreuzzüge unternommen. In Livland waren die Bekehrungsversuche gegen das Ende dieses Jahrhunderts glücklicher als in Preußen. Rußlands Zersplitterung in kleine Fürstenthümer lähmte die Kraft des Volks auf Jahrhunderte. In den Kriegen mit den Nachbarn wurde der Russische Waffenruhm behauptet, aber im Ganzen blieben diese Kämpfe doch ohne Folgen. Auch Ungern war, obgleich nicht wie Rußland durch Theilungen geschwächt, doch wegen öfterer Streitigkeiten über die Thronfolge häufig genug mit sich selbst beschäftigt. Mit Rußland kämpfte man um Halitsch und Wladimir. Ungern errang zwar die Oberlehensherrschaft über diese Fürstenthümer; aber im Grunde war eigentlich damit wenig gewonnen. Ungleich wichtiger waren für dasselbe die Erweiterungen nach Süden, welche es sich jetzt vorzüglich angelegen seyn ließ. Noch einmal schien ein Fürst wie Johann Comnen edel und ausgezeichnet unter den Herrschern aller Zeiten den alternden Byzantinischen Kaiserstaat körperlich und geistig wieder verjüngen zu wollen, und auch unter seinem menschlich nicht so hoch stehenden Sohne Alexius wurde noch eine gewisse Würde behauptet. Aber von da an bis an das Ende des zwölften Jahrhunderts traten die sprechendsten Merkmale unaufhaltbaren Verfalls ein und Alles bereitete sich zu jener wunderbaren Erscheinung des Lateinischen Byzantinischen Kaiserthums, die man im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts sehen mußte. Mit den Kreuzfahrern hatte der Hof von Constantinopel immer in einem sehr zweideutigen Verhältnisse gestanden. Doch hatten sie ihm wenigstens vor den Türken

Ruhe verschafft, wenn er auch über ihre eigenen Absichten in der Zukunft nicht ohne Besorgniß seyn konnte.

Im dreizehnten Jahrhundert starb allmählig die Begeisterung, welche die abendländischen Ritter seit dem Schlusse des eilften schaarenweise zu Erkämpfung des heiligen Grabes in's Morgenland geführt hatte. Der brennende Thatendurst, der früher dahin lockte, war gelöscht. Man fing wieder an, seinen Arm lieber zu nähern verständigen Unternehmungen zu brauchen. Dazu kam noch, daß das früher nur im Morgenlande zu erwerbende Verdienst jetzt auch häufig weit näher und auf eine in irdischem Sinne weit vortheilhaftere Weise errungen werden konnte. Aber die Eroberung von Constantinopel und die rechtgläubigen Verwüstungen des mittäglichen Frankreichs verdunkelten den Schimmer, der bis jetzt von der Kreuzesfahne zurückstrahlte. Es mußte am Ende noch löblicher scheinen, wenn man sein Schwert in rein weltlichen Fehden zog, und sie über die Beweggründe dazu offenherziger aussprach. Das dreizehnte Jahrhundert sah den Untergang des Hohenstaufischen Hauses in Deutschland und Italien und mit ihm den eigentlichen Tod des gemeinsamen öffentlichen Staatslebens in Deutschland. Dieses in seine zahllosen Einzelstaaten zerfallende Reich war von da an nicht mehr geeignet, in dem großen Europäischen Völkerverkehr auf eine selbstständige Weise aufzutreten, und hatte daher auf die andern Staaten eigentlich keinen thätigen unmittelbaren Einfluß mehr. Frankreich hatte sowohl an innerer Einheit und Festigkeit als an äußerer Kraft unendlich gewonnen. Philipp Augusts Verurtheilung des elenden Königs Johann von England und die darauf erfolgte rasche Eroberung der Normandie von Anjou, Maine, Touraine und einem großen Theile von Poitou gaben der Krone Frankreich ein ganz anderes Gewicht. Durch Englische Misvergnügte schien sich sogar eine Aussicht auf England selbst darzubieten. Auch seine Nachfolger vereinigten eine Menge von Lehen wieder mit der Krone. Mit Arragon wurde ein glücklicher Tausch von Barcelona, Roussillon und Cerdagne gegen einige Ländereien in südlichen Frankreich getroffen. Der Kreuzzug gegen die Albigen-

ser mochte zwar in mannigfacher Beziehung für Frankreichs Unabhängigkeit bedenklich erscheinen; die Folgen waren zuletzt doch zu Gunsten der königlich Französischen Macht. Am Schlusse dieses Zeitraums bemächtigte sich noch Philipp der Schöne durch List eines bedeutenden Theils von Guienne und der Grafschaft Flandern. Mit Italien kam Frankreich durch den Französischen Prinzen in Verbindung, den der Papst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts auf den Thron von Neapel rief. Die erste Hälfte desselben hatte die letzten Versuche der Hohenstaufen zu Gründung eines gewaltigen Reichs gesehen, welches in Europa die blühenden Zeiten des großen Römischen erneuern sollte. Aber Alles war gescheitert. Mit den Hohenstaufen gingen jene früher aufgezwungenen Verhältnisse Italiens gegen Deutschland zu Grunde, und dem schönen Lande, dem geistreichen Volke jenseits der Alpen ward nun eine freie eigenthümliche Entwicklung gestattet, welche auf die später in ganz Europa herrschenden politischen Begriffe einen so außerordentlichen Einfluß gewinnen sollten. Mit Ausnahme Neapels, von welchem durch die Sicilianische Vesper Sicilien zu Gunsten des Arragonischen Hauses abgerissen wurde, des Kirchenstaats und der sich immer mehr vergrößernden Herrschaften des Hauses Savoyen blieb in ganz Italien kein bedeutendes Fürstenthum mehr. Auf den Trümmern der zu leeren Titeln gewordenen Herzogthümer und Grafschaften des nördlichen und mittlern Italiens waren überall freie bürgerliche Gemeinen entstanden, innerlich voll gährender Stoffe, aber nach außen hin häufig mit Kraft und Klugheit handelnd. An der See erhoben sich Staaten, welche wie Venedig, Genua, Pisa, bereits in den großen Europäischen Weltbegebenheiten auf eine sehr bedeutende Weise Theil nahmen. So war Venedig bei der Eroberung von Constantinopel und der darauf folgenden Gründung des Lateinischen Kaiserthums auf die glänzendste Weise aufgetreten. Italien war von fremder beengender Vormundschaft befreit. Ein wunderbares Staatengewebe bildete sich daselbst, beinahe eben so mannigfaltig als das ganze übrige Europa. Die beständige Berührung mit Nachbarstaaten reifte den politischen Blick. Die Bürger der Italischen Ge-

meinwesen gehörten bald zu den sinnreichsten Staatsmännern aller Zeiten. Jenseits der Pyrenäen holten die christlichen Spanier tüchtig nach, was sie im zwölften Jahrhundert versäumt hatten. Aber die Herrscher von Leon und Castilien waren viel thätiger oder glücklicher als die übrigen. Bis auf Granada, welches noch in den Händen der Mauren blieb, eroberten sie fast das ganze mittägliche Spanien. Nur Valencia und die Balearischen Inseln wurden von Arragon gewonnen. Portugal gelangte zu seinen gegenwärtigen Gränzen, durch Castiliens Fortschritte weiter eingedrängt, als es seiner natürlichen Thatkraft gemäß war. Gegen alle andere blieb Navarra zurück, da wegen des öftern Wechsels des Fürstenhauses nicht so feste Staatsgrundsätze befolgt wurden. Im Ganzen blieb aber die Pyrenäische Halbinsel, wenige Händel mit Sicilien und Frankreich abgerechnet, durch den Kampf mit den Mauren und den Feindseligkeiten der christlichen Reiche unter ihnen noch immer auf sich selbst beschränkt. In England war von den drei langen Regierungen, welche das dreizehnte Jahrhundert ausfüllten, die letzte die glänzendste. König Johann hatte das Reich an den Rand des Abgrundes gebracht; König Heinrichs Versuche, die Macht seiner Väter in Frankreich wieder zu gewinnen, waren mislich abgelaufen. Hingegen schienen die Entwürfe Eduards I., das Brittische Inselreich unter einer Herrschaft zu vereinigen, gegen das Ende dieses Zeitraums sich ihrer Verwirklichung zu nähern. Nur mit Frankreich kamen also die Britten eigentlich in Berührung. Doch hatte Schottland in glücklichen Zeiten nicht nur Norwegische Angriffe mit Nachdruck zurückgewiesen, sondern den Norwegern noch mehrere westlich von Schottland gelegene Inseln abgenommen. Unter der glücklichen Regierung Eduards sammelte England Kräfte, um später wieder mit Nachdruck die alten Ansprüche in Frankreich erneuern zu können. Die Scandinavischen Reiche waren noch immer durch die hartnäckigsten Kämpfe der Parteien zerrissen; die Thronfolge blieb eben so schwankend. Doch brachte Norwegen Island, Grönland und die Faröer-Inseln an sich, ja Dänemark war im nördlichen Europa zu einer furchtbaren Macht gelangt. Aber diese Macht

ng bei Waldemars II. Unglück wieder schnell zu Grunde. Die
eſitzungen in Preußen, Livland und Eſthland wurden eben ſo
ie die anſehnlichen Erwerbungen im nördlichen Deutſchland
ieder verloren. Polen wurde in der erſten Hälfte des dreizehn-
n Jahrhunderts durch die weltſtürmenden Tataren ſo hart mit-
nommen, daß es ſich auf lange Zeit außer Stande befand,
was Bedeutendes gegen außen zu unternehmen. Ja dieſe
rderblichen Beſuche wurden in der Folge noch öfters wieder-
olt. Aber gegen die Europäiſchen Nachbarn wurde der Pol-
iſche Ruhm fortwährend behauptet. Die Erſcheinung des Or-
ens in Preußen, der an Thätigkeit und folgerechter Beharrlich-
it die benachbarten Fürſten weit übertraf, und bei dem heiligen
Stuhle in hohen Gunſten ſtand, war für jene Gegenden ein ſehr
ichtiges Ereigniß. Seitdem Ringold die Lithauiſchen kleinen
änder zu einem Großfürſtenthum vereinigt hatte, fing dieſer
eue Staat an, allen ſeinen Nachbarn gefährlich zu werden,
nd brachte, obſchon allenthalben von Chriſten umgeben, dennoch
ie Sache des Chriſtenthums in den zwiſchen der Weichſel und Oſt-
ee gelegenen Ländern oft ſehr in's Gedränge. Ueberhaupt wurden
ie Küſtenländer der Oſtſee durch die von verſchiedenen Seiten
er unternommene Bekehrung der Völker, die Gründung ver-
chiedener Städte u. ſ. w. ſehr belebt. Der heilige Stuhl hatte
n dieſem entfernten Winkel Europas einen feſten Stützpunct
ewonnen. Für Rußland war das dreizehnte Jahrhundert eine
Zeit tiefer Erniedrigung. Dieſes unglückliche Land ward der
Oberherrſchaft der Tataren gänzlich unterworfen. Nur im nörd-
ichen Theile blieb noch etwas mehr Unabhängigkeit, und man
wußte ohne Beihülfe der Tataren die Einfälle der Lithauer und
ie Angriffe der eroberungsſüchtigen Ritterorden abzuwehren.
Auch Ungern wurde von den Tataren auf eine fürchtbare Weiſe
eimgeſucht. Bela IV. hatte das Unglück des Landes mehr oder
weniger durch ungerechte Kränkung des Ungriſchen Nationalſtol-
zes verſchuldet. Durch wahrhaft väterliche Fürſorge für die
Wiederherſtellung und Wiederbelebung deſſelben ſuchte er ſeine
Fehler wieder gut zu machen. Das Ungriſche Volk erhob ſich
zu neuer Kraft. Die Gränzen des Reiches blieben die alten.

Aus dem Untergange des Babenbergiſchen Hauſes zogen die Ungern keinen Vortheil. Rudolf von Habsburg hingegen wußte ihre Hülfe wohl zu dem Seinigen zu benutzen. Gegen die Ränke des Papſtes zu Gunſten des Hauſes Neapel fanden die Fürſten des Arpadiſchen Stamms kräftige Unterſtützung in dem Gemeingeiſte der Ungern und beſonders in der Vaterlandsliebe der Mehrzahl der Geiſtlichkeit, die keinen fremden Einflüſterungen Gehör geben wollte. Aber nebſt der Tatarenverwüſtung verhinderte die ſchlechte Regierung mehrerer Könige und die hieraus und aus der Unbeſtimmtheit der Thronfolge entſtandenen Zerwürfniſſe Ungern, zu der Bedeutung in den größern Europäiſchen Angelegenheiten zu gelangen, auf welche es ſeine bis an das Adriatiſche Meer ausgedehnte Herrſchaft anzuweiſen ſchien. Im nordöſtlichen Europa war das furchtbare Reich der Tataren oder Mogolen in Kaptſchak, von deſſen Hauptort Serai die ſtolzen Chane die demüthigen Huldigungen der überwundenen Völker annahmen, und über das Schickſal von Herrſchern und Völkern nach Launen entſchieden. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gehörte Krim zu den wichtigſten Städten Europas durch ihren Umfang, ihre glänzenden Einrichtungen und ihren blühenden Handel. Das Lateiniſche Reich, welches die glücklichen Waffen der Venetianer und kreuzfahrenden Abenteurer im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts in Griechenland gründeten, behielt während der ganzen Zeit ſeines Daſeyns der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts das Anſehen eines in dieſem Lande widernatürlichen träumeriſchen Truggeſtalt. Weder die ritterlichen Helden Balduin I. und Johann von Brienne, geweſener König von Jeruſalem, der das Reich mit lebenslänglicher Kaiſerwürde als Vormund verwaltete, noch der Antheil, den der heilige Stuhl an dem ſchwankenden Reiche nahm, konnten den unnatürlichen Staat erhalten. Das eingeborne Volk behauptete ſeine angeſtammten Rechte von neuem, ſobald die durch Widerwärtigkeit geprüften Fürſten und Großen ſich wieder zu eigenthümlicher Kraft ermannten, und die auf dem Griechiſchen Boden fremdartige Pflanze Lateiniſcher Feudalherrſchaft erſtarb, um nicht wieder aufzuleben. Während ihrer

ſolcher Prachtaufwand Eingang. So tröſteten ſich die Europäiſchen Könige über den Verluſt wirklicher Macht im Genuſſe einer eingebildeten, die wenigſtens zu großen Anſprüchen berechtigte. Dieſen Anſprüchen war das Ritterthum um ſo günſtiger, als die in dem Lehenweſen nur rechtlich beſtimmte Treue gegen denjenigen, der auf der oberſten Stufe ſtand, hier noch beſonders durch die erhabenſten Gefühle, durch die ganze Stimmung des Gemüths und den Glauben an das Höchſte in Anſpruch genommen wurden. Daher kann man im Allgemeinen das Verhältniß der königlichen Gewalt in dieſem Zeitraume als dem Begriffe nach höchſt unbeſtimmt, und eben deswegen je nach den Umſtänden leicht dem einen oder andern entgegengeſetzten Endpuncte ſich nähernd annehmen. In der That aber hatte das Königthum einen ſchweren Kampf mit den noch kräftigen Grundſtoffen des öffentlichen Lebens, welche ihm auf der großen Stufe am nächſten ſtanden.

Am höchſten erhob unter ihnen der Glaube der Zeit die Geiſtlichkeit. Im nordöſtlichen Europa behauptete ſie unter rohen Völkern den gewaltigen Einfluß, der unter Neubekehrten den Lehrern natürlich zukömmt; im ſüdweſtlichen war ſie bereits mit zeitlichen Mitteln ſo ausgeſtattet, daß ſie mit ſinnlicher und geiſtiger Kraft zugleich das raſtlos bewegte Leben der Zeit an ſich reißen konnte. In Anſehung ihrer Güter kam die Kirche in ein höchſt räthſelhaftes Verhältniß zum Staat, welches die erſtere um ſo weniger aus einander zu ſetzen begehrte, als bei dem damals herrſchenden Geiſte die häufig vorkommenden zweideutigen Fälle in der Anwendung faſt immer zu ihrem Vortheile ausgelegt wurden. Als Eigenthümerin unermeßlicher Güter, deren jeweilige Beſitzer urſprünglich den Königen lehenspflichtig geweſen waren, mußte ſie ihre natürliche Stelle in der Reihe der Lehensträger einnehmen. Und doch konnte die weltliche oberſte Staatsgewalt über dieſe Vaſallen, die ihnen bei jeder Gelegenheit die geiſtlichen Waffen entgegenſetzten, niemals die Rechte geltend machen, die ihr von den andern nicht verweigert werden durften. Um dieſe dunkle Seite hatte ſich der zu Gunſten der Päpſte beendigte Inveſtiturſtreit gedreht, und den Oberlehensherren war in dieſer

schüttert worden. In den Spanischen Staaten fand sie in dem Freisinn der Stände schwer zu brechenden Widerstand. In den übrigen Ländern, besonders im Norden und Osten war Vieles schwankend. Im Ganzen genommen erhielt sich überall der Begriff von der Heiligkeit des Königthums und der damit verbundenen Stellvertretung der göttlichen Macht. Aber in der That waren die im Alterthum daran geknüpften Rechte durch Uebertragungen versplittert. Ein Haupthinderniß, welches sich sowohl der Befestigung der königlichen Gewalt als einer angemessenen Festsetzung der Staatsverhältnisse überhaupt in diesem Zeitraume entgegengesetzte, war die Unsicherheit der Thronfolge, die in einem fort zu Bürgerkriegen Anlaß gab, und das System der Theilungen nicht nur beförderte, sondern in schwierigen Fällen sogar nothwendig machen mußte, wenn man das Aeußerste vermeiden wollte. Bei diesen Theilungen kam gewöhnlich dem Einen der Betheiligten eine Art von Oberherrschaft zu, die sich dann in der Wirklichkeit auf die willkürlichste Art deuten ließ, wobei in der Regel eher die Kräfte als die Rechte in Anschlag kamen. So war in Rußland das Großfürstenthum beinahe zum leeren Namen geworden. Bisweilen sahen sich seine Inhaber von Theilfürsten an Macht übertroffen. Bei solcher Zersplitterung der obersten Staatsgewalt, wie wir sie in der Geschichte der einzelnen Länder gesehen haben, blieb den Königen nichts übrig, als dasjenige, was die Umstände nicht in der Wirklichkeit zu behaupten gestatteten, wenigstens in den Begriffen der Völker zu halten, damit unter andern Verhältnissen das Halberstorbene desto leichter wieder in's Leben gerufen werden möchte. Ein glänzendes Hofgepränge bei feierlichen Gelegenheiten entsprach diesem Zwecke am besten und befriedigte die durch die Kreuzfahrten, das Ritterthum, die Minnesängerei und den Anblick des Morgenlandes aufgeregte Einbildung der Menschen. Ein solcher Anblick flößte ihnen Ehrfurcht ein, und bestärkte sie in dem Glauben an die unmittelbar von Gott übertragene Gewalt, an die Vertretung des Höchsten. In den östlichen Ländern ahmte man seit langer Zeit die Gebräuche des Byzantinischen Hofes nach. Auch in den abendländischen Fürstensitzen fand

der Bettelorden als wider beide Gegner gerichtet betrachten. Allein von da an wurde die Anhänglichkeit des aristokratischen Theils der Geistlichkeit, welcher durch sein Besitzthum zugleich näher an das Wohl des Staates geknüpft war, an Rom bedeutend lockerer. Nur wenn man höhern Schutzes gegen Zumuthungen der Fürsten oder der übrigen Stände bedurfte, ward man in seiner Huldigung wieder eifriger. Im seltsamsten Verhältnisse standen endlich die Ritterorden, da sie ihres schönen Grundeigenthums wegen Lehensträger der Fürsten, als Geistliche, Diener des Römischen Stuhls und dann endlich noch ihren eigenen Ordensstatuten und selbstgewählten Vorstehern untergeben waren. Die Genossen des Deutschen Ordens sah man sogar in ihrer neuen Ansiedlung in Preußen als Fürsten, Priester und Adel zugleich auftreten, und in dieser dreifachen Gestalt zu einer sowohl ihren Nachbarn als dem heiligen Stuhle selbst äußerst bedenklichen Macht anwachsen. In staatsrechtlicher Hinsicht muß man die damalige Geistlichkeit als einen Körper betrachten, dessen selbstständiges Wirken zu den Haupthindernissen eines kräftigen Staatsverbandes gezählt werden mag, dessen langsames Fortschreiten auf sicherer Bahn aber ihm im Allgemeinen die Festhaltung der herrschenden Begriffe zu einem höchst wichtigen Vorwurfe seines Strebens und Wirkens machte.

Neben der Geistlichkeit und in den mehrsten Ländern unmittelbar unter ihr, in einigen aber über ihr stand der Adel, dem in diesem Zeitraum jener Glanz zu Theil ward, mit welchem er zum Theil noch in die neuere Geschichte übergegangen ist. Den Ursprung des hohen Adels der Fürsten, Grafen, Freiherrn, Dynasten haben wir im vorigen Zeitraum gesehen. Im gegenwärtigen bildeten sich seine Macht und sein Ansehen nach dem einmal angenommenen Gange aus. In Deutschland näherten sich die obersten Stufen immer mehr der völligen Oberherrlichkeit, eben so in Italien, wo das Königthum völlig erloschen war. In andern Ländern ließen entweder die Einsprüche der Oberlehensherren, gegenseitige Eifersucht oder andere Umstände ein solches Fortschreiten nicht zu. Hier verbanden sich die großen weltlichen Würdenträger mit den Geistlichen, um als Reichsrath, als ari-

ſtokratiſcher gewiſſermaßen ſelbſtſtändiger Staatskörper in den wichtigſten Staatsverhandlungen die königliche Gewalt zu beſchränken. Solche Reichsräthe gab es faſt in allen Ländern, und obgleich Befeſtigung und Erweiterung der eigenen Rechte und Freiheiten Hauptgegenſtände ihres Beſtrebens waren, ſo wirkten ſie doch in jenen rohen Zeiten unter ſchlimmen Königen ſchon durch ihren Widerſtand gegen unbegränzte Willkür wohlthätig, oft genug hingegen nachtheilig, wo Könige zu durchgreifenden Maßregeln zum allgemeinen Wohl geneigt waren, im Ganzen aber in Rückſicht der königlichen Gewalt immer hemmend. Uebrigens durfte jener hohe Adel ſelbſt in den Ländern, wo die königliche Gewalt ſich noch am kräftigſten erhielt, in ſeinen Bezirken, wo aus der urſprünglichen Beamtung eine Erbherrſchaft geworden war, ſo ziemlich nach Willkür ſchalten und walten, in ſo fern er ſeinerſeits die Lehenspflichten gegen den König nicht vernachläſſigte. Selbſt da war alſo der Staat in eine Menge kleinerer und größerer Gebiete zerriſſen, wo in Betreff der Staatsverwaltung an keine Einheit zu denken war. Erſt Ludwig der Heilige wußte ſeinen Beſchlüſſen mehr noch durch ihren innern Gehalt und durch die aus ſeiner Perſönlichkeit erworbene Achtung als durch das Gewicht königlichen Anſehens überall Eingang zu verſchaffen. Sonſt blieb jeder Zweig der Staatsverwaltung den Herren in ihren Bezirken überlaſſen, ſelbſt die Waffen gebrauchten ſie gegen einander. Was im vorigen Zeitraume überall Ergebniß der Umſtände war, wurde in dem gegenwärtigen geſetzlich anerkannt und befeſtigt, und zwar häufig durch förmliche Staatsverträge oder den Königen abgedrungene Freibriefe, wie in England, Ungern u. ſ. w. Die Macht und Unabhängigkeit des hohen Adels erhielt eine beſtimmtere ſtaatsrechtliche Geſtalt.

Nach dem Beiſpiele des hohen Adels bildete ſich in dieſem Zeitraume auch der niedere aus, und zwar zum Theil aus den alten Freien, zum Theil aus den niedern Beamten und Dienſtleuten der Könige und des hohen Adels. Wie dieſer letztere ſo wußte auch der niedere Adel ſich in ſeinem kleineren Gebiete ähnliche Rechte zu erwerben. Das Ritterthum gab ihm Glanz

und Achtung in der Meinung der Völker, die Geschlechtsnamen und Wappen Festigkeit in seinen rechtlichen Verhältnissen. Wie der hohe Adel zum Könige, so stellte sich im Ablaufe der Zeit der niedere Adel zum hohen, ja das Ritterthum stellte zwischen den Adelsgenossen verschiedener Stufen eine Art von Gleichheit her, welcher sogar die Könige in vielen Fällen huldigten. Der niedere Adel war äußerst zahlreich, besonders ehe er sich durch die Kreuzzüge so sehr geschwächt hatte; daher kann man seine Lebensweise beinahe als die allgemeine Sitte der Zeit ansehen. Im Ganzen genommen war sie fortschreitender Bildung nicht sehr günstig, doch rissen Ritterthum und Minnesängerei den Edelmann aus dem einfachen Landleben hinaus, bei welchem der Geist sich nur äußerst langsam entwickeln konnte, um ihn bisweilen mit einer größern Welt in Verkehr zu bringen, und bei der großen Zahl der Edelleute wurde das solchergestalt Erworbene ziemlich weit verbreitet. Daher mag der Adel im Mittelalter auf allgemeinere Volksbildung wohlthätiger gewirkt haben, als gewöhnlich anerkannt ist, wenn man nur das Faustrecht und die Wegelagerung im Auge hat. An den großen Staatsverhandlungen nahm der niedere Adel in den Germanischen Staaten nicht viel Antheil; der hohe schloß ihn größtentheils davon aus. Doch suchten ihn die Könige endlich auch hervorzuziehen, um dem Uebergewicht der Großwürdenträger auf einige Weise die Waage zu halten. Deswegen wurden gegen das Ende dieses Zeitraums in verschiedenen Ländern Abgeordnete des niedern Adels aus den Grafschaften auf die Landtage berufen, und so erhielt sich derselbe bei seinen staatsbürgerlichen Rechten.

Zu den herrlichsten Erscheinungen dieses Zeitalters gehört die fernere Entwicklung und Erhebung des Bürgerstandes, eines Hauptgrundstoffs des neuen geselligen Lebens und der spätern Europäischen Cultur; und von einem Ende Europas bis zum andern fand diese Entwicklung während der drei Jahrhunderte auf die wunderbarste und trefflichste Art statt. Es vereinigten sich nämlich innerhalb städtischer Mauern Edelleute, ursprüngliche Freie, die später nicht zu Grundbesitz gelangten, und

cher sich die schöne Seite damaliger Deutscher Bürgerlichkeit am herrlichsten spiegelt. Weiter als alle andere hatten es indessen gegen das Ende dieses Zeitraums die Städte in Italien gebracht, wo das Ansehen der Römischen Kaiser und Könige von Italien beinahe in völliges Nichts versunken war. Hier hatten sich bürgerliche Gemeindeverfassungen zum Theil durch alle großen Staatsumwälzungen hindurch erhalten, und der Verfall der obern Stufen der Lehenshierarchie hatte bei einigen Städten vereint mit der günstigen Lage bis zur völligen Selbstständigkeit geführt. So sah man unter diesem schönen Himmelsstriche viele Erscheinungen des Griechischen Alterthums von neuem ins Leben treten. Es wurden Gebiete erobert, und die Städte sahen sich an der Spitze kleiner Staaten, zwischen welchen sich die mannigfachsten Verhältnisse anknüpften. In der Schlacht von Legnano und dem Constanzer Frieden hatte das freie Bürgerthum einen entscheidenden Sieg über die kaiserliche Macht errungen. Aehnliche Vortheile erhielt es im Einzelnen über den Lehensadel. Im Innern aber sah man in der Ausbildung der verschiedenen Verfassungen dieselbe Mannigfaltigkeit, durch welche das so gehaltvolle Griechische Staatswesen belebt worden war. Ein zahlreicher Adel hatte sich innerhalb der Mauern der Italischen Städte niedergelassen, und auch unter der übrigen Bevölkerung waren allerlei Abstufungen entstanden, und der schöne Himmel begünstigte ein öffentliches Leben, wie man es im Alterthume gesehen hatte. So erneuten sich alle Ansprüche und Streitigkeiten der verschiedenen Classen von Bürgern, und alle darauf Bezug habenden, schon im Alterthume erörterten Staatsfragen kamen auch hier wieder zur Sprache. Auf diese Weise lebten im Italischen Bürgerthume eine Menge von Begriffen und Ansichten über den Ursprung aller Staatsgewalt und die Staatsverwaltung selbst wieder auf, welche während der blühenden Zeit des Lehenwesens in Europa völlig zu Grunde gegangen schienen, und mit den Grundsätzen desselben durchaus unverträglich waren.

Weiter als bis auf den städtischen Bürgerstand und zwar auf diesen im größten Theile von Europa erst gegen das Ende

ten mit ganz eigenthümlichen, von den Lehensverzweigungen im übrigen Lande wesentlich verschiedenen Einrichtungen, aus denen sich denn natürlich auch ein ganz eigenthümlicher Geist entwickeln mußte. Eine merkwürdige Erscheinung in denselben war das Zunftwesen, in welchem sich das erhebende Gefühl bürgerlicher Selbstständigkeit wundersam mit den starren Begriffen des Mittelalters über den Unterschied der Stände und selbst einigen aus dem Ritterthum entlehnten Ansichten vermischt fand. Eigene Bewaffnung und Fehden mit feindseligen Nachbarn erhöhten noch das durch die rechtlichen Begünstigungen bereits erweckte Selbstgefühl der Bürger. Dazu kam, daß ein blühender Handel vielen Städten weit über die Schranken der Volksthümlichkeit hinaus eine große Weltbedeutsamkeit gegeben hatte, welcher Könige und Landsleute gewissermaßen Rechnung tragen mußten. Dessenungeachtet blieben in den Ländern, wo die königliche Gewalt sich noch aufrecht erhielt und alle Stände und Lehensabtheilungen des Reichs zu einem Ganzen verband, die Städte gewöhnlich auf ihr Weichbild beschränkt, königliche Unterthanen. Sie mußten sich mit der größern Freiheit ihrer innern Verfassungen, mit dem Rechte der Bewaffnung und Vertheidigung gegen unbefugte Angriffe und der Theilnahme an den großen Staatsverhandlungen begnügen, wenn ihre Abgeordneten auf die Reichstage berufen wurden. Aber sie traten nicht durch Erwerbung weitläufiger Länder in die Reihe der mächtigen Lehensträger, sondern ihr staatsbürgerliches Verhältniß blieb, als sie einmal eine gewisse Mündigkeit erlangt hatten, im Ablauf der Jahrhunderte so ziemlich dasselbe. In Deutschland hingegen erreichten sie schon eine höhere Stufe, und stiegen auf derselben nach Maßgabe der Schwächung des kaiserlichen Ansehens empor. Besonders war dieses der Fall in der nachmaligen Schweiz seit dem Verfall und Untergang einiger mächtigen Häuser in diesen Gegenden. Man stärkte sich durch große Bundsgenossenschaften, wie die Hanse, der rheinische Bund und andere vorübergehende Verbindungen waren, welche den Fürsten und Herren gegenüber mit einer Achtung gebietenden Macht auftraten, dem Kaiser aber gewöhnlich mit einer Ergebenheit treu blieben, in wel-

cher sich die schöne Seite damaliger Deutscher Bürgerlichkeit am herrlichsten spiegelt. Weiter als alle andere hatten es indessen gegen das Ende dieses Zeitraums die Städte in Italien gebracht, wo das Ansehen der Römischen Kaiser und Könige von Italien beinahe in völliges Nichts versunken war. Hier hatten sich bürgerliche Gemeindeverfassungen zum Theil durch alle großen Staatsumwälzungen hindurch erhalten, und der Verfall der obern Stufen der Lehenshierarchie hatte bei einigen Städten vereint mit der günstigen Lage bis zur völligen Selbstständigkeit geführt. So sah man unter diesem schönen Himmelsstriche viele Erscheinungen des Griechischen Alterthums von neuem ins Leben treten. Es wurden Gebiete erobert, und die Städte sahen sich an der Spitze kleiner Staaten, zwischen welchen sich die mannigfachsten Verhältnisse anknüpften. In der Schlacht von Legnano und dem Constanzer Frieden hatte das freie Bürgerthum einen entscheidenden Sieg über die kaiserliche Macht errungen. Aehnliche Vortheile erhielt es im Einzelnen über den Lehensadel. Im Innern aber sah man in der Ausbildung der verschiedenen Verfassungen dieselbe Mannigfaltigkeit, durch welche das so gehaltvolle Griechische Staatswesen belebt worden war. Ein zahlreicher Adel hatte sich innerhalb der Mauern der Italischen Städte niedergelassen, und auch unter der übrigen Bevölkerung waren allerlei Abstufungen entstanden, und der schöne Himmel begünstigte ein öffentliches Leben, wie man es im Alterthume gesehen hatte. So erneuten sich alle Ansprüche und Streitigkeiten der verschiedenen Classen von Bürgern, und alle darauf Bezug habenden, schon im Alterthume erörterten Staatsfragen kamen auch hier wieder zur Sprache. Auf diese Weise lebten im Italischen Bürgerthume eine Menge von Begriffen und Ansichten über den Ursprung aller Staatsgewalt und die Staatsverwaltung selbst wieder auf, welche während der blühenden Zeit des Lehenwesens in Europa völlig zu Grunde gegangen schienen, und mit den Grundsätzen desselben durchaus unverträglich waren.

Weiter als bis auf den städtischen Bürgerstand und zwar auf diesen im größten Theile von Europa erst gegen das Ende

dieſes Zeitraums erſtreckten ſich die ſtaatsbürgerlichen Rechte noch nicht. Die Claſſe der nichtadlichen Freien auf dem Lande ward immer ſeltener, und man räumte ihr höchſtens noch privatrechtliche Vorzüge wie das Eigenthumsrecht u. ſ. w. vor den Leibeigenen ein. Das Loos der unterſten Claſſe der Leibeigenen, Zinsbauern u. ſ. w. endlich, von denen es in den verſchiedenen Ländern noch viele Unterabtheilungen gab, war in den einzelnen Staaten und in dieſen wiederum unter dieſem oder jenem Machthaber, je nach der perſönlichen Stimmung derſelben oder erhaltenen Freiheiten, höchſt verſchieden. Im Ganzen genommen nahmen ſich die Könige ſo wie des Bürgerſtandes ſo auch ihrer wo möglich an. So hatten z. B. Bemühungen dieſer Art Kaſimir dem Großen von Polen den ihm vom Adel beigelegten Spottnamen des Bauernkönigs zugezogen, und die Verhältniſſe des unterſten Standes kamen in mehrern Ländern auf Reichstagen als eine Angelegenheit von allgemeinem Intereſſe zur Sprache. Wo dieſes nicht geſchah, waren ſie meiſtens der Willkür und dem Zufall überlaſſen, am glücklichſten noch unter der Herrſchaft der Geiſtlichkeit oder unter denjenigen Städten, welche ihre Bürgerſchaft aus ihrem Mittel ergänzten und verſtärkten, oder gar ihnen eine gewiſſe Gleichheit der Rechte und Antheil an den gemeinbürgerlichen Befugniſſen geſtattet hatten.

Die höhern Stände, welche im ausſchließlichen Beſitze ſtaatsbürgerlicher Rechte geblieben waren, übten dieſelben entweder als Machthaber in den ihnen der Lehensordnung zufolge untergebenen Bezirken, oder als Stimmgeber und Berathende auf den großen Reichs- und Landtagen oder Parliamenten aus. In einigen Ländern wurden die wichtigſten Staatsgeſchäfte bloß von den Königen mit ihrem einzig und allein aus den mächtigſten Großen geiſtlichen und weltlichen Standes zuſammengeſetzten Reichsrathe abgethan, und ſolche Reichsräthe hatten ſich ſowohl in ihren Verhältniſſen gegen die königliche Macht als gegen die übrigen Reichsſtände eine Gewalt von außerordentlicher, beinahe unbegränzter Ausdehnung angemaßt. Der Geiſt, in welchem ſie ſich derſelben bedienten, war in der Regel der der Oligarchie; eben ſo drückend für die übrigen als ſchwächend für

das Ganze. Nur da, wo von der Willkür roher Fürsten das Aeußerste zu befürchten war, mag man ihren Widerstand als heilsam ansehen. In andern Ländern fanden die großen Reichsversammlungen noch immer statt. Einige hatten das Wahlrecht, andere die Befugniß, über Krieg und Frieden zu entscheiden, behalten, andere endlich nur die Bewilligung von Steuern oder die Gutheißung vom König vorgeschlagener Gesetze. In Deutschland blieb der Einfluß auf den großen Reichstagen mehr und mehr den gewaltigsten Machthabern, welche die Oberhofämter bekleideten, überlassen; so auch in Frankreich, wo wegen der Unabhängigkeit und öfterer Feindseligkeit der bedeutendsten Kronlehensträger solche Versammlungen äußerst selten statt fanden. In den Staaten der Pyrenäischen Halbinsel hingegen, wo die herrschenden mit staatsbürgerlichen Rechten begabten Stände den größten Freisinn bewährt hatten, beruhte die Macht auf einer weit größern Zahl, und in den Verhältnissen der Cortes gegen den König herrschten viel demokratischere Grundsätze vor. In Großbritannien bildete sich das Parliament nach den in der magna charta enthaltenen Bestimmungen aus. Den wichtigsten Antheil an den großen Staatsverhandlungen hatte der geringere Adel auf den Landtagen in Ungern, wo die Könige am Ende dieses Zeitraums immer ansehnlichere Bewilligungen einräumen mußten. Aber im Ganzen bemerkte man nur in Zeiten naher und dringender Gefahr auf den großen Reichstagen Uebereinstimmung und Thätigkeit zum Besten des Ganzen. In gewöhnlichen Zeiten herrschte leider fast immer der Geist ständischer Ansprüche vor. Die Sorgfalt für Aufrechthaltung und Vermehrung solcher ständischer Rechte war gewöhnlich leider die Hauptangelegenheit der Berathenden, und verursachte oft scharfe Spaltungen der verschiedenen Staatskörper unter sich. Nur bei Wiederherstellung der königlichen Gewalt auf Kosten der mächtigern Lehensträger und dem stufenweisen Verfalle der Lehenshierarchie war wieder an thätigere Wirksamkeit für das gemeine Beste von Seiten der Reichsversammlungen zu denken.

Eine der vornehmsten Ursachen, von deren allmähliger Einwirkung auf den Geist des öffentlichen Lebens wieder neue Be-

kebung der obersten Staatsgewalt erwartet werden konnte, war die Bekanntwerdung und Verbreitung des Römischen Rechts als Hülfsrecht in den meisten Europäischen Staaten. Denn sogar Jünglinge aus dem weiten Norden fanden sich in den Hörsälen von Bologna ein. Freilich kämpfte mit dem Justinianischen Rechte das kanonische, und wußte es sogar vermittelst des päpstlichen Ansehens von der Universität zu Paris zu verdrängen, aber nichts desto weniger erhielt es sich durch vorzügliche Lehrer und gewann den Schutz der Fürsten, deren Gewalt es begünstigte. Auf solche Weise verbreiteten sich immer mehr Begriffe, die sich auf viel höhere Staatsbegriffe bezogen als die, welche damals überall im Gange waren. Aber selbst das kanonische Recht enthielt mit Ausnahme der das Priesterthum und den heiligen Stuhl vorzüglich begünstigenden Bestimmungen aufgeklärten Grundsätze als die einheimischen Gewohnheitsrechte, auf welche die Völker indessen ungern verzichteten. Auf den großen Reichsversammlungen wurden allgemein verbindliche Gesetze abgefaßt, aber ungleich größer war die Zahl der Provinzialrechte der Stadtsatzungen und der gesetzlichen Verordnungen untergeordneter Lehensmachthaber in ihren Bezirken. Doch fing in den Reichen, die nicht völlig zersplittert waren, ein allgemein gültiges einheimisches Recht an sich auszubilden, wie in England die common law, in Castilien die siete partielas, und in die neuern besondern Gesetze der Städte und Landschaften schlichen sich durch die Gelehrten, welche mit Abfassung derselben beauftragt waren, selbst in die einheimischen Gesetze eine Menge von Begriffen und Meinungen aus dem Römischen und kanonischen Rechte ein. Auf diese Weise wurde allmählig durch Verbreitung höherer Rechtsgrundsätze eine verbesserte bürgerliche Ordnung verbreitet, da sie durch dieselbe auf's lebendigste Anspruch genommen ward.

Nur äußerst langsam folgte die Vervollkommnung des Gerichtswesens der Verbesserung der Gesetze; vielmehr mußte sich dasselbe auf eine seiner Bestimmung oft sehr nachtheilige Weise der damaligen Lehens-Hierarchie in ihren wundersamen Irrgängen anschmiegen. Die unterste Gerichtsbarkeit hatten sich im Widerspruche mit den alten Deutschen Gewohnheiten diejenigen

angemaßt, die auf der niederſten Stufe jener Hierarchie ſtanden. Aber in wichtigen Fällen mußten die Streitenden oder peinlich Beklagten ihr Recht vor der ganzen Reihe von Behörden durchlaufen, bis es vor den König ſelbſt kam. Dabei wurde der ordentliche Gerichtsgang durch das Fürſtenrecht, Gottesurtheile, gerichtliche Zweikämpfe, heimliche Richterſtühle u. ſ. w. gehemmt, ſo daß man es als eine Wohlthat anſehen muß, wenn die geiſtlichen Gerichte durch einen menſchlichern und im Ganzen mit angemeſſenern Gang die weltlichen zu einiger Nacheiferung zwangen. Auch die ſtädtiſchen Gerichte gehörten zu den beſſern. Erfreuliche Erſcheinungen waren die alt-Scandiſchen Geſchwornengerichte in England, von denen ſich auch in Rußland Spuren fanden, und das Aufkommen von Schöffen-Gelehrten-Richterſtühlen in Deutſchland, denen verwickeltere Fälle zur Beurtheilung vorgelegt wurden. Aber ſchlimm war es, daß die Anſicht ſich immer mehr verbreitete und befeſtigte, als wäre das Gerichtsweſen nicht als eine zum Beſten des Ganzen anzuordnende öffentliche Anſtalt, ſondern als ein zu beſonderm Nutzen beſtens anzuwendendes Sondereigenthum der Machthaber zu betrachten.

Am meiſten aber ließ ſich die Einwirkung der herrſchenden Staatsbegriffe im Kriegsweſen fühlen, aus welchem das Lehenſyſtem urſprünglich hervorgegangen war, und auf welches daſſelbe jetzt bei ſeiner weitern Entwicklung auf ſehr mannigfaltige Weiſe zurückwirkte. Die kriegeriſchen Verhältniſſe dieſes Zeitraums entwickelten ſich zum Theil aus den Lehensverpflichtungen der Vaſallen und ſpäter auch der Städte, zum Theil aus den Gebräuchen des Ritterthums, die dem Ganzen eher eine abenteuerliche als gemeinnützige Richtung gaben. Die vaterländiſche Beziehung wurde je länger je ſchwächer, und kam nur noch in großen und ſchweren Nationalkriegen in Betracht. Im Uebrigen kannte man nur Lehenspflicht und Ritterehre. Ausdehnung und Dauer der Zuzüge waren mit privatrechtlicher Genauigkeit abgewogen, und die Pflichtigen ohnedem ſtets in andere Unternehmungen verflochten, daher die Aufgebote ſchwerfällig und ohne Kraft. Nur hochbegeiſternde Züge wie die Kreuzfahrten konnten in kurzer Zeit zahlreiche Schaaren um die Banner der

Fürsten sammeln. Für die gewöhnliche Pflicht blieb man lau. Daher mußten die Könige zu dem gefährlichen Mittel der Miethtruppen ihre Zuflucht nehmen, welche besonders in den langwierigen Kriegen zwischen England und Frankreich aufkamen, und die alten Grundsätze der Kriegspflicht aller Freien je länger je mehr verdarben. Wie denn der Umstand, daß den Königen und mächtigen Herren Schaaren zu Gebote standen, denen jedes vaterländische Interesse völlig fremd war, auf die spätere Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten wirken mußte, spricht sich in der Geschichte des folgenden Zeitraums auf eine noch weit auffallendere Weise aus.

Der Sittenzustand der Völker Germanischen Ursprungs hatte sich in den drei ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends nicht unbedeutend gehoben. Ritterthum und Minnesängerei, Handel und Gewerbe nebst dem zum Theile auf sie gegründeten Bürgerthume, endlich das Aufkommen des Ackerbaues hatten mehr als Fortschritte wissenschaftlicher Bildung zur Entwicklung der Menschen beigetragen. Aber Stände und Völker hatten in ihrem Fortgange sehr ungleiche Stufen erreicht. Die Italiener durch schöne Erinnerungen aus alter Zeit, einen blühenden Handel und ein kräftiges Bürgerthum gehoben, nahten sich einer Bildung, wie man sie in der alten Zeit gesehen hatte, während die Länder im Osten, welche durch Tataren-Einfälle verheert wurden, wieder auf die niedrigste Stufe des gesellschaftlichen Daseyns herabgesunken waren. Aber in ganz Europa war das Leben nicht so gestaltet, daß man das Bedürfniß einer bessern Ordnung der Dinge sehr lebhaft gefühlt hätte. Nur diejenigen, welche im Lehensverbande oben an standen, und denen eine solche Verbesserung größere Macht ertheilt hätte, erhoben fruchtlose Wünsche. Die übrigen Lehensherren gefielen sich zu wohl in ihrer Stellung, um eine Veränderung herbei zu wünschen. Das Ritterthum selbst ging auch in seiner höchsten geistigen Beziehung nur auf Erhebung des Einzelnen in seiner Menschenwürde, nicht auf Förderung des staatsbürgerlichen Gemeinsinnes. Nur den Bürgern machten ihre Lebensart und Beschäftigungen solche Fortschritte wünschenswerth. Allein ihre Theil-

nahme beschränkte sich auf ihre innern Stadtverhältnisse, und erweiterten sich nur mit denselben. Daher kamen in jenen großen Italischen Städten, welche das Joch der Lehensherrschaft abgeschüttelt hatten und sich innerhalb ihrer Mauern auf eine selbstständige Weise einzurichten strebten, zuerst höhere politische Begriffe auf, welche sich, da die Bevölkerung dieser Städte aus weit verschiedenartigern Elementen bestand, als die der Hansestädte z. B., auch gleich Anfangs auf eine mannigfaltigere Weise entwickelten. Die wissenschaftlichen Fortschritte des Zeitalters hatten auf die Menge keinen Einfluß. Die Frage von der Wirklichkeit oder bloßen Denkbarkeit der allgemeinen Begriffe, welche die Gelehrten jener Zeit so sehr in Anspruch nahm, war jedem Bezuge auf die öffentlichen Angelegenheiten fremd, und von den so sehr gelesenen Werken des Aristoteles die Politik vielleicht dasjenige, mit welchem man sich am wenigsten beschäftigte. Von allen Wissenschaften dieser Jahrhunderte griff nur das Römische Recht kräftiger in's Leben ein, weil sich vermittelst desselben Begriffe eines höhern gesellschaftlichen Zustandes nothwendiger Weise eindrängen mußten. Man darf also in diesem Zeitraume keine bedeutende Erweiterung der politischen Erkenntniß annehmen. Ueberall findet man Zersplitterung und ein Streben nach Trennung vom Ganzen. Vermehrung persönlicher und ständischer Rechte auf Kosten desselben gehört zu den Haupteigenthümlichkeiten des damaligen Ganges der Dinge. Der Wahn von einem mehr oder weniger beschränkten Eigenthumsrechte nicht nur über das Land sondern auch über dessen Bewohner hatte sich durch die ganze Lehenshierarchie verbreitet, ein Wahn, der ungeachtet der Unrichtigkeit der Grundsätze, auf denen er beruhte, auf jener niedrigen Stufe der allgemeinen Cultur in der Wirklichkeit bisweilen nicht ohne gute Folgen blieb, weil des Machthabers eigener Vortheil ihn auf eine bessere Verwaltung hinwies. Auch über die auswärtigen Verhältnisse der Völker und Staaten gaben nicht tiefere Ansichten. Eine ungeheure abenteuerliche Irrfahrt hatte die Einbildung der Menschen berauscht, und Jahrhunderte lang aus der natürlichen Bahn herausgerissen, ohne sie auch für künftige Zeiten in Christo zu verbrüdern. Die Zersplit-

terung der Staaten machte sie gegen außen schwach. Dabei waren bei der allgemeinen Verwirrung und den geringen geographischen Kenntnissen der Machthaber politische Systeme in Rücksicht der auswärtigen Verhältnisse unmöglich, nur der heilige Stuhl übte vermöge seiner weit ausgedehnten Verbindungen und der überall verbreiteten Zweige der geistlichen Hierarchie einen oft sich der Herrschaft nähernden Einfluß in denselben aus.

IV. Capitel.

Vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis auf die Eroberung von Conſtantinopel.

Die 153 Jahre, welche vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Eroberung von Conſtantinopel verfloſſen, ſind eine Zeit des allgemeinen Umſchwungs der Begriffe und des Uebergangs in ein ganz neues und von neuen Ideen beherrſchtes Leben, in welchem ſich doch viele Formen und viele Namen aus der alten Zeit lange hindurch noch erhielten, während der Geiſt, der ſie urſprünglich geſchaffen hatte, ſeit Jahrhunderten erloſchen war. Und dieſer Uebergang aus einem zwar allmählig umgeſtalteten, in mannigfacher Beziehung entarteten, aber doch noch nicht entkräfteten Leben konnte nicht ohne gewaltige Gährung, ungeheure Anſtrengungen und einen hartnäckigen Widerſtand von Seiten derjenigen ſtatt finden, welche aus der Herrſchaft der Dinge verdrängt werden ſollten. Daher ein Ringen und Drängen von allen Seiten, unaufhörliche Reibungen und aus dieſem heraus eine reiche herrliche Entfaltung des menſchlichen Geiſtes auf ungewohnten, mancherlei Umkehrung verkündenden Bahnen. Am Ende denn ein furchtbares, obſchon lange vorhergeſehenes Ereigniß, unabwendbar bei der Schwäche und Selbſtſucht der großen Machthaber jener Zeit, und doch ſchwer drohend für das getrennte, ermattete chriſtliche Europa. Dieſe ungeheure, das Chriſtenthum und die ganze damalige Europäiſche Bildung in die äußerſte Gefahr bringende Erſcheinung bietet ſich als natürliche Gränze des Mittelalters dar, und dieſes geht wunderbar genug gerade in dem Augenblick zu Ende, wo das letzte Gebäude aus der Römerwelt, mit deren Untergang im Abendlande es begonnen hatte, auch im Morgenlande dahinſinkt.

Der Ruf zum heiligen Grabe war verschollen, der Rittergeist überhaupt im Absterben, der Minnegesang verstummt. Die Quelle aller dieser Erscheinungen selbst, der Glaube der Zeit, wurde durch den Verfall der alten kirchlichen Einrichtungen und das Erwachen eines neuen Zeitgeistes so hart angegriffen, daß sie zu versiegen drohte. Die päpstliche Gewalt hatten bürgerliche Unruhen in ihrem Sitze selbst erschüttert. Der heilige Vater sah sich in ein fremdes Land verdrängt, und als er von da zurückkehrte, machte die lange Kirchenspaltung die Gläubigen auf die peinlichste Art über den Gegenstand ihrer höchsten irdischen Verehrung irre. Ueberall ließ sich eine Gährung in den Gemüthern erkennen, die sich auf mannigfaltige Weise aussprach, und von allen Seiten gegen die ehemals herrschenden Begriffe anzudrängen schien. Nicht nur in den untern Ständen sondern auch selbst unter denjenigen, welche auf den Stufen der weltlichen und geistlichen Hierarchie am höchsten standen, wurde der für den heiligen Stuhl so gefährliche Geist immer weiter verbreitet, so daß sogar Absetzungen von Päpsten im Angesichte der ganzen Christenheit erfolgten. Die Einwirkungen des heiligen Stuhls auf die Verhältnisse von Fürsten und Völkern wurden seltener und schwieriger. Nur etwa der Deutsche Kaiser mußte sich noch päpstliche Zurechtweisungen und Anmaßungen aller Art gefallen lassen. Im Uebrigen sahen sich die Päpste meistentheils so hart gedrängt, daß ihnen über der nothwendigen Vertheidigung Zeit und Kraft zu Angriffen ausging. Nur am Schlusse dieses Zeitraumes war Nicolaus V. auf ganz entgegengesetztem Wege als die frühern Helden des Papstthums dahin gelangt, dem heiligen Stuhle einen Theil seiner abtrünnigen Diener wieder zuzuwenden. Ob aber dieser Kirchenfürst, an welchem viele so herrliche Eigenschaften glänzten, die neu erworbene Kraft zur Gründung einer Herrschaft in einem neuen Geiste benutzen, oder ob nur durch Erschlichenes das Alte wieder belebt werden solle, darüber hatte man damals noch keinen Aufschluß.

Auch von der Kaiserwürde schien der alte Zauber gewichen zu seyn, der sie in den frühern Jahrhunderten umschwebt hatte;

obgleich die alte Idee sich noch lange hindurch im Geiste der Menschen erhielt, wenn auch in der Wirklichkeit wenig mehr davon zu erkennen war. In dem Thun und Treiben der Oestreicher und Luxemburger war keine Spur mehr von dem hohen Sinne der Hohenstaufen zu finden. Wären sie nicht im Reiche mächtige Fürsten gewesen, so würden sie auf die großen Weltangelegenheiten wenig Einfluß geübt haben. Zwar wurden die Unternehmungen auf Italien erneuert; aber die politische Entwicklung und Gestaltung dieses Landes war bereits so weit vorgerückt, daß es zum Gelingen solcher Entwürfe kräftigerer Angriffe bedurfte, als die damaligen Kaiser zu thun im Stande waren. Auch in Deutschland war es zu spät, ein wirkliches Kaiserthum wieder herzustellen. Die Selbstständigkeit der Reichsfürsten hatte an Gewohnheit und Zeitgeist, zum Theile wohl auch an der Kraft dieser Fürsten allzufeste Stützen. Aber im fünfzehnten Jahrhundert schien sich eine schöne Gelegenheit darzubieten, die alte Bedeutung der Deutsch-Römischen Krone wieder geltend zu machen, nämlich die kräftige Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern. Auch schien in der That Siegmund nicht unempfänglich für diese hohe Idee. Aber stets im Kampfe mit den Zeitumständen brachte er sein Werk nicht zu Stande, und der schwache Friedrich gab sich von neuem dem Willen Roms völlig hin, so daß nun auch das letzte Mittel, die Kaiserwürde zu ihrem alten Glanze emporzuheben, unterging.

Seitdem das Feuer ritterlicher Begeisterung schwächer loderte, und die entwürdigte Kreuzesfahne nicht mehr am Grabe des Erlösers gegen den Erbfeind des Glaubens, sondern nur noch gegen christliche Brüder geschwungen wurde, die sich der Willkür des heiligen Stuhls oder eines andern von diesem begünstigten Mächtigen der Erde nicht unterwerfen wollten, nahmen die Kraft und der kriegerische Geist der abendländischen Völker eine andere Richtung. Man kam von den schwärmerischen Unternehmungen zurück und beschäftigte sich desto eifriger und angelegentlicher mit nähern Zwecken. Fürsten und Völker stärkten sich, überall kamen zweckmäßigere Einrichtungen auf. Vergrößerung des Gebiets war das allgemeine Streben, aber

von den weiten Zügen nach Palästina ermüdet wandte man sein Auge in der Regel nur auf die nähern Umgebungen, und enthielt sich, einzelne kühne Eroberer ausgenommen, fernerer, mit den Mitteln, welche damals zu Gebote standen, schwer zu erreichender Bestrebungen. Jener allgemeine Hang der unabhängigen Machthaber, sich zu vergrößern, zwang sie zur gegenseitigen Aufmerksamkeit, und so wurde der auswärtige politische Blick immer reifer, obschon er sich nur noch auf die nähern Umgebungen beschränkte. An einem Mittelpuncte des großen Weltgetreibes fehlte es, seitdem die Kreuzzüge aufgehört hatten, gänzlich. Auch die Päpste eigneten sich weniger dazu als in frühern Zeiten, die Kaiser noch viel weniger, und so waren die auswärtigen Verhältnisse der Europäischen Staaten immer noch zersplittert, ohne daß sich ein durchgreifender Zusammenhang darin hätte erfassen lassen.

In Deutschland hatte die Zerrissenheit bald den höchsten Punct erreicht. Das Reich aufgelöst in eine Menge von Staaten, fast alle ungleich an Regierungsform und Größe, griff in die Verhältnisse der übrigen Länder wenig ein, und ein hoher Rang unter ihnen bestand bloß in einem leeren Gepränge. Im östlichen Theile desselben hielten sich lange das Oestreichische und das Luxemburgische Haus die Waage, auch gebot neben ihnen das Baierisch-Wittelsbachische über weite Länder. Aber die meisten Deutschen Fürstenhäuser waren in viele Linien getrennt, und fanden im Innern ihrer Herrschaften mancherlei Hindernisse zu bekämpfen, um ihre Macht zusammen zu drängen. Daher war ihnen noch kein kräftiges selbstständiges Streben möglich, und sie mußten sich wegen ihrer eigenen Schwäche nothgedrungen an das Ganze halten, obgleich dieses Ganze von ihnen wenig Unterstützung erhielt. Deutschland stellte eine große Masse im Mittelpunct Europas vor, in sich selbst voller Fehden und Gährungen aller Art, gegen außen hingegen nur von einer unüberwindlichen Kraft der Trägheit geleitet. In seinem westlichen Theile erhoben sich zwei neue Staatskörper, die der bestehenden Ordnung der Dinge auf verschiedene Weise höchst gefährlich zu werden drohten. Der eine war der für die damali-

gen Zeiten höchst beträchtliche Burgundische Staat, dessen Herrscher auf Kosten von Deutschland und Frankreich ein ganz neues Reich zu gründen schienen, welches auf die spätere Gestaltung der Dinge im mittlern Europa einen gewaltigen Einfluß haben konnte; der andere die Schweizerische Eidgenossenschaft, welche durch glückliche Umstände und die Tapferkeit ihrer Bürger immer mehr an Ausdehnung gewann, und auf Kosten der gebrochenen Macht der benachbarten Fürsten und Edelleute ein ganz neues staatsrechtliches Daseyn behaupten mochte, auf welches wir weiter unten zurückkommen werden. Frankreich blieb, obschon seine Könige viele Lehen nach und nach wieder mit der Krone vereinigt hatte, immer noch schwach. Noch gehörte die Provence dem Hause Anjou, noch hatte Bretagne seine Herzoge, und die Macht des von König Johann neu gegründeten Hauses Burgund war für die Krone selbst bedenklich. Allein die größte Gefahr drohte von England her, dessen Waffen eine Zeit lang mit solchem Glück gesegnet wurden, daß Frankreichs Unabhängigkeit auf ewige Zeiten verloren schien. Erst gegen das Ende dieses Zeitraums führten außerordentliche Ereignisse einen unerwarteten Wechsel herbei, und Frankreichs beinahe völlig verdunkelter Stern leuchtete von neuem. Doch hatte diesen ganzen Zeitraum hindurch der schwere Kampf Frankreich so beschäftigt, daß ihm für andere Welthändel selten Zeit übrig blieb. Italien war noch nie mit so starken Schritten einer selbstständigen Entwicklung entgegengegangen als seit dem Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts. Frankreich war auf einer andern Seite beschäftigt, und auch die Deutschen Kaiser konnten wenigstens nichts Erhebliches und Bleibendes jenseits der Alpen zu Stande bringen. Eine Menge kleiner Freistaaten waren von den Mächtigern unterjocht worden. Die Zahl der unabhängigen Staaten, welche in politischer Hinsicht in Betrachtung kamen, beschränkten sich in Italien immer mehr auf einige bedeutendere Einzelherrschaften und Freistaaten, deren argwöhnische streng beobachtende Wachsamkeit geübt war, Alles zu berechnen, was der eigenen oder des drohenden Nachbars Macht zu Nutzen oder Schaden gereichen mochte. Der Papst, der, als

er wieder nach Rom zurückkehrte, von selbst wieder an die Spitze oder vielmehr in die Mitte dieses Staatensystems kam, war von Alters her gewohnt, die Verhältnisse der Völker und Fürsten zu überblicken, um so klarer standen ihm die Italienischen vor Augen. Im Süden hatte lange Zeit das Haus Anjou geherrscht und mit dem heiligen Stuhle in freundschaftlicher Verbindung gelebt. Durch seine Verhältnisse mit Ungern und der Provence schien dieses Haus zu einer wichtigen Theilnahme an den Europäischen Angelegenheiten berufen. Aber alle diese schönen Aussichten scheiterten an dem Glücke des Hauses Arragon, mit welchem sich der heilige Stuhl, als die Umstände nicht mehr zu ändern waren, bald genug versöhnte. Die Vereinigung des Arragonischen und Neapolitanisch-Sicilianischen Staats unter einem Hause war ein höchst merkwürdiges Ereigniß, welches für die Folge der Zeit mancherlei erwarten ließ. Im mittlern Italien dehnte Florenz sein Gebiet immer mehr aus, und wurde durch die Unterjochung der alten Nebenbuhlerin Pisa nun auch zum mächtigen Handelsstaate erhoben. Sein Benehmen gegen andere Staaten wurde oft durch den Einfluß der herrschenden Parteien geleitet, aber im Ganzen hielt man sich doch an den heiligen Stuhl, und seine Machthaber galten in der Staatskunst für Meister. Im Norden hatte Genua seit dem Unglück von Chiozza der Nebenbuhlerin Venedig weichen müssen, und gab öfters seine Selbstständigkeit dahin, um vor sich selbst Ruhm zu finden. Auf der Westseite gründete das Haus Savoyen eine Macht, die Italien von dieser Seite zur Schutzwehr hätte dienen mögen; allein die am Schlusse dieses Zeitraums angeknüpften innigen Verbindungen mit dem sich wieder erholenden Frankreich mußten jedem Freunde Italischer Selbstständigkeit bedenklich erscheinen. Nicht ohne Aengstlichkeit betrachtete man die Fortschritte des kriegerischen Sforza, der das schöne Erbe der Viscontis in der Lombardie an sich gebracht hatte, und doch ward er sehr schnell von allen denjenigen erkannt, welche keine Ansprüche auf seine Länder eröffneten, damit nicht etwa einer der mächtigern Ansprecher an die Stelle komme. Von seinen Nachbarn den Venetianern hingegen wurde

er mit scheelen Augen angesehen. Denn sie wandten ihre Blicke von ihrem großen, durch mehrere neu eingetretene Umstände gestörten Welthandel ab, und fingen an, ihr Augenmerk auf Vergrößerungen jenseits der Lagunen zu richten, und auf diese Weise an den bisher von ihnen wenig beachteten Italischen Landhändeln eifriger Theil zu nehmen.

Auf der Pyrenäischen Halbinsel blieben die Verhältnisse der einzelnen Staaten so ziemlich dieselben. Navarra gehörte bald diesem bald jenem. In den andern Ländern herrschten die alten Fürstenstämme fort. Aber die innern Gährungen und Kämpfe gingen so weit, daß selbst Frankreich und England ihre gewöhnlichen Händel vergaßen, um sich jenseits der Pyrenäen für Spanische Angelegenheiten zu schlagen. Den Mauren blieb ihr altes Gebiet um Granada, aber sie erwachten nicht zu neuer Kraft, das Verlorene wieder zu gewinnen. Auch die Gränzen der christlichen Königreiche blieben im Ganzen genommen dieselben. Höchst wichtig für Portugal waren die überseeischen Entdeckungen des Prinzen Heinrich von Visno im fünzehnten Jahrhundert. Hätte England seine ganze Kraft wider Schottland gewendet, statt die Unterjochung Frankreichs zu versuchen, so würde die Vereinigung Britanniens vielleicht schon am Ende des Mittelalters erfolgt seyn. Allein so bewahrte Schottland seine Selbstständigkeit, obgleich seine Waffen selten mit Glück gekrönt wurden. Auch Ireland wurde der Tummelplatz wilder Fehden mit einzelnen Parteihäuptern. Nur nach der Beendigung des großen Kampfes mit Frankreich konnte England seine Kräften eine natürlichere heilsamere Richtung geben, und in dem Europäischen Völkerverein so auftreten, wie es seiner Würde gemäß war. Die Tapferkeit der Scandischen Völker blieb meistentheils gegen ihre Brüder selbst gerichtet, doch fühlten auch das nördliche Deutschland und Polen die Schärfe ihres Schwerts. Lange blieb Esthland in der Abhängigkeit von Dänemark. Die Schweden eroberten Finnland und Lappland, und kämpften mit abwechselndem Glücke gegen die Russen. Dänen und Norweger stritten mit Schottland um die Schettländischen-, Hebriden- und Orknei-Inseln. Aber ihre Seemacht und ihr Ge-

del waren von der Hanse unterdrückt und konnten, so lange diese blühte, zu keiner Bedeutung gelangen. Der Calmatische Vertrag würde Scandinavien zu einem furchtbaren Staate gemacht haben, wenn er aus den Wünschen und Bedürfnissen der Scandischen Völker selbst hervorgegangen wäre. Allein nur von persönlichem Ehrgeiz aufgezwungen fiel er dahin, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbot, das verhaßte Joch abzuschütteln, und der Einfluß der Scandischen Reiche auf die Nachbarstaaten ging wieder verloren.

Polen erholte sich im vierzehnten Jahrhundert wieder von den Tatarischen Einfällen. Allein außerdem daß die Ruhe des Staates durch allerlei innere Auftritte gestört wurde, hatte es an dem Deutschen Orden und den Lithauern zwei rüstige Gegner zu bekämpfen. Von diesen letztern insbesondere wurden fast alle Nachbarn gedemüthigt. Daher schien die Vereinigung der beiden Staaten durch Hedwigs Heirath mit Jagello ein äußerst günstiges Ereigniß für Polen. Wie locker aber die Verbindung blieb, und wie wenig dadurch für Polen gewonnen wurde, haben wir gesehen. Auch die Verhältnisse mit Ungern waren unnatürlich, und die feindseligen Gesinnungen der Völker äußerten sich in einem fort ungeachtet der erzwungenen Vereinigung unter einem Haupt. In einem günstigen Augenblick hatte Hedwig den Ungern Rothrußland entrissen. Der Orden schien durch die Erwerbungen Danzigs, Pommerns, Esthlands und der Neumark sich außerordentlich gestärkt zu haben. Allein das Unglück bei Dannenberg und sittlicher Verfall zerbrachen seine Kraft. Das Abnehmen derselben wurde immer sichtbarer. Rußland blieb noch eine Zeit lang in dem Zustande von Erniedrigung, in welchen es durch innern Verfall und die Uebermacht der Tataren gerathen war. Nur als Moskau gewissermaßen zum Brennpuncte aller Kräfte des Großfürstenthums wurde, schien von da an ein neues Leben in das ganze Volk auszuströmen. Aber erst gegen das Ende des Zeitraums fing man an, die Früchte dieser Verändetung und des Verfalls der Tataren zu erkennen. Früher erlitten die Russen von ihren westlichen Nachbarn beinahe eben so harte Demüthigung. Die Lithauer hatten eine ziemlich

große Strecke Landes vom Russischen Gebiete abgerissen; selbst Kiew, die Mutter der Russischen Städte, war darin begriffen, und auch gegen die Livländischen Brüder kämpfte man unglücklich. Halitsch und Wladimir waren verloren, das tapfere Nowgorod durch innere Zerrüttungen gelähmt. Nur mit Mühe konnte sich das Großfürstenthum aufrecht erhalten. Ungern hatte unter den Königen des Hauses Anjou den Gipfel seiner äußern Macht errungen. Aber vieles, was großen Glanz auf die Regierung geworfen, hatte am Ende doch für Land und Volk wenig ersprießliche Früchte getragen; und in der letzten Zeit ging durch die unglückliche Wendung des Kampfes gegen die andrängenden Türken viel mehr verloren, als früherhin in den bessern Zeiten gewonnen war. Die Verbindungen mit Polen unter einem Haupte dienten mehr dazu, die feindselige Gesinnung beider Völker zu nähren, als dem östlichen Europa eine festere Vormauer gegen die eindringenden Barbaren zu erbauen. Die weiten Züge nach Neapel hatten vollends keine Folgen. Man befestigte sich nicht einmal in der Herrschaft Dalmatiens. Vielmehr endigte sich der lange Streit mit Venedig um dieses Küstenland ungünstig für Ungern. Servien und Bulgarien rissen die Türken an sich, welche bis an die Donau drangen. Die Herrscher von Bosnien suchten durch ein gefährliches Schaukelsystem ihre Selbstständigkeit zu retten. Auch der Umstand, daß mehrere der letzten Ungrischen Könige die Deutsche Krone trugen, brachte Ungern keinen Vortheil. Statt dem Ungrischen Volke einen mächtigen Bundsgenossen zu geben, lenkte er nur die Aufmerksamkeit seiner Könige ab auf fremde ihm wenig ersprießliche Händel. Auch im Innern war Ungern, da die herrschenden Königsstämme mehrmals ausstarben, durch öftere langwierige Streitigkeiten über die Thronfolge und andere Unruhen erschüttert worden. Im Ganzen war es gegen das Ende dieses Zeitraums in seiner äußern politischen Bedeutung herabgesunken. Nicht ohne Bekümmerniß sah man den künftigen Unternehmungen der Türken entgegen. Die Walachei und Moldau behaupteten bis an's Ende des Mittelalters eine gewisse Selbstständigkeit, doch mischten sich Ungern, Polen und Türken häufig in ihre Angele-

genheiten. Seit der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zerfiel die Tataren-Herrschaft in sich selbst. Doch herrschte am Schlusse dieses Zeitraums noch der mächtige und tapfere Chan Mahomet über Kaptschak, über Krim hingegen Hadgi Kerai, der die Genueser zum Theil aus ihren Besitzungen vertrieb und in freundschaftlicher Verbindung mit König Kasimir von Polen lebte. Das wiederhergestellte Byzanz behauptete noch anderthalb hundert Jahre hindurch seine schwankende Existenz, aber seitdem die Türken in Europa festen Fuß faßten, ohne alle Bedeutung in den großen Staatenverhältnissen Europas, immer mehr zusammengeschrumpft und endlich von den mächtigen Siegern bis auf die Hauptstadt eingedrängt. Alle Versuche, die Byzantiner durch Unterwerfung unter den heiligen Stuhl wieder an das Abendland zu knüpfen, blieben fruchtlos. Die Bemühungen der Herrscher waren ohne Erfolg, das Volk zeigte im Unglücke nur unbiegsamen Trotz und, seltene Ausnahmen abgerechnet, keine eigentliche Kraft zum Widerstande. Aber selbst wenn der abgelebte Staat noch bessere Hülfsmittel dargeboten hätte, so würde seine Rettung doch an der Selbstsucht und den schlechten Anstalten der Christenmächte gescheitert seyn, von denen keine im Stande war zu einem so hohen und edlen Zwecke mitzuwirken. Und so konnte Byzanz der Erfüllung des seit Jahrhunderten drohenden Schicksals am Ende dieses Zeitraums nicht länger entgehen. Der Untergang eines so verfallenen Staates, aus dem in jener Gestalt nichts mehr Gutes und Großes hervorgehen konnte, mag an sich selbst nicht als ein Unglück betrachtet werden, wohl aber daß die Zeit gar kein Mittel darbot, Neues und Besseres zu gestalten. Das Eindringen eines tapfern, nur für Krieg und Eroberung lebenden und Europäisch-christliche Bildung verachtenden Volkes unter so tüchtigen Herrschern, wie die damaligen Sultane des Osmanischen Hauses waren, in Europa hingegen mußte jeden Unbefangenen mit Schrecken erfüllen, wenn er so feindselige, so gewaltige und gut geleitete Kraft gegen die elenden Bollwerke anstürmen sah, die ihr die christlichen Mächte entgegen zu setzen vermochten, die zersplitterten und meistens von unbedeutenden Fürsten beherrschten Lehensstaaten des

Mittelalters im Kampfe mit den von Glaubenswuth begeisterten, sieggewohnten Völkern tapferer und geistreicher morgenländischer Zwangsherrscher.

Solche Abgerissenheit der äußern Staatenverhältnisse ließ sich übrigens, wenn nicht noch viele andere Umstände dazu beigetragen hätten, schon aus den innern damals herrschenden Staatseinrichtungen allein erklären. Die wenigsten derselben konnten das Ganze solchergestalt kräftigen, daß es auf eine bedrohliche Weise seinen Nachbarn oder andern Gegnern hätte gegenüber stehen mögen. Beinahe in allen Ländern war die königliche Gewalt in der Wirklichkeit durch die zunehmende Macht der Großen ersetzt, die entweder als fast unabhängige Lehensträger in ihren Gebieten auf selbstständige Weise schalten und walten durften, oder in Reichsräthen, dergleichen in den mehrsten Reichen gebildet wurden, die Macht der Könige selbst in den Angelegenheiten des gesammten Staates noch beschränkten. Auf der Pyrenäischen Halbinsel, in England, in Scandinavien und gegen das Ende dieses Zeitraums besonders in Dänemark, in Polen und Ungern mußten sich die Könige von solchen Staatsbehörden, die sich mehrentheils das Recht dazu in den Wirren der Zeit angemaßt hatten, unerhörte Demüthigung gefallen lassen; obgleich man sie in weniger bedeutenden Gelegenheiten durch den glänzendsten Hofprunk und eine scheinbare, beinahe morgenländische Verehrung für die wirkliche Gewalt zu entschädigen suchte, die man ihnen entrissen. Gleich als hätten sich diejenigen, welche diese wirkliche Gewalt inne hatten, selbst emporgehoben, wenn sie den ohnmächtigen Schattenherrscher mit leerem Gepränge vergötterten. In Deutschland war der allgemeine Staatsverband immer lockerer geworden. In Italien hatte er ganz aufgehört. In Rußland war die großfürstliche Würde unter Tatarischer Vormundschaft mit unumschränkter Gewalt über das bedrängte Volk ausgestattet, aber dieses Volk sank in Verwilderung zurück, und der Statthalter der Chane übte keinen Einfluß mehr im übrigen Europa. So war es auch in Byzanz. Nur in Frankreich nahmen die öffentlichen Angelegenheiten einen eigenen Gang, der sie ihrer neuen Gestaltung entgegenführte. Hier hatte die

königliche Gewalt ungeachtet des harten und gefährlichen Kam-
pfes mit England immer noch Fortschritte gemacht. Mehrere
Lehen waren eingezogen worden, der königliche Einfluß verbrei-
ete sich immer mehr und mehr durch die Provinzen, allgemein
gültige Einrichtungen traten an die Stelle der örtlichen Verfü-
gungen, die Staatsgewalt drängte sich zusammen. Der Geist
des Französischen Volks, dessen Eitelkeit sich durch die Macht
einer Könige geschmeichelt fand, die feste Ordnung in der Thron-
folge, das Aufkommen von Miethtruppen und die Fortschritte
in der Staatsverwaltung wirkten alle in hohem Grade dazu bei,
die königliche Macht zu heben. Frankreich könnte man eigentlich
als die Wiege der neuern Staatsverwaltung ansehen; denn hier
scheint die Kunst erfunden worden zu seyn, durch Stärkung und
größere Beweglichkeit der von der obersten Staatsgewalt ausge-
henden Glieder, durch zweckmäßige Benutzung aller dem Herr-
scher zu Gebote stehenden Mittel und Verwendung derselben nach
folgerechten Grundsätzen, mit einem Worte durch Erbauung
eines künstlichen und wohlgeordneten Staatsräderwerks die kö-
nigliche Macht auf den Trümmern des Lehenwesens immer
mehr auszudehnen und zu kräftigen. Die Krongüter durch Schen-
kungen u. s. w. geschwächt reichten kaum zum Prachtaufwande
des Hofes hin. Die Lehensabgaben waren zum Theil erlassen
worden, zum Theil hatten sich ihnen die Lehensträger sonst zu
entziehen gewußt. Daher mußten jetzt zur Befriedigung der
Staatsbedürfnisse allgemeinere Steuern eingeführt und noch an-
dere Hülfsquellen eröffnet werden. So kamen in diesem Zeit-
alter eine Menge mittelbarer und unmittelbarer Steuern und Ab-
gaben auf, denen man auch die Lehensträger zu unterwerfen ver-
stand. Schon lange hatten sich beinahe in allen Ländern die
Könige des Münzrechts zu einer zwar ergiebigen, aber im Grunde
für die sittliche Würde des Staatsoberhaupts höchst zweideutigen
Quelle bedient. Die Herrscher von Frankreich wußten es ihren
mächtigsten Lehensträgern, selbst dem Könige von England in
seinen Französischen Provinzen durch einen durchgreifenden Schritt
zu entreißen und zu ihren bedeutenden Zwecken zu benutzen.
Die wichtigste Maßregel mag aber hier wohl das Anwerben ste-

hender Kriegsvölker gewesen seyn, welche die Zahl einer Hofstrabantenschaar schon weit überstiegen, und den ersten Kern der stehenden Heere bildeten, denen die Europäischen Fürsten in spätern Jahrhunderten zum Theil ihre Allgewalt verdankten. In allen Anstalten dieser Art ging Frankreich den übrigen Staaten um vieles voran.

Zu den beiden Ständen, welchen im frühern Mittelalter die Herrschaft des Lebens zu Theil geworden war, hatte sich jetzt noch ein dritter gesellt, der zwar den beiden andern im Range noch nachstand, aber durch die Gunst der Könige und eigene Thätigkeit immer weitere Stufen emporstieg. Wie bei der beiden übrigen Stände, so war auch sein Streben zunächst auf Erwerbung und Sicherung besonderer Rechte und Freiheiten beschränkt. Scharfe ständische Absonderung der verschiedenen Hauptclassen von Staatsbürgern war daher eine der vorzüglichsten Richtungen des Geistes in diesem Zeitraume, und jede Classe wachte mit ängstlicher Sorgfalt über die Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit. Noch immer behauptete die Geistlichkeit ihren ersten Rang, aber in den meisten Ländern blieb sie die ganze Zeit hindurch in den schwankendsten Verhältnissen zwischen Papst und Vaterland; denn auf der einen Seite hätten die Erzbischöfe und Bischöfe gern eine immer größere Unabhängigkeit vom heiligen Stuhle errungen; auf der andern hingegen konnte ihnen nicht entgehen, daß der Schutz des obersten Kirchfürsten und die Erhaltung des alten Glaubens ihnen durchaus nothwendig war, um die einzelnen volksthümlichen Kirchen im Besitz ihrer gegenwärtigen Rechte und Freiheiten zu erhalten, und wider die Eingriffe der weltlichen Herrscher und Stände zu schirmen. Aber im Ganzen genommen fand man doch bei der höhern Geistlichkeit eher die Neigung zu einer selbstständigen aristokratischen Stellung im Staate als zur Hingebung an Rom. Desto eifriger kämpften für dieses letztere die Menge der Bettelmönche, die man als eine immer zum Kampfe gerüstete und in alle Länder und Stände verbreitete Kriegerschaar im Dienste des heiligen Stuhls betrachten mag. In ihrem Geleite folgten überall Unwissenheit und Ketzerriecherei; allein in vielen Ländern empörten die Greuel der

Ketzergerichte die Mehrheit des Volks und machten es den bis dahin herrschenden Begriffen abgeneigt. Bereits in diesem Zeitraume findet man häufige Merkmale von weit verbreitetem Pfaffenhaß. Die geistlichen Ritterorden waren jetzt vom heiligen Grabe nach dem Abendlande verpflanzt, wo sie unermeßliche Güter besaßen. Dem Deutschen Orden kam in Preußen, den Johannitern in Rhodus sogar Landeshoheit zu. Auch die Spanischen standen in ihrem Vaterlande in hohem Ansehen. Eigentlich bildeten sie eine Art von Zwitterstand, da ihre äußere Gestaltung sie unter die Geistlichkeit setzte, sie sich aber in ihrem ganzen Streben und Handeln vielmehr dem Adel näherten, aus welchem sie sich jetzt immer ausschließlicher zu ergänzen gewohnt waren. Auch in Hinsicht der Verhältnisse von Kirche und Staat ging Frankreich den übrigen Ländern mit zweckmäßigern Anordnungen voran. Nirgends wurden so vortheilhafte Bestimmungen erlangt als in Karls VII. pragmatischer Sanction.

Mit dem Verfalle der Lehensverfassung und dem Ersterben der schönen begeisternden Seite des Ritterthums hatten sich auch die Verhältnisse des Adels in der bürgerlichen Gesellschaft allmählig und zwar mehr dem innern, denselben belebenden Geiste nach als merkbar in den äußern Formen anders gestaltet. Das Ritterwesen verlor sich immer mehr aus dem Leben, ohne am Ende dieses Zeitraums in seiner äußern Erscheinung ganz aufgehört zu haben. Der Adel ließ überall von seinem schwärmerischen Beginnen ab, um in der Wirklichkeit eine desto bessere und sichrere Stellung zu suchen. Aber aus der Ritterzeit, aus den Jahrhunderten, in welchen durch Wappen und Geschlechtsnamen die Adelsgenossen ihrer Nachkommenschaft die Behauptung ihrer Standesrechte möglich machten, und ihre Würde auf dieselbe vererbten, hatte sich eine höchst wichtige Veränderung erhalten, nämlich die, daß der Begriff des Adels statt auf bloß dinglichem Rechte, Grundeigenthum zu beruhen, mehr und mehr persönlich ward und das Grundeigenthum nicht mehr so nothwendig unter die Merkmale der adlichen Würde gehörte. Dieser Wechsel der frühern Ansichten war sowohl für die spätere Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse in den Europäischen Staaten, als für den

ganzen spätern Bildungsgang der Europäischen Völker von den bedeutendsten Folgen. Selbst in dem von den Tataren geknechteten Rußland erhielt sich ein mit Vorrechten begabter Stand. Allein hier, wo die Großfürsten als Statthalter der Chane mit unbegränzter Gewalt nach morgenländischer Weise herrschten, hatten die Würden der Bojaren und Bojarenkinder, wenn sie auch zum Theil erblich wurden, doch nur in der Gnade des Herrschers ihren Ursprung. Auch in Byzanz gab es eigentlich nur einen Dienstadel, der auch nur in so fern auf die Nachkommen der Würdenträger überging, als sie von dem Kaiser in den Aemtern ihrer Vorfahren beibehalten wurden. Bei den Germanischen Völkern hingegen und denjenigen, welche ihre Staatseinrichtungen nachgeahmt hatten, war im frühern Mittelalter Grundeigenthum ein immer nothwendigeres Erforderniß zur Behauptung des ursprünglichen Lehens-Dienstadels geworden, welches diesen letztern zugleich in ein immer freieres und unabhängigeres Verhältniß gegen den Oberlehensherren gesetzt hatte. Da wo die Könige mit kräftigen Schritten eine neue Begründung ihrer Gewalt erstrebten wie in Frankreich, suchten sie die früher herrschenden Grundbegriffe zu verändern und auf den Trümmern der Lehensordnung einen neuen Adel zu schaffen, der die Gunst einer vorzüglichern Stellung lediglich der Gnade des Königs verdanken möchte. Zu solchem Zwecke ließ sich kein wirksameres Mittel denken als die Ertheilung von Hofwürden an minder mächtige Lehensträger, die sie im Range den mächtigsten an die Seite stellten, die Belohnungen mit leeren Würden oder Würdebenennungen, welche das königliche oder Staatsvermögen nicht erschöpften und der Betheiligten Eitelkeit befriedigte, ohne ihre Macht zu vergrößern, endlich die Erhebung von verdienten Männern aus den untern Classen in den Adelstand, eine höchst merkwürdige Neuerung, die nach den früher über Adel herrschenden Begriffen durchaus undenkbar gewesen wäre. Auf diese Weise war der Weg zu dem Verfahren gebahnt, vermittelst dessen der Adel gewissermaßen unter den besondern Einfluß der Könige gestellt und dem staatsbürgerlichen Zustand der übrigen Unterthanen näher gebracht werden sollte. In andern Ländern

hingegen, wo die königliche Gewalt sich nicht wieder erholt hatte, sondern im Gegentheile durch die großen Lehensträger immer mehr erschüttert ward, blieb der Adel auf seinem frühern Standpuncte, und die langsam fortschreitende Bildung diente nur dazu, diesen Standpunct durch bestimmte staatsbürgerliche Verhandlungen genauer festsetzen und sichern zu lassen. In diesen Ländern wurden die Staatsverhältnisse des frühern Zeitraums nur besser entwickelt und befestigt, der Geist der Feudalaristokratie und die durch sie nothwendige Zersplitterung herrschten vor.

In den meisten Europäischen Ländern wurden die staatsbürgerlichen Rechte des dritten Standes in diesem Zeitraum ausgedehnt und befestigt. Dennoch gestalteten sich die Verhältnisse der städtischen Bürgergemeinen hie und da auf sehr mannigfaltige Weise. In Deutschland, wo die schützende Gewalt des Reichsoberhaupts immer unwirksamer wurde, entstand zwischen erobernden Lehensherren und freien Reichsstädten ein gewaltiger Kampf, in dessen unglücklichem Ausgang viele der letztern ihre Unabhängigkeit einbüßten. Die Hanseestädte hingegen, Nürnberg und andere mehr gingen desto glorreicher aus demselben hervor, und es waren ihrer an Zahl und Macht genug, um den ganzen Stand, diese ganze Form des geselligen Lebens auf die trefflichste und glänzendste Weise aufrecht zu erhalten. Wegen der zunehmenden Cultur, die jedes neue Unternehmen begünstigte, kamen Handel und Gewerbe in ihre schönste Blüthe. Ein Theil des niedern Lehensadels fand selbst Geschmack an der anmuthigen städtischen Lebensart, und verbrüderte sich hier mit den angesehenern Bürgern. Aber je mannigfaltiger die Lebensweise und Begangenschaften seyn mochten, die sich innerhalb stark bevölkerter städtischer Mauern entwickelten, desto lebendiger wurden auch die Reibungen, desto schwieriger war ein Mittelpunct zu finden, an den sich alle anschließen mochten. Daher nahmen je nach den Umständen die Verfassungen der Städte eine sehr verschiedene Wendung. Zwar sah man überall die Grundbestandtheile des Muncipalwesens, aber je nach dem Sinne der Art und Weise der Einwohner höchst ungleich bedingt. Hier herrschte ein täglicher Rath unter dem Vorsitz eines Schultheißen

oder Bürgermeisters, dort theilte er seine Macht mit größern berathenden Versammlungen, anderwärts wurde die Bürgergemeinde selbst zusammen berufen u. s. w. Bald waren es städtische Edelleute, die gewissermaßen im erblichen Besitz der ansehnlichsten Stellen waren, bald fielen sie einer eigenen Classe von angesehenern, aber Handel und Gewerbe treibenden Bürgern anheim, die man in Nachahmung der Römer Patricier nannte, bald herrschte im ganzen Gemeinwesen unbedingte Gleichheit vor, und die Bürger unterschieden sich nur durch die Art ihres Gewerbes, welche sie unter diese oder jene Zunftgenossen reihte. Auch war das Verhältniß der Städte zum Gesammtstaat höchst mannigfaltig. Hier standen Haupt- und Landstädte bloß unter der unmittelbaren Herrschaft des Reichsoberhaupts, welches in Deutschland so viel war, als ob sie gänzlich unabhängig gewesen wären, in andern Ländern hingegen die Verwaltung eines königlichen Statthalters nach sich zog; dort waren fürstliche, gräfliche, bischöfliche und noch geringere Städte einem Lehensträger vom ersten, zweiten oder dritten Rang unterworfen, und genossen um so weniger Freiheit, als ihr Herr auf einer geringern Stufe stand. Doch wurde sie im Ganzen genommen fast überall vermehrt, und die Reichsstädte erhielten fast in allen Ländern das wichtige Vorrecht der Vertretung auf den Reichs- und Landtagen. Dessenungeachtet war der Einfluß des städtischen Thuns und Treibens auf das Ganze der bürgerlichen Gesellschaft nur noch wenig merkbar. Vielmehr schlossen sich die Städter eben so gut wie die andern Stände ab, und waren mehr auf Behauptung ihrer besondern Freiheiten als auf Eingreifen in die allgemeinen Angelegenheiten bedacht. Daher kann man nicht annehmen, daß im Ganzen genommen die Staatsverhältnisse dieses Zeitraums durch das Bürgerthum wesentlich anders bedingt worden seyen. Während aber in den Fürstenstaaten Europas die Städte solchergestalt auftraten, erschienen die Italischen Gemeinwesen, welche sich in den Stürmen der Zeit erhalten hatten, denn viele unter ihnen sowohl in der Lombardei als im mittlern Italien waren zu Grunde gegangen, noch auf eine weit glänzendere Weise in den großen Weltbegebenheiten der damaligen

Jahrhunderte. Venedig, Genua, Florenz erinnerten durch ihre Staatseinrichtungen und ihr politisches Streben an die Republiken des Alterthums, während sie durch ihre äußern Besitzungen häufig in die Verhältnisse des Lehenwesens verwickelt waren, und ihr Gebiet nach den Grundsätzen desselben beherrschten. Hier lebte also ein ganz eigenthümlicher Geist, aus welchem viele der herrlichsten Erscheinungen des Zeitalters hervorgingen, und welcher hingegen auf das Land, in welchem er sich entwickelte, einen unverkennbaren unendlich wichtigen Einfluß übte. Daher reiften jetzt in Italien viele Früchte des Geistes früher als sonst irgendwo, aber sie fanden in dem übrigen Europa lange keinen gedeihlichen Boden, und die vielen herrlichen Thaten der Italischen Gemeinwesen, ihre Einrichtungen und die Sinnesart ihrer Bürger schienen gewissermaßen eine dem übrigen Wesen des Europäischen Mittelalters völlig fremdartige Traumgestalt.

Der Zustand der untersten Classe, der so nützlichen Ackerbau treibenden, verbesserte sich im Ganzen genommen noch wenig. Fast alle Lasten ruhten zuletzt auf ihr. In den Slavischen Staaten und in Ungern galt Leibeigenschaft, in den Germanischen hingegen erkannte man ihnen doch wenigstens Grundeigenthum und Privatrechte an. Im Einzelnen hingen ihre Verhältnisse viel von dem guten Willen der Lehensmachthaber und den Rechten und Freiheiten ab, welche ihnen die Vorfahren derselben ertheilt hatten. Weise und kräftige Könige nahmen sie gerne in Schutz, aber selten wurde etwas Bedeutendes zu ihrem Vortheile durchgesetzt. Am glücklichsten mögen wohl die Unterthanen der Geistlichkeit gewesen seyn und zum Theil die der freien städtischen Gemeinwesen, wenn sie nicht in das wilde Gewirre bürgerlicher Unruhen hineingezogen wurden.

Die niedrigste Classe war von den öffentlichen Verhandlungen überall ausgeschlossen, nur in Scandinavien durften noch freie aber nicht adliche Landeigenthümer auf den Reichstagen erscheinen. Häufiger wurden hingegen die Abgeordneten der Städte dazu berufen, da man von ihnen wenigstens in den meisten Fällen die ansehnlichsten Geldbeiträge zu erwarten hatte. That es an Geld nicht Noth, so wußte man in vielen Ländern wie in

Deutschland, Ungern u. s. w. ihre Zuziehung zu umgehen. Ueberhaupt hatten auf den Reichs- und Landtagen, Parliamenten, Cortes und wie die großen Staatsversammlungen in den verschiedenen Reichen genannt wurden, die Geistlichkeit und der hohe Adel nicht nur den Vorrang sondern einen unbegränzten Einfluß, den ihnen bis jetzt noch Niemand streitig zu machen wagte. Daher schienen auch diese Versammlungen mehr zu strengen Abwägungen der von diesen beiden Ständen angesprochenen Rechte und Freiheiten, als zu gemeinnützigen Beschlüssen bestimmt. In Frankreich fanden sie nur bei sehr wichtigen Gelegenheiten statt und waren der königlichen Macht auf keine Weise gefährlich, während in den Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, vorzüglich aber in Arragon für die Aufrechthaltung der ständischen Freiheiten und die Durchsetzung des ausgesprochenen ständischen Willens so folgerecht gesorgt war, daß es zweifelhaft scheinen möchte, ob sich Arragon mehr der republicanischen oder der monarchischen Verfassung genähert habe. Früh nahmen hingegen in England die öffentlichen Angelegenheiten eine Wendung, welche den natürlichen Verhältnissen der verschiedenen Hauptbestandtheile des Staatslebens am angemessensten war. Die Trennung der beiden Häuser sicherte den niedern Adel und die Städte vor der Bedrückung der Großen, kräftigte sie und bildete zuerst eine öffentliche Meinung der Gesammtheit auf den einfachsten und natürlichsten Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. In den übrigen Ländern waren die Reichstage seltener, Reichsräthe bemächtigten sich daselbst gewöhnlich sowohl der königlichen Macht als dem allgemeinen Besten entgegen auf oligarchische Weise aller Gewalt.

In der Mitte des gebildeten Europas, im Zusammentreffungspunct dreier großer, durch Sprache, mannigfaltige Eigenthümlichkeit, Verfassung u. s. w. getrennter Völker hatte sich ein zwar kleiner, aber selbst in seinem geringen Umfange noch an Lebenspuncten reicher Staatenverein gebildet, wo aus einem wundersamen Gemische von lehensmäßigen Begriffen und alterthümlichem Freisinn ein Ganzes entstand, welches im spätern Europäischen Staatensysteme eine ganz besondere Stellung

einnehmen sollte, nämlich die Schweizerische Eidsgenossenschaft. Dem ursprünglich von dreien unabhängigen Landschaften, die jedoch im Gebiete des Deutschen Reiches waren, und in welchen sich die anfänglichen alt-Deutschen Freiheitsgewohnheiten noch erhalten hatten, beschwornen Bunde schlossen sich Reichsstädte und befreite fürstliche Städte an, die mit felsenfestem Muth die gemeinsame Sache, Aufrechthaltung erworbener Rechte und Freiheiten, vertheidigten. Ihre Bande war nicht so eng, daß man sie als einen Bundesstaat hätte betrachten können, und doch innig genug, daß jeder Feind ihrer Selbstständigkeit auf eine blutige Weise über ihr treues Zusammenhalten belehrt wurde. Die wundervollen Tage von Morgarten, Näfels, Laupen und Sempach hatten den Eidgenossen oder Schweizern, wie man sie auch zu nennen anfing, die Heldenweihe ertheilt. Die Verschiedenheit der Staatseinrichtungen, nebst der Einfachheit der Sitten und Lebensgewohnheiten, der Umstand endlich, daß der größte Theil des angränzenden Deutschlands unter der Herrschaft des Hauses Oesterreich stand, an dessen feindseligen Gesinnungen sie nicht zweifeln konnten, trennten die Schweizer immer mehr von den übrigen Deutschen und legten den Grund zu einer ganz selbstständigen volksthümlichen Entwicklung, die im Ablaufe der Zeit für Europa von der größten Wichtigkeit und für das Gleichgewicht der benachbarten Staaten unentbehrlich wurde. Obschon hier so gut wie überall selbst von den freien Landschaften Länder und mehr oder weniger Menschen nach den Grundsätzen des Lehensystems besessen wurden, so traten doch wegen der nähern Verbindung der verschiedenen Stände billigere Verhältnisse für alle ein, und auch in dieser Beziehung hatte das Aufkommen eines solchen öffentlichen Wesens in Europa die wichtigsten Folgen.

Gesetzgebung und Gerichtswesen machten nur langsame und, wenn man ganz Europa in Betrachtung zieht, nur wenig bedeutende Fortschritte. Das Recht, Gesetze und Verordnungen zu erlassen, war allzusehr zersplittert, als daß allgemeinere und das Gesammtwohl näher bezweckende Verfügungen hätten durchgesetzt werden mögen. Auch darf man nicht verhehlen, daß

die Verhältnisse der Zeit solche örtliche Bestimmungen nothwendig machten. Die frühern Gewohnheitsrechte verwandelten sich meistentheils in geschriebene örtliche Satzungen, bei deren Abfassung neben althergebrachten Uebungen einige Römische oder kanonische oder auch lehenrechtliche Grundsätze aufgenommen wurden. Doch kamen auch einige allgemeine Landesgesetzgebungen zu Stande, die in der Geschichte der einzelnen Länder aufgezählt sind, deren Einfluß sich aber einzelne Städte, Landschaften und Mächtige durch Befreiungen und Ausnahmen zu entziehen wußten. Theils wurden sie bloß vom königlichen Rathe untersucht, theils auf den großen Reichsversammlungen vorgelegt, aber dann immer im Namen des Königs erlassen. In Polen fand sich sogar ein König, der sich des Werkes mit Liebe und Kenntniß selbst annahm. Die einigermaßen bedeutenden Städte hatten fast alle ihr eigenes Recht oder das einer andern wegen der Trefflichkeit ihrer Gesetze berühmten Stadt. Das Gerichtswesen als einer der wichtigsten Zweige der Staatsverwaltung mußte der übrigen Einrichtung des öffentlichen Wesens in allen ihren Irrgängen folgen. Zwar suchte man der Willkür der untern Behörden durch Berufung an höhere Gerichtsstellen zu steuern, aber diese Berufung war schwierig, und wenn sie von den verschiedenen Gerichtshöfen bis zum Könige ging, oft mit unsäglicher Mühe und Unkosten verbunden. Dazu ging selbst bei unabhängigen Staaten die Weiterziehung oft in fremde Länder, und zwar nicht nur bei den geistlichen Gerichten, wo zuletzt in Rom geurtheilt werden sollte, sondern selbst bei städtischen Gerichtshöfen wurde öfters die Sache vor das Gericht derjenigen Stadt eines andern Landes gezogen, deren Gesetz man daselbst angenommen hatte. Als eine eigenthümliche, aber dem damaligen Geiste einer rohen Billigkeit völlig angemessene Einrichtung muß man die hie und da eingeführte Gewohnheit betrachten, bei Appellationen den am Unrecht erfundenen Theil entweder den Appellanten oder den Richter mit einer Strafe zu belegen. Schauderhaft war hingegen sowohl in seiner unmittelbaren Wirksamkeit als in seinen entferntern Folgen auf den rechtlichen Zustand und die Sittlichkeit der Völker das finstere

Unweſen der heimlichen Fehmgerichte, welches ſich in Deutſchland weit verbreitete und nur mit Mühe unterdrückt werden konnte. Selbſt rechtliche Männer ließen ſich zur Theilnahme verleiten. Von jeher hatte ſolches abeuteuerliches verborgenes Wirken unwiderſtehlichen Reiz. Aber auch der öffentliche geregelte peinliche Gerichtsgang war noch voller Entſetzlichkeiten. Nur in England fing er an menſchlicher und zweckmäßiger zu werden.

So wie im frühern Mittelalter die Staatseinrichtungen aus dem Kriegsweſen hervorgegangen waren, ſo fällt auch jetzt der Einfluß der in demſelben ohne eigentliche politiſche Veranlaſſung geſchehenen höchſt merkwürdigen Veränderungen auf die neuere Geſtaltung der bürgerlichen Geſellſchaft beim erſten Blicke in die Augen. Denn nicht nur waren durch die Zerſplitterung der Staaten vermittelſt des Lehenweſens die alten Aufgebote in Verfall gerathen, ſondern das Erſterben des Ritterſinns, das Aufkommen geübter nicht adlicher Fußvölker, welche die Städte und die Eidgenoſſen aufſtellten, endlich mehr als Alles die Einführung der Feuergewehre hatten faſt überall eine allmählige Umſchaffung des geſammten Kriegsweſens nothwendig gemacht. Die mächtigern Fürſten ſuchten den Landfrieden zu behaupten. In Frankreich geriethen ſogar die Turniere in Vergeſſenheit. Der bis dahin ſo kriegeriſche Adel verließ allmählig ſeine Gewohnheiten. Die langwierigen Kriege gegen England, die vielen Niederlagen, welche die Franzöſiſchen Ritter ungeachtet der glänzendſten Tapferkeit von der Ueberlegenheit Engliſcher Kriegskunſt erlitten, fingen an den Adel zu ermüden. Eben ſo ging es vielen Städten, welche durch Handlung und Gewerbe zu ungeheuern Reichthümern gekommen waren, und in erhöhtem Prachtaufwand und Annehmlichkeiten aller Art dieſelben genießen wollten. Man hätte ſeines Lebens nie froh werden können, wenn man die Ausfechtung der ſo häufigen Kämpfe nicht Leuten vom Handwerk überlaſſen hätte. Häufig entſtanden jetzt Schaaren, welche von einem erfahrnen Krieger geworben und von dieſem mehrentheils ohne Berückſichtigung der Sache, welche ſie verfechten ſollten, dem Meiſtbietenden vermiethet wurden. Frankreich und Italien ſahen zuerſt ſolche Schaaren, und

das abscheuliche Unwesen, welches theils mittelbar theils unmittelbar auf ihre Rechnung gesetzt werden muß, ist in der Geschichte dieser Länder mit den grellsten Farben geschildert. Wie sehr Vaterlandsliebe und Gemeinsinn durch die Einführung dieser Truppen leiden mußten, liegt am Tage. Gold und Kühnheit verfehlten niemals ihren Zweck. Das Loos der Völker lag in den Händen des Zufalls. Zum Glücke hatten indessen die Miethschaaren in der neuern durch die Umstände erforderten Kriegskunst noch nicht solche Fortschritte gemacht, daß ihnen die Eroberung und Behauptung bedeutenderer Länder und befestigter Städte ein Leichtes gewesen wäre, und die ungeheure Löhnung, welche ihnen der Miethende geben mußte, beschränkte ihre Zahl und machte ihre längere Unterhaltung beinahe unmöglich. Kleinere aber mit kriegerischen Einwohnern bevölkerte Staaten konnten sich daher noch immer mit Vortheil gegen sie vertheidigen. Im Innern der Länder hingegen machten sie dem Gewalthaber manches möglich, was er früher nicht gewagt haben würde. Dessenungeachtet verübten in Frankreich die sogenannten routiers, ribauds, cotteraux, grandes compagnies u. s. w. solchen Unfug, daß der König die schärfsten Maßregeln zu ihrer Unterdrückung ergriff, und durch Einführung der Gens d'armerie zugleich den Französischen Adel in der Kriegsübung erhielt und ihn durch glänzende Auszeichnungen aller Art an seine Höfe zu fesseln wußte. Die Aufstellung eines einheimischen stehenden Heeres, welches keine Miethschaar war, sondern wie die ehemaligen Aufgebote an König und Vaterland hing und von frühern Rittergeist beseelt durch Sinn für Ehre und Ruhm geleitet wurde, während beständige Uebung ihnen eine große Gewandtheit und Ueberlegenheit gab, ist ganz gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen der spätern Jahrzehende dieses Zeitraums, und daß Frankreich in dieser zeitgemäßen Anstalt den übrigen Ländern voranging, erhob nicht nur daselbst die königliche Macht, sondern gab dem Staate selbst in der großen Europäischen Waagschaale ein außerordentliches Gewicht. Ueberall verkündeten jetzt die großen im Kriegswesen eintretenden Veränderungen das Herannahen einer neuen Zeit.

Seit dem Aufhören der Kreuzzüge und dem Verfalle der

Ritterthums schien in ganz Europa, besonders aber in den gebildetern südwestlichen Staaten das Leben wieder allmählig eine neue Gestalt annehmen zu wollen, so wie es frühérhin bei den Germanischen Völkern durch Lehenwesen und Ritterthum auf eine ganz eigenthümliche Weise entwickelt worden war. Und da sich diese Stufe fast unmittelbar an die Entstehung des neuern, bis auf die großen Umwälzungen unserer Tage aufrecht gebliebenen gesellschaftlichen Zustandes anreiht, so mag man den Zeitraum vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des fünfzehnten als eine Periode des Ueberganges ansehen, in welcher zwar viele von den frühern Erscheinungen sich dem äußern Ansehen nach noch völlig kräftig erhalten hatten, das Leben aber dem Geiste nach sich immer mehr seiner neuern Gestaltung näherte. Strenge Abgeschlossenheit der Stände und eine höchst eigenthümliche besondere Ausbildung derselben, die wenn nicht zu eigentlicher höherer geistiger Belebung, doch gewiß zu Kräftigung derselben vieles beitrug, fallen in dieser Zeit besonders auf. Das Ritterthum ward zwar sowohl in seiner hohen Schwärmerei als in seiner gewaltigen Thatkraft immer mehr gebrochen, allein die Achtung für dasselbe war noch nicht erloschen, und eine desto strengere Form sollte jetzt das alte erstorbene Heldenthum ersetzen. Die großen gemeinsamen Unternehmungen fanden nicht mehr statt, und die Gelegenheiten sich heraufzuschwingen wurden seltener, bis gegen das Ende dieses Zeitraums das eingerissene Miethschaarenwesen wieder neue schuf. Daher suchte nun Jeder das Errungene zu behaupten, und ihm durch ein festes äußeres Formengebäude desto sicherern und größern Werth zu geben. Vom gewaltigsten Herrscher bis zum Knechte herab fand man dieses Bestreben in allen Ständen thätig. Die Könige und Fürsten nahmen ein bestimmtes Hofgepränge an, der höhere und niedere Adel schied sich in Fürsten, Herzoge, Markgrafen, Grafen, Barone u. s. w., von denen den einen auch die ihrer Würde entsprechende Macht zukam, den andern bloß eine im gesellschaftlichen Leben Glanz verleihende Amtsbenennung ohne Ansehen. In den Städten, von denen viele Herrschaften und Unterthanen besaßen und unter ih-

ren Bürgern viele Adelsgenoſſen zählten, gab man ſich ebenfalls Auszeichnungen dieſer Art; in Spanien wurden ganze Bürgerſchaften zu Hidalgos ernennt. Die geringern Bürger fühlten ſich durch das Zunftweſen eben ſo gehoben, wie die Höchſten im Staat. Um in irgend einem Handwerke Meiſter zu werden, bedurfte es nicht weniger Förmlichkeiten, als wenn man hätte zu einer Domherrenſtelle gelangen, oder ſich zum Ritter ſchlagen laſſen wollen. So verbreitete ſich dieſe ſtrenge Förmlichkeit über das ganze Leben und beherrſchte daſſelbe überall. In ihr verloren ſich zum Theil die ſchwärmeriſche Thatkraft und die rauhe kampfgewohnte Sitte der frühern Jahrhunderte. Daher milderte ſich im Ganzen genommen die Lebensart der höhern Stände, wo ſie nicht durch langwierige Kriege und das aus ihnen hervorgegangene Miethſchaarenweſen wieder verwildert wurde. Auf der andern Seite hatte der Handel eine gewaltige Bewegung im geſellſchaftlichen Leben hervorgebracht. Lebhafter Verkehr und Bedürfniſſe ſchienen eine Zeit lang mit jedem Jahrzehende zuzunehmen; ſie erregten und bedingten ſich gegenſeitig in einem fort. Die Ueppigkeit, welche unermeßliche Reichthümer möglich machten, ſtellten auch reiche Handelsleute den höhern Ständen gleich, ſie ließen ſich adeln; die Hauptzweige der Geſellſchaft wurden einander auf mannigfaltige Weiſe näher gebracht. Der glänzende Zuſtand des Handels und der Gewerbe warf einen lebendigen Funken in die ſonſt ſtarre Beſtimmtheit der übrigen Verhältniſſe. Fürſten und Ritter ſtiegen von ihren Burgen herab und nahmen an den feſtlichen Vergnügungen der Städter Theil, und mit den neuen Gewohnheiten mit der Vervielfältigung der Geſchäfte aller Art fing die Mehrzahl an, ſich mit jedem Tage mehr nach beſſer geordneten Staatsverhältniſſen zu ſehnen. Vergebens widerſtrebten einige Gewalthaber die im Gewirre und der Herrſchloſigkeit beſſer ihre Rechnung fanden. Der allgemeine Strom riß zu beſſern öffentlichen Anſtalten hin. Indeſſen hatten der Verfall der ſchönen Seite des Ritterthums, das Aufkommen der Miethſchaaren u. ſ. w. doch auch ungeachtet der vielen vortheilhaften Einwirkungen der reichen Geſtesentwicklung dieſer lebendig bewegten Zeit nichts deſto weniger ihren verderblichen Einfluß auf die Sitten der Völker geübt. Da

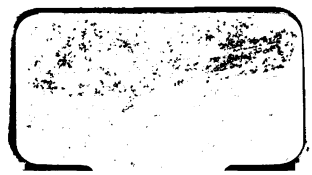
terlandsliebe, frommer Glaube, Zucht und Ehrbarkeit waren geschwächt, und fast überall, wie wir in der Geschichte der einzelnen Länder gesehen, durch Ehrgeiz, Geldgier und Laster aller Art, wie sie ein üppigeres Leben herbeiführt, ersetzt worden. Dieses Verderbniß war tief in alle Stände eingedrungen. Der Lehr- oder Priesterstand selbst, der doch den übrigen mit einem guten Beispiele vorgehen sollte, war am wenigsten davon frei. Vielmehr hatten seine Vergehungen und Laster zu gewaltigen Gährungen und sogar zu den heftigsten Ausbrüchen Anlaß gegeben. Man konnte sich nicht länger verhehlen, daß in Glaubenssachen immer wichtigere Sachen zur Sprache kommen würden, daß um die neuen Begriffe gekämpft werden müsse, und die Erschütterung herrschenden religiösen Glaubens griff tief in alles bis dahin Bestehende ein. Die Wissenschaft schien, seitdem sie aus dem bedrängten Griechenland nach Italien geflüchtet, in diesem herrlichen Lande sich ganz neu zu beleben, und besonders durch ihre Einwirkung auf die höchsten Begriffe, die der Mensch zu erfassen vermag, für die spätere Gestaltung der Europäischen Menschheit wichtig zu werden. Auch noch immer waren es im Ganzen die abgezogenern Theile des Wissens, welche größere Theilnahme erregten, wenn man die äußere Gesetzgebung der Kirche ausnimmt, welche in diesem Zeitraume beinahe für alle tiefer Denkende ein Gegenstand sowohl kühner als sorgfältiger Untersuchung wurde. Die weltlichen gesellschaftlichen Verhältnisse hingegen wurden von den Gelehrten nicht berührt. Nur der Geschichte gehörten sie an. Man nahm sie als ein Gegebenes, und suchte sich darin so gut als möglich zurecht zu finden. Doch wirkten einige Fortschritte des Geistes wie die Erweiterung der mathematischen Kenntnisse auf mehrere Künste und Richtungen des thätigen Lebens so ein, daß die entferntern Früchte dieser Einwirkung im spätern Getreibe Europas nicht zu verkennen waren. Wenn man also die Ergebnisse dieses Zeitraums für die Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft, die Verhältnisse der Völker unter sich und der Einzelnen zum Gemeinwesen in wenigen Worten zusammenfassen wollte, so würde man ungefähr auf Folgendes zurückkommen. Die 153 Jahre, welche vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis auf die Eroberung

von Conſtantinopel verfloſſen, ſind eine Zeit des Uebergangs vom kräftigen, aber theils rohen, theils träumeriſchen Leben des Mittelalters auf die verſtändigere Geiſtesrichtung der neuern Zeit. Die Kreuzfahrten haben ganz aufgehört, das Ritter- und Fehdeweſen verliert ſich allmählig, aber deſto entſchiedener und abgeſchloſſener ſpricht ſich in ſtarren Formen der Unterſchied der Stände und Begangenſchaften aus, welche nur hie und da durch Handel und Ueppigkeit einander näher gebracht werden. Ein äußerer politiſcher Blick in die Verhältniſſe der Staaten neben und gegen einander reift nur langſam, und iſt in dem großen Weltgetreibe nur ſchwer zu bemerken. Die Bürger der kleinern aber unabhängigen Freiſtaaten, die mitten unter den Lehensſtaaten auf eine ganz eigenthümliche Weiſe auftreten, waren wegen des beſtändigen Kampfes gegen ihre Nachbarn und der öffentlichen Erörterung in ihren Staatsverſammlungen hierin noch am geübteſten. In größern Staaten, wo lebendigere Geiſtesentwicklung ſtatt fand, bemerkte man ein Streben nach beſſern Einrichtungen, in welchen ſich eine dunkle Ahnung vom Staatszweck ausſprach, und dieſe waren nicht anders zu erwarten als durch die Kräftigung der königlichen Gewalt, welche ſie in den Stand ſetzte, eine beſſere Verwaltung einzuführen. Hierin ging Frankreich allen übrigen Staaten voran. In den meiſten Ländern hingegen war Ariſtokratie oder Oligarchie der Großen vorherrſchend. Den König entſchädigte man durch deſto glänzendere Formen eines im Grunde gehaltloſen Gepränges. Nichts deſto weniger mußte die königliche Oberherrſchaft in der Idee geheiligt werden, weil das Beſtehende der Form nach von oben herab geſtaltet worden war. Da nun aber zu gleicher Zeit in einigen Staaten mit den Fortſchritten der Verwaltung die königliche Gewalt auch wirklich eingreifender wurde, ſo war eine Zeit vorauszuſehen, in welcher man die öffentlichen Verhältniſſe nach den Intereſſen der Völker berechnen würde. Dieſe Periode war nahe und jene mannigfaltigen und verworrenen Abwägungen des Herrſchervortheils bilden einen Grundzug in dem politiſchen Treiben der ſogenannten neuern Zeit, mit deren Beginnen ſich der lange, reiche, ſinn- und gehaltvolle Zeitraum des Europäiſchen Mittelalters endigt.

Druckfehler des dritten Bandes.

S. 58. Z. 16. „Statthalterschaft" lies „Statthalterschaft Kiew".
S. — Z. 34. „Sekerier" lies „Sewerier".
S. 59. Z. 13. „Jameri" lies „Jarner".
S. 62. Z. 17. „Schwächling" lies „Schwächlings".
S. 63. Z. 32. „Perejaslawez" lies „Perejeslawez".
S. 64. Z. 10. „in seinem Arme" lies „in seinen Armen".
S. 68. Z. 7. „Gornún" lies „Gorún".
S. 73. Z. 3. „Art" lies „Anzahl".
S. 78. Z. 29. „Perkjaslav" lies „Perejaslav".
S. 82. Z. 25, „Sasdal„ lies „Susdal".
S. 83. Z. 21. „Sasdal" lies „Susdal".
S. 85. Z. 21. „Glücke" lies „Glück".
S. 85. Z. 35. „Choldim" lies „Cholim".
S. 92. Z. 5. „Grivan" lies „Grivna".
S. 93. Z. 39. „Güter" lies „Gärten".
S. 95. Z. 25. „Grivan" lies „Grivna".
S. 103. Z. 12. „Nandrocis" lies „Naurocis".
S. — Z. 16. „Tugtschakische" lies „Kaptschakische".
S. — Z. 24. „Mamni" lies „Mamai".
S. — Z. 28. „Buktamisch" lies „Tuctamisch".
S. 104. Z. 34. „Machmuth" lies „Machmeth".
S. 105. Z. 20. „Dmiter" lies „Dmitri".
S. 113. Z. 32. „kalt Wasser" lies „kaltes Wasser".
S. 118. Z. 19. „Theognis" lies „Theognost".
S. 119. Z. 22. „Gesetzmaal" lies „Geschmack".
S. 139. Z. 27. „Szony" lies „Szóny".
S. 146. Z. 6. „Erlach" lies „Erlav".
S. 150. Z. 9. „Symegh" lies „Sixeph".
S. 176. Z. 4. „jetzt" lies „je".
S. 182. Z. 8. „die Lateinische Geistlichkeit in Ungern, in Ungern das Aufkommen eines Griechischen Kirchenthums" lies „die Lateinische Geistlichkeit in Ungern das Aufkommen eines Griechischen Kirchenthums".
S. 193. Z. 4. „prisfoit" lies „pristoit".
S. 195. Z. 22. „Olaszky" lies „Olaszky = liszka".
S. 200. Z. 26. „König" lies „Könige".
S. 206. Z. 23. „Novigrod" lies „Novigrad".
S. 220. Z. 36. „der Kirche außer dem Zehenten" lies „außer dem Zehenten der Kirche".
S. 232. Z. 5. „Erzählung" lies „Aufzählung".
S. 288. Z. 33. „wie vielerlei" lies „vielerlei".
S. 309. Z. 15. „dem Fürsten" lies „den Fürsten".
S. 359. Z. 3. „Capetinische" lies „Capetingische".

Druckfehler des vierten Bandes.

S. 16. Z. 11. „Euklides" lies „Eubulides."
S. 25. Z. 30. „eine" lies „seine".
S. 36. Z. 10. „zehen Argumente" lies „von zehen Argumenten".
S. 40. Z. 30. „wandte Reichthümer" lies „wandte seine Reichthümer".
S. 51. Z. 4. „Affarabi" lies „Alfarabi".
S. 62. Z. 32. „seines Urhebers" lies „ihres Urhebers".
S. 94. Z. 21. „Petrus" lies „Petri".
S. 103. Z. 9. „Waldrathe" lies „Waldrade".
S. 124. Z. 4. „seinen" lies „einen".
S. 138. Z. 29. „aus dem" lies „und dem".
S. 146. Z. 8. „gegen ihre" lies „aber ihre".
S. 151. Z. 33. „Priester" lies „Fürsten".
S. 154. Z. 31. „kennete" lies „kennte".
S. 166. Z. 18. „Bollharden" lies „Lollharden".
S. 176. Z. 4. „demnach" lies „dennoch".
S. 182. Z. 6. „Namen mit Göttern" lies „Namen von Göttern."
S. — Z. 21. „der Verhältnisse" lies „den Verhältnissen".
S. 183. Z. 21. „Verspätung" lies „Verspätung".
S. 184. Z. 8. „Osimandus" lies „Osmandias".
S. 201. Z. 3. „Lansugilen" lies „Lanicyclen" (oder Canicyclen*).
S. — Z. 7. „Wesseruhren" lies „Wasseruhren".
S. 204. Z. 28. „Methematiker" lies „Mathematiker".
S. 206. Z. 3. „so wenigen Umständen" lies „so traurigen Umständen".
S. 208. Z. 18. „von Erfindung" lies „vor Erfindung".
S. 210. Z. 3. „Al Jlamin" lies „Al Hamin".
S. 211. Z. 8. „Mathematik" lies „Mechanik".
S. 212. Z. 26. „die uns dem" lies „die ein dem".
S. 219. Z. 24. „Bocons" lies „Bacons".
S. 255. Z. 9. „Arzte" lies „Aerzte".
S. 275. Z. 25. „Rhalaf" lies „Khalaf".
S. — Z. 29. „Mervan Ebn Johr" lies „Mervan Ebn Zohr".
S. 286. Z. 12. „Gauliak" lies „Gauliac".
S. 300. Z. 35. „unterworfen" lies „unterworfen waren."

*) Doch wohl Hemicyclen? Der Corrector.